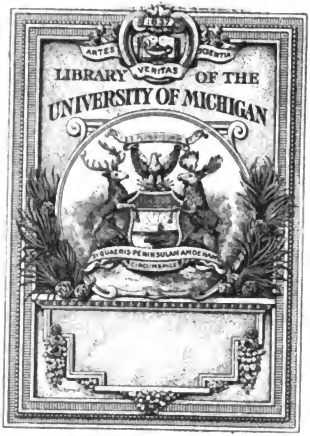
DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XVI.

(Juli — Auguſt — September 1878.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amſterdam, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Baſel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüſſel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapeſt, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobſen & Co. — Bukarest, Golſchek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Chriſtiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Conſtantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — Florenz, H. Loeſcher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — Liverpool, Charles Scholl. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleſchal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobſen & Söderſtedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutkhoffſche Buchhandlung (B. Poſt). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Guſtav E. Stechert. E. Steiger. — Odeſſa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fiſchbacher. F. Vieweg. — Petersburg, Auguſt Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Piſa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, C. & H. Laemmert. — Rom, Loeſcher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samſon & Wallin. — Tamunda (Süd-Auſtralien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenſtamm. — Valparaiſo, E. Niemeyer & Inghirami. — Warſchau, C. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faeſy & Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

sechzehnten Bande (Juli — September 1878).

		Seite
I.	Das Verbrechen gegen den Kaiser	V
II.	Paul Heyse, Skizzen aus Neapel	1
III.	Gustav zu Putlitz, Eisen. Novelle. I.	12
IV.	Ernst Haeckel, Zellseelen und Seelenzellen	40
V.	Karl Hillebrand, Die belletristische Bewegung unter dem Julikönigthum (1830—1848)	60
VI.	****, Die Lage im Orient	82
VII.	Briefe der Familie Körner (1804—1815). Herausgegeben von Prof. Albr. Weber in Berlin. II.	115
VIII.	Eduard Hanslick, Pariser Musikzustände während der Weltausstellung 1878. I.	137
IX.	Karl Frenzel, Das Gastspiel der Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters (Berlin)	145
X.	S. E. Köbner, Nach der Auflösung des Reichstages	153
XI.	Mm., Ludwig Bamberger über den Socialismus in Deutschland	159
XII.	Literarische Notizen	161
XIII.	Literarische Neuigkeiten	166
XIV.	Gustav zu Putlitz, Eisen. Novelle. II.	167
XV.	E. von der Brüggen, Der Nihilismus in Rußland	207
XVI.	Julius Rodenberg, Lord Macaulay's Leben und Briefe	228
XVII.	Th. Fontane, Die wendische Spree, oder: Von Köpenick bis Teupitz an Bord der „Sphinx“	268
XVIII.	Gottfried Keller, Gedichte	288
XIX.	Bruno Meyer, Die bildende Kunst auf der Pariser Weltausstellung	293

(Fortsetzung umstehend.)

149674

Digitized by Google

		Seite
XX.	Eduard Hanslick, Die Musikzustände der Pariser Weltausstellung. II.	316
XXI.	Literarische Notizen	326
XXII.	Literarische Neuigkeiten	331
XXIII.	Gustav zu Putlitz, Eisen. Novelle. III. (Schluß.)	335
XXIV.	F. Max Müller, Ueber Henotheismus, Polytheismus, Monotheismus und Atheismus	374
XXV.	Hermann Hüffer, Marianne von Willemer	405
XXVI.	Friedrich Kreyssig, Zur Reform unseres höheren Schulwesens	428
XXVII.	J. M. Ludwig, Das Ober-Engadin	449
XXVIII.	Friedrich von Sybel, Verwaltungsreorganisation und Unterrichtsgesetz	474
XXIX.	A. Ebert, B. ten Brink's Geschichte der englischen Literatur	481
XXX.	F. von Meerheimb, Das Leben des Generals von Clausewitz	484
XXXI.	Julius Rodenberg, Holtzendorff's Englischer Landsquire	488
XXXII.	E. S., Henle's anthropologische Vorträge	490
XXXIII.	Literarische Notizen	493
XXXIV.	Literarische Neuigkeiten	497

Digitized by Google

Das Verbrechen gegen den Kaiser.

An einem sonnigen Tage, mitten in der Blüthezeit des Jahres, welches reicher an Grün und Duft und Nachtigallensang war, als manches vorhergehende, fielen innerhalb dreier Wochen und fast an derselben Stelle, zum zweitenmale zwei Schüsse gegen unseren Kaiser — und diesmal trafen sie. Es war an einem Sonntag Nachmittag, kurz bevor die Glocken zur Kirche läuteten, und die Sonne schien, und der Himmel war blau — die Natur war in einem tiefen, sommerlichen Frieden; aber der Boden unserer Heimath befleckte sich mit Blut und ein Aufschrei des Entsetzens ging durch die Welt.

Das erste Gefühl jedes Deutschen, noch bevor die beglückende Kunde von der wunderbaren und providentiellen Rettung des Kaisers sich bestätigen konnte, war tiefer Kummer, und noch tiefere Scham. Es war, als ob ein Jeder von uns sein Haupt verhüllen solle. Niemals war ein Herrscher größer durch seine Thaten, ehrwürdiger durch seine Person, und wegen der Tugenden seines Herzens mehr geliebt von seinem Volke. Und gegen dieses Haupt, welches die Heiligkeit des Alters allein hätte schützen sollen; gegen diesen Mann, welcher durch Charakter und Lebensführung sich die Hochachtung Aller gewonnen haben würde, auch wenn diese Vorzüge durch den Glanz eines Thrones nicht erhöht worden wären; gegen diesen Monarchen, welchem es beschieden war, in Herrlichkeit ohne Gleichen die Sehnsucht des deutschen Volkes zu erfüllen und seinen Traum von nationaler Einheit und

Digitized by Google

staatlicher Größe zu einer Wirklichkeit zu machen, hehrer als jeder Traum: gegen den ersten Kaiser des neuen deutschen Reiches, welches er unter dem Jubelruf von Millionen wiederaufgerichtet, gegen ihn, gerade gegen ihn konnte die Mordwaffe sich richten, und der Verbrecher konnte ein Deutscher sein ...! So weit ist es mit uns gekommen! Entsetzliche Verwilderung, — nicht nur die Majestät einer Person, sondern das ganze deutsche Volk ist getroffen und verletzt worden.

Es ist eine alte, trübe Sage des Griechenthums, daß einst nach einem unerhörten Verbrechen der Sonnengott schaudernd seine Rosse anhielt, seinen goldenen Wagen rückwärts lenkte und das Reich, in welchem das Unheil geschehen, mit Dunkel umnachtete. Und von einem anderen unseligen Tage erzählt uns die Bibel, daß auch da die Sonne ihren Schein verlor — „und der Vorhang des Tempels zerriß, mitten entzwei". —

Kein solches Wunder geschah am Tage des 2. Juni. Die Sonne schien weiter und die Glocken läuteten. Doch die Nacht war in unseren Seelen, und der Riß ging mitten durch das Herz unsres Volkes.

Langsam, nachdem der Schreck des ersten Momentes überwunden ist, fangen wir an, uns zu sammeln. Die Gewißheit, daß das Aeußerste verhütet worden, besänftigt die Gemüther. Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß das glorreichste Blatt der deutschen Geschichte mit einem Trauerflor verhüllt werde. Der Kaiser lebt, und das Heldenthümliche, welches ihn, auch der Nähe eines solchen Todes gegenüber, nicht verläßt, die Hoheit, Milde und Herzensgüte, welche er selbst in diesen Augenblicken der härtesten Prüfung bewährt: tragen das Meiste dazu bei, die hochgehende Fluth der öffentlichen Meinung wieder einigermaßen zu ebnen.

Aber Eines ist geblieben — Empörung darüber, daß das Grausige, dessen Zeugen wir gewesen sind, möglich war, und Zorn gegen Diejenigen, welche wir dafür verantwortlich zu machen haben. Dieses Gefühl, welches uns Alle beherrscht, hat für einen Augenblick jeden Unterschied des Standes, der Interessen und der Parteien verwischt, und diese Einheit des Gefühls legt zugleich ein beruhigendes Zeugniß dafür ab, daß das moralische, staatserhaltende Element noch stark genug ist, um das zersetzende, staatsfeindliche von sich auszustoßen. Es war ein Augenblick des tiefsten gemeinsamen Grames, wie jener ein Augenblick der höchsten gemeinsamen Freude war, als der Kaiser sieggekrönt aus dem Völkerkampfe heimkehrte. Damals war es der äußere Feind, mit welchem wir Frieden geschlossen haben und Frie-

Digitized by Google

den halten werden. Mit den verderblichen Elementen im Innern gibt es keinen Frieden.

Es ist ein Gesetz der menschlichen Natur, daß jede höchste Spannung unseres Empfindens in Leid und Lust nur eine Weile dauern kann; dann treten die besonderen Bedingungen und Anforderungen des Alltags wieder an Jeden von uns heran.

Was wir aber Alle gesehen haben, das ist der fürchterliche Abgrund, der sich dicht vor uns aufthat; bei dem Blitze jenes Mordgewehres haben wir in seine Tiefe hinabgeblickt und werden es nimmermehr vergessen. Die Rohheit und Gewaltthätigkeit sind aller Orten in erschreckender Weise gewachsen; mehr aber, als in irgend einem anderen Lande, und unter der Begünstigung von Umständen, welche Deutschland eigenthümlich waren, hat diese trübe, verbrecherische Unterströmung bei uns sich in eine Richtung gewälzt, welche nahezu eine Gefahr für den Staat und eine Drohung für die Gesellschaft geworden ist. Als solche hat man sie theoretisch längst erkannt; und es wäre gut gewesen, wenn man, mit schonungsloser Anwendung der vorhandenen Mittel, sie früher auch schon als solche behandelt hätte. Jetzt wird es schwer sein, der Erbitterung der öffentlichen Meinung zu widerstehen, welche zu extremen Maßregeln hinzudrängen scheint.

Aber nicht Gesetze machen soll man in solchen Momenten nationaler Erregtheit; noch sind Zorn, Schreck, Trauer oder irgend welche andere Affecte die Motive, welche den Gesetzgeber bestimmen. Wenn daher die Gesetzgebung sich dieses schrecklichen Tages erinnern wird, an welchem ein ganzes Volk gedemüthigt dastand unter den Nationen: so wird sie darum nicht minder ihres hohen Berufes sich bewußt bleiben und vielleicht auch dieses Zurufes aus classischem Dichtermund eingedenk sein: „Zeug' Unheil nicht aus Unheil!"

Das Ausland, wir müssen es mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkennen, hat Alles gethan, um unserem Kaiser und dem deutschen Volke seine Sympathie zu bezeugen und uns dadurch über das Schwerste hinwegzuhelfen. Es ist wol noch niemals vorgekommen, daß die Parlamente und die Presse der führenden Staaten sich so theilnehmend und einmüthig über das nationale Unglück eines anderen Staates ausgesprochen haben. Die Vertreter dieser Staaten sind jetzt zu einem großen und mächtigen Friedenswerke in unserer Stadt versammelt; und es thut uns wohl zu denken, daß ihr durch einen

Digitized by Google

Frevel befleckter Boden in den Augen der Völker gleichsam eine neue Weihe durch diese segensreiche Mission empfängt.

Für uns aber beginnt, darüber hinaus, in den nächsten Wochen eine ernste Arbeit. Wir haben die Zuversicht zu unseren Mitbürgern, daß sie bei den bevorstehenden Wahlen ihre Schuldigkeit thun werden. Bessere Zeiten werden wiederkehren; Tage, wo man sich wieder der gewohnten Folge von Arbeit und Erholung, der Ordnung, des Fleißes und seiner Früchte erfreuen kann; Tage, wo man hoffen darf, dem guten Heut ein gutes Morgen folgen und die Bande der Liebe, des Vertrauens und der Ehrfurcht auf's Neue geknüpft und erstarken zu sehen.

Es wird und muß uns gelingen, in dem Kampfe, welcher sich vorbereitet, das Böse zu zertreten, damit wieder Raum werde für das Gute; und in dieser Hoffnung soll unser letztes Wort ein Wort der Versöhnung und des Friedens sein!

Berlin, 13. Juni 1878.

Digitized by Google

Skizzen aus Neapel.

Von

Paul Heyse.

I.

Mit der Palette wandert' ich durch's Land,
Mein altes Handwerk unterwegs zu treiben,
In raſchen Zügen farbig aufzuſchreiben,
Woran ich Aug'- und Seelenweide fand.

Ich hatte juſt kein beſſres Thun zur Hand.
Ein alter Pinſler kann nicht müßig bleiben,
Und malt er nicht, ſo muß er Farben reiben
Und ſie probiren auf der Leinewand.

So ſind die loſen Blätter angeſchwollen;
Notizen, Studien, Stimmungen, Motive,
Bald ſchlicht und ernſthaft, bald im Stil des Berni.

Man muß nicht jederzeit das Höchſte wollen,
Nicht ſtets die Welt betrachten in der Tiefe,
Nicht jeden Floh sub specie aeterni!

II.

Zwei Bübchen ſah ich heut, in Lumpen beide,
Eins barfuß, eins mit Stiefeln ausgerüſtet,
Danach wol keine Seele ſonſt gelüſtet —
Faſt wie das Meſſer ohne Stiel und Schneide.

Sein Spielgeſell indeſſen ſah's voll Neide,
Wie ſich der Freund mit ſeinem Schuhwerk brüſtet,
So ſchmählich es der Zahn der Zeit verwüſtet,
Und Jener ſchwelgt' in übermüth'ger Freude.

Digitized by Google

Den Soldo, den er erst erbetteln müssen,
Gab er dem Stiefelputzer, mit Grimassen —!
Grinsend von einem bis zum andern Ohre.

Und sein Triumphblick that der Welt zu wissen:
Wer Stiefel hat, kann sie auch putzen lassen,
Und wer sie putzen läßt, ist ein Signore.

III.

Wär' Adam hier an diesem Golf geboren,
Nie hätt' er sich ums Paradies gebracht:
Den Zorn des Herrn hätt' er hinweggelacht
Mit echt napoletanischen Humoren.

Heut, da ich wandelt' ins Gewühl verloren
Am Hafen, fühlt' ich eine Hand, die sacht'
An meinem Rockschoß sich zu schaffen macht';
Ein Griff — den Schlingel hatt' ich bei den Ohren.

Doch wie ein Aal entschlüpft' er mir und stand
Erst in der Ferne still, mit Sehnsuchtsblicken,
Als sei er tief von Mitgefühl durchdrungen.

Wie mich vertröstend winkt' er mit der Hand:
„Geduld! es wird schon nächstens besser glücken!" —
Fast that mir's selber leid, daß es mißlungen.

IV.

Das junge, braune Schelmenangesicht
Mit Feuerblick und lachend weißen Zähnen!
Ich seh' es gerne wie der wirren Strähnen
Tiefschwarzer Kranz die niedre Stirn umflicht.

Sie kennt nichts Höh'res, als am Sonnenlicht
Im warmen Meersand faul die Glieder dehnen,
Doch muß sie früh schon bei den Fischerkähnen
Mitziehn am Schleppnetz, wie der Weiber Pflicht.

Hernach sitzt sie am Haus und schwingt den Wocken
Und singt dazu und ruft, gehst du vorbei,
Mit Lachen ihr „Signor, muojo di fame!"

Sie hat gut lachen! Diese Zähn' und Locken
Und was da sonst des Unverfälschten sei,
Dürft' ihr beneiden manch geputzte Dame.

Digitized by Google

V.

Sie hielten, vierzig Ladendiener, heuer
Ein Bundesfestmahl in Sorrento's Frische.
Für Suppe, Maccheroni, Braten, Fische
Und Früchte sind zwei Lire nicht zu theuer.

Doch wie sie tafelten! Mit welchem Feuer
Ein Jeder schlang, damit er ja bei Tische
Auch für sein Geld sein volles Theil erwische,
Portionen ließ verschwinden, ungeheuer!

Beim Nachtisch sangen sie zur Mandoline
Traviata, Rigoletto, Troubadour,
Wo mehr die forti glückten als die piani!

Der Kellner schlich herum mit saurer Miene.
„Vierzig Couverts — zwei Lire Trinkgeld nur! —
Ma che volete? Son Napoletani!"

VI.

Das Hirn voll Tand, im Herzen öde Leere,
Sorgsam frisirt, geschminkt die welke Haut,
Mit jedes Hauses kleinem Klatsch vertraut,
Als ob er werth der tiefsten Forschung wäre,

So schlendert dort der Veteran vom Heere
Der Stutzer, höchlich von sich selbst erbaut,
Voll Stolz, daß er mit Ehren so ergraut
Im strengen Waffendienste der Cythere.

Beruf und Ziel und Inhalt seines Lebens
War Frauenliebe; da ihn die verlassen,
Ist er zu Nichts mehr auf der Welt zu brauchen,

Als nur — ein Vorbild manneswürd'gen Strebens
Der goldnen Jugend — auf Neapel's Gassen
Die langen, schwärzlichen Cavours zu rauchen.

VII.

Dort hinter des Balkones Gitterstäben
Seh' ich ein Aeffchen auf die Gasse stieren,
So sehr vertieft, als woll' es Nichts verlieren
Von Allem, was sich drunten mag begeben.

Digitized by Google

Sieh, auf dem staub'gen Pflaster kauert eben
Ein braunes Fischerweib, beschäftigt, ihren
Sprößling zu säubern von gewissen Thieren,
Die stets nach menschlicher Gesellschaft streben.

Der Kleine droben kratzt den Kopf sich trübe.
Denkt er des Affenweibs, das ihn geboren
Und nie versäumt, ihm solchen Dienst zu leisten?

O heil'ge Sympathie der Affenliebe!
Ich glaub', er weint! — Und stets noch gibt es Thoren,
Die Darwin anzufechten sich erdreisten!

VIII.

Im Museum.

Am Sonntag stets und Feiertags mitunter
Ist freier Eintritt hier. Das Volk in Schaaren
Strömt durch die Säle, froh, den Franc zu sparen,
Und gafft und staunt und lacht und plaudert munter.

Ein stattlich Bürgerweib sah ich darunter,
Das einen Säugling trug mit krausen Haaren
Und leider noch viel krauserem Gebahren;
Er zappelt', schrie und trieb es bunt und bunter.

Da öffnet' sie die volle Brust in Eile,
Und weiterschreitend stillte sie den Schreier,
Indeß sie selber sättigte die Augen.

Gesegnet Volk! Dir wird das Glück zu Theile,
Den Sinn für Kunst in früher Sonntagsfeier
Schon mit der Milch der Mutter einzusaugen.

IX.

Ich sah im sechsten Stock auf dem Balkone
Ein Crestainchen (auf gut Deutsch: Grisette).
Sie näht', und mit der Arbeit um die Wette
Flog ihr Gesang im Ritornellentone.

Dazwischen, stolz herab vom hohen Throne,
Als ob sie all' die Pracht zu eigen hätte,
Beherrscht' ihr Blick des Meeres Spiegelglätte,
Capri, Vesuv und rechts Pizzofalcone.

Digitized by Google

Ein Mann mit Früchten kam vorbei. Nach denen
Ließ sie ihr Körbchen rasch am Seil hinab
Und zog's gefüllt herauf um wenig Heller.

Dann biß sie tapfer ein mit blanken Zähnen,
Bis ihr zum Stelldichein das Zeichen gab
Ihr Liebster, pfeifend wie ein Vogelsteller.

X.

Und jenes blassen Mädchens dacht' ich da
In meiner Eltern Haus. Ihr dumpfes Zimmer
Sah in den Hof, da saß sie nähend immer,
Bis ihre Hand dem Linnen ähnlich sah.

Was rings in Stadt und Land und Welt geschah,
Warf in ihr dämmernd Leben keinen Schimmer.
Daß schön die Erde sei, erfuhr sie nimmer,
Und dacht' an Eins nur: daß ihr Ende nah.

Am Sonntag kam ein blonder Kammerdiener,
Der ihr von Liebe sprach; und schweigend ließ
Und lächelnd sie's geschehn, als wär's zum Spaße.

Zuweilen bracht' er Kirschen mit, dann schien er
Ein Gott ihr und ein kleines Paradies
Ihr Hinterstübchen in der Behrenstraße.

XI.

Die Chiaja dröhnt von Reitern und Caroſſen,
Concert im Grünen, luſt'gen Menſchenſchaaren.
Siehſt du die ſchöne Frau mit blonden Haaren,
Stumm an des Gatten Seite hingegoſſen?

Er blickt ſo kalt, ſie traurig und verdroſſen.
Die Dulderin! Kann er ihr's nicht erſparen,
Dicht an dem Hauſe dort vorbeizufahren,
Wo ſein Maitreßchen wohnt, die ihr zum Poſſen

Stets ſich am Fenſter zeigt zur Corſoſtunde?
Die arme junge Frau ſieht ſtolz vorüber —
Wohin? Dort nach dem Stutzer hoch zu Pferd?

Aufblitzt ein Lächeln an dem blaſſen Munde,
Ein Wink — ein Blick herüber und hinüber —
O Dulderin! — ihr ſeid einander werth!

Digitized by Google

XII.

Hier kannst du Gleichheit finden sonder Gleichen.
Ernst wird gemacht mit dem erhabnen Spruche,
Wir sollten Brüder sein trotz Kain's Fluche;
Zumal die Schwestern wissen's zu erreichen.

Die Häßlichen und Hübschen, Arm' und Reichen,
Mit Ambradüften oder Fischgeruche,
Sie lesen sämmtlich nie in einem Buche
Und wissen klug der Bildung auszuweichen.

Nur was man anziehn, küssen kann und essen,
Scheint werth, daß man danach Verlangen trüge,
Ob höher man geboren sei, ob tiefer!

Das Fischweib neidet nicht die Principessen.
Was die besitzen, hat sie selbst zur Gnüge:
Liebschaften, Kinder, Eis und Ungeziefer.

XIII.

Ihr zählt, mein schönes Kind, kaum vierzehn Jahr'
Und habt ein so erwachsen kluges Lachen,
Und schwatzt so allerliebst von Liebessachen,
Schon aus Erfahrung, dächte man fürwahr.

Auch ist schon Einer — oder Zwei sogar —
Mit Ernst beflissen, Euch den Hof zu machen;
Selbst dem Verehrer Eurer eignen schwachen
Mama bringt Euer Aeugeln schon Gefahr.

Was Ihr nur tragt und thut und sprecht, hat Chic.
Ihr habt den besten Koch, den ersten Schneider,
Der frömmste Beicht'ger sorgt für Eure Tugend.

Begehrlich folgt Euch aller Männer Blick.
Ja, Ihr habt Alles, Signorina! Leider
Fehlt Euch nur eine Kleinigkeit: die Jugend.

XIV.

Auf Capri.

Barfüßig, braun, das Haar zerzaus't vom Wind,
Trieb sie ihr Eselchen mit sonderbaren
Zurufen an. Da wir gesprächig waren,
So lös't' auch ihr das Zünglein sich geschwind.

Digitized by Google

„Concetta heiß' ich. Hier auf Capri sind
Die meisten Mädchen hübsch. Vor wenig Jahren
Kam ein Milordo übers Meer gefahren,
Der nahm zur Frau sich ein Capreser Kind.

„Was half das Glück ihr? Weil's da draußen schneite,
Starb sie vor Frost und Heimweh, poveretta!
Der Mann betrauerte ein ganzes Jahr sie.

„Man sagt, er komme wieder, sich die Zweite
Zu holen." — Hättest du wol Lust, Concetta? —
Und sie, ganz ernsthaft: Eh! Potrebbe darsi.

XV.

Vom neuen Friedhof.

Ich sah die Sonne still zur Küste gleiten,
Capri, die Sphinx des Meers, in Gold getaucht,
Sorrent von Veilchendüften überhaucht
Und um Sant Elmo Dämmrung sich verbreiten.

Kaum athmete die Luft von Zeit zu Zeiten.
Das Wölkchen, das dem Feuerberg entraucht,
Hing wie getriebnes Silber, schöngebaucht;
Pan's Flöte klang, doch nur den Eingeweihten.

Da sagt' ich mir: wie hoch auch Pessimisten
Drauf schwören, Nichtsein wäre mehr als Sein,
Hier fehlte wol der Muth zu solcher Phrase.

Ihr, die ihr nicht mehr seid, ihr guten Christen,
Um einen Blick in dieses All hinein
Gäbt ihr das Nichts wol unter eurem Grase.

XVI.

„Ein Stück des Himmels, das zur Erde fiel,
„Der Schöpfung Sonntagskind, ein zweites Eden,
„Die Zauberin des Meers, bethörend Jeden,
„Den je vorbeitrug seines Schiffes Kiel;

„Ein ew'ger Freudenborn, ein Leidabyl —"
O Freund, genug der überspannten Reden!
Die blanke Larve deckt so arge Schäden,
So schnöder Lüst' und Leidenschaften Spiel!

Digitized by Google

Wol mag im Märchenglanz des Sonnenlichtes
Dies Land zum Paradiese sich erhellen,
Dient man darin auch zweifelhaften Göttern.

Doch ißt man hier im Schweiß des Angesichtes
Nur süße Frucht von kecken Sündenfällen,
Und nie besaßt man sich mit Feigenblättern.

XVII.

Hier haben wahrlich alle Menschlichkeiten
Ihr Stelldichein. An des Genusses Arm
Schlendert das süße Nichtsthun durch den Schwarm,
Und toller Leichtsinn tanzt dem Paar zur Seiten.

Es sprach von nordischen Bedenklichkeiten
Natur sie los, und los von Reu' und Harm.
Des Südens Tag ist heiß, die Nacht so warm —
Das Laster mag am liebsten nackend schreiten.

Nicht ist das Alter zahm, die Jugend blöde.
Ein Jeder fühlt im brausenden Gewimmel
Geborgen sich und seine liebsten Sünden.

So treibt er, was er mag, und ist es schnöde,
Ei nun, er denkt: selbst Gottes Aug' im Himmel
Weiß im Gewühl dich nicht herauszufinden.

XVIII.

Auf Schritt und Tritt, wohin die Augen schweifen,
Hast du hier Reiz und Schönheit zu bestaunen.
Kamst du in grauen Locken oder braunen,
Das alte „Sieh und stirb!" wirst du begreifen.

Es ließ der Himmel diese Perle reifen
In der humansten seiner Schöpferlaunen.
Was Spötter auch von ihren Flecken raunen,
Wird nicht den Glanz von ihrer Schale streifen.

Hier findest du zu Kauf wie im Bazare
Kunst und Natur, jedweden Schmuck des Lebens,
Daß Nichts dem schwelgendsten Bedürfniß fehle.

Von Allem ausgesuchte Exemplare.
Den einen Reiz nur suchst du hier vergebens:
Den schlichten Liebreiz einer schönen Seele.

Digitized by Google

XIX.

Villa N.

Ich kannte dieſes Haus in frühern Tagen,
Da ſchimmert' es von weißen Marmorbildern,
Von goldnen Wänden, Lüſtern, Wappenſchildern,
Von ſtolzer Pracht und üppigem Behagen.

Heut weht hindurch ein Herbſthauch von Entſagen,
Der alle Farben dämpfen will und mildern,
In Haus und Park ein reizendes Verwildern,
Doch ſchöner faſt, als da ſie Schmuck getragen.

Gleich einer ſtolzen Seele, die ſich lange
Bewußt war ihrer ſtrenggemeſſnen Pflichten,
Und um zu glänzen ſich bequemt dem Zwange.

Doch ihrer ſpotten läßt Natur mit nichten.
Unmerklich folgt das Herz dem tiefen Hange
Nach Freiheit, der es lehrt auf Stolz verzichten.

XX.

San Martino.

Wie Fürſten dieſer Welt habt ihr gewohnt
Hoch über Stadt und Land und Flutgebrauſe,
Ihr ſchweigſam ſtolzen Büßer der Karthauſe,
Stumm, weil nur Gottes Wort der Mühe lohnt.

Kein Papſt noch Kaiſer, der ſo ſchimmernd thront.
Kunſt und Natur umblühten eure Klauſe;
Sant Elmo's Fort war Schirmvogt eurem Hauſe,
Das Schätze häufte, die der Roſt verſchont.

Nun hat man euch zur Welt zurückgetrieben.
Nichts mehr von all dem Glanze blieb euch eigen,
Nicht eures Kreuzgangs kühler Marmorfrieden.

Doch wenn ihr *wollt*, iſt Alles euch geblieben;
Denn wer gelernt zu ſchauen und zu ſchweigen,
Bleibt, auch entthront, ein Fürſt der Welt hienieden.

Digitized by Google

XXI.

Das Grab Virgil's

am Posilip.

Dich nenn' ich wol des Glückes Lieblingssohn;
Denn treulich folgend eines Größern Tritten,
Bist du Jahrhunderte hindurchgeschritten
Und glorreich der Vergessenheit entflohn.

Und wieder hob empor zu seinem Thron
Ein Größrer dich, der durch der Hölle Mitten
Zum Führer dich erkor, und wieder glitten
Weltalter hin — du sprachst dem Wechsel Hohn.

Zwar was du sangst von Waffen, Hirt und Heerde,
Hat nie die Welt erschüttert zaubermächtig;
Du aber bliebst der Zaubrer der Poeten.

Es liegt am zauberschönsten Fleck der Erde
Dein Grab, und zu ihm wallt die Welt andächtig,
Wie zu der Gruft der Heil'gen und Propheten.

XXII.

Du weißt es wol, ich lebe nicht mehr gerne,
Da Jahr um Jahr so herbe Schläge brachten,
Die wol auch härtre Schultern mürbe machten,
Und ich das Leben bitter fand im Kerne.

Nichts mehr erquickt mich, was ich schaff' und lerne.
Ich weiß, nur wenig lohnt's, nach Wahrheit trachten,
Und jenes Laub, wonach Poeten schmachten,
Hält nicht den Blitz von Menschenhäuptern ferne.

Und doch, ob ich allein nach Ruhe strebe —
Vom Sonnenzauber dieser Stadt umglänzt,
Muß ich gestehn: hier athmen lohnt der Mühe.

Sie grüßt den müden Ringer gleich der Hebe,
Die ew'ger Jugend Nektar ihm kredenzt,
Daß neues Sein im Jenseits ihm erblühe.

Digitized by Google

XXIII.

Der Tag ist wonniglich, die Inseln liegen
Entschleiert wie Sirenen in der Flut.
Die Märchenstadt in San Martino's Hut
Glänzt wie ein Traum, da wir vorüberfliegen.

Wir können uns bequem im Wäglein wiegen,
Das Laub am Wege wehrt der Mittagsglut.
Fast dünkt das Leben lieblich uns und gut —
Was ist mir nur so feucht ins Aug' gestiegen?

Siehst du nicht vorn an unsres Pferdes Schopfe
Die Feder nicken rastlos auf und nieder,
Die rothen Schleifchen wehn im Weitertraben?

Den Schmuck trug ja das Pferdchen auch am Kopfe,
Das nun verlassen steht im öden Zimmer,
Seit seinen kleinen Reiter wir begraben!

XXIV.

Da ich in diese Stadt, ein Jüngling, kam,
Noch ungeprüft, von keinem Wunsch betrogen,
Umbrauf'te mich wie heut wol ihrer Wogen
Gewalt'ge Brandung stolz und wundersam.

Doch weil ich still der Muse Ruf vernahm,
Fühlt' ich hinweg ins Stille mich gezogen
Dem Stern entgegen, der am Himmelsbogen
Mir winkte, bis ihn eingewölkt der Gram.

Und heute, müd' und alt, enttäuscht vom Leben,
Das Mark durchschauert schon von Todeskühle —
Ein Rausch bemeistert hier mir Herz und Haupt.

Wie sollt' ich dieser Stadt den Preis nicht geben
Vor jeder andern, da mir ihr Gewühle
Gleich Lethe's Welle die Besinnung raubt!

Digitized by Google

Eisen.

Novelle

von

G. zu Putlitz.

I.

Es war gegen das Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, in der noch nicht die Schienenstraßen ihr Band schlangen um die Länder. Noch rollte der Postwagen die staubigen Chausseen entlang oder klomm langsam durch die Thäler hinauf, während das Horn des Postillons durch den Wald schmetterte, oder das Echo wach rief an den Bergwänden; noch wanderte der Fußreisende die stille Landstraße entlang über den sinkenden Tag hinaus, in die Nacht hinein, bis ihm die Lichter des Städtchens oder des einsamen Gasthauses am Wege Obdach verhießen und dem Müden ein Asyl boten. Es war damals noch recht anders als jetzt in der Welt. Das Leben war abgeschlossen in dem Heim und bewahrte die Eigenthümlichkeiten, welche die Beschaffenheit und Beziehung jedes Ortes ausbildeten, fester und unvermischter, und fremd war, was aus der Ferne kam. Jede Reise war ein Lebensereigniß und hatte, nicht, wie jetzt, nur ein Ziel, sondern einen Weg, und dieser war die Hauptsache bei den Reiseerlebnissen, die Fremde wie alte Bekannte vereinte, wenn ein Zufall sie auf Tage oder auch nur auf Stunden zusammenführte. Wir, die wir schon mit der Erinnerung an jene Zeiten uns hineinlebten in die Wandelungen, welche die Dampfrosse und das geflügelte Wort auf dem Drahtnetz, das die Welt umzieht, hervorriefen, müssen uns mit Mühe jene Zustände und die Eigenthümlichkeiten in das Gedächtniß rufen, und es schien mir nothwendig, den Leser daran zu mahnen, dasselbe zu thun, so lange er unsere einfache Erzählung verfolgt, die ihn zunächst in das Wirthszimmer eines Gasthauses in einem Gebirgsstädtchen im Süden Deutschlands führt. Das Städtchen liegt zwar nicht an der großen, vielbereisten Heerstraße, aber es hat, durch seine heimische Industrie, doch Verbindung mit derselben; es ist abseits, aber nicht unbereist. Schwere, dunkle Wolken hingen über einem kalten Novembertag und ließen, nach dem lichtlosen, feuchten Tage, die Nacht nur noch

Digitized by Google

früher einbrechen, als schon die Jahreszeit bedingte. Unser Gasthaus hat zwar auch ein sogenanntes Speisezimmer, in dem, auf langer, schmaler Tafel, über die rothgewürfelte Decke das weiße Tischtuch aufgelegt ist, aber da ist es leer, denn der warme, behagliche Ofen im Nebenzimmer, der eigentlichen Schänke, hat die Gäste versammelt zu engerem Zusammenrücken und allgemeinem Gespräch. Die Kellnerin in der Nationaltracht, mit der Ledertasche und dem Schlüsselbund im Gürtel, läuft ab und zu, mit den neugefüllten, schäumenden Bierschoppen; der gesprächige Wirth sitzt unter den Gästen, indessen die wohlbeleibte Wirthin, mit dem Strickstrumpf in den Händen, hoch am Büffet thront, mit den Blicken Alles controlirt, sonst aber müde und gleichgültig dreinschaut und mit der Kreide einen Strich nach dem anderen auf die Tafel malt, die neben ihr liegt. Die Nadeln des Strickstrumpfes klappern mechanisch, und sie achtet auf die Arbeit mit derselben scheinbaren Gleichgültigkeit, als auf das Gespräch der Gäste. Aber sie ist theilnahmslos nur aus Gewohnheit, denn sie muß thun, als überhöre sie eine oder die andere sehr spaßhafte Erzählung, einen etwas gewagten Witz der Männer, der ihr nicht für das Ohr der Frauen zu passen scheint. Wird es ihr zu arg, schilt sie auch wol derb dazwischen, schickt die Kellnerin fort, aber sie richtet ihre Strafpredigt gegen den Mann, der meist unschuldig ist, wenn er auch die Schelte mit affectirter Beschämung hinnimmt. Es weiß ja doch Jeder, wer gemeint ist, und Niemand kann es übel nehmen, wenn die Frau ihren Ehegatten zurechtweist und auf die Würde des Hauses hält. „Heut ist die schöne Kathi unwirsch," sagen dann die Gäste, und die Wirthin läßt sich diese Bezeichnung wohl gefallen, die freilich jetzt schon lange wie eine Ironie klingt, vor 30—40 Jahren jedoch wohl berechtigt war, denn Kathi, die jetzige Bärenwirthin, galt für das schönste Mädchen in der Stadt, und der wohlhabende Wirth wußte wohl, was er that, als er sie, ob zwar sie keinen Kreuzer Aussteuer mitbringen konnte, in seine Wirthschaft hineinheirathete; denn sie zog durch ihre Schönheit viele Gäste in's Haus, und weil sie etwas über ihren Stand gebildet und klug dazu war, fand sie schnell für Jeden die richtige Manier des Verkehrs, hatte Menschenkenntniß und sollte, wie die älteren Stammgäste behaupteten, auch damals, wenigstens unter vier Augen, nicht so streng auf die Würde ihres Hauses gehalten haben als jetzt. Von dem früheren Ruf der Schönheit, der, wie gesagt, durchaus nicht mehr paßte, hatte sie aber doch Etwas bewahrt, eine Zuversicht und Gewohnheit der Coquetterie, was ihr das Regiment sehr erleichterte; denn sie mußte mit besonderer Rücksicht behandelt werden, sie lohnte und strafte, mit Gunst oder Ungunst, mit Lächeln oder mit strengem Blick, und schließlich mühte sich doch Jeder, ihr Wohlwollen durch Aufmerksamkeiten zu verdienen. Heute schien aber das Gespräch ungewöhnlich lahm; die Gesellschaft wollte nicht recht in Stimmung kommen. Sie hatte sich an mehrere Tische vertheilt, hier die Honoratioren, dort Handwerker, noch in der Tracht der Tagesarbeit. Man mußte sich erst wieder gewöhnen an das gemeinsame Winterzimmer, wie auch der geschäftige Wirth von einem Tisch zum anderen rückte, unterwürfig und herablassend, immer mit einer Mischung von Vertraulichkeit und Zurückhaltung und stets bereit, über jeden Scherz seiner Gäste zuerst zu lachen.

In solcher Stimmung ist Nichts erwünschter, als ein fremdes, überraschendes

Digitized by Google

Element für die Gesellschaft, eine Erscheinung, um die sich die Interessen einen, und für den neu Hinzukommenden kann es keine bessere Einführung geben, als das mühsam gequälte Gespräch, das vor seinem Kommen sich hinschleppte. Diese Erfahrung sollte einem Gaste zu Gute kommen, der sich schon auf dem Vorflur laut ankündigte, dessen Eintreten schon freudig und laut begrüßt wurde, ehe er noch die Schwelle überschritten hatte.

Kaum hätte man es bemerkt, daß ein Wagen vor dem Hause hielt, hätte nicht zugleich ein lautes Poltern und Durcheinanderschreien sich vernehmen lassen und gleich darauf ein Klirren und Abladen schwerer Kisten. Eine tiefe Stimme rief nach dem Hausknecht, schalt auf den Fuhrmann, lachte dazwischen, schalt wieder und weckte dadurch nur lautes Gelächter. Schon schien auch die Straßenjugend an dem Ereigniß Theil zu nehmen und sich in den Lärm zu mischen. Neues Schelten, Knallen der Peitsche, man hörte die Buben auseinanderstieben, um mit verdoppeltem Hurrah und Lachen wieder anzuheben.

„Das ist der alte Jobst Eisenreiter!“ rief der Wirth; „den hört man, ehe er anklopft, und da hat er auch schon die sämmtlichen Straßenbuben hinter sich her.“ Er stürzte hinaus, dem Gaste entgegen.

„Richtig,“ sagte die Wirthin, und über ihr Gesicht zog es, als erwache sie aus einem langweiligen Traum, „das ist seine Zeit, so zwischen Herbst und Winter. Leni, richte das Dachstübchen, er wohnt in keinem andern.“ Sie häkelte einen Schlüssel vom Bunde an ihrem Gürtel und trieb das Mädchen, indem sie ihm immer wieder kleine Anordnungen nachrief, die sie jedesmal mit den Worten begleitete: „Er will es nun einmal so haben!“

Auch unter den Gästen hatte die Ankündigung dieses Ankömmlings eine freudige Erregung hervorgerufen.

„Ist er wieder da, der alte Spaßvogel!“ sagte ein Bürger, der nicht ohne Salbung den obersten Platz einnahm und von den Anderen „Herr Rathsmann“ genannt wurde; „ist er wieder da mit seinem Polterkram, seinem Aufschneiden und seinen Schnurren? Kinder, nun wird's noch lustig heute Abend.“

„Ich höre ihm gar zu gern zu, Gevatter,“ rief ein Anderer, „denn er weiß doch Manches, was man sonst nicht zu hören bekommt. Ein Gelehrter ist er und man meint immer, hinter der Narrheit stecke doch noch Etwas, das gar unheimlich ausschaut.“

„Ach was,“ warf ein Dritter hin, „er gibt sich eben ein Ansehen und seinem Kram auch, aber genauer betrachtet ist Nichts dahinter.“

Ein paar jüngere Mitglieder der Gesellschaft, die kürzlich erst in den Ort gekommen waren, dazu einige Durchreisende fragten neugierig, was es mit dem Mann auf sich habe, woher er käme, welch' Geschäft er betriebe, und nun gab es ein Schreien durcheinander, das, anstatt zu erklären, nur noch mehr verwirrte. Jeder wollte am meisten wissen. Jeder berichten, und dabei fingen sie fast alle beim Unwesentlichen an, meist von sich selbst, wann sie den alten Jobst zuerst gesehen hätten und wer ihnen an dem Tage gerade begegnet sei, wenn es auch mit der Frage in gar keinem Zusammenhang stand. Die Stimmen überboten sich, die Meinungen stritten gegen einander, es erhob sich ein Lärmen und Streiten, aber zur Aufklärung über den Mann, der diese Aufregung her-

Digitized by Google

vorgerufen hatte, kam es nicht, und leicht hätte es zu ernstlichen Zwistigkeiten führen können, hätte nicht der Wirth die Thür aufgerissen und mit dem Ruf: „Da ist er! Da haben wir ihn! Habe ich ihn nicht gleich gewittert?“ den Erwarteten eingeführt.

„Willkommen, willkommen, Junker Jobst! Hierher, hierher!“ riefen Alle durcheinander.

Auf der Schwelle zeigte sich eine wunderliche Erscheinung, aber doch eine ganz andere, als der, welcher sie zum ersten Male sah, nach der Ankündigung hätte erwarten sollen. Ein hochaufgewachsener, schlanker Mann stand da, das Haar schneeweiß, der lange Bart bis auf die Hälfte der Brust niederfallend. Auf dem Kopfe hatte er ein schwarzes Käppchen, über das ein alter, zerdrückter, dunkler Filzhut nachlässig gedrückt war. Der Anzug bestand aus einem verschossenen, etwas zu weiten Sammetrock, der, ohne Kragen, bis oben zugeknöpft, von einem breiten Ledergurt mit Schnalle, an dem zwei große Taschen hingen, über den Hüften zusammengehalten wurde. Der Hals war frei und ein nicht eben sauberer, zurückfallender Hemdkragen umschloß ihn. Ein schwarzer Tuchmantel hing von den Schultern nieder. Der alte Mann, in seiner straffen Haltung, hatte doch eine gewisse Würde und stand da, des Eindrucks, den er machte, bewußt, wie ein Bild aus alter Zeit, carikirt und doch nicht ohne Ernst. Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah sich um in dem Kreis, dessen lauter Zuruf unwillkürlich verstummte. Selbst der Wirth brach sichtlich verlegen sein gewohntes Lachen ab, als der Alte ihn mit etwas übertriebener Salbung anredete:

„Grüß' Euch Gott, werther Gastfreund, und Euch, wohllöbliche Hausfrau, Zierde dieser oft betretenen Räume! Ah, und da seid Ihr auch, wackere und traute Zechgenossen, ehrsame Bürger und Rathsherren dieses erbärmlichen Nestes, das zwischen die Berge geklebt ist, als hätte ein Riese der Urzeit, der sein Haus baute, den schmutzigen Rest aus seiner Kelle in's Thal hineingeklext, und er wäre hängen geblieben, nicht unten und nicht oben, und die zwerghaften Menschenkinder hätten eine Stadt daraus geknetet.“ Er lachte zwar dabei, daß die Anrede klingen solle wie ein Scherz, aber es lag doch der mitleidige Ton der Geringschätzung in seinen Worten.

„Hoho,“ rief der Rathsherr an dem Ende des Tisches, „unsere Stadt lassen wir uns nicht verachten, und wenn wir gute Freunde bleiben sollen —“

Der Alte legte ihm feierlich die Hand auf die Schulter und blinzelte ihm freundlich zu mit den kleinen, schlauen Augen. „Das sollt Ihr auch nicht. Eure Stadt ist alt, und alles Alte ist ehrwürdig. Ihr laßt zwar Eure gute Stadtmauer einstürzen, wie es dem Sturm der Elemente, dem Regen und Sonnenschein gefällt, aber das rechne ich Eurem Unverstand zu gut. Von Euch ist eben Nichts weiter zu verlangen.“

Der Vater der Stadt wollte wieder auffahren, aber einige Andere, die meinten, ihm könne der Hieb nicht schaden, lachten zustimmend, und da der Alte seine Hände nach allen Seiten ausstreckte und Bekannte und Nichtbekannte mit freundlich herablassendem Händedruck begrüßte, hielt der Rathsherr es für besser, dies als Scherz zu nehmen und unerwidert zu lassen, was ihm nur Verdrieß-

Digitized by Google

lichkeiten gebracht hätte, hätte er es als Kränkung aufgefaßt. Man rückte zusammen, um dem Alten den Ehrenplatz und den behaglichsten am Ofen frei zu machen, die anderen Tische wurden herangeschoben, die Kellnerin brachte unaufgefordert den schäumenden Schoppen und den bescheidenen Imbiß; der Alte nahm das hin, wie eine selbstverständliche Huldigung, und wie ein leutseliger Fürst, der seine Vasallen um sich sammelte, saß er da.

„Nun, Junker Jobst," fing einer der Gäste an, „seid Ihr wieder einmal auf der Reise? Schlechtes Wetter habt Ihr Euch ausgesucht, und der warme Ofen wird Euch wohlthun." Der Redner warf das so hin, um den Alten zum Reden zu bringen und seine Freude zu haben an der wunderlichen Antwortweise des Fremden, an dessen Sonderlichkeiten die Gesellschaft nun einmal ihren Spaß hatte.

Der Alte fixirte den Frager mit scharfen Blicken: „Auf der Reise?" fing er an. „Das ist wieder gesprochen wie ein Spießbürger, wie ein Kleinstädter, dem es schon eine Reise scheint, wenn er einen Büchsenschuß über das Weichbild seines Heimathsortes fortkam, der sich in der Fremde glaubt, wenn er nicht mehr mit der Nase an seinen Kirchthurm rennen kann. Ich bin niemals auf der Reise, denn ich habe keine Heimath als die vergangenen Jahrhunderte, von denen Ihr Nichts wißt. Jeder Ort, über den die Geschichte hinrauschte und ihre Spur zurückließ, ist mein Heim. Und das Wetter sollte mich schrecken? So schnob der Herbstwind über des alten Gottfried von Berlichingen Scheitel, so schlug der Regen um Ulrich von Hutten's bleiche Denkerstirn, so glänzte der Mond über dem stolzen Römerzug, der den germanischen Boden furchte, über die bösen Schweden-Schanzen, die uns der dreißigjährige Krieg im deutschen Lande aufwarf. Im Sturm und Regen, im Mondlicht über dem Blachfeld spricht die Vergangenheit zu mir ihre ewige Sprache, und ich scheue sie nicht, sie ist mir willkommen."

Ein Theil der Gäste lachte hell auf. Alles Unverständliche scheint dem Ungebildeten spaßhaft, und die Verlegenheit, darauf nicht eingehen zu können, versteckt sich am liebsten hinter gezwungenes Lachen. Der Alte schien das zu wissen, denn er ließ sich durch den Schein des Spottes nicht beirren.

Der Wirth war ab und zu gegangen und hatte Diesem und Jenem, dem der Alte eine neue Bekanntschaft schien, ein paar Worte über den eigenthümlichen Gast zugeraunt; jetzt legte er ihm, mit etwas zudringlicher Familiarität, die Hand auf die Schulter und sagte dienstfertig: „Die Kisten habe ich sicher im Nebenzimmer verwahren lassen, Ihr könnt ganz ruhig sein, Junker Jobst."

„Ich bin immer ruhig," erwiderte dieser. „Meine Schätze sind wohl verschlossen, und die Kisten trägt mir keiner fort. Der Fuhrmann aber mit seinem lahmen Gaul mag zum Teufel fahren, ich will ihn morgen nicht wieder. Das Thier ist so alt wie Methusalem und kommt nicht mehr von der Stelle. Richtet's aus, edler Gastfreund!"

Eine feine Stimme aus der Ecke kicherte heiser. „Ich denke, Ihr liebt Alles, was alt ist, Junker? Da müßte Euch der alte Gaul doch auch recht sein." Die Stimme kam von dem mageren Stadtschreiber, der seine Rede wieder mit Lachen schloß und seine Nachbarn mit den Ellenbogen anstieß, als wolle er sagen: „Paßt auf, jetzt werde ich mich an ihm reiben."

Digitized by Google

Junker Jobst legte die Hand an die Stirn, als suche er den Anredenden und könne ihn nicht finden. „Die Posaune hat gar dünnen Ton und falschen Klang," sagte er. „Lahmer Gaul und lahmer Witz gehen einen Trab und werden beide schlechter mit den Jahren. Laßt Euren Witz auf dem alten Gaul reiten und Ihr könnt es riechen, wo Ihr anhalten müßt."

Die Andern lachten, der Stadtschreiber aber kroch grinsend in seine Ecke.

„Wieder neue Schätze gefunden für Euer Museum?" fragte der Rathsherr. Er wollte es mit einem gelehrten Discours versuchen, denn der Alte schien heute in der Laune, um sich zu hauen, und wer mit ihm mit Scherzen anband, konnte leicht seine Würde auf's Spiel setzen.

„Kostbare Sachen," sagte Jobst, „wie nur ich sie finde, nur ich sie erkenne und kein Anderer sie zahlt. Schwerter aus dem 14. Jahrhundert, Stegreife vom Augsburger Tournier, Ringe und Ketten, ciselirte Beschläge von Truhen und Kasten, wälsche Kunstarbeit, Meßgewänder mit brabanter Spitzen, feine Emaillen aus Venedig —"

„Halt!" rief ein halbtauber Schlosser, der sich vergebens bemühte, mit der Hand am Ohr, allen den prahlenden Bezeichnungen zu folgen. „Es wird einem ganz wirr von allen den Dingen. Wo in aller Welt, Herr Eisenreiter, bringt Ihr nur alles das Zeug zusammen?"

Der Alte sah ihn verdrießlich an. Es ärgerte ihn schon, bei seinem Familiennamen angeredet zu werden, denn lieber hörte er sich „Junker" nennen, obgleich das eigentlich sein Spitzname war, den ihm seine Vornehmthuerei eingetragen hatte, den er aber seit Jahren wie ein Recht in Anspruch nahm. „Meister," sagte er, „schafft Euch bessere Ohren an, wenn Ihr mich aushorchen wollt, und redet mit mehr Respect von den Ueberbleibseln großer Zeiten. Euch freilich ist's altes Eisen, zerbrochen und vom Roste zerfressen, wenig Kreuzer werth, aber dem Kenner ist's ein Schatz, mit Gold aufzuwägen, und mir, dem Eingeweihten, ist's Offenbarung. Habt Ihr nicht vom gehörnten Siegfried gehört, dem ein Tropfen Drachenblut auf die Zunge sprang und der seitdem die Sprache der Vögel verstand im Walde? So verstehe ich die Sprache des todten Geräthes, und mir erzählen die leblosen Waffen von den Kämpfen, in denen sie Blut färbte."

„Euch muß aber wol erst etwas Anderes über die Zunge gehen als Drachenblut, das rar geworden sein soll in der Welt," rief der Barbier und Heilgehilfe, der für einen witzigen Kopf galt im Städtchen. „Paßt auf, Gevatter, wenn unser Junker erst am sechsten Schoppen ist, dann geht ihm die Offenbarung auf."

Jobst richtete sich zornig empor und wollte Etwas erwidern, aber Alle schrieen durcheinander: „Wir zahlen die Schoppen, wir wollen die Offenbarung hören!"

Des Alten Zorn ging sofort in ein herablassendes, mitleidiges Lächeln über. „Ihr versteht mich doch nicht," sagte er, „aber da seht her!" Er griff in die Tasche, die an seinem Gurt hing, und brachte allerlei Trödelkram zum Vorschein, eisengefaßte Ringe, alte Schlüssel, geschnittene oder wunderlich geformte Steine, Petschafte und Schnallen. Einen ganzen Haufen legte er vor sich auf den Tisch, aber wenn Einer danach greifen wollte, hielt er die Hände darüber und wehrte

Digitized by Google

die Berührung. Nur von Weitem ließ er die Dinge betrachten, hielt sie an's Licht, daß sie glitzerten, und steckte sie nach einander wieder in die Tasche, jedem eine Bezeichnung, eine Beziehung zu irgend einem großen historischen Namen gebend, von Carl dem Großen bis zu Napoleon. Es kümmerte ihn auch nicht, daß ihm irgend welche geringschätzende Bezeichnung von den Gästen dazwischengerufen wurde, die dann immer lautes Gelächter begleitete.

Einer der Gäste hatte Punsch bestellt und ließ ein großes Glas vor Junker Jobst hinsetzen. Erst weigerte er sich, es anzurühren, und wies es mit der Hand zurück, aber die Anderen ließen nicht nach mit Zutrinken und Anstoßen, und so trank er mit, scheinbar gezwungen. Immer lebendiger wurde er, und nun fing er an zu erzählen:

„Woher ich komme, habt Ihr mich gefragt, und meintet, mich damit zu verspotten. Ich sollte Euch erzählen, wie ich mich mühsam auf den erbärmlichen Landstraßen mit trägem Miethsgaul hinschleppte. Wie ich alle meine Schätze zusammenbrächte, sollte ich berichten. Das hätte Euch Spaß gemacht und hätte gelautet wie eine lustige Schnurre. Ihr hängt an dem Heute, und ein Fuhrmannskarren, der in dem Dreck vorgestern stecken blieb, ist Euch wichtiger, als eine Nation, die vor Jahrhunderten verblutete, die Papierschere, mit der Ihr Eure Zinszettel abschneidet, ist Euch mehr werth, als das Schwert eines Alexander, das die Welt unterjochte. Ihr seid eben moderne Kinder einer modernen Zeit, und Euer Sinn ist wie die Eintagsfliege, die ihren Sonnenaufgang und Sonnenuntergang für den wichtigsten Theil der Weltgeschichte hält. Vorhin bin ich Euch die Antwort schuldig geblieben, jetzt will ich ihr Bescheid geben, nicht weil ich meinte, Ihr würdet mich verstehen, sondern weil ich es mir selbst schuldig bin, einmal den zerlumpten Mantel zurückzuschlagen und mich zu zeigen, wie ich bin. Von einem Schlachtfeld komme ich, von einem blutigen, auf dem ein großer König seinen Geist aushauchte, auf dem Ströme von Blut seinen Tod rächten und doch die Schmach des Verrathes nicht fortzuwaschen vermochten."

„Herr Gott im Himmel!" kreischte ein schmächtiger Schneidermeister, der sich neugierig von dem anderen Tisch zugedrängt hatte; „wo ist denn das passirt? Erzählt, Junker, erzählt! Hier hört man auch gar Nichts, was sonstwo in der Welt vorgeht."

Einige stießen sich an, spöttisch auf den Schneider deutend; Andere riefen: „Was wird er nun hervorbringen? Jetzt ist er im Zug!"

Junker Jobst aber wartete feierlich, bis Alles wieder still geworden war und sich seinem Ruhe gebietenden Blick beugte. Dann fing er an: „Auf dem blutigen Felde von Lützen bin ich gewesen und von des Schwedenkönigs Leiche komme ich. Davon will ich Euch erzählen."

Und nun begann er die Schilderung der Schlacht, von der Stunde, in der durch dichten Morgennebel die Sonne sich mühsam hervorrang, immer wieder verdunkelt durch tiefhängendes, vom Herbststurm gejagtes Gewölk, das fern am Horizont die Flammen der brennenden Stadt blutroth durchleuchteten. Jetzt stürmen die kühnen schwedischen Bataillone wieder und wieder gegen die Kaiserlichen und werfen eine Brigade nach der andern nieder, bis der eiserne Feldherr,

Digitized by Google

der seine Geschicke an die Sterne knüpft, mit der Macht seines Geistes, der Flucht der Friedländer Halt gebietet und die Verzagten zurückführt zum mörderischen Kampf, Brust an Brust, Kraft an Kraft, und der Tod seine blutigen Kränze ausstreut hier und dort. Da, vom rechten Flügel, sprengt der Schwedenkönig den Seinen voran in die Schlacht, und nur auf ihn sehend, nicht mehr denkend an Tod und Gefahr, folgen sie ihm. Ihn aber reißt das Verhängniß fort, ihn, den Unbesiegten, der er bleiben soll, selbst im Tode. Ein leuchtendes Meteor, jagt er durch den Nebel, nicht sehend, wie nahe ihm der Feind, nicht achtend, wie die Seinen ihm in immer kleinerer Schar folgen. Und nun, Kugel auf Kugel in die Brust des Helden, um den der Kampf sich wälzt und der Tod Ernte hält wie der blutgierige Drache, der Alles zerreißt und verschlingt. Diesem Würgen können die Seinen den vergötterten Führer nicht entreißen, aber dem irdischen Feind soll er nicht bleiben. Siegend über der Leiche ihres Heldenkönigs tragen sie ihn fort, ihn, den nur der Tod besiegte.

Hoch aufgerichtet, mit leuchtendem Auge hatte der Alte dagestanden, als sähe er das Bild vor Augen, das er schilderte, hatte er erzählt; Muth, Schrecken, Schmerz malte sich auf seinen Zügen, und der Arm fuhr durch die Luft, als schwänge er das Schwert, das sich Bahn machte durch den Knäuel des Kampfes. Als er fertig war, brach er wie erschöpft zusammen, aber gleich darauf flogen seine Blicke wie triumphirend durch den Kreis der Zuhörer. Die hatten stumm und erstaunt gelauscht, die Jüngeren mit sichtlichem Ergriffensein, die Aelteren, schon gewöhnt an diese Weise des Alten, halb verlegen vor sich hin sehend, und ein großer Theil mit der lächelnden Stumpfheit, mit der der Unverstand den Spaßmacher anglotzt, dessen Scherze er nicht versteht.

„Wahrhaftig, als ob Ihr dabei gewesen wäret, Junker," fing Einer an.

„Wo habt Ihr das nur her?" fragte ein Anderer.

„Ich habe es erlebt!" sagte feierlich der Alte, „erlebt mit dem Nachempfinden, das zurückgreift mit dem Seherherzen in die vergangenen Zeiten, aber erzählt haben es mir die, die dabei waren —"

„Die dabei waren?" fuhr ein junger Beamter dazwischen. „Euch erzählt?"

„Ja," sagte Jobst und schlug mit der Hand auf den Tisch; „und eben heute. Ich will sie Euch nennen: Der sechzehnte Novembertag, der aufging aus weitgestreckten Nebeln, das Herbstgewölk, das dahinfuhr am trübdunklen Himmel, im Sturm, der dem Winter die Bahn fegt, just wie vor zwei Jahrhunderten, und dann eine eherne Zunge, die nur für mich gelöst ist, aber vernehmlich spricht für den Geweihten — ein Schwert vom Schlachtfeld zu Lützen, das ich unwürdiger Umgebung entriß, aus der Schmach des Vergessenseins erlöste, nach zwei mal hundert Jahren; ein Schwert, das ihn schützen wollte, als er dahinsank, und das ein Tropfen seines Heldenblutes heiligte für ewige Zeiten."

„Solches Schwert habt Ihr gesehen?" fragte der junge Beamte, unwillkürlich hingerissen von der überzeugenden Sicherheit des wunderlichen alten Mannes.

„Ich habe es in Händen gehalten, ich besitze es," erwiderte dieser, „und dies Haus ist so hoch geehrt, es unter seinem Dache zu beherbergen."

Digitized by Google

„Das müßt Ihr uns zeigen; das wollen wir sehen!“ riefen alle Gäste durcheinander, einige freilich in der Hoffnung, einen neuen Spaß zu erleben.

Der Alte besann sich eine Weile, als bedürfe es eines Entschlusses, dem Verlangen nachzukommen, er schüttelte den Kopf, als schrecke er vor etwas Unerhörtem zurück, dann aber lächelte er freundlich. „Ihr seid mir liebe Zechgenossen und seit Jahren freundlich gesinnt, wenn ich Rast suche in Eurem alten Nest, das der Zeugen vergangener Tage mehr einschließt, als Ihr, modernes Geschlecht, versteht — ich will Euch widerfahren lassen, was Euer profaner Sinn zwar nicht verdient, aber was ich Euch in Gnade gewähre. Ihr sollt das Schwert sehen, den Griff berühren dürfen, denn Ihr glaubt doch nur das, was Ihr mit Händen greift, und hernach mögt Ihr zurücktaumeln in Euer Alltagsleben, in das dumme Rechenexempel Eurer Philisterexistenzen.“

Er stand auf und ging mit gravitätischem Schritt, den nur der dampfende Punsch, von dem er bereits einige Gläser geleert hatte, und die Erregung der Schlachtschilderung, die ihm das Blut in's Gesicht trieb, etwas in's Schwanken brachte, in das Nebenzimmer, in das der Wirth die Kisten hatte schaffen lassen.

„Sollte man ihm nicht Eins auf's Maul geben für seine Grobheiten?“ sagte der Rathsherr halbleise zu seinem Nachbar. „Zäumt sich der alte, lumpige, verlogene Trödler nicht auf, als sei er ein Fürst und thäte uns eine große Ehre, nur mit uns an einem Tisch zu sitzen und den Punsch zu trinken, den wir bezahlen?“

„Laßt doch,“ sagte ein ruhiger Mann quer über den Tisch; „er ist doch eigentlich ein guter Kerl, wenn auch ein großer Narr. Seine Grobheiten beleidigen nicht.“

Andere waren des Rathsherrn Meinung und wollten aufbrechen, aber der taube Schlosser, der kein Wort verstanden hatte von Jobst's Schlachtschilderung, und weil er meinte, Etwas von Schweden gehört zu haben, sich einbildete, die Rede sei eine Philippika gegen die Herren vom Rath, welche die jüngeren Bürger meist die „alten Schweden“ schalten, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Der Mann hatte ganz recht, ganz meine Ansicht. Der spricht es doch einmal rund heraus, was wir Alle wissen und worunter wir Alle leiden, und wenn er erlebt hätte, was ich durchzumachen habe als Hausbesitzer, hätte er es Euch noch deutlicher gegeben. Das sage ich!“ Dabei schlug er noch einmal mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und das Gelächter der ganzen Gesellschaft gab das Echo. Der heftige Mann, mißtrauisch wie die meisten Harthörigen, fuhr zornig auf, und es hätte leicht einen ernsten Streit geben können, denn ihm war, selbst von den Friedlichen, nicht zu bedeuten, daß er Alles mißverstanden habe, wäre nicht Jobst wieder eingetreten, feierlich ein altes Schwert mit plumpem Korbgriff vor sich hertragend, wie ein Kreuz in der Procession. Man war froh, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf diese Reliquie lenken zu können; diesmal schaffte das kriegerische Eisen den Frieden, und man scharte sich um die Waffe, von der Jobst behauptete, ihr verdanke er die Kunde von der Lützener Schlacht. Jeder wollte sie in der Hand halten und wägen und prüfen. Aber so schnell litt das der Alte nicht. Sie müßten alle wieder an ihre Plätze und dann solle sein Heiligthum von Hand zu Hand gehen; das

Digitized by Google

wolle er gestatten. So wurde denn das Schwert die Tafel entlang gereicht, aber Jobst stand immer dahinter, aufbrausend, wenn ein Zweifel an der Echtheit laut werden wollte, oder Einer den „alten Bratspieß" nicht mit der gebührenden Andacht betrachtete. Mehrmals hatte er es schon wieder zurücknehmen wollen, weil die Einfalt nicht werth wäre, es zu berühren, aber immer wieder besänftigte ihn ein bewunderndes Wort. Auf dem letzten Platz am Tische saß nun ein junger, gut aussehender Mann in der unscheinbaren Tracht eines wandernden Handwerksburschen. Er gehörte nicht in die Stadt, sondern war auf der Wanderung, Niemand kannte ihn, und kaum hatte ihn Jemand beachtet. Er hatte sich auch eben erst an den Tisch gerückt, aufgefordert von der Kellnerin und auf Zureden des Wirthes. Bis dahin hatte er in einer halbdunklen Ecke sein bescheidenes Abendbrod verzehrt und keinen Theil genommen an dem Gespräch der anderen Gäste. Man wollte auch das Schwert eigentlich an ihm vorbei reichen, aber er nahm es, und ohne ein Wort dabei zu sagen, prüfte er es nach allen Seiten. Jobst stutzte, und als der Fremde die Schraube, mit der die Klinge in den Korbgriff gefestigt war, genauer prüfte, fixirte er ihn scharf, mit besorgtem und mißtrauischem Blick. Aber der junge Mann sagte kein Wort und ließ die Waffe weiter gehen. Wer darauf geachtet hätte, hätte sehen müssen, daß der alte Sammler aufathmete, wie nach überstandener Gefahr, dann aber eine Gelegenheit ergriff, seinen Schatz an sich zu nehmen und in's Nebenzimmer zurückzubringen, wo man ihn noch eine Weile mit Eisen rasseln und schwere Schlösser zuschließen hörte. Als er zurückkam, fiel sein erster Blick auf den jungen Mann am Ende des Tisches, und mit sichtlicher Befriedigung überzeugte er sich, daß er noch immer stumm und isolirt dasaß und mit Niemand in ein Gespräch gekommen war. Er wurde ganz heiter und erzählte noch lange Schnurren und prahlende Abenteuer, die er bestanden hätte, und als die Gesellschaft endlich sich allmälig verzogen hatte, suchte er selbst sein Dachkämmerchen auf, in dem er nun schon seit einem Menschenalter alljährlich einige Mal auf seiner Reise nächtigte, und das er so als seinen heimischen Besitz ansah. Der junge Handwerksbursche war schon vor ihm zur Ruhe gegangen.

II.

Am anderen Morgen war, wie gewöhnlich, die schöne Kathi wieder die Erste auf im Hause und ließ das Wirthszimmer, das während der Nacht oberflächlich in Ordnung gebracht war, lüften und sauber herrichten. Sie selbst zeigte immer in ihrem Anzug die höchste Sorgfalt und eine fast zu jugendliche Eleganz. Trotz ihrer scheinbaren Indolenz blieb sie doch die Seele des Hauses, und klug wie sie war und immer im Stillen beobachtend, hatte sie sich eine Menschenkenntniß erworben, die selten trog. Wie oft hatte sie dadurch ihrem Hause unliebsame Auftritte, üble Nachrede, ja entschiedenen Schaden abgewandt. Und solchen Respect hatte sie ihrer Meinung erworben, daß, wenn sie in Streitigkeiten, wie sie ja öfter in ihrem Local vorkamen, Partei ergriff, was freilich nur im äußersten Fall geschah, sie darauf rechnen konnte, stets die Majorität für sich zu haben. Namentlich beobachtete sie die Fremden und Durchreisenden scharf, und

Digitized by Google

wer ihr nicht zuverlässig erschien, den wußte sie mit muthiger Energie aus dem Hause zu entfernen. Sie, die Einzige, hatte gestern den jungen Handwerksburschen nicht aus dem Auge gelassen, diesmal ihn aber mit entschiedenem Wohlwollen betrachtend, und hatte es wohl bemerkt, wie er zwar schwieg, als er das Schwert aus der Lützener Schlacht musterte, doch aber nicht, wie die Anderen, sich weder zum Spott noch zur Anerkennung hinreißen ließ. „Der versteht's," hatte sie gedacht, „und das ist ein mäßiger und besonnener Mensch, der kaum seinen einen Schoppen leerte und sich in keinerlei Streit einlassen wollte." Das Aeußere des jungen Mannes war übrigens wohl dazu angethan, das gute Vorurtheil zu unterstützen. Er mochte kaum vierundzwanzig Jahre alt sein, und der erste Flaum eines Bartes färbte eben die kräftige Oberlippe; die offene Stirn und das klare Auge ließen auf Intelligenz schließen, wie die jugendlich schlanke, aber doch muskulöse Gestalt auf eine Jugend kräftiger Arbeit. Der Anzug, so einfach als möglich, war doch zweckmäßig und sauber und äußerst adrett. Von allem Dem war der schönen Kathi Nichts entgangen, wenn sie auch Nichts davon merken ließ, wie sie das vielleicht vor dreißig Jahren gethan hätte. Daß er kein Langschläfer war, sollte sie auch gleich erfahren, denn kaum war ihr Wirthszimmer wieder so weit, daß es sich, wie sie meinte, sehen lassen könne, und noch war es nicht völlig Tag, als der junge Mann schon vollkommen reisefertig eintrat.

„Ei," sagte die Wirthin, „Ihr wollt früh aufbrechen und könnt es doch so eilig nicht haben, denn, wie ich vermuthe, sucht Ihr hier, in unsern Gebirgsorten, keine Arbeit, und bis zur nächsten Herberge habt Ihr noch alle Zeit. Laßt die Nebel erst fallen, dann bekommt Ihr einen klaren Tag und wandert noch immer weit genug."

„Ich bin einmal daran gewöhnt, früh aufzustehen," erwiderte der junge Bursche; „aber darin habt Ihr Recht, eilen thut's nicht. Kann ich mein Frühstück haben und meine Zeche gleich richtig abmachen?"

„Damit hat's wieder keine Eile," sagte die schöne Kathi, griff aber doch nach ihrer Schiefertafel und rechnete die bescheidene Summe zusammen. „Ihr seid wol Schlosser?" fragte sie, „oder Maschinenarbeiter?"

„Kunstschlosser!" erwiderte der junge Mann ganz ruhig, „und freilich habe ich mehrere Jahre in einer Maschinenfabrik gearbeitet. Habt Ihr mir das angesehen?"

„Ja!" erwiderte die Wirthin; „gestern Abend, als Ihr das merkwürdige Schwert des alten Jobst Eisenreiter in die Hand nahmt. Bei dem ersten Blick, den Ihr darauf geworfen habt, wußte ich, daß Ihr mit Eisenarbeit Bescheid wüßtet."

„Ja so!" sagte der Schlossergeselle.

„Nun, und was sagt Ihr zu dem Dinge?" fragte die Wirthin.

Der junge Mann lachte. „Ich wollte dem Alten seinen Spaß nicht verderben, am wenigsten ihn zum Gespötte der Anderen machen, die ohnehin ihn schon mehr zum Besten hatten, als seine grauen Haare es verdienten, und so schwieg ich, denn etwas Besonderes hat der Mann doch, wenn sein Gebahren auch vielleicht eben so unecht ist als sein Schwert, dessen ganz einfache Klinge

Digitized by Google

alt sein mag, dessen Korb aber sicher von einem plump gearbeiteten neuen Studentensäbel stammt, der ziemlich ungeschickt aufgeschroben wurde und dessen Rost künstlich hervorgebracht ist. Die Schraubenmutter paßte wieder nicht zum Gewinde."

„Dachte ich es doch!" sagte die schöne Kathi. „Das sind so seine Geschichten. Wäre es etwas Rechtes gewesen, hätte er es nicht gestern Abend in der halb betrunkenen Gesellschaft zum Vorschein gebracht. Er ist eben ein wunderlicher Kauz, und so kenne ich ihn schon seit dreißig Jahren. Wenn er die Wunder seines Krams ein paar Mal Anderen vorgelogen hat, glaubt er selbst daran, und, so gutmüthig er ist, wer ihm dann die Unechtheit beweisen wollte, den könnte er morden vor Wuth. Es hat hier schon mehrmals Händel mit ihm gegeben, die mit blutigen Köpfen endeten. Jetzt kennen sie freilich schon seine Art und haben immer ihren Spaß daran, wenn er kommt. Angekündigt hat er sich jetzt und dazu macht er immer solche Geschichte wie gestern. Heute fängt er nun an einzuhandeln, allerlei altmodischen Kram, wie er so vorkommt, aus Erbschaften oder auf Versteigerungen. Wenn er drum feilscht, ist's Plunder, und das wird auch wol meist das Richtige sein; wenn er's mit ein paar Kreuzern bezahlt hat, wird's unermeßlich kostbar, und für die Welt gäbe er's nicht wieder her. Das ist immer dieselbe Geschichte. Aber böse kann man ihm nicht sein, und wenn er es auch versucht, sich immer in Geheimnisse einzuhüllen, so glaube ich doch auch, daß er eine Vergangenheit hat, die er nicht aufzuklären willens ist. Wer immer verkleidet umhergeht in der Welt, wie er, der wird zuletzt selbst nicht mehr wissen, wer er eigentlich ist, denn Ihr habt Recht, er ist gerade wie sein Kram, den er immer zu etwas Anderem zurecht bastelt und herausputzt und verlügt, daß er selbst nicht mehr weiß, wie und wozu er in die Welt gekommen ist. Eins kann ich Euch aber verrathen —"

Sie legte plötzlich den Finger an den Mund und blinzelte nach der Thür, die mit kräftigem Ruck aufflog. Jobst stand auf der Schwelle. Es war einmal seine Gewohnheit, sich bemerkbar einzuführen und das Ueberraschende seiner Erscheinung dann in einer malerischen Stellung wirken zu lassen.

Es war ihm augenscheinlich nicht recht, den jungen Gesellen mit der Wirthin im Gespräch zu finden, aber er wollte sich das nicht merken lassen, grüßte den Ersteren mit stummem Kopfnicken, setzte sich weit ab von ihm an ein anderes Tischchen und bat die schöne Kathi um sein Frühstück. Kaum hatte diese aber das Zimmer verlassen, als er aufstand, zu dem jungen Mann hinantrat und ihm zuflüsterte: „Hüten Sie sich vor der Wirthin. Sie hat die Gewohnheit, ihre Gäste zutraulich zu machen, auszuhorchen, und was sie wieder erzählt, ist nicht immer das Freundlichste. Die Weiber, wenn sie einmal in ihrer Jugend für schön galten, nehmen es aller Welt übel, daß sie alt und garstig wurden, und rächen sich mit ihren bösen Zungen. Ich habe sie, weiß Gott, wider meinen Willen, beleidigt, nur weil ich sagte, für mich würden die Dinge werthvoller, je älter sie wären, und ein naseweiser Gast rief: „Schöne Kathi, der Junker macht Ihnen eine Liebeserklärung." Was konnte ich für den miserablen Witz. Aber sie trägt ihn mir nach, und spricht nicht gut von mir, hinter meinem

Digitized by Google

Rücken. Gelt, sie hat Ihnen auch von mir Böses erzählt? Ich sah es ja, wie sie den Finger auf den Mund legte, als ich eintrat."

„Böses? Daß ich nicht wüßte!" erwiderte der junge Mann.

Der alte Jobst hatte entschieden noch Etwas auf dem Herzen, denn er setzte sich zu dem Gesellen und rückte so nah als möglich zu ihm hinan. „Junger Mensch," fing er an, „ich habe Vertrauen zu Euch, und ich will Euch auch sagen weshalb. Gestern Abend, als ich mein Schwert zeigte aus der Lützener Schlacht, und die dummen Kleinstädter es anglotzten und sich klug stellen wollten mit ihren einfältigen Witzen, und dachten: „Wir wollen uns nicht blamiren und für echt annehmen, was hinterher vielleicht falsch ist!" — da habt Ihr es angesehen und hättet wol ein Wort dazu reden können, denn Ihr hattet mehr Einsicht davon als alle die Anderen. Aber Ihr verschlucktet das Wort, denn dem Klugen kommt es nicht darauf an, seine Klugheit zu zeigen, wie dem Dummen, seine Dummheit zu verbergen."

„Mit dem Schwert laßt es nur gut sein!" sagte der Geselle, und sah dem Redner offen und heiter in's Gesicht.

Jobst hatte keinen Zweifel mehr, daß seine Rarität entlarvt sei. Er lachte laut auf und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. „Meint Ihr, ich würde solchem besoffenen Volk ein Kleinod in die Hände geben, wie ich deren eine ganze Menge besitze? Wer Kieselsteine fangen will, hängt keinen Brillanten an die Angel. Für die war mein Schwert echt genug, und hätte ich es aus den Händen des sterbenden Helden Gustav Adolf selbst empfangen, sie hätten ihre schlechten Bierwitze ebensogut darüber gerissen. Jeder Mensch verdient nur das, was er zu schätzen im Stande ist, und nur was er glaubt, macht ihn selig. Könnte ich aller drei Ringe des weisen Nathan habhaft werden für mein Alterthumsmuseum und hätte die drei Brüder nicht gleich dazu, die an sie glaubten, so wären sie alle drei nicht mehr werth, als der Stein und die Fassung. Der Diamant, der in der Wagenspur liegt, wird von den Rädern zermalmt wie ein Glassplitter, und der Bergkrystall in einer Königskrone wird funkeln wie ein Stern. Es gibt nur einen Probirstein für die Echtheit der Dinge, der Menschen und ihres Werthes, das ist die Zeit. Was vor der besteht, ist echt, alles Moderne aber muß erst auf der Goldwage der Jahrhunderte erprobt werden, und deshalb habe ich Nichts damit zu thun."

Er hatte so feierlich als möglich gesprochen und fixirte den jungen Mann dabei mit scharfem Blick aus den kleinen, schlauen Augen, um den Eindruck zu beobachten, den seine Orakelsprüche hervorbrächten; der aber sah ihn weder erstaunt noch überrascht an, sondern ganz offen und heiter, und sagte: „Mit Eurer Auffassung würde ich nicht weit kommen. Was ich mit dem Hammer gehärtet, mit der Feile gerundet und im Feuer aufgeschmiedet habe, das hält, darauf kann ich mich verlassen; was aber der Rost der Jahre angefressen und zersetzt hat, dafür kann ich nicht einstehen, und wenn die Arbeit tüchtig ist, kann sie der ebenso wenig zerbrechen, der sie gering achtet, als der, der sie überschätzt. Was die Dinge sind, ist die Hauptsache, nicht wofür man sie ausgibt."

„Recht so," sagte Jobst, „Ihr scheint ein tüchtiger Handwerker zu sein, und

Digitized by Google

wer nicht mehr sein will als das, für den sind Eure Ansichten immerhin berechtigt."

„Ich meine, es ist genug, das rechtschaffen zu sein, was man ist, und ich werde meinen Stolz darein setzen, mein Handwerk zu treiben so gut ich kann, wenn mir auch vielleicht in meiner Kindheit eine Lebensaufgabe beschieden war, die nicht im Schweiß des Angesichts mich durchbringen sollte."

Jobst horchte auf. Er hätte gern weiter gefragt, aber die Wirthin kam mit dem Frühstück, und nachdem sie es vor den Alten gestellt hatte, nahm sie ihren Platz am Schenktisch und griff nach dem Strickstrumpf; die Beiden aber führten eine kurze Unterhaltung über gleichgültige Dinge weiter.

Nach einer Weile stand der junge Schlosser auf und trat an das Fenster. Es war Tag geworden, und wenn auch die Nebel dick und trübe um die Berge hingen und der weiße Nachtreif über den Dächern und auf dem Pflaster der Straße lag, so schien das Wetter doch günstig für die Wanderung. Er rüstete seinen Ranzen und wollte sich anschicken, ihn über die Schultern zu nehmen, als Jobst, mit schnellem Entschluß, zu ihm hinantrat. „Junger Freund," sagte er, „laßt das noch für ein paar Stunden, das Fußwandern könnt Ihr Euch sparen, und es ist ohnehin in der feuchten Luft und auf der durchweichten und durchfahrenen Landstraße kein sonderliches Vergnügen. Ich kenne das seit einem halben Jahrhundert, und die Wege werden, daß sich Gott erbarme, immer schlimmer statt besser. Von hier aus gibt mir mein Geschäftsfreund, der Krämer, sein gutes Gefährt, und das hat, neben meinen Kisten, noch Platz für uns zwei. Auf der Reise soll man einen freundschaftlichen Begleiter nicht bei Seite schieben, und, wenn man fahren kann, nicht zu Fuß laufen, wenn's auch nur die Stiefel schont. Was ich hier gebrauchen und für mein Museum gewinnen kann, habe ich bis Mittag zusammen, und dann kommt Ihr doch noch eher in das Nachtquartier, als zu Fuß."

Er reichte die Hand zum Einschlagen und hatte so treuherzig gesprochen, daß es dem jungen Gesellen schwer wurde, ihm den Vorschlag zurückzuweisen. Er sagte aber doch: „Ich gehe gern, und mir thut's Nichts, wenn ich auch erst mit der Nacht am Ziele bin."

„Thut's mir zu Liebe!" fuhr Jobst fort. „Mir ist unbehaglich, allein zu fahren, und ich habe gern einen Gefährten zur Seite. Wollt Ihr nicht — gut, so weiß ich schon, was Euch gegen mich einnahm. Zu Haus komme ich allein auch an." Er schielte zur Wirthin hinüber; der junge Mann wurde etwas verlegen, der Alte zog ihn doch an und er mochte ihn nicht kränken. „Wenn's Euch ein Gefallen ist," sagte er, „und nicht nur so ohnehin aus Höflichkeit angeboten, will ich gern mit Euch fahren, und nehme Eure Freundlichkeit an."

Jobst schlug fest ein in die Hand, die Jener reichte. „Topp!" rief er, und warf diesmal einen triumphirenden Blick zur schönen Kathi hinüber, „das ist abgemacht. In wenig Stunden hole ich Euch hier ab." Damit setzte er den Hut auf, hing das Mäntelchen um und verließ das Zimmer.

Kathi lachte auf, als er fort war. „Der alte Narr," sagte sie, „denkt immer, man verlästere ihn, und das kommt mir nicht in den Sinn; aber seine Grobheiten lasse ich mir nun einmal nicht gefallen, wie die Anderen. Fahren könnt

Digitized by Google

Ihr schon mit ihm, wenn es auch nicht nöthig ist, Alles zu glauben, was er Euch aufbinden will. Nun, Ihr seid ja schon gewarnt durch den alten Säbel gestern Abend." Damit verließ sie das Zimmer und ließ den jungen Mann allein. Der hatte sich nun gewöhnt, keine Zeit zu verträumen, noch zu verlieren, und da er sich doch einmal hatte überreden lassen, den Vormittag zu warten, wollte er so gut als möglich seine müßige Zeit ausnutzen. Auf der Wanderung geht immer Manches zu Grund oder kommt doch aus dem Schick. Er packte also sein Ränzel aus und fing damit an, dies nachzusehen. Hier hatte sich ein Riemen gelöst, oder eine Schnalle war schief, ein Loch zu weit geworden, da wurde nachgeholfen und gebessert. Dann kamen die bescheidenen Kleider an die Reihe. Jeder Knopf wurde gemustert und, wo es fehlte, mit Nadel und Zwirn gefestigt. Die schöne Kathi ging ab und zu und hatte ihre Freude an dem jungen Mann, dem Alles so leicht von der Hand ging. „Man sollte meinen," sagte sie, „Ihr wüßtet mit Nadel und Schere ebenso gut Bescheid als mit Feile und Hammer!"

„Ein Wenig von Allem muß man auch können, besonders wenn man kein Mütterchen mehr hat, das Alles in Schick hält," erwiderte der junge Mann, „und es ist weiter kein Kunststück. Ich habe mir das so abgesehen von den anderen Wanderburschen in der Herberge. Da hilft denn wol Einer dem Andern, je nach seinem Handwerk. Die meisten aber haben auf der Reise nicht Lust, ihre Hände zu gebrauchen, und da ist's denn gut, wenn man sich selbst helfen kann, wenn's auch nicht immer ganz kunstgerecht ausfällt. Ueberdies vermeide ich gern die vollen Herbergen und arbeite auch lieber, wo ich nicht soviel Mitgesellen finde. Nicht aus Hochmuth, Frau Wirthin, aber wer so viel Ernstes hinter sich hat, und sich so allein in der Welt behelfen muß, wie ich, der findet sich leichter in der Einsamkeit zurecht, als in der Lustigkeit und dem Uebermuth fremder Menschen. Oft weiß ich gar nicht, weshalb sie so ausgelassen sind, und wozu sie das immer so laut zeigen müssen, habe ich niemals begreifen können. Wenn ich allein bin, sei's auf der Wanderschaft, sei's bei der Arbeit, kann ich oft so seelensvergnügt sein, aber das lustigste Lied summe ich am liebsten leise vor mich hin. Die Hälfte davon muß im Herzen bleiben, dann schlägt's immer wieder aus, wie der Baum im Frühling. Man muß auch mit dem Glücklichfühlen Haus halten, meine ich. Es kommt immer einmal eine Zeit, in der man den Rest gebrauchen kann."

Die schöne Kathi hörte ihm ganz verwundert zu, aber mit Wohlgefallen. Sie rückte ihren Stuhl zu dem seinigen und half ihm bei der Arbeit mit Rath und Zuthat. Als er fertig war, hatte sie in ihrer Wirthschaft auch Manches, das in sein Fach schlug, und das aus den Fugen gegangen oder zerbrochen war; da griff er denn ein mit Zange und Hammer und wußte immer gleich, wie am schnellsten und geschicktesten zu helfen war. So verging der halbe Morgen, denn Jobst ließ sich nicht wieder sehen; aber er war kein verlorener. Zwischendurch hatte die neugierige Wirthin doch auch Allerlei über Herkunft und Vergangenheit des jungen Mannes ausgefragt, ausgehorcht und combinirt. Sie war eben eine Evastochter und eine Menschenkennerin dazu, und verstand es, ihre Neugierde in's Gewand des Wohlwollens zu kleiden und zutraulich zu machen, indem sie sich zutraulich zeigte. Es waren auch keine Geheimnisse, noch irgend

Digitized by Google

Etwas, das verborgen oder verschwiegen werden mußte. Der junge Mann hieß Heinrich Wendeling und war aus einer größeren norddeutschen Handelsstadt gebürtig, wo sein Vater ein blühendes Geschäft hatte. So war er im Wohlstand aufgewachsen und hatte die Schule besucht bis zu seinem sechzehnten Jahre. Da fing der Vater an zu kränkeln, das Geschäft wurde von Fremden vernachlässigt, und als er, nach kostspieligen Badereisen, starb, blieb kaum Etwas von dem Vermögen über. Die Mutter mit dem einzigen Kinde mußte sich kümmerlich behelfen, und so entschloß sich der Sohn, der ohnehin in der Schule sehr zurückgeblieben war, da die Eltern ihn in übergroßer Zärtlichkeit mehrere Jahre hindurch auf ihren Reisen mitgenommen und den Unterricht hatten versäumen lassen, ein Handwerk zu ergreifen. Das hatte er nun freilich nicht bereut, schon weil seine Lehrzeit geringere Opfer von der Mutter forderte; aber die Gewohnheit der Kindheit hatte ihn doch unter den Genossen isolirt, und wenn er auch, durch sein heiteres Gemüth, froh war bei der Arbeit, so nutzte er doch die Mußestunden nach seiner Weise, und in Erinnerung an die Kinderjahre, mit Lesen und Alleinsein aus. Dabei war er immer der Liebling seiner Meister gewesen, und je härter ihn das Geschick angegriffen hatte, denn er verlor auch die Mutter früh, desto mehr hatten ihn die Menschen verzogen. Weshalb, das wußte er selbst nicht, aber er erkannte es doch dankbar an. Vielleicht wußte es die schöne Kathi, die eben dabei war, es ebenso zu machen, wie früher die Meister und namentlich die Meisterinnen, denn sie sann und sann, wie sie dem jungen, hübschen und über seinen Stand mannirlichen Manne Etwas zu Gute thun könne. Vielleicht hätte sie doch noch Etwas ausfindig gemacht, hätte nicht ein unerwartetes Ereigniß alle ihre Thätigkeit in Anspruch genommen.

Begleitet von einer großen Schar Straßenjugend, von der ein Haufen schon als Vorläufer voranstürmte und schreiend verkündete, dicht vor dem Thore sei ein Reisewagen umgeworfen, und Alles sei zerbrochen, kamen ein Paar Damen auf den Gasthof zugeschritten, deren Aussehen leicht erkennen ließ, daß sie mit jenem Ereigniß in Verbindung stünden, so beschmutzt, zerrissen und zerdrückt erschien ihr Anzug. Sie selbst aber, es war eine ältere Dame und ein junges Mädchen, schritten kräftig und fröhlich die Straße entlang, und wenn die immer wachsende Begleitung sie auslachen wollte, lachten sie selbst erst recht, zeigten die zerknitterten Hüte, die sie in der Hand hielten, und fragten nach dem Hôtel. Die ältere Dame hatte sogar ihre Börse gezogen und vertheilte kleine Münzen unter die lustigen Begleiter, und die jüngere gab die beschmutzten Schleifen ihres Hutes und Kleides der Jugend preis, die noch immer Etwas damit anfangen konnte, sei es auch nur, sich darum zu balgen und sie zu zerreißen. Es war das sicher eine richtige Tactik, die aber keine berechnete war, sondern die Gutmüthigkeit, Herzensfreundlichkeit und Herzensfröhlichkeit eingab. So wurde aus dem Spottzug ein Triumphzug. Nun hatten die Damen die Schwelle des Gasthauses überschritten, und die Bärenwirthin stand auch schon knixend und verbindlich auf dem Vorflur und wollte in wohlgesetzter Rede ihrem Bedauern über den großen Unfall Ausdruck geben. Das junge Mädchen fiel ihr aber lachend in's Wort und sagte, das Unglück sei nicht so groß, und ihr geschähe ganz recht, denn es hätte auf der ganzen Reise, der ersten, die es im Leben

Digitized by Google

unternähme, auf ein Abenteuer gehofft und eins verlangt. Nun sei ihr thörichter Wunsch erfüllt, das Abenteuer sei da, aber ein recht schmutziges und prosaisches, bei dem sie selbst nicht einmal für eine kleine Ohnmacht das Mitleid anrufen könnten. Der Wagen sei ganz sanft und allmälig im Schmutz umgesunken, und nur die Reisekoffer wären weiterhin in den Graben geschleudert und müßten sich in kläglichstem Zustand befinden. Wie sie selbst aus der alten Chaise nach oben herausgeklettert seien, wäre zum Todtlachen gewesen, und die Spuren davon könne ja Jeder sehen. Auch die ältere Dame stimmte in gutmüthiger Selbstironie in die Heiterkeit ein, verlangte aber doch ein Zimmer, um sich vor allen Dingen menschlich zu machen. Dazu war nun die schöne Kathi sofort behilflich und verschwand mit den Damen in ihrem besten Zimmer, eigentlich ihrem eigenen Putzzimmer, das nur in seltenen Fällen besonders bevorzugten Gästen geöffnet wurde. Die junge Begleitung der lustigen Verunglückten blieb aber vor dem Hôtel und auf dem Vorflur stehen und erzählte das große Ereigniß; da aber Jeder am besten wissen wollte, wie es sich zutrug, entstand ein Schreien und Zanken durcheinander, das erst aufhörte, als die junge Dame in einem Kleide der schönen Kathi wieder zum Vorschein kam, das um die zierliche, schlanke Gestalt komisch genug aussah. Aber aus dem Kopftuch lächelte ein so hübsches, freundliches Gesicht hervor, daß selbst diese Verkleidung die Liebenswürdigkeit der Erscheinung nur noch hervorhob. Der Bärenwirth, der inzwischen doch auch zum Vorschein gekommen war, fragte geschäftig, womit er denn nun dienen könne, und die junge Dame bat ihn um irgend einen Wagen, der das Gepäck hereinholen könne. Für die wahrscheinlich arg beschädigte Chaise möge der Postillon allein Sorge tragen. Der Wirth, ging das anzuordnen, und das junge Mädchen schickte sich an, gleich selbst wieder an die Unglücksstätte zu gehen, während die Tante sich etwas erhole, um sich selbst von dem Schaden zu überzeugen und das Aufpacken der Sachen zu beaufsichtigen. Diesmal erschrak es doch vor der lärmenden Menge, die es vor dem Hause empfing und die sich inzwischen noch gemehrt hatte. Die junge Dame trat wieder einen Schritt zurück und sah sich nach einer Begleitung um. Da stand unser Freund Heinrich Wendeling, aber er wartete nicht erst auf eine Aufforderung, sondern trat gleich hinzu und bot seine Dienste an. Die Dame, die ihn für den Sohn des Hauses hielt, nahm freundlich seine Begleitung an, und so schritten die Beiden die Straße entlang, und Heinrich wußte durch ernste Zurechtweisung die zudringliche Menge wenigstens in einiger Entfernung zu halten.

Der junge Mann wußte es sich selbst kaum zu erklären, woher er den Muth genommen hatte, sich einer Fremden, augenscheinlich einer Dame aus vornehmerem Stande, so ohne Weiteres als Schutz und Begleitung anzubieten. Er war eine schüchterne Natur, was die Empfindung, aus der gebildeteren Umgebung, in der seine Kindheit verlief, in den Handwerkerstand hinabgestiegen zu sein, noch steigerte, denn das gab ihm nach beiden Seiten etwas Exceptionelles und dadurch Unsicheres. Aber aus Ton und Dialekt des jungen Mädchens wehte ihn etwas Anheimelndes an, das ihm wie ein Gruß aus der Heimath erschien, ja fast wie Bekanntes, und doch wagte er nicht, ihm in's Gesicht zu sehen, kaum ein Wort an dasselbe zu richten. Die junge Dame aber schritt

Digitized by Google

rüstig einige Schritte voraus und beachtete den Begleiter kaum. So kamen sie an der Stelle an, an der der Wagen noch umgestürzt lag, während der Postillon noch scheltend und fluchend weiter ab mit seinen Gäulen hielt. Er gab dem schlechten Wege die Schuld, worin er nicht ganz Unrecht hatte, und erzürnte sich gegen den faulen Schmied, zu dem er geschickt hätte und der ihn nun seit einer halben Stunde im Drecke liegen ließe. Dabei hatte er aber selbst noch nicht einmal versucht, Hand anzulegen; und die Reisekoffer der Damen, die Taschen, Kistchen und Schachteln lagen noch, halb zerbrochen, fast alle aufgesprungen, in dem nassen, schmutzigen Graben am Wege. Das junge Mädchen bekam doch einen Schreck vor aller der Zerstörung, aber es jammerte nicht, sondern rief lachend: „Mein Gott, wie sieht das aus, und in welchem Aufzug werden wir bei den Freunden eintreffen. Aber was hilft es, man muß sehen, was sich aus dem Schiffbruch retten läßt."

Heinrich war schnell bei der Hand, sammelte die zerstreuten Gegenstände zusammen und brachte sie vorläufig auf den Steinen am Wege in's Trockene. Das junge Mädchen griff tüchtig und unverdrossen mit ein, und so führte die gemeinsame Arbeit die Beiden näher. „Sind Sie der Sohn der freundlichen Wirthin?" fragte die Dame. Heinrich erröthete, er wußte nicht weshalb. „Ich bin Kunstschlosser, ein Gesell auf der Wanderschaft, und Gast des Bären, in dem die Damen einkehrten," erwiderte er.

„Um so freundlicher, daß Sie sich unserer Noth annahmen," fuhr die Dame fort, „aber meine Frage war auch recht albern. Ich hätte gleich an Ihrem Dialekte hören müssen, daß Sie nicht von hier, daß Sie, wie wir, Norddeutscher sind."

Heinrich nannte seinen Geburtsort und faßte dabei die Begleiterin fest in's Auge. Es war ihm, als dämmere eine Erinnerung aus der Kindheit vor ihm auf. Auch sie stutzte und sagte schnell: „Da wären wir ja Landsleute, und wenn Sie mir Ihren Namen nennen wollten" — Sie hielt ein und sah ihn fest an, als wolle sie den Namen errathen. Damals, als man im Verhältniß zu jetzt so wenig reiste, war der Landsmann, dem man in der Ferne begegnete, gleich kein Fremder mehr.

Heinrich nannte seinen Namen. Das junge Mädchen wiederholte ihn leise mehrere Mal vor sich hin, als suche es eine Erinnerung, aber eine ferne, ferne. „Heinrich Wendeling!" flüsterte es dann wieder und sah dem jungen Mann fest in's Gesicht, der verlegen und erstaunt vor ihr stand. „Helfen Sie mir doch," fügte es dann hinzu, den Namen muß ich gehört haben, als Kind, vor vielen, vielen Jahren, und er klingt mir wie etwas Liebes, Heimathliches, wie eine Freude, wie eine sonnige Kindheits-Freistunde."

Auch dem Jüngling ging es auf wie Glücksempfindung aus Kindertagen, aber er wagte kaum, sich das klar zu machen. Er sah, wie das schöne Mädchen in der Erinnerung suchte, er selbst ließ die Kinderjahre vor seinem Gedächtniß vorüberziehen, und wenn auch aus Gestalt und Zügen der Landsmännin kein Bild der Vergangenheit sich herausfinden ließ, das Herz erkannte, was dem Auge nicht mehr möglich war, und schüchtern fragend, flüsterte er: „Christa v. Bühler?"

Das junge Mädchen jubelte auf: „Ja, ja, so heiße ich, Sie haben mich er-

Digitized by Google

kannt, und bei dem Ton, mit dem Sie meinen Namen aussprachen, ist mir auf Einmal Alles klar. Warten Sie: da ist ein hübsches, großes Haus, in dem wohnen meine Eltern, meine gute Mutter, die ich längst nicht mehr habe, mein Vater, damals noch ein stattlicher Officier. Hinter dem Hause führt eine schöne, von wildem Wein umrankte Treppe in einen Garten, mit schattigen Plätzen und Blumenbeeten, und am Ende ist ein Gartenhäuschen, das aber nicht immer aufsteht. Ein guter, freundlicher Knabe hat aber den Schlüssel zu demselben, und darin ist unser Spielplatz, unser geheimer; denn da haben wir unsere Wohnung und Pferdestall, dahinein kommen alle Spielsachen, da ist meine Küche, in der ich Gerichte erfinde, die noch kein Mensch kannte, und zu denen mir der Freund die Vorräthe holt von den höchsten Obstbäumen, und so verwegen, daß ich oft schreien muß, wenn der Ast unter ihm schwankt oder gar kracht, und ich mir die Augen zuhalte, bis er wieder unten ist und mich lachend auf den Arm nimmt und zurückträgt in das Gartenhäuschen. Wenn ich allein bin im Garten, ist's langweilig und nicht halb so hübsch, und da warte ich denn schon stundenlang, bis er mit seiner Schulmappe heimkommt, und weine bittere Thränen, wenn er wieder abgerufen wird, seine Aufgaben zu machen. Wie mir das Alles auf Einmal wieder klar wird im Gedächtniß, nur als ich Ihren Namen hörte, und Sie — Sie? —

Sie hielt ein und sah ihn wieder prüfend an. Er aber senkte den Blick und sagte: „Sie schildern das Haus meiner Eltern und die glücklichsten Stunden meiner Kindheit. Haben Sie Dank, gnädiges Fräulein, daß Sie sich dessen erinnern." Sein Ton war so wehmüthig, daß dem jungen Mädchen die Thränen in die Augen traten. Aber es faßte sich schnell und streckte ihm beide Hände entgegen: „Heini," sagte sie, „wenn wir uns der Kinderspiele erinnern, dürfen wir auch die Kinderfreundschaft nicht vergessen!"

Heinrich ergriff zwar die dargereichten Hände, aber als er seine, von der Arbeit gehärtete Hand in die kleinen, zarten Finger Christa's legte, fühlte er in diesem ersten Händedruck den ganzen Abstand, in den das Leben die Kindheitsgenossen gebracht hatte, und er wollte das gleich klar machen. Der Wirth war inzwischen mit einem Einspänner gekommen, und Heinrich lud schnell, aber sorgfältig, das zertrümmerte Reisegepäck der Damen auf, und blieb bei dem Wagen, um immer zur Hand zu sein, wenn hier oder da ein heftiger Stoß wieder neuen Schaden unter den Koffern anrichten wollte. Christa ging zwar an seiner Seite, aber der Wirth hielt es für seine Pflicht, ihr die Unterhaltung zu machen, und so oft sie versuchte, Heinrich mit hineinzuziehen, scheiterte das sowol an dessen Geschäftigkeit um die Sachen, als an der aufdringlichen Geschwätzigkeit des Wirthes. So kamen sie im Gasthof an. Hier waren viele Hände bereit, das Gepäck auf das Zimmer der Damen zu bringen, und Heinrich hielt sich absichtlich zurück und fragte nach Jobst, der immer noch nicht zurück und zum Aufbruch fertig war. Heinrich ging in das Städtchen, um ihn selbst zur Abfahrt zu treiben oder die Verabredung aufzusagen und sich allein auf den Weg zu machen. Er fand den Alten feilschend um eine Menge alten Gerümpels, lärmend, tobend, Grobheiten um sich werfend, um dann doch geschickt durch einen Scherz, durch Selbstironie, schlau wieder eine harmlose Stimmung hervorzurufen.

Digitized by Google

Die Leute ließen sich alles Mögliche abschwatzen und waren schließlich zufrieden, durch den Handel eine lustige Stunde gehabt zu haben, eine Abwechselung in dem Einerlei des kleinstädtischen Alltagslebens. Ja, sie behandelten den alten Jobst wie einen Gast und stellten einen immer wieder gefüllten Weinkrug vor ihn hin, was das Geschäft zwar kurzweiliger machte, aber immer mehr in die Länge zog. Heinrich drängte zur Abfahrt, aber Jobst vertröstete ihn, und wenn er mit der Drohung, allein aufzubrechen, hervorrückte, wurde Jobst feierlich und mahnte an das gegenseitige Abkommen. „Manneswort und Manneshandschlag gilt wie Stipulation, Unterschrift und Eidschwur. Ich lasse Dich nicht frei!" sagte er. Es war eben Nichts mit ihm zu machen; er wußte mit überpathetischem Ernst und tollem Scherz, mit Weisheit und Thorheit sich so zu verschanzen, daß er für jede ruhige Auseinandersetzung unangreifbar wurde, und hatte man erst über ihn gelacht, war man verloren. So blieb denn auch dem armen Heinrich Nichts weiter übrig als zu warten und, da ihm das Handeln und Toben lästig war, in den Bären zurückzukehren. Da stürmte denn die schöne Kathi ihm schon entgegen. „Ja wo stecken Sie denn, Herr Heinrich, um Alles in der Welt. Die gnädigen Damen lassen Sie schon seit einer Stunde suchen. Schnell, schnell, es sind so charmante Fräuleins, und es ist gar nicht hübsch, sie so warten zu lassen!"

Heinrich wollte ausweichen. „Herr Jobst wird gleich hier sein, und dann brechen wir auf."

„Jobst?" lachte die Wirthin, „der kommt in den nächsten drei Stunden noch nicht, den kenne ich, und wenn auch, so halte ich ihn mit ein Paar geborstenen Töpfen, mit einem zerbrochenen Bratspieß einen halben Tag auf. Kommen Sie! Ohne Ihre Hilfe bringen wir ja die Koffer der Damen nie wieder zusammen. Bringen Sie nur gleich Ihr Arbeitsgeräth mit."

Da half kein Sträuben, um so weniger, als Heinrich den wahren Grund seiner Weigerung ja doch nicht aussprechen konnte, ja sich selbst kaum klar machte. Es war nicht Scham vor seiner untergeordneten Stellung im Vergleich zu den Lebensaussichten, zu denen seine Kindheit berechtigte, nicht Wehmuth, welche die Erinnerung glücklicher Tage weckte, es war die Scheu vor der herzlichen Weise des jungen Mädchens, das ihm in so lieblicher Erscheinung die Schwärmerei seines Kinderherzens wieder in die Seele rief, und der gegenüber er weder Unbefangenheit noch den richtigen Ton des Verkehrs zu finden wußte. Als er, ein Knabe von zwölf Jahren, sich von dem achtjährigen Kinde, der Spielgenossin, fast der Schwester, trennte, denn ihr Vater wurde in eine andere Garnison versetzt, war sein Trost, unter bitteren Abschiedsthränen, der gewesen, daß das Leben sie doch wieder zusammenführen müsse, und die Knabenphantasie malte sich einen kleinen Roman aus, dessen beglückende Bilder noch lange in die Träume der harten Zeit seines Jünglingsalters hineingeleuchtet hatten. Das Alles zog ihm durch's Gemüth. Als ihm die Wirthin nun, in ihrer ungeschickten Weise, bedeutete, man brauche seine Hilfe als Handwerker, und ohne seine Geschicklichkeit wüßten die Damen sich keinen Rath, entschloß er sich, nicht ohne ein Gefühl von Bitterkeit und mit dem Vorsatz, sich auch ganz in den Grenzen seiner untergeordneten Stellung zu halten, endlich der Aufforderung Folge zu

Digitized by Google

leisten, aber er nahm aus dem Ränzel Zange, Hammer und Stifte und legte die Schürze an, um gleich zu zeigen, daß er nicht als früherer Jugendgespiele sich aufdrängen wolle.

III.

Christa hatte indessen, mit herzlichster Theilnahme und mit Thränen in den Augen, die knappe Schilderung von Heinrich's Leben, die Wendung seines Geschickes von der schönen Kathi erfahren, die, in ihrer Vorliebe für den jungen Mann, ausschmückte, ausmalte und, da sie die Theilnahme ihrer Zuhörerin schnell erkannte, erzählte, was sie wußte und nicht wußte. Diese hatte immer wieder nach ihm geschickt, und fast als Vorwand auf die zerbrochenen Reisekoffer hingewiesen und wiederholt, daß sie dem jungen, in ihrer Noth so schnell behilflichen Mann noch nicht hätte danken können. Endlich kam die Wirthin wie triumphirend mit der Nachricht, er sei da und werde gleich zu Diensten stehen. Christa wurde unwillkürlich roth, aber sie fühlte doch, daß sie dem Freunde ihrer Kindheit nur als solchem noch begegnen dürfe, und das war ihr auch das Natürlichste und Leichteste, weil ihr der Gedanke, eine schmerzliche Erinnerung zu wecken, lieber war, als zu verletzen. Die gutmüthige Tante hatte gar keine Bedenken, das unerwartete Zusammentreffen amüsirte sie, und daß ihr dadurch ihre Kisten und Schachteln wieder in Ordnung gebracht würden, war ihr sehr lieb, denn wenn sie auch Nichts tragisch nahm und über den Schaden lachte, sehnte sie sich doch danach, wieder aus der Unordnung herauszukommen, da alle Unsauberkeit, alle Verwirrung ihrer Natur zuwider war.

Heinrich trat ein, blieb aber bescheiden an der Thür stehen und sagte: „Die Damen haben nach mir geschickt. Womit kann ich dienen?"

Christa eilte ihm entgegen und rief heiter: „Heini, wo bleiben Sie denn? Sehen Sie dies Chaos und diese Trümmer. Früher waren Sie schneller bei der Hand, die Ungeschicklichkeit gut zu machen, mit der ich meine, Ihre Spielsachen hinrichtete; denn so oft ich damit Malheur gehabt hatte, verließ ich mich immer darauf, daß der Heini Alles wieder gut machen würde."

Der junge Mann erwiderte Nichts. Er wollte nun einmal nur als Handwerker ihr gegenüber stehen und ging gleich an die Arbeit, die Koffer wieder in die Fugen zu bringen und, so gut als möglich, zu festigen. Aber Christa erschwerte ihm seine Absicht dadurch, daß sie selbst mit angriff, mit praktischem Blick gleich sah, wie es zu machen sei, und so den Handlanger machte, daß es war, als säßen sie noch, ein Paar Kinder, im Gartenhäuschen der Eltern und brächten ihr zerbrochenes Spielzeug wieder zusammen. Christa war von übersprudelnder Heiterkeit und sprach es immer wieder aus, wie das Wiederfinden sie beglücke, sie neckte den Freund, wenn Etwas nicht gleich gelingen und passen wollte, sie war so herzlich, daß Heinrich oft genug aus der Rolle fiel und die feierliche Anrede „Mein gnädiges Fräulein" mehr als einmal über den lieben Namen „Christa" vergaß, der ihm vom Herzen auf die Lippen trat. Aber tief erröthend corrigirte er sich jedesmal, obgleich Christa es für besser hielt, das nicht zu bemerken. Die Tante legte die Kleider und Wäsche wieder in richtige Falten, sonderte das Zerrissene und Beschmutzte von dem, was unversehrt ge-

Digitized by Google

blieben war, und so kam Alles schneller wieder zurecht, als man hätte denken können, zum höchsten Erstaunen der schönen Kathi, die ihren Augen nicht trauen wollte, als sie eintrat, hinter ihr die Kellnerin, um den Tisch zu decken und das Mittagbrod aufzutragen. Heinrich, der nur noch die Schlösser wieder anzuschlagen hatte, wobei er Christa's Hilfe nicht gebrauchen konnte, wollte sich jetzt empfehlen, aber Christa kam ihm zuvor. „Mein Gott, Frau Wirthin, was machen Sie denn, da sind ja nur zwei Couverts und Sie sehen doch, daß wir einen Gast haben." Heinrich wollte Einsprache thun, aber sie ließ ihn nicht zum Wort kommen. „Heini," sagte sie, „heute habe ich nicht selbst gekocht, aber Sie haben mir dazu auch keine Pfirsich vom Spalier gestohlen oder Pflaumen vom Baume geholt wie früher. Und doch haben wir uns unser Mittagbrod in gemeinsamer Arbeit redlich verdient, und so müssen wir es auch in alter Erinnerung theilen. Schnell, Tantchen, ehe die Suppe kalt wird."

Sie deckte nun selbst um, rückte die Stühle heran, und die Tante, ein gealtertes, aber gut aussehendes Fräulein, das Bild der Milde und des Wohlwollens, trat feierlich zu dem jungen Mann heran und reichte ihm den Arm: „Ich habe Ihre Eltern so gut gekannt," sagte sie, „wenn ich meinen Bruder besuchte. Ihre Mutter hatte ich so lieb und habe ihr so viel Freundliches zu danken."

Heinrich fühlte, wie die Thränen ihm in die Augen traten und die Zurückweisung erstickten, die ihm schon auf den Lippen schwebte. Die Wirthin wäre so gern im Zimmer geblieben, um zu hören, wie die Unterhaltung weiter ginge, aber Christa gab das nicht zu. „Stellen Sie nur Alles, Teller, Brod, Essen, auf den Nebentisch," sagte sie, „für das Weitere werde ich sorgen und schellen, sollte ja Etwas fehlen." Sie fühlte sich doch etwas verlegen, und es war ihr lieb, das durch unbefangene Geschäftigkeit verbergen zu können. Heinrich saß fast stumm da, aber dafür war die Tante um so gesprächiger und berichtete nun, freilich ohne den Faden der Erzählung festzuhalten, immer abspringend und Vergangenes mit den Erlebnissen der letzten Tage durcheinander werfend, wie Christa's Geschicke verlaufen waren Die Mutter hatte sie früh verloren und war, noch ein Kind, vom Vater militärisch streng, aber doch in knabenhafter Ungezwungenheit aufgewachsen. Sie hatte den Vater beherrscht, ohne daß er es merkte, und das Haus regiert wie die Hausfrau. Nun hätte sich aber der Vater wieder verheirathet und zwar mit einer Freundin der Tochter, die wenig älter sei als diese. Das hätte nun gar nicht zusammen gehen wollen —"

Christa unterbrach sie: „Tantchen," sagte sie, „Du schilderst mich ja abscheulich, und der Heini wird gar nicht verstehen, was aus seiner kleinen Jugendfreundin geworden ist. Ich bin nie mit der Bertha in Streit gekommen und ich hätte mich vortrefflich mit ihr geschickt —"

Die Tante fiel ihr in's Wort: „Wenn sie nicht Deine Stiefmutter geworden wäre, aber damit war es gefehlt. Du warst so lange die Frau im Hause gewesen, und die gute Bertha fühlte sich immer noch fast als Tochter. Kurz, es ging doch nicht."

„Es ging sehr gut," rief Christa, „denn es fiel kein unfreundliches Wort —"

„Hören Sie nur, Herr Heinrich, wie sie sich herausstreicht," lachte die

Digitized by Google

Tante; „freilich, ausgesprochen haben sie es nicht, wie sie sich gegenseitig im Wege waren und sich so viel innerlich ärgerten und gekränkt fühlten, daß ich der Sache ein Ende machte und die Christa mit in mein altes, ziemlich langweiliges Fräuleinstift nahm."

„Weil ich nun einmal eine Natur des „Entweder-Oder" bin und die Halbempfindungen und Stellungen nicht leiden kann," sagte Christa. „Hätte man sich mit der sanften Bertha nur zanken können, hätte ich mich ganz gut mit ihr vertragen. Aber das stumme Gekränktsein, die ewige Gewitterschwüle, die nie zum Blitz und Donner kommt, kann man nicht aushalten."

„Wenn man eine solche Pulverfaßnatur ist, wie die Christa," fing die Tante wieder an, „denn in meinem Stift war ihr auch zu wenig Aufregung."

„Sage es nur gleich," warf Christa ein, „Du langweilst Dich da furchtbar, aber Du hast es Dir nur seit 15 Jahren nicht eingestehen wollen, weil die lieben, alten Damen so gut sind, und weil Du für alle Dinge einen schicklichen Vorwand suchst, und Dir der bis dahin fehlte, um Dein Leben zu schmücken und zu genießen. Da war es Dir denn ganz recht, daß die unruhige Christa mit Gewalt nach Italien reisen wollte, obzwar ich Deinem Wunsche nur das Wort gab und zu Deiner Lebenssehnsucht den Entschluß fügte."

„Nun bin ich es, die es wollte!" rief die Tante lachend. „Sehe ich aus als könnte ich die Reiselust nicht bezwingen? Heute hätte ich beinahe den Hals gebrochen, aber der Christa wäre das als amüsante Abwechselung wahrscheinlich ganz recht gewesen, denn sie klagt schon auf der ganzen Reise darüber, daß nichts Absonderliches passirt."

„Und es ist uns auch ein Glückstag gekommen," sagte Christa, „der uns mit dem Heini zusammenführte und mir meine schönste Kindheitszeit wieder zurückrief."

Wäre nicht die Wirthin eingetreten und hätte gemeldet, der alte Jobst sei nun reisefertig und säße schon mit allem seinem Gerümpel auf dem Wagen, hätte das Gespräch sich noch lange fortspinnen können. So aber nahm Heinrich kurz, aber herzlich, Abschied und rollte, wunderbare Empfindungen im Herzen, an der Seite des alten, etwas weinseligen Gefährten zum Thor des Städtchens hinaus, die bergige Landstraße entlang.

Heinrich war still und in sich gekehrt. Seine Gedanken versuchten selbstquälerisch die Tage der Kindheit zurückzurufen, aber immer wieder gewann die Gegenwart ihr Recht, und die letzten Stunden standen mit einer so wunderbaren Mischung von Beglückendem und Schmerzlichem, von Wiederfinden und für immer Entrücktsein in seinem Empfinden, so lockend und so zurückweisend, daß er, im Widerstreit der Empfindung und des Ueberlegens, nur immer wieder versuchte, sich das Bild der so verwandelten Jugendgespielin klar zu machen. War sie schön oder nicht? Das konnte er nicht entscheiden. Prächtig in ihrem Glanz waren die dunklen Augen, die vollen Haarflechten, die das ovale, etwas bleiche Gesicht umrahmten; fein und zierlich die Lippen, wenn sie geschlossen waren, aber in der Rede zuweilen mit einem so hochmüthigen, spöttischen Zuge, daß sie fast unschön erschienen. Die elastische Gestalt wurde im Gang und in der Geschäftigkeit fast männlich energisch, und diese Vereinigung von angeborener

Digitized by Google

Anmuth und angewöhntem Sichgehenlassen ließ den Eindruck, den sie machte, fortwährend wechseln. Von dem Kinde, wie es in seiner Erinnerung stand, fand Heinrich wenig wieder, und das neue Bild drohte das frühere zu verwischen, das Fremde die Erinnerung zu verdrängen. Die etwas gewaltsame Familiarität, so herzlich sie sich zeigte, schüchterte den jungen Handwerker mehr ein, als sie ihn ermunterte, denn er konnte die Empfindung nicht unterdrücken, daß mehr das Mitleid als die alte Freundschaft sie dictire. Und doch beglückte sie ihn, aber mit einem Gefühl, das den Blick in die Zukunft, den Traum einer Hoffnung schloß und verscheuchte.

Je stummer unser Freund war, desto redseliger wurde sein Gefährte. Freilich stellte er sich ganz anders dar als am Abend vorher im Wirthszimmer und beim Handel dieses Morgens. Das aufgesteifte Wesen, das Prahlen und Bramarbasiren trat immer mehr zurück, und was damals den Schein bewußter Lüge gehabt hatte, bekam mehr das Ansehen selbsteingebildeter Ueberspanntheit. Es kam eine Art von Würde über den Mann, und so heiter er auch schien und zufrieden, so ergriff den jungen Mann an seiner Seite doch ein Gefühl von Mitleid für den alten Sonderling, das um so stärker wurde, als Jener es nicht zu beanspruchen schien, und das allmälig ein Wohlwollen weckte, während Heinrich sich bis dahin fast über den Narren verdrossen hatte. Der Alte mochte das wol bemerken, mehr aus dem Wesen, als aus dem einsilbigen Gespräch des Reisegefährten, und so rückte er denn auch allmälig mit einem Vorschlag vor, der Heinrich anfangs sehr befremdete. Er proponirte diesem bei ihm zu bleiben und als Gehilfe in sein Geschäft einzutreten, wozu ihn seine Kunstfertigkeit besonders befähige und sein ganzes Benehmen tauglich mache. Er fing nun an, dies Geschäft zu schildern, und wenn man auch Vieles abrechnen konnte auf die Selbstbegeisterung und Ueberschätzung des Sammlers, so erschien es doch in ganz anderem Lichte, als nach der ersten Bekanntschaft zu schließen war. Mit Mühe und unglaublichen Entbehrungen hatte der ganz mittellose Mann eine Sammlung von Antiquitäten zusammengebracht, die er stolz sein Museum nannte und die, wie er hoch und heilig betheuerte, alles Gold der Erde ihm nicht abkaufen würde. Daneben freilich müßte er eine ganze Masse von Dingen haben, die, werthlos oder doch geringerer Gattung, er wollte das Wort falsch und nachgemacht nicht aussprechen, für die Dummen, für die, denen das Verständniß der Vergangenheit und ihrer Schätze verschlossen sei, als Waare dienten und ihm so die Möglichkeit gäben, seine eigenen Schätze zu vermehren. Das war sein Zweck, seine einzige Lebensfreude, sein Stolz, dafür hungerte er, fror, ließ sich verspotten, fast verachten, täuschte und betrog. Er sagte das nicht so gerade heraus, aber während er Heinrich seine Lebensweise, sein Glück, seine Entbehrungen schilderte, konnte sich dieser das Alles combiniren. Dabei wiederholte der Alte immer dringender seinen Antrag, Heinrich möchte bei ihm bleiben, zum Versuch erst, wenn er wolle, und schließlich ging es ihm wie beim Handel um eine Rarität, deren Besitz ihm besonders lockend erschien, er steigerte sich immer mehr in der Hartnäckigkeit, er hätte seiner Seele Seligkeit verschrieben, um seinem Zwecke, näher zu kommen, hätte sich mit Gewalt, diesmal der Ueberredung, das erworben, was ihn um so mehr reizte, als es sich ihm anfangs versagte, denn

Digitized by Google

Heinrich hatte zuerst rund abgeschlagen, auf den Vorschlag einzugehen. Allmälig aber zog ihn der alte Mann an, und dann kam dieser Aussicht noch Eins zu Statten: die Stimmung des jungen Mannes, in der er sich scheute in einer großen Werkstätte mit vielen Anderen zusammen zu arbeiten, und mit fremden Genossen in Verkehr zu treten, der ihm stets schwer geworden war. Da wollte er noch lieber den alten, wunderlichen Mann ertragen, der ihm immer weniger zurückstoßend wurde, und der ihm wenigstens eine einsame Werkstatt und völlige Zurückgezogenheit zusicherte, um so mehr, als sein Museum in einer Stadt war, die nur im Sommer von Reisenden besucht wurde, und er so den Winter ganz der Vermehrung, dem Ordnen der Sammlung, den Reisen zu neuen Einkäufen widmete. So hatten sie noch nicht das Nachtquartier erreicht, als die Beiden einig waren, sich, wenigstens für die nächste Zeit, nicht zu trennen. Es war früh Nacht geworden, denn der Himmel war mit schwerem, trübem Gewölk umzogen, die Luft feucht und kalt. So zogen es die Reisenden vor, in einem bescheidenen Wirthshaus an der Straße zu übernachten und es aufzugeben das nächste Städtchen zu erreichen. Heinrich besonders drängte zu diesem Entschluß, denn er wollte die Scenen des vergangenen Abends nicht wiederholt haben, um so weniger, als er es jetzt nicht hätte umgehen können, wenigstens passiv eine Rolle mitzuspielen, wozu er sich weder geschickt noch aufgelegt fühlte. Der Alte hatte zwar viel einzuwenden, aber vor allen Dingen lag ihm daran, den kaum gewonnenen Gefährten nicht wieder zu verlieren, und so fügte er sich. Die Beiden saßen noch einige Stunden einsam im spärlich erleuchteten Gastzimmer, die Unterhaltung stockte, und namentlich war der Alte erschöpft und saß starr, in fast geisterhafter Blässe, in der Ecke am Ofen. Nach der künstlichen Aufregung des Tages machten sich die Jahre geltend. Heinrich sah das wohl und sorgte für ihn wie ein Sohn. Der Alte wollte das anfangs zurückweisen und schreckte aus der Abspannung mit dem angewöhnten Lächeln oder einem polternden Scherz auf, aber er gab das Heinrich's ernstem Wesen gegenüber bald auf. Am anderen Morgen war er indeß wieder ganz frisch, gesprächig und zuthulich zu dem jungen Manne, dem gegenüber seine Art und Weise mit Prahlen und Geheimnißthuerei augenscheinlich gar nicht angebracht war. Er schlug sogar einen einfach schlichten Ton an, und mit einem wehmüthigen Zug um das gefurchte Gesicht, warf er unzusammenhängende Andeutungen hin über seine Vergangenheit. „Heinz, mein Knappe," fing er an, „Du scheinst auch bessere Tage gesehen zu haben, ich weiß ja gleichfalls davon zu erzählen. Das Wappen eines alten Geschlechts hing über meiner Wiege, und einst drängten sich Genossen toller Tage um mich, den edelsten Männern Deutschlands entsprossen. Ich rede nicht gern davon, man könnte denken, ich prahle oder schäme mich, das zu sein, was ich jetzt bin. Das ist's nicht, bei dem Schwert und Schild meiner Urahnen, das ich bewahre als köstlichstes Kleinod meiner Sammlung, das Du sehen sollst, mit dessen Klinge ich Deine Schultern berühren will im heimlich feierlichen Ritterschlag, und das Niemand ergreifen darf als ich allein. Ich wollte kein Anderer sein, als ich bin, und kenne keinen höheren Besitz, als den ich mir zusammenbrachte durch ein mühevolles, an Entbehrungen reiches, an Ehren karges Leben. Schon faßt mich das Heimweh nach meinen Schätzen, und im Triumph

Digitized by Google

will ich Dich einführen in die Räume, in denen die Vergangenheit sich offenbart, die die Geister längst entschwundener Geschlechter durchschreiten und weilen unter den eisernen Zeugen ihrer Tage. Da bin ich glücklich, da bin ich ich selbst!"

Heinrich wurde es fast unheimlich, aber er ließ die Stimmung nicht aufkommen. „Junker Jobst," sagte er, „mir wird das kaum so ehrwürdig und feierlich vorkommen als Euch, und Ihr dürft nicht böse werden, wenn ich das unumwunden ausspreche. Ich fühle nicht eine Spur feudaler Neigung in mir, und wenn ich auch als wohlhabender Leute Kind aufwuchs, so habe ich doch Freude an meinem Handwerk und fühle mich dabei als mein eigener Herr. Was ich brauche, kann ich mir erwerben, und wenn ich dann, mit dem Ranzen auf dem Rücken, hinauswanderte in die freie Welt, habe ich oft Gott gedankt, daß er mich, nach manchem Leid, gesund und tüchtig und so froh und zufrieden machte wie den Vogel in der Luft. Mein Blick geht aber vorwärts, nicht in die todte Vergangenheit. Schon fängt man an, auf Schienenstraßen zu sinnen, die die Länder verbinden sollen und die Ferne aufheben. Ich habe ein Jahr lang gearbeitet in der Maschinenwerkstatt, in der die Locomotiven gebaut werden, und da hat unser Werkführer mir Alles erklärt und mir von England erzählt, wo er viele Jahre arbeitete. Die Anderen lachten ihn aus, wenn er auseinandersetzte, wie zu den Paar Bahnen mehr und mehr kommen würden, wie ein Netz von Eisenstraßen die ganze Welt umziehen müsse. Er sei verrückt, sagte man, wo solle das Geld herkommen und das Bedürfniß. Mir aber hat es immer eingeleuchtet, was er erzählte, und so denke ich oft in die Zukunft, die eine neue Zeit werden muß. Ich weiß auch das Eisen zu schätzen, wie Ihr, aber nicht das todte, zerfressen von dem Rost der Vergangenheit, sondern das arbeitende, für das Leben, das den Weg bahnt für die kommenden, gewandelten Zeiten."

„Was kommt, ist Traum, ein Bau in der Luft," erwiderte der Alte, „die Gegenwart ist Trug und Lüge, die Vergangenheit nur drückt allen Dingen den Stempel auf des Echten und Wahren, und todt ist sie nur für den, dem sie sich nicht offenbart."

„Junker Jobst," sagte Heinrich, „ich meine doch, unseren Tagen gehören wir zuerst. Sie machen uns glücklich oder elend, sie lohnen unsere Arbeit, sie bauen unsere Zukunft."

„Heinz!" rief Jobst, „Du bist modern vom Scheitel bis zur Sohle. Wehe Dir, Dein Abgott ist die Gegenwart, und sie ist grausam und ungerecht, die Tyrannin der Menschheit, launig und gewaltsam. Ich war wie Du und mußte es büßen. Ich bin auch dahingebraust, nicht achtend, was hinter mir lag, nicht denkend, daß ein Morgen Rechenschaft fordern würde über das Heute. Genuß war mir Alles. Aber da verließ mich die wetterwendische Gunst der Tage und raubte mir Alles wieder, Ehre, Reichthum, Weib und Kind. Da habe ich mich der Vergangenheit in die Arme geworfen, sie gab mir das Glück wieder, das Vergessen, das Selbstbewußtsein. Lebe, und Du wirst es auch erfahren!"

Heinrich fing das Geschick des Alten an zu interessiren, und er versuchte es, durch vorsichtige Fragen Bestimmteres zu erfahren. Aber dem wich der wunderliche Mann aus, erwiderte Nichts als seine orakelhaften Weltweisheitsphrasen

Digitized by Google

oder brach kurz ab, indem er das Gespräch auf Gleichgültiges wandte. So kamen sie mit dem langsam hinschleichenden Miethsfuhrwerk spät Abends an dem Ort ihrer Bestimmung an, einer vielbereisten, wegen der Wunder ihrer Lage viel gepriesenen, blühenden Stadt. Der letzte Theil des Weges ging im Thal entlang, in das die hohen Bergwände ihre dunklen Schatten warfen. Daneben rauschte der Fluß über sein steiniges Bett. Heinrich war abgestiegen und schritt im Sternenschein hinter dem Gefährt her. Geheimnißvoll lag Alles vor ihm, am verhülltesten die eigene Zukunft. Und doch kehrten seine Gedanken immer wieder zurück zu der freundlichen Erscheinung, die, wie ein Gruß aus der Kindheit, plötzlich seinen Lebensweg gekreuzt hatte, die ihm grausam das Glück des Wiederfindens zeigte und nur das Scheiden und Verlieren gewährte. Zuweilen, wenn der Gedanke ihm zu schmerzlich an's Herz griff, schwang er sich gewaltsam wieder auf den Wagen und rückte an die Seite des Reisegefährten, fast übermüthig dessen Lebensverachtung und Weltspott hervorrufend. Dann lachten sie beide und schienen so vergnügt und zufrieden, und vielleicht glaubte auch Jeder von dem Andern, daß ihm die Heiterkeit aus dem Herzen komme. Nun bogen sie durch ein paar enge Gassen und hielten vor einem Häuschen, das ohne Verbindung mit der Straße, wie vom Zufall oder einer Laune an den steilen Bergabhang angeklebt schien, und zu dem ein steiler Stufenweg aus rohen Bruchsteinen hinaufführte. In der trüben Herbstnacht, in der das Gewölk über den Sternenhimmel hinjagte, schien Alles doppelt gespenstisch. Noch einmal zankte und tobte Jobst, wie schon oft auf der Fahrt, mit dem Fuhrmann und wollte ihm abdingen, weil er um drei Stunden zu spät sie an Ort und Stelle gebracht hätte. Der schrie dagegen und warf die Kisten wüthend vom Wagen, Jobst fluchte, drohte mit der Polizei, und hätte sich Heinrich nicht mit seiner schmalen Baarschaft in's Mittel gelegt, wäre es zu Thätlichkeiten gekommen. Endlich wandte der Fuhrmann seinen Wagen und fuhr, freilich noch immer zurückscheltend, davon. Jobst hatte gleich seine Laune wieder. Er schimpfte zwar weiter, aber unter Scherz und Lachen, schloß das Haus auf, und mit einer Art von Beschwörungsformel die Schwelle grüßend, trat er ein. Bald darauf erschien er wieder mit einer brennenden Laterne, die er hoch über seinen Kopf hielt, um dem Gefährten zum Eintritt zu leuchten. „Sei mir gegrüßt, mein wackrer Heinz, mein Freund und Knappe!" sagte er feierlich. „Die Kisten lassen wir im Schutz der Nacht unter dem vorspringenden Dach. Was Jahrhunderten trotzte, wird auch diese Herbstnacht überdauern. Erst soll es Dir behaglich werden an meinem Herde, ehe wir zur Arbeit schreiten."

Heinrich trat ein mit einer wunderbaren Empfindung. Wäre er nicht schon gewöhnt gewesen an die seltsame Art des Alten, hätte er ein unheimliches Gefühl, das ihn beschlich, nicht überwinden können. Nun ging es aus einem kleinen Vorflur durch mehrere Räume, die eng mit Tischen und alten Repositorien gefüllt, kaum einen Weg frei ließen. Alles war mit Lappen und verblichenen und verschlitzten Teppichen und Vorhängen gedeckt und verhangen, und der kärgliche Schein der Laterne ließ kaum errathen, was sich da barg. Dann öffnete sich eine kleine Thür in ein ziemlich leeres Hintergemach, und Jobst erklärte, das sei seine Privatwohnung, die er von jetzt an mit Heinrich theilen würde.

Digitized by Google

Ein großer, alter Steinkamin nahm die eine Wand fast ganz ein, außerdem waren nur noch ein Tisch und ein paar alterthümliche Stühle vorhanden, und an den Wänden hingen Kleidungsstücke, verschiedene Handwerksgeräthe und Waffen bunt durcheinander. Eine alte Bettkiste stand an der Wand, dem Kamin gegenüber, daneben eine Art Ruhebett mit Teppichen gedeckt. Heinrich betrachtete Alles staunend und verwundert, während Jobst einen Haufen Holzspäne zusammenschleppte und ein Feuer im Kamin anmachte, das bald hell aufloderte. Nun warf er die feuchten Kleider ab und hüllte sich in einen weiten, dunklen Schlafrock, der wunderlich genug um die magere, lange Gestalt hing, ein altes Sammetkäppchen drückte er auf das dünne, lang herabhängende weiße Haar und holte nun aus einem Nebenkämmerchen allerlei Vorräthe zum Nachtessen, Wein und einen Schinken, dazu aus seiner großen Tasche, die er auf der Reise um die Schulter trug, Brod, das er bedächtig in dem letzten Wirthshaus, bei dem sie anhielten, eingesteckt hatte. Er sah so vergnügt dabei aus und blinzte mit den kleinen Augen so stolz zu Heinrich hinüber, daß diesen doch auch ein Gefühl von Behaglichkeit und Zutrauen ergriff, und als sie dann, im Scheine des hellen Kaminfeuers bei dem bescheidenen Mahle saßen, und der Alte immer wiederholte, so lieben Gast hätte er seit Jahren nicht beherbergt, immer wieder die Gläser füllte, war es dem jungen Manne, als schwänden, wie im Traum, die Eindrücke der letzten Tage und als blicke er in ein Bild längst vergangener Zeiten, das ihn freundlich anheimelte. Es war spät in der Nacht, als die neuen Freunde sich anschickten ihr Lager zu rüsten. Jobst wollte durchaus sein Bett einräumen, aber Heinrich litt das nicht und richtete sich mit Decken und Polstern, die der Alte aus dem Nebenzimmer herbeiholte, lauter Hausrath der Vergangenheit, zum Theil von kostbarer, goldgestickter Seide, wenn auch verblaßt und zerrissen, die Schlafstätte auf der Ruhebank und schlief bald unter bunten und wirren Träumen ein.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Zellseelen und Seelenzellen.

Von

Ernst Haeckel.

Es gibt kein Gebiet von Erscheinungen im ganzen Bereiche menschlicher Erkenntniß, über welches von jeher und noch heute unsere Ansichten so weit auseinander gehen, als das Gebiet des Seelenlebens. Was ist die Seele? Von wo kommt sie und wohin geht sie? Hat blos der Mensch eine Seele, oder auch die Thiere? Und wo sind die Grenzen, wo die Anfänge des Seelenlebens im Thierreiche zu finden? Vor solchen und ähnlichen Fragen stehen wir noch heute, wie vor tausend und zweitausend Jahren, ohne entschiedene Antwort da, oder wenigstens ohne eine solche Antwort, die zu allgemeiner wissenschaftlicher Anerkennung durchgedrungen ist.

Diese fortdauernde Unklarheit über eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen aller menschlichen Erkenntniß spricht sich in Nichts so deutlich aus, als in dem Umstande, daß selbst die Wissenschaft vom Seelenleben, die Psychologie, noch heute eine ganz unbestimmte Stellung unter den übrigen Wissenschaften einnimmt. Die meisten Naturforscher betrachten gegenwärtig die Seelenthätigkeit des Menschen und der Thiere als eine wirkliche Naturerscheinung und glauben demnach nur durch naturwissenschaftliche Erforschung das darüber schwebende Dunkel lichten zu können. Anderseits sind die meisten Psychologen, die berufenen Fachgelehrten der Seelenkunde, der entgegengesetzten Ansicht und halten das Seelenleben — wenigstens beim Menschen — für eine übernatürliche Erscheinung, für ein Geistesphänomen, das durch ganz andere als bloße Naturkräfte bedingt wird, und das daher jeder rein naturwissenschaftlichen Erklärung spottet. Nach dieser, auch heute noch herrschenden Ansicht ist die Psychologie theilweise oder ganz eine „Geisteswissenschaft", keine Naturwissenschaft.

Trotz dieser weitverbreiteten und einflußreichen Meinung, und trotz des Mißtrauens, auf welches jeder Naturforscher beim Betreten des dunkeln Seelengebietes stößt, wollen wir dennoch hier den Versuch wagen, mit der Leuchte der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode in die Mysterien desselben einzudringen.

Digitized by Google

Die Aufforderung und Berechtigung zu diesem Wagniß finden wir in zwei grundlegenden Thatsachen. Erstens unterliegt die „Seele", wie allgemein anerkannt wird, in jedem beseelten Wesen einer zusammenhängenden Entwickelung; sie hat eine individuelle „Entwickelungsgeschichte"; und zweitens ist mindestens ein Theil der Seelenthätigkeiten an bestimmte körperliche Organe gebunden, ist ohne die letzteren nicht denkbar. Mindestens dieser Theil der Seelenerscheinungen ist also unmittelbar der Naturforschung zugänglich. Auch ist ferner die Thatsache jetzt wol allgemein anerkannt, daß mindestens ein Theil der Seelenthätigkeiten, insbesondere Wille und Empfindung, bei den höheren Thieren sich ähnlich wie beim Menschen verhält; und eine psychologische Vergleichung der verschiedenen Thiere zeigt uns eine lange Stufenleiter von verschiedenen Entwickelungsgraden der Thierseele. Daraus folgt aber für den Zoologen, der sich die Erforschung des Thierlebens nach allen seinen Richtungen zur Lebensaufgabe gemacht hat, nicht blos die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, den Ursprung und die Grenzen des Seelenlebens im Thierreiche zu erforschen.

Freilich ist nun der ungebahnte Weg, den der Zoologe dabei einschlägt, gar sehr verschieden von der breitgetretenen Heerstraße, auf welcher die Schaar der Fachpsychologen seit Jahrtausenden gemächlich gewandelt ist. Bekanntlich haben diese Letzteren vor Allem die Selbstbetrachtung, die Beobachtung und Reflexion über das eigene menschliche Seelenleben, als ihre wichtigste, oft als ihre ausschließliche Aufgabe angesehen. Daher ist die Seele, wie sie in den Lehrbüchern der Psychologie gewöhnlich zergliedert und beschrieben wird, die einseitig aufgefaßte Seele des entwickelten Menschen, und zwar meistens die hochgelehrte Seele eines wissensreichen und denkgeübten Philosophen. Sicher ist die genaue Kenntniß einer solchen hochentwickelten Gelehrtenseele vom größten Werthe; aber sie berührt viele der wichtigsten Erkenntnißfragen gar nicht, und es fehlt ihr gerade diejenige Seite, auf welche die Naturforschung der Gegenwart mit Recht das höchste Gewicht legt, es fehlt ihr die Kenntniß der Entwickelung!

Unzweifelhaft unterliegt die Seele in jedem einzelnen Menschen, wie in jedem Thiere, einer langsamen, allmäligen und stufenweisen Entwickelung. Das ist eine psychologische Thatsache von grundlegender Bedeutung. Auch die größten Denker aller Zeiten, auch Aristoteles und Plato, Spinoza und Kant, sind einmal Kinder gewesen; auch ihre gewaltige, weltumfassende Denkerseele hat sich stufenweise und allmälig entwickelt. Gestützt auf diese Thatsache wird der Zoologe, der sich der Seelenforschung zuwendet, vor Allem das wichtigste Forschungsinstrument, die Entwickelungsgeschichte, in Anwendung bringen. Er wird vergleichend die Entwickelung der Seele im Menschen und im Thiere verfolgen, und er wird vergleichend den Bau und die Entwickelung derjenigen Körpertheile untersuchen, die beim Thiere wie beim Menschen unmittelbar an der Seelenthätigkeit betheiligt sind. Die vergleichende Morphologie der Seelenorgane und die vergleichende Physiologie der Seelenfunctionen, beide überall gestützt auf die Entwickelungsgeschichte, werden so zur psychologischen Aufgabe des Naturforschers.

Digitized by Google

I.

Die erste, allgemeinste und wichtigste Thatsache, welche dem Naturforscher hier beim Beginne seiner psychologischen Forschung entgegentritt, ist die Abhängigkeit aller Seelenthätigkeit von gewissen materiellen Theilen des Thierkörpers, den Seelenorganen. Beim Menschen und bei den höheren Thieren sind solche Seelenwerkzeuge: die Sinnesorgane, das Nervensystem und das Muskelsystem; bei den niederen Thieren sind es Zellengruppen oder selbst einzelne Zellen, welche noch nicht zu Nerven und Muskeln sich gesondert haben. Jede Aeußerung des Seelenlebens, jede psychische Arbeit ist unabänderlich an ein solches Organ geknüpft und ohne dasselbe nicht denkbar. Damit soll noch Nichts über das Wesen der Seele selbst gesagt sein, über die Art und Weise, wie die „Psyche" mit ihren Organen verknüpft ist. Es ist aber nicht überflüssig, jene grundlegende physiologische Thatsache zu einer Zeit zu betonen, wo der crasseste Aberglaube auf's Neue in Gestalt des Spiritismus sein Haupt erhebt, und wo wir sehen, daß nicht allein Hunderttausende von Gebildeten und Ungebildeten, sondern sogar namhafte und kenntnißreiche Naturforscher dem blinden Wahne dieses Aberglaubens zum Opfer fallen.

Haben wir doch erst vor wenigen Monaten zu unserer Beschämung erleben müssen, daß der amerikanische Spiritist Slade, nachdem er in England sich durch Geisterbeschwörungen ein ansehnliches Vermögen erworben und dann zuletzt als gemeiner Betrüger entlarvt war, in Deutschland sein Gaunergeschäft mit gleichem Erfolge fortsetzte und sogar einzelne angesehene Naturforscher zu bethören wußte. Und sehen wir nicht sogar, daß eine besondere Literatur des Spiritismus, durch zahlreiche Zeitschriften vertreten, diesen unglaublichen Schwindel in das Gewand einer besonderen Wissenschaft zu kleiden sucht! In dem Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen, der Spektralanalyse und des Darwinismus, im Zeitalter der monistischen Naturerkenntniß erscheinen solche Rückfälle in den finsteren Aberglauben des Mittelalters kaum begreiflich. Sie erklären sich nur aus der mystischen Nachtseite der menschlichen Seele, aus jenem dunkeln Hange zu übernatürlichen und wunderbaren Vorstellungen, den religiöser Aberglaube seit Jahrtausenden sorgfältig groß gezogen hat. Sicher ist dieser mystische Hang nur deshalb so unausrottbar festgewurzelt, weil er durch Vererbung von Jahrtausenden befestigt und stets auf's Neue durch angebliche Offenbarungen, d. h. durch pathologische Seelen-Anpassungen, gestärkt und geheiligt worden ist.

Gegenüber also allen jenen angeblichen Geistererscheinungen des Spiritismus, die gleich den Wundern der Louise Lateau oder der Madonna von Marpingen theils auf unbewußter Täuschung, theils auf bewußtem Betruge beruhen, steht heute als erstes Fundament aller Seelenlehre die klare physiologische Thatsache fest, daß jegliche Art von Seelenthätigkeit an bestimmte körperliche Organe oder Werkzeuge untrennbar gebunden ist. Es wird daher unsere erste Aufgabe sein müssen, uns mit diesen Organen etwas näher bekannt zu machen. Die genannten Werkzeuge unseres Seelenlebens, nämlich 1) die Sinnesorgane, 2) das Nervensystem und 3) die Muskeln, bilden zusammen einen einzigen großen Apparat, den wir mit einem Worte kurz als den Seelenapparat bezeichnen.

Digitized by Google

Beim Menschen, wie bei allen höheren Thieren, zeigt uns diese Rüstkammer der Geistesthätigkeit ein bewunderungswürdiges Gefüge von höchst zusammengesetzten Organen und Geweben; und zwar ist ihre feinere Zusammensetzung um so reicher und verwickelter, je höher und vollkommener die Arbeit des Apparates, die Seelenthätigkeit, entwickelt ist.

Eine Entdeckungsreise in dieses wunderbare Labyrinth ist freilich höchst anziehend und lehrreich, aber auch sehr schwierig und anstrengend. Statt dessen entspricht es unserem Zwecke weit besser, einen Blick auf den viel einfacher gebauten Seelenapparat eines niederen Thieres zu werfen. Wir wählen dazu einen unvollkommenen Wurm, nicht etwa deshalb, weil der Mensch nach Faust „dem Wurme gleich ist, der den Staub durchwühlt", oder weil die Phylogenie der Neuzeit im Stammbaum des Menschen auch eine Reihe von Würmern unter unseren Ahnherren aufführt, — sondern vielmehr deshalb, weil sich die niederen Würmer durch einen sehr einfachen und klaren Bau ihres Seelenorganes auszeichnen und dadurch vortrefflich das schwierige Verständniß des viel zusammengesetzteren Seelenapparates der höheren Thiere erleichtern.

Betrachten wir einen solchen einfachen Wurm, z. B. einen blattförmigen Strudelwurm oder eine Turbellarie, unter dem Mikroskope, so erblicken wir vorn über dem Munde ein kleines, weißes Kügelchen, von welchem feine Fäden nach allen Richtungen an die verschiedenen Körpertheile ausstrahlen. Jenes weiße Kügelchen oberhalb des Mundes besteht aus weicher Nervenmasse und ist der Mittelpunkt des ganzen Seelenapparates, ein Gehirn einfachster Art; die feinen Fäden aber, die vom Hirn an alle Theile ausstrahlen, sind Nerven. Wir unterscheiden zwei verschiedene Arten solcher Nervenfäden. Die einen sind Werkzeuge des Willens, motorische oder Bewegungsnerven; sie gehen vom Hirn an das Fleisch, dessen Fasern, die Muskelfasern, durch sie zur Bewegung veranlaßt werden. Die anderen hingegen sind Instrumente der Empfindung oder sensible Nerven; sie leiten die verschiedenen Empfindungseindrücke von der äußeren Haut und von den Sinnesorganen zum Hirn und setzen so dasselbe in Beziehung zur umgebenden Außenwelt. Die Sinneswerkzeuge eines solchen niederen Wurmes sind nun freilich noch sehr einfach, aber gerade deshalb auch sehr interessant. Bei vielen Würmern ist es einzig und allein die äußere Haut, welche die Stelle eines universalen Sinneswerkzeugs vertritt, und Empfindungen verschiedener Art, vor Allem Druckschwankungen und Temperaturveränderungen, vermittelt. Bei Anderen gesellen sich dazu noch Augen einfachster Art, dunkle Flecke in der Haut, welche eine lichtbrechende Linse umschließen; auch wol Gehörorgane von einfachster Form, nämlich ein Paar Grübchen oder Bläschen in der Haut, welche mit feinen Härchen ausgekleidet sind: Hörhärchen, die durch Schallwellen in bestimmter Weise erregt werden.

Daß selbst diese Werkzeuge der höheren sinnlichen Empfindungen, Augen und Ohren, bei den niederen Würmern weiter Nichts sind, als eigenthümlich entwickelte Theile der äußeren Hautdecke, das ist eine Thatsache von größter Bedeutung. Denn auch die viel höher entwickelten und vollkommneren Augen und Ohren der höheren Thiere und des Menschen sind ursprünglich in der äußersten Hautschicht des Körpers entstanden und widerstreiten nicht dem hoch-

Digitized by Google

wichtigen, erst neuerlich festgestellten Gesetze vom Ursprung aller Sinne aus der Haut. *Ursprünglich sind alle verschiedenen Sinneswerkzeuge der Thiere nur gesonderte Theile ihrer empfindlichen Oberhaut.*

Aber auch die Werkzeuge der Bewegung, die Diener des Willens, die *Muskeln*, stehen ursprünglich mit der äußeren Haut in engster Verbindung. Bei unseren niederen Würmern wird das ganze Muskelsystem einzig und allein durch eine dünne Schicht von Fleisch dargestellt, welche sich überall unter der Hautdecke ausbreitet. Gewöhnlich zerfällt dieser sogenannte „Haut-Muskel-Schlauch" der Würmer in zwei verschiedene Lagen, eine äußere Schicht von Ringfasern und eine innere Schicht von Längsfasern, aber noch nicht in getrennte Muskelgruppen oder Fleischstränge, wie bei den höheren Thieren.

Als besonders wichtig müssen wir nun noch die Thatsache hervorheben, daß sämmtliche Nerven, sowohl die centripetalen Empfindungsfasern, die vom Hirn zur Haut und den Sinnesorganen, als die centrifugalen Bewegungsfasern, die vom Hirn zu den Muskeln gehen, mit diesen äußerlich gelegenen Theilen in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Wenn wir also naturgemäß den ganzen Seelenapparat als ein einheitliches Ganzes auffassen, so sind die empfindlichen Sinnesorgane weiter Nichts, als eigenthümliche Endausbreitungen der Empfindungsnerven, und die dem Willen gehorchenden Muskelfasern sind nichts Andres, als besondere Endorgane der Bewegungsnerven. Als gemeinsamer Mittelpunkt und als unmittelbare Verbindungsbrücke ist zwischen jene ersteren und diese letzteren das Gehirn eingeschaltet.

Will man sich eine klare Anschauung von der Thätigkeit eines solchen Seelenapparates, vom Wesen des Seelenlebens verschaffen, so hilft dazu am besten der oft wiederholte Vergleich mit einem *elektrischen Telegraphensystem*. Dieser bekannte Vergleich ist nicht allein durch die ganze Einrichtung des Seelenapparates gerechtfertigt, sondern namentlich auch dadurch, daß bei den Verrichtungen desselben in der That elektrische Ströme die größte Rolle spielen. Seine volle Bedeutung gewinnt aber der Vergleich erst dann, wenn wir mit Hilfe starker Vergrößerung die feinsten Formbestandtheile erkannt haben, die jenen Apparat zusammensetzen. Die mikroskopischen Formelemente oder Bausteine des Seelenapparates sind keine anderen, als diejenigen, aus denen auch die übrigen Organe des Thierkörpers bestehen, die sogenannten „Zellen". Hier, wie überall in der Naturgeschichte, ist es daher die vor vierzig Jahren von Schleiden und Schwann begründete Zellenlehre, welche als Hauptschlüssel die erste Pforte tieferer Erkenntniß uns öffnet. Wie verschieden nun auch die zahllosen Formen der kleinen Zellen in den verschiedenen Geweben des Thier- und Pflanzenkörpers erscheinen, so stimmen doch alle in der Hauptsache überein, daß jede einzelne Zelle für sich einen gewissen Grad individueller Selbständigkeit besitzt, ihre eigene Form hat und ihr eigenes Leben führt. Wie Brücke mit einem Worte treffend sagt, ist jede mikroskopische Zelle ein *Elementar-Organismus*, oder ein „Individuum erster Ordnung". Ja, wie wir bald sehen werden, dürfen wir sogar jeder Zelle eine selbständige Seele zuschreiben, eine *Zellseele*.

Zahllos wie die Sterne am Himmel sind die unendlichen Myriaden von Zellen, welche den Riesenkörper eines Walfisches oder eines Elephanten, einer

Digitized by Google

Eiche oder einer Palme zusammensetzen. Und dennoch besteht der gigantische Leib dieser größten Organismen, ebenso wie der unsichtbare Zwergleib der kleinsten, im Beginne seiner Existenz nur aus einer einzigen, kleinen, dem bloßen Auge unsichtbaren Zelle, der Eizelle. Fängt aber diese Zelle an, sich zu entwickeln, so entstehen aus ihr durch wiederholte Theilung in kürzester Zeit eine ungeheure Masse von gleichartigen Zellen. Diese vertheilen sich in blattartige Schichten, die sogenannten Keimblätter. Anfangs sind alle Zellen gleich; jede einzelne Zelle ist von höchst einfacher Gestalt und Zusammensetzung: ein rundes, weiches Eiweißkügelchen oder Protoplasma-Klümpchen, welches einen festeren Kern einschließt. Bald aber treten Ungleichheiten oder Sonderungen auf; die Zellen beginnen sich in die Arbeit des Lebens zu theilen und nehmen verschiedene Form und Beschaffenheit an. Die Magenzellen übernehmen die Verdauung, die Blutzellen den Stoffumsatz, die Lungenzellen die Athmung, die Leberzellen die Bildung der Galle. Anderseits widmen sich die Muskelzellen ausschließlich der Bewegung, die Sinneszellen den verschiedenen Empfindungen: die Tastzellen der Haut lernen Druck- und Wärmeschwankungen verstehen, die Hörzellen lernen Schallwellen, die Sehzellen Lichtwellen unterscheiden; die schwierigste und glänzendste Laufbahn aber betreten die Nervenzellen, und unter diesen sind es wieder die genialen Gehirnzellen, welche im kühnen Wettlaufe den höchsten Preis erringen und als Seelenzellen sich über alle anderen Zellenarten hoch erheben.

Diese bedeutungsvolle Arbeitstheilung der Zellen —, oder wie der Anatom sagt, die Gewebebildung — vollzieht sich bei der individuellen Entwickelung jedes Thieres und jeder Pflanze unter unseren Augen innerhalb weniger Tage. Was wir aber hier unter dem Mikroskope so erstaunlich rasch sich entwickeln sehen, das ist nur eine kurze, durch Vererbung bedingte Wiederholung eines langen und langsamen historischen Processes, eines geschichtlichen Vorganges, der viele Jahrmillionen in Anspruch nahm und bei welchem die Arbeitstheilung der Zellen im eigentlichsten Sinne des Wortes, durch Anpassung an die verschiedenen Lebensthätigkeiten der Zellen, im Kampfe um's Dasein allmälig entstand. Die Zellen verhalten sich dabei ganz ebenso, wie die wohlerzogenen Staatsbürger eines gut eingerichteten Culturstaates. In der That ist unser eigener Leib, wie der Leib aller höheren Thiere, ein solcher civilisirter Zellenstaat. Die sogenannten „Gewebe" des Körpers, Muskelgewebe, Nervengewebe, Drüsengewebe, Knochengewebe, Bindegewebe u. s. w., entsprechen den verschiedenen Ständen oder Corporationen des Staates, oder noch genauer den erblichen Kasten, wie wir sie im alten Aegypten und noch heute in Indien antreffen. Die Gewebe sind erbliche Zellenkasten im Culturstaate des vielzelligen Organismus. Die Organe aber, die sich wieder aus verschiedenen Geweben zusammensetzen, sind den verschiedenen Aemtern und Instituten zu vergleichen. An der Spitze aller steht die mächtige Centralregierung, das Nervencentrum, das Gehirn. Je vollkommener das höhere Thier entwickelt, je stärker die Zellenmonarchie centralisirt ist, desto mächtiger ist das beherrschende Gehirn und desto großartiger ist der elektrische Telegraphenapparat des Nervensystems zusammengesetzt, welcher das Gehirn mit seinen wichtigsten Regierungsbehörden, den Muskeln und Sinnesorganen, in Verbindung setzt.

Digitized by Google

Im Vergleiche damit sehr einfach, obwol im Wesentlichen nicht verschieden, ist die Einrichtung des Seelenapparates bei unserem vorher betrachteten Wurme. Wenn wir denselben irgendwie reizen, wenn wir seine zarte Haut mit einer Nadelspitze oder mit einem kalten Eisstückchen berühren, so wird die damit verbundene Veränderung des Druckes oder der Temperatur sofort von den empfindlichen Hautzellen wahrgenommen, welche als Grenzwächter überall an der äußeren Grenzfläche der Haut aufpassen; sie telegraphiren sofort ihre Wahrnehmung durch die Hautnerven an das Gehirn. Ebenso werden die Schallwellen, welche das Hörbläschen treffen, von den Hörzellen des letzteren als Geräusche oder Töne empfunden und vom Hörnerven dem Gehirn telegraphisch gemeldet. Nicht minder senden die Sehzellen des Auges, die von einem Lichtstrahl getroffen werden, sofort ein Licht- oder Farbentelegramm an das Gehirn. Hier sitzt die hohe Regierung des Zellenstaates, bestehend aus wenigen großen, sternförmigen Zellen, deren veräftelte Ausläufer einerseits mit den Empfindung leitenden Sinnesnerven, andererseits mit den Bewegung erregenden Muskelnerven in unmittelbarer Verbindung stehen. Sobald von den Sinnesnerven ein Telegramm über irgend eine Veränderung in der umgebenden Außenwelt bei der Centralregierung eingetroffen ist, wird dieser Bericht als *Empfindung* von der zunächst erregten Hirnzelle (oder Ganglienzelle) den übrigen mitgetheilt, und der hohe Rath beschließt nun, was zu thun ist. Das Resultat dieses Beschlusses wird als *Wille* durch die Muskelnerven an die Muskeln telegraphirt, welche dem Befehle sofort durch Zusammenziehung ihrer Faserzellen, durch Bewegung, nachkommen.

Unzweifelhaft die wichtigste Rolle im Seelenleben spielen demnach die veräftelten, unter einander durch Aeste netzförmig zusammenhängenden Nervenzellen des Gehirns, die Ganglienzellen oder *Seelenzellen*; denn sie bilden in der That die Centralregierung des ganzen vielzelligen Thierkörpers. Sie nehmen alle die Berichte der Außenwelt entgegen, welche von den Sinneszellen durch die centripetalen *Telegraphendrähte* der *Empfindungsnerven* an das Gehirn gesandt werden. Sie ertheilen aber auch zugleich alle die Befehle des Willens, welche durch die centrifugalen Leitungsbahnen der *Bewegungsnerven* an die Muskeln ergehen. Und daneben leisten nun außerdem diese bewunderungswürdigen Seelenzellen des Hirns noch jene höchst merkwürdige und räthselhafte Arbeit, welche wir mit einem Worte als *Vorstellung* bezeichnen. Sie sind es, die bei den höheren Thieren, wie beim Menschen, die vollkommensten aller Seelenthätigkeiten, diejenigen des Denkens und des Verstandes, der Vernunft und des Bewußtseins, vermitteln.

Indem wir hier die höchste Grenze und die edelste Leistung des Seelenlebens, Vernunft und *Bewußtsein*, berühren, wollen wir gleich die Bemerkung anschließen, daß uns zwar das eigentliche Wesen dieser räthselhaften Zellenarbeit noch ganz unbekannt ist, daß wir aber trotzdem im Stande sind, mit Hilfe der *vergleichenden* Psychologie und *Entwickelungsgeschichte* ein erklärendes Licht auf dieselbe fallen zu lassen. Erstens nämlich zeigt uns die vergleichende Seelenlehre der Thiere eine lange Stufenleiter der Entwickelung, auf der alle denkbaren Stufen der Vernunft und des Bewußtseins vertreten sind, vom ganz unvernünftigen bis zum ganz vernünftigen Thiere, vom Schwamme und Polypen

Digitized by Google

bis zum Hunde und Elephanten. Zweitens sehen wir an jedem Kinde, wie an jedem höheren Thiere, daß Vernunft und Bewußtsein bei der Geburt noch nicht vorhanden sind, sondern sich erst langsam und allmälig entwickeln. Drittens endlich nehmen wir an uns selbst wahr, daß eine scharfe Grenze zwischen bewußter und unbewußter Seelenthätigkeit so wenig als zwischen vernünftigem und unvernünftigem Denken existirt, daß vielmehr diese Gegensätze ohne fixirte Grenze vielfach sich berühren und in einander übergehen.

Bekanntlich spielt gerade die dunkle Frage vom Bewußtsein eine Hauptrolle in den psychologischen Kämpfen der Gegenwart. Der berühmte Physiologe Du Bois-Reymond hat in der „Ignorabimus"-Rede auf der Leipziger Naturforscherversammlung das Bewußtsein als ein völlig unlösbares Problem, als eine Grenze des Naturerkennens bezeichnet, welche der menschliche Geist auch bei weitester Entwickelung niemals überschreiten werde. Viele Andere betrachten das Bewußtsein als einen ausschließlichen Vorzug des Menschen, der allen Thieren gänzlich fehle. Diese letztere Ansicht wird sicher Niemand theilen, der anhaltend und aufmerksam die bewußten und überlegten Handlungen der Hunde und Pferde, der Bienen und Ameisen und anderer vernünftiger Thiere beobachtet hat. Aber auch die erstere Ansicht ist nicht haltbar. Denn aufmerksame Selbstbeobachtung lehrt uns, wie tausendfach bewußte und unbewußte Handlungen fortwährend in einander übergehen. Zahllose Verrichtungen des täglichen Lebens, wie z. B. der Gebrauch der Trinkgeschirre, der Messer und Gabeln, Lesen und Schreiben, das Spielen musikalischer Instrumente u. dergl. beruhen auf verwickelten Thätigkeiten der Nerven und Muskeln, welche ursprünglich mit sorgfältiger Ueberlegung und klarem Bewußtsein langsam erlernt werden mußten, allmälig aber durch Uebung und Gewohnheit völlig unbewußt geworden sind. Jeden Morgen, wenn wir uns waschen und anziehen, aufstehen und ausgehen, verrichten wir Hunderte von verwickelten Bewegungen völlig unbewußt, die ursprünglich mühsam und allmälig mit Bewußtsein gelernt werden mußten. Umgekehrt gelangen wieder die verschiedensten unbewußten Handlungen sofort zum klaren Bewußtsein, sobald aus irgend einem Grunde unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet und die Selbstbeobachtung angeregt wird. Sobald wir beim Treppensteigen fehltreten oder beim Clavierspielen eine falsche Taste greifen, werden wir uns sofort der unbewußten Handlung bewußt. Außerdem können wir auch zweifellos die stufenweise und allmälige Entwickelung des Bewußtseins bei jedem Kinde Schritt für Schritt verfolgen. Auf Grund dieser Thatsachen zweifeln wir nicht mehr daran, daß das Bewußtsein auf einer verwickelten Thätigkeit der Seelenzellen beruht, welche erst allmälig durch Anpassung erworben und durch Vererbung neuer Anpassungen langsam weiter entwickelt wurde. Dasselbe lehrt uns die vergleichende Entwickelungsgeschichte des Seelenlebens im Thierreich. Die verwickelten Molecularbewegungen im Protoplasma der Seelenzellen, deren höchstes Resultat das Vorstellen und Denken, Vernunft und Bewußtsein ist, sind erst allmälig im Laufe vieler Jahrmillionen durch natürliche Züchtung erworben worden. Denn auch das Gehirn, das Organ jener Functionen, hat sich im Laufe dieser langen Zeiträume erst ganz langsam und stufenweise von der einfachsten zur vollkommensten Form entwickelt. Hier wie überall geht

Digitized by Google

die Entwickelung des Organs Hand in Hand mit derjenigen seiner Function; das Werkzeug vervollkommnet sich mit seiner Arbeit.

Für die Begründung dieser folgenschweren Ansicht ist von größter Bedeutung die vergleichende Beobachtung des Nervensystems der verschiedenen Thierclassen. Das einfache Gehirn des Wurmes mit den wenigen davon ausstrahlenden Nervenfäden ist der Ausgangspunkt für eine Menge von verschiedenartigen und sehr verwickelten Einrichtungen im Nervensystem der höheren Thiere geworden. Dieses letztere verhält sich zu jenem ersteren ähnlich wie das großartige Telegraphensystem des heutigen Deutschen Reiches mit seinen Hunderten von Stationen und Tausenden von Beamten zu dem ersten einfachen Modell eines elektrischen Telegraphen, durch welches der Erfinder desselben vor vierzig Jahren eine der wichtigsten Förderungen des Gedankenaustausches der Nationen einleitete. Je höher entwickelt das Empfinden, Wollen und Denken eines Thieres ist, desto verwickelter und centralisirter ist die Zusammensetzung des Seelenapparates, der diese psychische Arbeit leistet, desto beherrschender macht sich das Nervencentrum geltend, von dem die einheitliche Leitung des Ganzen abhängt.

Gewöhnlich pflegt man daher das Centrum des Nervensystems, das Gehirn im weiteren Sinne, als den „Sitz der Seele" zu bezeichnen. Im Grunde ist jedoch dieser gebräuchliche Ausdruck unrichtig, und wir können ihm nur bildliche Geltung in demselben Sinne zugestehen, in welchem wir eine tüchtige Hausfrau als „die Seele des Hauses", einen allmächtigen Minister als „die Seele des Staates" bezeichnen. So wenig wir damit den anderen, von der Centralgewalt abhängigen Personen ihre individuelle Seele absprechen wollen, so wenig dürfen wir letztere in den Millionen von Zellen im Seelenapparat der höheren Thiere leugnen, deren Gehirn wir als „Sitz der Seele" bezeichnen. Als im deutsch-französischen Kriege 1871 Paris, das in der That die Seele des centralisirten Frankreich und nach Victor Hugo sogar die Seele der Welt ist, von unserem siegreichen Heere fest eingeschlossen, als der telegraphische Verkehr mit dem übrigen Frankreich völlig abgeschnitten war, da arbeitete in den abgetrennten Gliedern des letzteren das vielverzweigte Telegraphennetz trotzdem unablässig fort, und Gambetta's unerschütterliche Seele organisirte unablässig neue Heere zum Entsatze der belagerten Hauptstadt. So lehrt uns auch das physiologische Experiment an enthaupteten Fröschen und Insecten, daß trotz der Abtrennung des Gehirns das Seelenleben in den übrigen Theilen des Körpers noch lange Zeit fortbestehen kann. Nur die einheitliche centrale Leitung des Ganzen ist zerstört; nur die höchsten Seelenleistungen, Vernunft und Bewußtsein, sind dadurch theilweise oder ganz aufgehoben; andere Leistungen dauern fort. Bringen wir einen Tropfen ätzender Säure auf die Haut des enthaupteten Frosches, so wischt er diesen ebenso geschickt ab, als ob er noch seinen Kopf besäße, und halten wir einen enthaupteten Käfer an einem Beine fest, so sucht er mit den fünf anderen noch eben so eilig und geschickt zu entfliehen, als ob er kein Gehirn verloren hätte. Sinnesthätigkeit und Empfindung, Willen und Muskelbewegung bleiben also noch lange Zeit bestehen, nachdem das Gehirn entfernt ist. Mit letzterem ist nur das einheitliche Bewußtsein, die Centralregierung verloren gegangen. Wir müssen daher wohl unterscheiden zwischen dieser bewußten Central-

Digitized by Google

seele des vielzelligen Thieres und den Einzelseelen seiner zahllosen Zellen; letztere sind zwar der ersteren untergeordnet, aber immer bis zu einem gewissen Grade selbständig.

Das Organ der Centralseele ist die Gesammtheit der Seelenzellen, der Ganglienzellen des Gehirns; das Organ jeder einzelnen Zellseele hingegen ist der Leib der Zelle selbst, Protoplasma und Zellkern, oder ein Theil derselben.

II.

Für die Vergleichung der niederen und höheren Entwickelungsstufen des Seelenlebens ist vielleicht, nächst den Säugethieren, keine Thierclasse von solcher Bedeutung, wie diejenige der Insecten. Denn obgleich alle die zahllosen verschiedenen Insectenarten nur endlose Variationen eines einzigen ursprünglichen Themas darstellen, obgleich die neuere Stammesgeschichte demgemäß alle Schmetterlinge und Käfer, alle Fliegen und Bienen, alle Gradflügler und Netzflügler von einer einzigen gemeinsamen Stammform ableitet, so sind dennoch die Unterschiede in der Entwickelung ihrer Seelenthätigkeit ganz außerordentlich groß. Die allbekannten Gegensätze zwischen der dummen Gans und dem scharfsinnigen Falken, zwischen dem stupiden Rhinoceros und dem klugen Elephanten erscheinen unbedeutend im Vergleiche zu den ungeheuren Contrasten, welche uns die Seelenthätigkeit der verschiedenen Insecten darbietet. Einerseits bleiben viele niedere Insecten, z. B. Blattläuse, Schildläuse, Wanzen und überhaupt parasitische Insecten verschiedener Ordnungen, auf einer sehr tiefen Stufe der Ausbildung stehen, die sich nicht über diejenige der meisten Würmer erhebt: Essen und Trinken ist ihr einziges Bedürfniß. Andererseits erheben sich die höheren, und vor Allen die socialen Insecten, die staatenbildenden Bienen und Wespen, Ameisen und Termiten, zu einer Höhe der Geistesthätigkeit, welche nur den Vergleich mit derjenigen der staatenbildenden Culturvölker gestattet. Die wunderbare Arbeitstheilung, insbesondere der Ameisen, führt zur Gliederung ihres Staates in verschiedene Stände, deren Angehörige sich durch besondere Merkmale und Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Da unterscheiden wir nicht allein männliche und weibliche Personen, sondern auch Soldaten und Arbeiter, Bauern und Bauleute, Gouvernanten und Sclaven. Ihre landwirthschaftliche und gärtnerische Thätigkeit beschränkt sich nicht auf das sorgfältige Sammeln von Vorräthen und Einmachen von Früchten, sondern erhebt sich zum wirklichen Gemüsebau und zur sorgfältigen Zucht ihres Melkviehes, der Blattläuse, deren süßen Honigsaft sie saugen. Nicht weniger bewunderungswürdig ist das architektonische Talent der Ameisen und Termiten, das sich in der Anlage ihrer großartigen Paläste zeigt, mit tausenden von Sälen und Kammern, Corridoren und Treppen, Thüren und Fenstern. Aber über diesen Künsten des Friedens vergessen sie nicht die Pflege der rauhen Kriegskunst, und das strategische Talent, mit welchem kämpfende Ameisenheere heutzutage einander zu umgehen und einzuschließen suchen, zeigt deutlich, daß auch sie Kinder des eisernen neunzehnten Jahrhunderts sind. Hat sich doch sogar bei einigen südamerikanischen Ameisenarten aus der übermäßigen Waffenübung ein ausschließlicher Militarismus ent-

Digitized by Google

wickelt, welcher zur gänzlichen Aufgabe der früheren friedlichen Beschäftigung und zum Räuberleben der Tscherkessenhorden geführt hat. Vergessen wir endlich nicht, daß sogar die menschliche Culturinstitution der Sclaverei von den Ameisen schon länger, als von unserem eigenen, hochcivilisirten und feudal organisirten Geschlechte geübt wird. Es gibt Ameisenstaaten, die förmliche Sclavenzucht treiben, die anderen Ameisenarten ihre Jungen rauben und sich daraus treue Sclaven ziehen; ja diese Sclaven setzen sogar später, alle Bande der Natur verleugnend, den Vortheil ihrer grausamen Herren über denjenigen ihrer eigenen Rasse und helfen ersteren selbst auf ihren Raubzügen neue Sclavenschaaren rauben! Obgleich diese höchst interessanten Thatsachen aus dem Geistesleben der Ameisen schon vor mehr als hundert Jahren von Huber und anderen Entomologen entdeckt wurden, hielt man sie doch lange Zeit für fabelhafte Phantasieerzeugnisse, und erst die zahlreichen Untersuchungen der neueren Zeit haben sie vollkommen bestätigt und neue weitere Entdeckungen hinzugefügt.

Sicher sind die intellectuellen Gegensätze zwischen den klugen Ameisen und ihrem dummen Melkvieh, den Blattläusen, größer, als der ungeheuere Abstand zwischen dem göttergleichen Genius eines Goethe oder Shakespeare und der dürftigen Thierseele eines Hottentotten oder Australnegers. Und dennoch besteht hier wie dort zwischen den äußersten Gegensätzen eine lange Reihe von vermittelnden Zwischenstufen. Dennoch ist die Ursprungsquelle Aller gemeinsam. Wie die meisten Menschen unser Geschlecht von einem gemeinsamen Stammvater aller Menschen ableiten, so nehmen fast alle Zoologen übereinstimmend an, daß alle jene verschiedenen Insectengruppen von einem gemeinsamen Stamminsecte abstammen. Mithin müssen die höchst verschiedenen Seelenthätigkeiten derselben durch Anpassung an verschiedene Lebensbedingungen allmälig sich entwickelt haben, und durch fortgesetzte Vererbung sind dieselben dann zu sogenannten Instincten geworden.

Kein Begriff hat in der vergleichenden Seelenlehre so viel Irrthümer und Mißverständnisse hervorgerufen, als der sogenannte „Instinct". Indem nämlich die ältere Naturgeschichte alle einzelnen Thierarten mit ihren besonderen Eigenschaften durch einen übernatürlichen Schöpfungsact entstehen ließ, mußte sie zugleich annehmen, daß mit demselben auch die specifische Seelenthätigkeit einer jeden Art anerschaffen wurde, und daß durch diesen Zwangspaß jeder Schritt im Leben des Thieres von vornherein fest bestimmt sei. Die Summe der Triebe, welche demgemäß unabänderlich und unfehlbar die Handlungsweise der Thierart bestimmen sollten, und unter denen die merkwürdigsten die sogenannten Kunsttriebe der nesterbauenden Vögel, Bienen u. s. w. sind, beobachtete man so als ursprünglich anerschaffenen Instinct. Diese allgemein verbreitete Ansicht ist völlig unhaltbar geworden, seit wir durch Darwin wissen, daß weder die einzelnen Thierarten als solche erschaffen, noch ihre besonderen Instincte unveränderlich sind. Wir wissen jetzt, daß alle Arten einer Thierclasse ursprünglich von einer gemeinsamen Stammart abstammen, und daß, gleich anderen Eigenschaften derselben, auch ihre Instincte der Abänderung und Umbildung durch den mächtigen Einfluß der natürlichen Züchtung unterliegen. Werden die Thiere unter neue, ungewohnte Lebensbedingungen versetzt, so passen sie sich diesen an,

Digitized by Google

kommen auf neue Gedanken, machen neue Erfindungen, erwerben neue Instincte. Noth macht erfinderisch, und Uebung macht den Meister. Der harte Kampf um's Dasein stellt eben überall und jederzeit so strenge Anforderungen an den Selbsterhaltungstrieb der Thiere, daß sie zum Lernen und Arbeiten eben so gezwungen sind, wie der Mensch. Es ist nicht wahr, wenn noch heute vielfach behauptet wird, die Biber bauten ihre Wasserpaläste, die Schwalben ihre Nester, die Bienen ihre Honigwaben jederzeit und überall in der gleichen Weise, heute wie vor zweitausend und achttausend Jahren. Vielmehr wissen wir durch zuverlässigste Beobachtung, daß selbst diese hoch entwickelten Kunsttriebe der Abänderung ganz bedeutend unterliegen und den vortheilhaften Bedingungen der einzelnen Localität sich anpassen. Die letzten Mohikaner des Bibergeschlechts, die heute noch in Deutschland hier und da leben, haben sich dem Polizeizwange des Culturlebens angepaßt und bauen nicht mehr jene großartigen Wasserpaläste, wie ihre Vorfahren vor zweitausend Jahren. Während der Kukuk bei uns in Europa seine Eier in fremde Nester legt, hat er in Amerika diese schlechte Gewohnheit nicht angenommen. Wie die speciellen Sitten der Bienen in den einzelnen Bienenstöcken vielfach abändern, weiß jeder erfahrene Bienenzüchter. Daß die Nachtigallen, Finken und andere Singvögel neue Melodien lernen, durch Nachahmung neue Tonfolgen sich aneignen, mithin ihren musikalischen Instinct ändern, ist allgemein bekannt. Und sehen wir nicht handgreiflich an unseren Haushunden, Jagdhunden, Dachshunden, Schäferhunden u. s. w., wie neue verschiedenartige „Instincte" durch Erziehung, durch Uebung und Gewohnheit angelernt worden sind?

Die unbefangen vergleichende und vorurtheilsfrei prüfende Beobachtung stellt also unzweifelhaft fest, daß der sogenannte „Instinct" der Thiere nichts Anderes ist, als eine Summe von Seelenthätigkeiten, die ursprünglich durch Anpassung erworben, durch Gewohnheit befestigt und durch Vererbung von Generation zu Generation übertragen worden sind. Ursprünglich mit Bewußtsein und Ueberlegung ausgeführt, sind viele Instinkthandlungen der Thiere im Laufe der Zeit unbewußte geworden, wie das ganz in gleicher Weise auch von den gewöhnlichen Vernunfthandlungen des Menschen gilt. Auch diese können mit gleichem Rechte als Aeußerungen eines angeborenen Instincts betrachtet werden, wie das ja auch häufig mit dem Selbsterhaltungstriebe, der Mutterliebe, dem Geselligkeitstriebe u. s. w. geschieht. Mithin ist weder der Instinct eine ausschließliche Gehirneigenschaft des Thieres, noch die Vernunft ein besonderer Vorzug des Menschen. Vielmehr ergibt sich für die unbefangen vergleichende Seelenlehre eine lange, lange Stufenleiter von allmäligen Ausbildungsstufen und Entwickelungsformen des Seelenlebens, welche von den höheren zu den niederen Menschen, von den vollkommenen zu den unvollkommenen Thieren Schritt für Schritt hinabführt, bis zu jenem einfachen Wurme, dessen einfacher Nervenknoten den Ausgangspunkt für alle die zahllosen Hirnformen dieser Stufenleiter liefert.

Da in der That nirgends auf dieser Stufenleiter eine Unterbrechung existirt, und da der einfache Seelenapparat unseres Wurmes bereits alle die Formelemente — Nerven, Sinnesorgane und Muskeln — enthält, aus denen sich in

Digitized by Google

höchst verwickelter Weise auch der bewunderungswürdige Seelenapparat der Ameise und des Menschen aufbaut, so nehmen die Naturforscher jetzt allgemein an, daß bei allen diesen, mit einem Nervensystem ausgerüsteten Thieren ein Seelenleben oder „eine Seele" existirt.

III.

Wie steht es aber nun mit jenen niederen Thieren, denen ein Nervensystem, selbst in einfachster Form, fehlt, bei den Korallen, Polypen, Schwämmen u. s. w.? Bildet hier der Mangel des Nervensystems die untere Grenze des Seelenlebens? Oder gibt es hier eine Seele ohne Nerven? Angesehene Naturforscher, z. B. Virchow und Du Bois-Reymond, verneinen letztere Frage und behaupten, daß von einem wirklichen Seelenleben bei diesen nervenlosen Thieren keine Rede sein könne. Wir sind entgegengesetzter Ansicht und stützen uns dabei auf die Zustimmung aller Zoologen, welche mit der genauen Beobachtung solcher nervenloser Thiere sich lange und anhaltend beschäftigt haben. Ja, wir sind sogar der Ueberzeugung, daß gerade diese nervenlosen und doch beseelten Thiere für die vergleichende Psychologie von höchstem Interesse sind und uns erst den wahren Schlüssel für das Verständniß der Seelenentwickelung liefern.

Das lehrreichste, bekannteste und am genauesten untersuchte Thierchen aus dieser merkwürdigen Gruppe von niederen Thieren ist der gemeine Süßwasser-Polyp, die Hydra. Zwar ist dieses kleine, zarte, nur wenige Millimeter große Wesen allenthalben in unseren Seen, Teichen und Tümpeln verbreitet und jederzeit in Menge zu haben; aber nur Wenige ahnen, welche Fülle von wichtigen Aufschlüssen uns das unscheinbare Wesen über die wichtigsten Geheimnisse des Lebens liefert. Der einfache Körper hat die Gestalt eines länglichrunden Bechers, der bald grau oder grün, bald braun oder roth gefärbt ist. Die Höhle des Bechers ist der Magen der Hydra, seine Oeffnung der Mund. Um den Mund herum steht ein Kranz von 4—8 feinen Fäden, die sowol als Fühlhörner zum Tasten wie als Fangfäden zum Ergreifen der Nahrung dienen. Nach Augen und Ohren, nach Muskeln und Nerven suchen wir bei unserer Hydra vergeblich, und dennoch überzeugen wir uns, daß sie sehr empfindlich und beweglich ist. Berühren wir den schlanken, lang ausgestreckten Körper nur leise mit einer Nadelspitze, so zieht er sich augenblicklich zu einem runden Kügelchen zusammen. Setzen wir ein Wasserglas mit Hydren an das Fenster, so haben sich in wenigen Stunden alle Polypen an der Lichtseite des Glases angesammelt. Sie empfinden also Licht, obgleich sie keine Augen haben, und bewegen sich kriechend nach dem Lichte hin, obgleich ihnen die Muskeln fehlen. Empfindung und willkürliche Bewegung, die wichtigsten Kennzeichen thierischen Seelenlebens, sind demnach ohne Zweifel vorhanden, und trotzdem fehlen ihnen die eigentlichen Organe der Seele, die Muskeln und Nerven! Wie ist dies Räthsel zu erklären? Haben wir hier eine Function ohne Organ, eine Seele ohne Seelenapparat?

Die entscheidende Antwort auf diese Frage gibt das Mikroskop. Der becherförmige Leib der Hydra besteht eigentlich aus zwei in einander gesteckten Bechern von gleicher Gestalt, deren Wände sich überall eng berühren. Betrachten wir nun die dünne Doppelwand des hohlen Hydrakörpers auf feinen Durchschnitten

Digitized by Google

bei starker Vergrößerung, so sehen wir, daß jeder der beiden Becher aus einer besonderen Schicht von Zellen zusammengesetzt ist. Diese beiden Zellenschichten haben ganz verschiedene Eigenschaften und Bedeutung. Die Zellen der inneren Schicht besorgen ausschließlich die vegetativen Arbeiten der Ernährung, der Verdauung und des Stoffwechsels. Die Zellen der äußeren Schicht dagegen vermitteln die animalen Thätigkeiten der Empfindung und Bewegung. Zerzupfen wir diese äußere Hautschicht mit Nadeln, so bemerken wir an vielen der isolirten Hautzellen einen langen fadenförmigen Fortsatz. Genauere Untersuchung lehrt, daß dieser dünne Faden ringförmig zwischen beiden Schichten um den becherförmigen Körper herumläuft und dessen Zusammenziehung, einem Muskel gleich, vermittelt, während der äußere, rundliche, kernhaltige Theil derselben Zelle empfindlich ist. Wir stehen hier also vor der merkwürdigen und hochwichtigen Thatsache, daß eine einzige Zelle die wichtigsten Arbeiten der Seele für sich allein vollzieht: der äußere, rundliche Theil der Zelle die Empfindung, der innere, fadenförmige Theil den Willen, die willkürliche Bewegung. Die äußere Hälfte der Zelle ist Nerv, die innere Hälfte Muskel; mit Recht hat daher ihr Entdecker Kleinenberg diese Seelenzellen der Hydra „Neuromuskelzellen" genannt. Der ganze Seelenapparat unserer Polypen besteht aus weiter Nichts, als aus einer einfachen Schicht solcher Neuromuskelzellen; und jede einzelne dieser Zellen leistet in einfachster Weise dasselbe, was in ungleich vollkommenerer Form der verwickelte Seelenapparat der höheren Thiere mit seinen verschiedenen Nervenzellen, Muskelzellen, Sinneszellen u. s. w. vermag. Natürlich fehlt es aber hier gänzlich an einem Centralapparat, an einem Gehirn, und statt dessen ist der „Sitz der Seele" bei unserem kleinen Polypen die ganze äußere Haut. Wir werden uns daher auch nicht mehr über die erstaunliche, durch Trembley's Experimente schon seit 1744 berühmt gewordene Theilbarkeit der Hydra wundern. Wenn wir heute einen Süßwasserpolypen in fünfzig kleine Stückchen zerschneiden, so entwickeln sich daraus in wenigen Wochen ebenso viele vollständige Polypen. Jedes Theilstückchen des becherförmigen Körpers wächst sofort wieder zu einem ganzen Polypen heran. Die Zellseelen aller einzelnen Neuromuskelzellen sind vollständig gleich.

Die Neuromuskelzellen der Hydra sind also, wie die Berliner Hausfrau sagt: „Mädchen für Alles". Jede einzelne besorgt in der Wirthschaft dieses kleinen Polypen alle die verschiedenen Arbeiten, welche bei den höheren Thieren auf die Muskelzellen, Nervenzellen und Sinneszellen verschiedener Art vertheilt sind. Alle diese letzteren, unter sich so sehr verschiedenen Arten von Zellen sind mithin erst durch Arbeitstheilung aus einfachen Neuromuskelzellen entstanden.

Das nächste Resultat dieser Arbeitstheilung zeigen uns die schirmförmigen Seeglocken oder Medusen, welche den Hydrapolypen zwar nahe verwandt, aber schon beträchtlich höher entwickelt sind. Wer einige Wochen am Meeresstrande war, hat gewiß bisweilen Schaaren von diesen schönen, glockenförmigen, gallertweichen Thieren schwimmen sehen, und wer beim Seebaden mit ihnen in unliebsame Berührung kam, wird sich des unangenehmen brennenden Gefühls erinnern, das dadurch, wie durch die Berührung einer Brennessel, hervorgerufen

Digitized by Google

wurde. Die größere Thiergruppe, zu der die Medusen gehören, heißt daher: „Nesselthiere oder Acalephen". Haben wir nun eine solche Meduse vorsichtig mit Hilfe eines großen Glasgefäßes aus dem Meere geschöpft und untersuchen wir ihren Körperbau genauer, so entdecken wir bereits besondere Seelenorgane. Am Rande ihres schirmförmigen Körpers halten wirkliche Augen einfachster Art und Gehörbläschen Wache, und aufmerksame Nerven vermitteln den Verkehr zwischen den Sinneszellen und den Muskelzellen, welche die kräftigen Schwimmbewegungen der Medusen bewirken. Aber auch hier stehen Muskeln und Nerven noch in innigster Verbindung mit ihrer Ursprungsstätte, der äußeren Haut, und ein eigentliches Gehirn, als einheitliches Centralorgan des ganzen Seelenapparats, fehlt noch den Medusen.

Verglichen mit dem einfachen, winzigen, festsitzenden Hydrapolypen erscheint uns die große, schöne, lebhaft schwimmende Meduse unzweifelhaft als ein weit höheres und vollkommeneres Thier. Und dennoch stehen diese beiden Thierformen, die man früher in gänzlich verschiedene Classen stellte, im allernächsten verwandtschaftlichen Zusammenhang; denn historisch hat sich die Medusenform aus der Hydraform entwickelt. Ja, noch heutigen Tages entstehen die meisten Medusen direct aus Polypen. Aus der Magenwandung des kleinen hydraähnlichen Meerespolypen wächst eine Knospe hervor, die sich allmälig zur Meduse ausbildet, später wie die reife Frucht vom Baum abfällt und frei umherschwimmt. Aus den Eiern dieser Meduse aber entstehen nicht wieder Medusen, sondern Polypen, Keime, die sich festsetzen und zu hydraähnlichen Bechern auswachsen. Bei diesem berühmten „Generationswechsel" gehen also regelmäßig abwechselnd zwei ganz verschiedene Thierformen aus einander hervor: die Urgroßmutter gleicht der Mutter, die Großmutter der Enkelin; beide Reihen aber sind sich höchst unähnlich. Die 1., 3., 5., 7. Generation sind kleine, niedere, festsitzende Polypen; die 2., 4., 6., 8. Generation hingegen wird durch große, höhere, freischwimmende Medusen vertreten. Und was für uns hier das Interessanteste ist, die letzteren haben Nerven, Muskeln und Sinnesorgane, die ersteren statt dessen blos eine dünne Haut, die aus einer Schicht Neuromuskelzellen besteht. Beide Generationen sind beseelt, besitzen Willen und Empfindung. Aber natürlich erhebt sich das einfache und niedere Seelenleben der Polypen nicht zu der Höhe der Medusenseele; erst viel später hat sich die letztere aus der ersteren historisch entwickelt.

Auch noch in anderer Beziehung ist die merkwürdige Thierclasse der Hydromedusen für die vergleichende Seelenlehre von höchstem Interesse. Denn aus ihr haben sich die wunderbaren Siphonophoren entwickelt, jene schwimmenden Thierstöcke, welche für die Lehre von der Arbeitstheilung so außerordentlich wichtig sind. Man findet die Siphonophoren schwimmend auf dem glatten Spiegel der wärmeren Meere, jedoch nur zu gewissen Zeiten und nicht häufig; sie gehören zu den prachtvollsten Gebilden der unerschöpflich reichen Natur, und wer jemals das Glück hatte, lebende Siphonophoren anhaltend zu beobachten, wird das herrliche Schauspiel ihrer wunderbaren Gestaltungen und Bewegungen nie vergessen. Am besten vergleicht man eine solche Siphonophore mit einem schwimmenden Blumenstock, dessen bunte Blätter, Blüthen und Früchte zierlich geformt, zart gefärbt und wie aus geschliffenem Krystallglase gebildet

Digitized by Google

sind. Jeder einzelne, blumenähnliche oder fruchtförmige Anhang des schwimmenden Stockes ist eigentlich eine Medusenperson, d. h. ein medusenartiges Einzelthier. Die verschiedenen Medusen der Gesellschaft haben aber durch Arbeitstheilung ganz verschiedenartige Formen angenommen. Ein Theil von diesen Medusen besorgt blos die Schwimmbewegung, ein anderer die Nahrungsaufnahme und Verdauung, ein dritter die sinnliche Empfindung, ein vierter den Schutz und Trutz, ein fünfter die Eibildung u. s. w. Die verschiedenen Lebensaufgaben, welche jede einzelne gewöhnliche Meduse für sich vollzieht, sind also hier auf die verschiedenen Personen der Gesellschaft vertheilt, und diese haben alle ihren Körper, ihrer besonderen Lebensaufgabe entsprechend, umgebildet.

Aehnlich wie im Ameisenstaate sind also auch hier im Siphonophorenstaate viele verschieden geformte Thiere einer Art zu einer höheren socialen Gemeinschaft verbunden. Während aber in dem viel höher stehenden Ameisenstaate das ideale Band der socialen Interessen und des staatlichen Pflichtgefühls die freien Staatsbürger zusammenhält, sind hier im Siphonophorenstaate die einzelnen Gemeindeglieder unmittelbar in körperlichem Zusammenhang, als Sclaven an das Joch der Staatskette geschmiedet. Zwar besitzt auch hier jede einzelne Person ihre persönliche Seele; abgetrennt vom Stocke kann sie sich willkürlich bewegen und selbständig empfinden. Außerdem aber besitzt der ganze Stock noch einen einheitlichen Centralwillen, von dem die einzelnen Personen abhängen, und eine Gemeinempfindung, welche jede Wahrnehmung einer einzelnen Person sofort allen übrigen mittheilt. Jede von diesen Medusenpersonen des Siphonophorenstockes kann also mit Faust von sich sagen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Die egoistische Seele der einzelnen Person lebt in Compromiß mit der socialen Seele des ganzen Stockes oder Staates.

Wehe denjenigen Medusen des Siphonophorenstockes, welche in verblendetem Egoismus sich von ihren Gemeinden losreißen und auf eigene Hand ein freies Leben führen wollen! Unfähig, alle die einzelnen Arbeiten zu leisten, welche zu ihrer Selbsterhaltung nöthig sind und welche sie von ihren verschiedenen Mitbürgern geleistet erhalten, gehen sie, getrennt von letzteren, rasch zu Grunde. Denn die eine Meduse des Stockes kann ja nur schwimmen, die zweite nur empfinden, die dritte nur essen, die vierte nur Beute fangen und Feinde abwehren u. s. w. Nur das harmonische Zusammenwirken und die gegenseitige Hilfsleistung aller Mitglieder dieser schwimmenden Genossenschaften, nur der Gemeinsinn, die *Centralseele*, welche Alle mit einander in treuer Liebe verbindet, vermag der Existenz der Einzelnen, wie des großen Ganzen, dauernd Bestand zu verleihen. So ermöglicht auch nur die treue Erfüllung der bürgerlichen und socialen Pflichten von Seiten der Staatsbürger den dauernden Bestand der menschlichen Culturstaaten.

IV.

Die wichtigste Lehre, welche wir aus der aufmerksamen Beobachtung dieser merkwürdigen Siphonophorenstöcke für unsere Seelenfrage gewinnen, ist jedenfalls die bedeutungsvolle Ueberzeugung, daß die einheitliche Seele eines scheinbar einfachen Thieres in Wirklichkeit aus zahlreichen verschiedenen Seelen zu-

Digitized by Google

sammengesetzt sein kann. Die Einheit der Seele ist in den zarten Empfindungen und lebhaften Bewegungen der Siphonophoren so ausgesprochen, daß frühere Zoologen den ganzen Stock ohne Bedenken als ein einziges einfaches Thier, als eine einzelne Person auffaßten, und daß selbst jetzt noch diese unrichtige Ansicht namhafte Vertreter findet. Unbefangene Zergliederung und Beobachtung der Entwickelung überzeugt uns aber leicht, daß die anscheinend einfache Seele hier in Wahrheit nur die Summe der verbundenen Einzelseelen ist. So befremdend diese Thatsache zunächst erscheint, so finden wir etwas Aehnliches doch bei allen socialen Thieren, und also auch beim Menschen, wieder. Sprechen wir nicht von einem Volksgeist, von einem Staatsgefühl, von einem Nationalwillen? Und sehen wir nicht an tausend Beispielen der Geschichte, wie diese Volksseele, dieser Nationalgeist ebenso einheitlich empfindet und denkt, will und handelt, wie ein einzelner Mensch? Wie ein Mann erhebt sich unter dem Drucke eines grausamen Despoten das ganze Volk und stürzt den Tyrannenthron in Trümmer; wie ein Mann empfindet eine gekränkte Nation die schmachvolle Verletzung ihrer Ehre und rächt sich an dem Beleidiger. Wenn vor 1400 Jahren die unwiderstehliche Fluth der Völkerwanderung ganz Europa überschwemmte, wenn ebenso unbezwinglich 1848 alle Nationen Europas neue und freie Bahnen für ihre politische Entwicklung sich eroberten, so tritt uns in diesen welthistorischen Momenten die einheitliche Macht der Idee, d. h. einer bestimmten Form der Vorstellung und des Willens, in ihrer ganzen Größe entgegen. Und doch ist diese scheinbare Einheit der Idee in Wirklichkeit die Summe vieler tausend Einzelideen, die in den einzelnen Seelen aller Staatsbürger — oder doch der überwiegenden Mehrheit — sich in einer gleichen Richtung gleichstrebend bewegen.

Was hier das Seelenleben der Nationen im Großen, dasselbe zeigt uns das Geistesleben der einzelnen Menschen wie der höheren Thiere im Kleinen. Denn auch hier löst sich für den tiefer eindringenden Blick des Zoologen die scheinbare Einheit der Seele auf in die Summe der einzelnen Zellseelen, die gesonderten Seelenthätigkeiten der zahllosen Zellen, aus denen sich der ganze vielzellige Organismus zusammensetzt. Allerdings konnten wir beim Menschen und den höheren Thieren die Zellen des Gehirns deshalb als die „Seelenzellen" im engeren Sinne bezeichnen, weil sie ganz überwiegend die Einheit des Zellenstaates repräsentiren und die einheitliche Regierung desselben leiten. Aber doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß diese Oberherrschaft der leitenden Seelenzellen erst durch weitvorgeschrittene Arbeitstheilung und Centralisation erworben ist, und daß dessen ungeachtet das besondere Seelenleben jeder einzelnen Zelle der übrigen Gewebe noch fortbesteht. Jede einzelne Blutzelle, Knochenzelle, Hautzelle u. s. w. behält ihre eigene selbständige Empfindung und ihren eigenen Willen bis zu einem gewissen Grade bei, mag sie auch in der Hauptsache dem allmächtigen Einflusse der herrschenden Hirnzellen ganz untergeordnet sein.

Die Zellseele ist daher eine ganz allgemeine, die Seelenzelle hingegen eine besondere Erscheinung des organischen Lebens. Eine Zellseele müssen wir schließlich jeder einzelnen lebenden Zelle zugestehen; eigentliche Seelenzellen hin-

Digitized by Google

gegen finden sich nur bei den höheren Thieren, im Centralnervensystem, und vermitteln hier ausschließlich in höherer Form diejenigen Thätigkeiten der Seele, welche ursprünglich in niederer Form von allen Zellen geübt wurden. Aber auch diese höchst entwickelten, aristokratischen Seelenzellen stammen ursprünglich von einfachen Zellen niedersten Standes ab, die mit einer ganz gewöhnlichen Zellseele begabt waren.

Freilich ist diese unsere Auffassung von der Zellseele heute noch keineswegs allgemein anerkannt und wird noch heute von namhaften Autoritäten, z. B. von Virchow, energisch bekämpft. Aber auf dem festen Grunde unserer heutigen, von Darwin reformirten Entwickelungslehre müssen wir behaupten, daß unsere Theorie der Zellseele eine ebenso nothwendige als wichtige Consequenz der einheitlichen oder monistischen Naturauffassung ist. Mag es daher schließlich gestattet sein, noch einen flüchtigen Blick auf jene niederste Gruppe von Wesen zu werfen, die uns ganz besonders für die Wahrheit dieser folgenschweren Theorie Zeugniß abzulegen scheinen.

Tief unten auf der niedersten Stufe des organischen Lebens, mitten innen zwischen den Grenzen des Thier- und Pflanzenreichs und beide großen Reiche auf das Engste verbindend, lebt und webt jene wunderbare Welt von mikroskopischen, dem bloßen Auge unsichtbaren Organismen, die wir gewöhnlich als Urthierchen oder Infusionsthierchen, Protozoen oder Protisten bezeichnen. Die große Mehrzahl dieser Protisten bleibt zeitlebens auf der Formstufe einer einzigen einfachen Zelle stehen; und dennoch besitzt diese Zelle unstreitig sowol Empfindung wie willkürliche Bewegung. Bei den lebhaften Wimperthierchen (oder Ciliaten) äußern sich diese Seelenthätigkeiten sogar in so auffallendem Maße, daß der berühmte Infusorienforscher Ehrenberg mit der größten Bestimmtheit unerschütterlich behauptete, auch hier müßten Nerven und Muskeln, Gehirn und Sinnesorgane vorhanden sein. Und dennoch fehlt davon thatsächlich jede Spur. Einzig und allein das Protoplasma des Zellenleibes, die Kernsubstanz des darin eingeschlossenen Zellkerns, sind hier die materiellen Träger des Seelenlebens, bilden einen Seelenapparat einfachster Art. Und wenn wir nun sogar uns überzeugen, daß es schon bei diesen einzelligen Infusionsthierchen sehr verschiedene Charaktere und Temperamente, kluge und thörichte, starke und schwache, lebhafte und stumpfe, lichtfreundliche und lichtscheue Individuen gibt, so können wir uns die zahlreichen Abstufungen im Seelenleben dieser kleinen Geschöpfe nur durch die Annahme feiner Mischungsunterschiede in ihrem Protoplasmaleibe erklären.

Seelenthätigkeit im weiteren Sinne ist also eine allgemeine Eigenschaft aller organischen Zellen. Wenn das aber der Fall ist, dann können wir auch den Pflanzen ein Seelenleben nicht ganz absprechen. Denn auch die niedersten Pflanzen sind einfache Zellen, und bei allen höheren Pflanzen besteht der Leib, wie bei den höheren Thieren, aus zahllosen einzelnen Zellen. Nur ist bei letzteren die Arbeitstheilung der Zellen und die Centralisation des Staates viel weiter gediehen, wie bei ersteren. Die Staatsform des Thierkörpers ist die Zellenmonarchie, diejenige des Pflanzenkörpers die Zellenrepublik. Da alle einzelnen Zellen im Pflanzenkörper viel selbständiger bleiben als im Thier-

Digitized by Google

körper, tritt uns die Einheit der Seele im ersteren viel weniger entgegen als im letzteren. Nur einzelne, besonders wichtige Pflanzen, wie die zarten Sinnpflanzen, die fliegenfangenden Dionäen, machen davon eine Ausnahme. In Folge dessen ist auch das Seelenleben der Pflanzen viel weniger untersucht, als das der Thiere, und nur wenige Naturforscher haben ihm ihr Interesse zugewendet. Unter diesen ist namentlich der scharfsinnige Begründer der Psychophysik, Professor Fechner in Leipzig zu nennen, der in einer Reihe geistreicher Schriften die Lehre von der Pflanzenseele erörtert hat. Uebrigens wird die nothwendige Annahme einer Pflanzenseele auch schon dadurch hinreichend gerechtfertigt, daß wir nicht im Stande sind, eine scharfe Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich zu ziehen. Die einzelligen Infusorien oder Protisten bilden die Brücke, welche die beiden großen Reiche des organischen Lebens zu einem einzigen großen Ganzen vereinigt. Nur die Abstufung der Seelenthätigkeit ist außerordentlich mannigfaltig und in beiden Reichen sehr verschieden.

Zu den wichtigsten Fortschritten der neueren Zellentheorie gehört die Erkenntniß, daß die wichtigste Substanz der Zelle, das Protoplasma, überall im Wesentlichen dieselben Grundeigenschaften besitzt, gleichviel ob wir das einzellige Infusorium, die isolirte Pflanzenzelle, oder irgend eine Zelle des Thierkörpers betrachten. Die bedeutungsvollste jener Grundeigenschaften ist eben die Beseelung, die Fähigkeit des Protoplasma, Reize verschiedener Art zu empfinden und auf diese Reize durch bestimmte Bewegungen zu reagiren. Daß diese Eigenschaft dem Protoplasma aller Zellen ohne Ausnahme zukommt, davon überzeugen wir uns unmittelbar durch die mikroskopische Beobachtung. Auf Grund dieser Einheit des beseelten Protoplasma ist die Hypothese gestattet, daß die letzten Factoren des Seelenlebens die Plastidule sind, die unsichtbaren, gleichartigen Elementartheilchen oder Moleküle des Protoplasma, welche in unendlicher Mannichfaltigkeit alle die zahllosen verschiedenen Zellen zusammensetzen.

Kein Vorwurf wird der heutigen Naturwissenschaft und insbesondere ihrem hoffnungsvollsten Zweige, der Entwickelungslehre, häufiger gemacht, als derjenige, daß sie die lebendige Natur zu einem seelenlosen Mechanismus herabwürdige, alle Ideale aus der realen Welt verbanne und die ganze Poesie zerstöre. Wir glauben, daß unsere vorurtheilsfreie, vergleichende und genetische Betrachtung des Seelenlebens jenen irrthümlichen Vorwurf entkräftet. Denn nach unserer einheitlichen oder monistischen Naturauffassung ist gerade umgekehrt alle lebendige Materie beseelt, und die wundervollste aller Naturerscheinungen, die wir herkömmlich nur mit dem einen Worte „Geist“ oder „Seele“ bezeichnen, ist eine ganz allgemeine Eigenschaft des Lebendigen. Weit entfernt, an eine rohe und seelenlose Materie zu glauben, wie unsere Gegner, müssen wir vielmehr in aller lebendigen Materie, in allem Protoplasma, die ersten Elemente alles Seelenlebens annehmen: die einfache Empfindungsform der Lust und Unlust, die einfache Bewegungsform der Anziehung und Abstoßung. Nur die Stufen der Ausbildung und Zusammensetzung dieser Seele sind in den verschiedenen lebendigen Geschöpfen verschieden, und führen uns von der stillen Zellseele durch eine lange Reihe aufsteigender Zwischenstufen allmälig bis zur bewußten und vernünftigen Menschenseele hinauf.

Digitized by Google

Noch weniger können wir zugeben, daß die poetische und ideale Weltauffassung durch unsere monistische Entwickelungslehre gefährdet oder gar vernichtet wird. Freilich fehlen uns heute die Nymphen und Najaden, die Dryaden und Oreaden, mit denen die alten Griechen Quellen und Flüsse belebten, Wälder und Berge bevölkerten; sie sind mit den Göttern des Olympos längst verschwunden. Aber an die Stelle dieser menschenähnlichen Halbgötter treten die zahllosen Elementargeister der Zellen. Und wenn irgend eine Vorstellung im höchsten Grade poetisch und wahr zugleich ist, so ist es sicher die klare Erkenntniß: daß in dem kleinsten Würmchen und in der unscheinbarsten Blume Tausende von selbständigen zarten Seelen leben; daß in jedem einzelligen mikroskopischen Infusorium ebenso eine besondere Seele thätig ist, wie in den Blutzellen, die rastlos in unserem Blute kreisen, in den Hirnzellen, die sich zur höchsten aller Seelenleistungen, zum klaren Bewußtsein, erheben. Von diesem Gesichtspunkte aus sehen wir in der Lehre von der Zellseele den wichtigsten Fortschritt zur Versöhnung der idealen und realen Naturbetrachtung, der alten und neuen Weltanschauung!

Digitized by Google

Die belletristische Bewegung unter dem Julikönigthum.

(1830—1848.)

Von

Karl Hillebrand.

I.

Die tiefgreifende Bewegung auf dem Gebiete der schönen Literatur und der Kunst, welche die Regierungszeit Louis Philipp's erfüllte, ging wie die ganze geistige Bewegung jener so erregten Zeit von der historischen Reaction und, mittelbar wenigstens, von Deutschland aus [1])*. Wol begann schon mit Diderot, dem großen Vorläufer des 19. Jahrhunderts, der Kampf gegen die akademischen Formen, in welche die französische Literatur seit dem Regierungsantritt Ludwig's XIV. eingezwängt gewesen, wie mit Rousseau schon die Wiedereinsetzung des Gefühls in seine Rechte gegenüber dem bis dahin als Alleinherrscher anerkannten Verstande begonnen hatte. Aber die Bestrebungen Beider, „die uns zu einem Uebergange vom Conventionellen zum Gefühlten einladen sollten" [2]), wurden erst ein Menschenalter später auf die Bahn gelenkt, welche zu einem offenen Bruche mit der Ueberlieferung des französischen Geschmackes führte: denn Diderot wenigstens hatte jene Neuerung nicht als Revolution, sondern als Reform, d. h. ohne Aufgeben der nationalen Tradition, angestrebt, und Rousseau war, ähnlich wie Pigalle und Greuze, ohne es selber zu fühlen, noch ganz in dieser Tradition befangen. Das Einlenken zur Einfachheit und Wahrheit, wie es gleichzeitig Lessing und Winckelmann anempfahlen, hatte denn auch thatsächlich in Kunst und in Poesie zu einer Rückkehr zum sogenannten reinen Styl, den strengen Formen des „großen Jahrhunderts", geführt, welche dann wie erborgte alte Theatergewänder die todtgeborenen Geisteserzeugnisse der Revolution und des Kaiserreichs umhüllten.

Erst das Erwachen der historischen Studien am Anfange des 19. Jahrhunderts unter Chateaubriand's Einfluß, die Bekanntschaft mit dem Auslande, welche Madame de Staël zuerst mit Liebe und Verständniß einleitete und vermittelte, der erwachende Antheil am Seelenleben des niederen Volkes, den die allseitige Beschäftigung mit Naturpoesie und Sprachforschung verrieth, zeigten

* Die Noten befinden sich am Schluß des Aufsatzes.

Digitized by Google

den Lebens- und Wahrheitsbedürftigen unter den Franzosen dichterische Formen, welche trotz ihres Alters lebendiger, trotz ihrer Fremdartigkeit natürlicher, trotz ihrer Schlichtheit künstlerisch sicherer schienen, als die überlebten und ermüdenden Formen der classischen Dichtung. Mit Eifer versenkte man sich nun in's Studium der Nationalliteratur des Mittelalters, die einer der gefeiertsten Lehrer der Sorbonne, Villemain, zum Gegenstande seiner Vorlesungen vor einer erregbaren, empfänglichen Jugend machte (1827) und als Erzeugnisse einer Cultur darstellte, die, so verschieden sie auch sein mochte, ebenso gut ihre Berechtigung habe, wie die des 17. Jahrhunderts. Jugendlichere Kräfte unternahmen es, mit mehr oder minder Entschiedenheit über dieses Jahrhundert zurückgreifend, den Punkt zu zeigen, wo die nationale Ueberlieferung durch den Akademismus abgebrochen, wo sie demnach wieder anzuknüpfen sei: Saint-Marc Girardin's, Philarete Chasles', vor Allem Saint-Beuve's Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts (1827—1828) klangen wie Offenbarungen, schlugen durch mit elektrischer Kraft. Gleichzeitig aber waren, nach Raynouard's Vorgang, geistreiche und gelehrte Forscher, wie Fauriel und seine Schüler J. J. Ampère und Ozanam, bemüht, derlei glänzenden, für die Menge der Gebildeten bestimmten Darstellungen den sicheren Rückhalt wissenschaftlicher Studien zu geben, indem sie die Schätze der mittelalterlichen Poesie mit unermüdlichem Fleiße reinigten und an den Tag förderten [3]).

Dabei blieb man aber keineswegs stehen, und Hunderte emsiger Hände waren während derselben Jahre bemüht, Fenster in die Außenwände zu brechen, welche den Franzosen seit zwei Jahrhunderten alles poetische Leben des Auslandes verbargen. Uebersetzungen, Nachahmungen, Auszüge, Beurtheilungen fremder Dichtwerke strömten durch alle diese Oeffnungen ein und bedeutende Staatsmänner und anerkannte Schriftsteller wie Chateaubriand, Vigny, Guizot, Rémusat, Barante verschmähten es nicht, Shakespeare und Milton, Schiller und Goethe in französisches Gewand zu kleiden. Die „göttliche Komödie" ward wiederholt übertragen und commentirt, Don Quixote ward ein Lieblingsbuch der Zeit. Auch die spanischen Dramatiker, von denen einst Corneille und Molière ausgegangen waren, wurden wieder an's Licht gebracht, diesmal nicht nur der Gegenstände, sondern auch der dichterischen Behandlungsweise wegen [4]). Außer A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen über dramatische Literatur viel gelesen waren, Th. Am. Hoffmann, der nächst Walter Scott der populärste Novellist der Zeit war, und Zacharias Werner, dessen „24. Februar" über alle französischen Bühnen ging, kannte man die deutschen Romantiker, denen man auf diese Weise unbewußt nacheiferte, kaum dem Namen nach; die Beziehung war darum doch keine zufällige, und auch hier hatten Madame de Staël und Benjamin Constant die Verbindung vermittelt, indem sie, welche stets mit einem Fuß im Auslande gestanden hatten, die fremden Erzeugnisse als treffliche Correctivmittel gegen die Einseitigkeit des französischen Geschmackes priesen.

Die Kritik vor Allem, welche sich von jetzt ab mit Vorliebe den fremden Literaturen zuwandte, ward tief dadurch berührt und die geschichtliche Behandlung trat durchaus an die Stelle der dogmatischen. Nur durch eine vergleichende Kunst und Literaturgeschichte meinte, noch weit über Villemain hinausgehend,

Digitized by Google

der jüngere Ampère, könne eine sichere Grundlage für eine gediegene Kritik hergestellt werden; der alte Geschmackscodex, nachdem noch Laharpe alle Geisteserzeugnisse bemessen, ward bei Seite geworfen; nur in der Zeit, dem Boden die Berechtigung der Dichtwerke gesucht; und je entfernter diese Zeit, dieser Boden von der jüngsten Vergangenheit und ihrer literarischen Convenienz war, desto besser. Wenn aber die Früchte, welche einer solchen Verbindung des französischen Geistes mit der Fremde entsprangen, keineswegs den so hochgespannten Erwartungen entsprachen, so war es eben, weil die Verbindung doch nur in der Historik — der literarischen, wie der politischen — eine organische war, wie sie es zur Zeit Corneille's und wiederum zu der Montesquieu's in der Production selber gewesen war. Nur die ganz aufgenommene, selbständig verarbeitete fremde Speise kann kräftigend und befruchtend wirken und that es, wie der unvergängliche Namen Tocqueville's es beweist: hier dagegen, wo nur äußerliche, meist unverstandene fremde Formen um das davon unberührte französische Wesen lose herumgehängt wurden, konnten sie dessen gesunde und natürliche Entwickelung nur hemmen, wie sie es denn auch thatsächlich nur zu oft während dieses Jahrhunderts in dem Staate, der Philosophie und der schönen Literatur thaten. Leider hatte auch die Heraufbeschwörung der Vergangenheit, wenn nicht bei den Geschichtsschreibern selber, so doch bei den Dichtern, etwas von dieser Aeußerlichkeit. Unter dem historischen Modekostüm blieben sie doch recht modern, eben weil sie, ähnlich den Politikern, keineswegs in den Geist der Vergangenheit eindrangen, wie die Männer der Wissenschaft es thaten. Denn es waren nicht allein die Geschichtsforscher, welche nicht müde wurden, dem Werden der modernen Nationen, insbesondere der französischen, in den dunkeln Zeiten des Mittelalters nachzugehen, auch die Linguisten belauschten die Volkssprache in ihren Naturlauten: die Geschichte der Sprache ward verfolgt bis zu ihren ältesten Denkmalen; die Dialekte wurden gepflegt und studirt, die Sammlungen von Volksmärchen, Volksliedern mehrten sich in's Unendliche, wurden auch wol nachgeahmt und gefälscht.

Die Poeten, die derlei von ferne hörten, redeten sich bald ein, die Formen des 17. Jahrhunderts hätten den dichterischen Aufschwung des französischen Geistes gehemmt; sie müßten abgeschüttelt werden, um eine Vegetation hervorzuzaubern, neben der das Zeitalter Elisabeth's ein armseliges erscheinen müßte. Die dichterische Sprache sollte befreit werden, und zugleich mit der Ungezwungenheit und Natürlichkeit, welche an die Stelle des „edeln" Ausdrucks trat, reicher und üppiger werden. Die Nüchternheit des classischen Stiles sollte gleichzeitig mit seiner conventionellen Rhetorik einer farbigen, bildervollen, namentlich aber launisch-phantastischen Redeweise Platz machen, und man glaubte durch die Fülle der angehäuften Adjectiva größere Anschaulichkeit und lebhaftere Wirkung hervorzubringen, als die Vorväter durch ihre knapp-magere Sparsamkeit erzielt. „Man will nur Ursprüngliches, Volksthümliches, Originalität im rohen Zustande", klagte noch vierzig Jahre später einer Derer, die damals in den Vorderreihen gegen die Ueberlieferungen des 17. Jahrhunderts gefochten[5]), „und durch diese Sucht wird man nur hyperbolischer ohne originaler zu werden". Und nicht Racine allein ward verleugnet, auch Virgil, Tasso, Pope sollten nicht mehr gelten. Die ganze lateinische

Digitized by Google

Strömung der europäiſchen Literatur ward verpönt als ein Schriftthum zweiter Hand, als eine Art Alexandrinismus, während man doch die Poeſie des 16. Jahrhunderts, die ſoviel eher dieſen Namen verdient hätte, höchlich bewunderte. Der falſche Prunk eines Ronſard, eines du Bartas, eines Baïf, welcher doch zur Hälfte den Griechen und den Italienern entlehnt war, ſchien natürlicher als die Schlichtheit eines Racine, weil er fremdartig berührte und man nach Fremdartigem Gelüſte trug; die Geſchmack- und Maßloſigkeit aber der Dichter der Pleiade verletzte nicht, weil man dieſen Schwulſt raffinirteſter Kunſtpoeſie für volksthümlich hielt, und man hielt ihn für volksthümlich, weil er gealtert war. Das Volksthümliche aber war ja das Ideal der Zeit. Der derbe Volksausdruck ſollte zugelaſſen werden, wo früher nur das hoffähige Wort geſtattet war; ja die Dunkelheit ſelber für dichteriſche Schönheit gelten. Das Doppeljoch des Alexandriners ward abgeworfen und damit der Gedanke von deſſen epigrammatiſcher Schranke befreit. Wo André Chénier ſich mit ſchönſtem Erfolge bemüht hatte innerhalb der alten proſodiſchen Geſetze mehr Bewegung, Mannigfaltigkeit, Muſik in den franzöſiſchen Vers zu bringen, da wurden jetzt alle Schranken eingeriſſen, alle Traditionen mit Füßen getreten. Es wurde erlaubt, von einem Vers zum anderen überzugreifen bis in die Mitte des folgenden; ja, je mehr der Vers der ungebundenen Rede glich, deſto vollendeter ſchien er. Der Reim, ſo verlangte man, ſolle voller werden, mehr dem Ohre als dem Auge faßbar, wie der claſſiſche es geweſen war; man griff ſogar zum Stabreim; ſelbſt des Reimes ganz zu entrathen verſuchte man, doch ohne Erfolg.

Und bei dieſer Befreiung der Sprache und des Verſes blieb man nicht ſtehen; die feſten Gattungen, in welche die franzöſiſche Dichtung geronnen war, ſollten geſprengt werden. Dem Kunſtepos ward jede Berechtigung abgeſprochen, nur das Volksepos hatte Sinn; die Lyrik ſollte nicht nur eine unbegrenzte Freiheit der metriſchen Formen haben, ſondern auch alle Sondergattungen, als Elegie und Lied, Ode und Satire, mit einander verſchmelzen; auf dem Theater ſollten Komik und Tragik nicht länger mit alter Aengſtlichkeit auseinandergehalten werden. Vor Allem die Tragödie ſelber, als die conventionellſte aller Gattungen, ward verhorrescirt: die drei ariſtoteliſchen Einheiten als die Baſtillen des literariſchen Despotismus mit Ungeſtüm angegriffen; die Vertrauten ſollten verſchwinden zugleich mit den erzählenden Expoſitionen, die ſie nöthig machten; die Träume, die ein Hauptingredienz des claſſiſchen Receptes gemacht, im Trauerſpiel wegfallen, wie die Maſchinerie (le merveilleux) in der erzählenden Dichtung. Nach Shakeſpeare's Vorgang ſollte Proſa mit Vers wechſeln; die Komik die Tragik unterbrechen, wie in der Wirklichkeit; auch das Häßliche, Gemeine ſollte ſein dichteriſches Recht haben wie beim „großen William", deſſen Aeußerlichkeiten man mit Fleiß abguckte und als das Weſen ſeiner Poeſie anſah. Das Alterthum ward in Bann gethan, mit Ausnahme Homer's, der ja auch einen Therſites geſchaffen und einem Achilles Schimpfworte in den Mund gelegt, vielleicht auch noch mit Ausnahme des Aeſchylos und des Ariſtophanes, — des Erſteren, weil er Scenenwechſel zuläßt und am Gigantiſchen ein Gefallen hat, des Zweiten wegen ſeines phantaſtiſchen und ſeines volksthümlichen Elementes — ſonſt aber zog man Oſſianiſche oder Dante'ſche Geſtalten den abſtracten Griechen und Römern, ſowie

Digitized by Google

ihrer ganzen Mythologie vor und Localfarbe war die Losung, Localfarbe in Sprache, Costüm, Sitten, Scenerie.

Und wie von der Bühne, so sollten auch von der Leinwand und dem Marmor die altbekannten Vorlagen verschwinden. Denn auch die bildenden Künste, bis herab zur Gartenkunst, ja selbst die Musik, wurden fortgerissen in dem Strome. Schon unter der Restauration hatte sich die Opposition geregt gegen David's und Canova's Schule; erst noch unsicher und tastend mit Géricault, dann immer kühner, herausfordernder gegen die Akademie und ihre Abstractionen, gegen die Einseitigkeit der Zeichnung, mit Eugène Delacroix[6]) und David d'Angers. Das conventionelle Schema der alten Heldenoper wie das der Doppelintrigue im komischen Singspiel, machten der sogenannten historischen Oper mit ihren Chören und Processionen Platz, wie der sogenannte englische Park mit seinen künstlichen Felsen, Wasserfällen, landschaftlichen Aussichten und gewundenen Pfaden den alten französischen Garten mit seinen geradlinigen Alleen, seinen beschnittenen Büschen, seinen hohen Hecken verdrängte[7]). Krieg dem Zopfthum! war die Losung auf allen Gebieten: für Zopfthum aber galt alles, was einem Gesetze sich unterwarf, ein Maß anerkannte und achtete.

II.

Zugleich mit dem politischen Siege von 1830 war der Kampf für die literarisch-künstlerische Revolution entschieden, in welchem die politisch Liberalen, als Enkel Voltaire's und des 18. Jahrhunderts, gegen die verbündeten Royalisten und Demokraten standen, und die Zwingburg des Akademismus war gestürmt, als Victor Hugo's „Hernani" in den heiligen Räumen des Théatre français über die Bretter ging (26. Februar 1830), als Auber's „Stumme von Portici" (29. Februar 1829) in der großen Oper zur Aufführung kam, als Eug. Delacroix's „Freiheit auf der Barricade" (Mai 1831) von der neuen Regierung gekauft und gekrönt wurde. Denn noch während des Kampfes war die Romantik, welche politisch und religiös zur Vergangenheit hielt, zur Demokratie übergegangen[8]). Das „Cénacle" der jungen Dichter, welche sich, wie einst die Plejade um Ronsard, so um V. Hugo versammelt, zerstreute sich noch im Laufe des Jahres 1830; der „Globe", in dem die jungen Neuerer ihre Lehren verkündet, kam an die Saint-Simonisten, um bald darauf ganz einzugehen; die meisten seiner Mitarbeiter beeilten sich, die Früchte ihres Sieges zu pflücken und traten zur Politik über. Kühn und zuversichtlich konnte jetzt der Lafayette dieser Geschmacksrevolutionäre die Menschenrechte der neuen Kunst, wie er sie schon 1827 in der Vorrede zu seinem „Cromwell" aufgestellt, von der Höhe seines Triumphwagens verkünden: doch sollte es noch zehn Jahre dauern, bis sich auch das letzte Bollwerk der Classik ergab, bis die „Académie française" dem ungestümen Belagerer ihre Thore erschloß (1841). Die Zeit des Opponirens und der Kritik war zu Ende; der Augenblick des Handelns und des Schaffens war gekommen. Wie aber, wenn die Kraft und Leidenschaft nur zur Verneinung ausgereicht? Wenn Nichts mehr übrig blieb zum Leisten? Auffallend jedenfalls ist die Armuth dieser Erntezeit der dreißiger und vierziger Jahre, verglichen mit der Fülle und dem Leben in jener Saatzeit der Restauration. Nicht als ob es

Digitized by Google

an Erzeugnissen gefehlt hätte; aber was enthielten sie? Wie wenig entsprachen sie den gewaltigen Erwartungen! Es war aber nicht allein Mangel an wirklicher künstlerischer Begabung; es war die Irrthümlichkeit des neuen Grundprincipes künstlerischer Production, welche solche Unfruchtbarkeit nach sich ziehen mußte.

„Alles, was in der Natur ist, ist in der Kunst", hatte es in jenem lärmenden Manifeste der Romantik geheißen, und man dünkte sich in der That der Natur näher, weil man ihre zufälligen Erscheinungen nachzuahmen gesucht und eine neue Convenienz an Stelle der alten gesetzt hatte. Auf welch' grober Verwechslung des Naturwahren mit dem Kunstwahren die ganze Anschauung beruhte, wie tief sie unter der Auffassung des 17. Jahrhunderts stand, welches freilich die Wahrscheinlichkeit opferte, aber nur um die Wahrheit getreuer wiederzugeben, wie nebensächlich in der Kunst die Richtigkeit des Costüms ist, wenn nur das Wesen richtig dargestellt wird, wie unmöglich es überhaupt ist, der Convention in der Kunst zu entbehren, das vermochte das, auch künstlerisch begabte, aber in der Weltanschauung durchaus unkünstlerisch gerichtete Geschlecht um so weniger zu begreifen, als es, ähnlich unsern Stürmern und Drängern, gerade aller Convention den Krieg erklärt hatte und in seinem Eifer wol zu entschuldigen war, wenn es das Kind mit dem Bade ausgoß [9]).

Dazu kam, daß der wachsende Materialismus der Zeit für das Stoffliche immer breiteren Raum forderte, worunter dann die reine Form selbstverständlich zu leiden hatte; denn bis in die Instrumentalmusik drang das Bedürfniß der materiellen Naturnachahmung: Berlioz malte in seinen Symphonien die Landschaften, welche Childe Harold durchstreift, Félicien David gar die Wüste und ihre Erscheinungen [10]). Auch diese Verirrung erklärt sich geschichtlich; das Stoffliche war in der traditionellen Kunst eben so abstract und allgemein geworden wie die Formen: man sehnte sich nach Concreterem, und gerade, weil es an wirklichem künstlerischem Sinn und künstlerischer Bildung fehlte, begnügte man sich mit dem rohen Stoff, ohne ihn künstlerisch zu vermitteln, oder indem man glaubte ihm durch das Costüm die künstlerische Weihe zu geben. Der historische Roman und das historische Drama, wie sie Victor Hugo, A. de Vigny, vor Allen Al. Dumas behandelten, die historische Oper Meyerbeer's und Halévy's, das historische Gemälde Paul Delaroche's und Ary Scheffer's, fast alle mittelbar und unmittelbar, oft sogar in der Wahl der Stoffe, von Walter Scott und anderen fremden Dichtern eingegeben, brachten, so meinte man, vergangene Zeiten und fremde Völker vor die Anschauung, während sie doch nur die Aeußerlichkeiten jenes Lebens darstellten, auch diese mehr in theatralischer als in künstlerischer Form. Denn unter all' dem concreten Costüm trieben die psychologischen Allgemeinheiten mehr als je ihr hohles Wesen, ja verflachten sich fast bis zu den alten stehenden Charakterrollen des Tyrannen, des Verräthers, des Eifersüchtigen u. s. w., die auf immer neue Weise zusammengestellt wurden. Der Unterschied mit den Charakteren der classischen Dichter bestand nur darin, daß die Allgemeinheit dieser auf Beobachtung der ewig gleichen Menschennatur begründet war, während die Figuren des neuen Dramas aus lauter aprioristischen Abstractionen zum Zwecke der Vertheidigung eines Satzes der Moral oder der Politik zusammengesetzt waren.

Digitized by Google

Da nun aber solche allgemeine Gestalten keinerlei Theilnahme einzuflößen vermochten, und da die Aufmerksamkeit, welche die glänzenden oder überraschenden Costüme, Decorationen, Processionen u. s. w. erweckten, fast augenblicklich verflog, so suchte man durch das stoffliche Interesse der Spannung und Neugierde zu wirken, was denn, verbunden mit den Anstrengungen der die Natur copirenden Schauspieler, auch zeitweilig wirkte, wenn schon, nach Befriedigung der Neugierde und Ausspannung der Aufmerksamkeit, wenig übrig blieb [11]). So suchte man denn einfach die Dose des aufregenden Trankes zu vermehren: von der fernen Historie, deren Stoffe bald noch zu unwirklich erschienen, griff man zur neuen, selbsterlebten Geschichte und wie man in Jamben und Messeniennen die Barricadensiege der Julikämpfer, oder die glorreichen Niederlagen der polnischen Patrioten besang, so brachte man auf die Bühne und auf die Leinwand die düsteren Gestalten der Schreckenszeit, von der noch so viele Tausende von Zeugen lebten. Vor Allem aber war es Napoleon, der Nationalheld, welcher in jeder Form, im Lied, im Drama, der Oper, dem Romane, dem Gemälde, der Statue, wiederkehrte, dessen ungeheures Geschick und wunderbares Leben alles Aeußerste an Größe und Erniedrigung mit theatralischster Scenerie verband und der zugleich alle wirklichen Leidenschaften der Zuschauer in Bewegung setzte, eben darum freilich die künstlerische Theilnahme um so viel schwächte [12]). Hatte sich auch früher schon, wie Goethe fein bemerkt, die französische Poesie nie „von Leidenschaft und Leben der ganzen Nation getrennt", so war doch nie vorher die zufällige Wirklichkeit unvermittelter Gegenstand der Dichtung gewesen wie jetzt. Allein jene Zeit nahm es nicht so genau mit der Unterscheidung von Kunst und Natur; ja, sie forderte vom Dichter, daß er den Zuschauer in die Klinik führe, vom Schauspieler, daß er pathologische Leiden darstelle. Auch fing man schon an „die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten für langweilig zu erklären und versuchte sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten." [13]) Es kam in der That dahin, daß selbst die Gegenstände der Revolution und des Kaiserreichs als staatliche, öffentliche Charaktere und Ereignisse, nicht alltäglich genug erschienen, und man wollte nun einmal die alltägliche Wirklichkeit, aber in ihren aufregendsten Ausschreitungen, in der Kunst noch einmal durchempfinden. Hatte man schon in die historischen Gewänder, welche ein Walter Scott mit einfachgesunden Charakteren ausgefüllt, modern-complicirte Gestalten von keuschen Dirnen, edelmüthigen Mördern und melancholischen Possenreißern gesteckt, so holte man sich jetzt seine Gegenstände unmittelbar aus dem Gerichtssaal, von der Galeere, dem Freudenhause: der Verbrecherroman, das Verbrecherdrama, bald die malerische Darstellung von Greuelscenen ward ein Bedürfniß und die talentvollen Lieferanten für die Befriedigung dieses Bedürfnisses fehlten nicht [14]).

Wol waren auch Dichter und Künstler da, welche dieses Zeitbedürfniß von einem höheren Standpunkte ansahen, es auf eine edlere Weise zu befriedigen suchten, indem sie die Erscheinungen der modernen Welt durch die gesellschaftlichen Zustände oder durch psychologische Studien zu erklären suchten. In der lyrischen Poesie wie im Roman trachteten die Begabtesten jenes Geschlechtes, Beides zu verbinden. Musset wie George Sand, die so Schönes schufen, wenn sie Nichts beweisen wollten, suchten poetisch darzuthun, wie tief erkrankt die

Digitized by Google

moderne Menschenseele sei und wie die Ursache dieser Krankheit sowol in den öffentlichen Zuständen, als in den Einrichtungen der Gesellschaft, vornehmlich der Ehe, zu suchen sei, während Balzac objectiver, ohne Klage noch Anklage, dasselbe Thema in zahlreichen social-psychologischen Analysen ausführte. So mächtig ergriff diese Mode des „Weltschmerzes" alle Gemüther, daß selbst skeptisch angelegte Naturen wie Sainte-Beuve, rhetorische, ganz nach Außen gerichtete Talente wie Victor Hugo, sich ihr zuwandten; ja, daß Dichter des Glaubens und der Keuschheit ihren Spiritualismus zeitweilig vergaßen, um dem Götzen dieser Seelenkrankheit, welche doch eine recht sinnliche Wurzel hatte, zu opfern: Lamartine sang die Gewissenszweifel eines gefallnen Engels und die Kämpfe des Priesters gegen die Versuchung, A. de Vigny, der reine Sänger Eloah's, erzählte die Qualen der zu Elend und Dunkelheit verurtheilten, zum Handeln allzuzarten Dichterseelen in Roman und Drama; ja selbst das heitere Weltkind, Al. Dumas, brachte auf seine Weise den Zwiespalt der Künstlernatur und der bürgerlichen Ordnung auf die Bühne[15]). Schon diese relative Veredlung des Stoffes erhob solche Dichter über die roheren Zeit- und Zunftgenossen: vor Allem aber war's die mehr künstlerisch angelegte Natur dieser Schriftsteller, welche durch das Modecostüm der Zeit durchbrach, sie bald die niederen Zustände dieser Zeit, wie ihre eigenen anfangs in's Auge gefaßten Tendenzen vergessen ließ, und trotz der Zeit Dichter aus ihnen machte, Dichter, welche freilich noch ganz Anderes geleistet hätten, wenn sie in einer künstlerisch gerichteten Epoche gelebt hätten, wie es noch die nahe Restaurationszeit gewesen, in welcher Lamartine und Victor Hugo ihre schönsten Lorbeeren gepflückt. Auch diese Forscher der Seele aber hatten, wie die Schilderer der Oberfläche, ihre erste Anregung vom Auslande erhalten.

Der Wertherismus hatte schon am Anfang des Jahrhunderts Senancour, Chateaubriand, B. Constant ergriffen, obschon „Obermann," „René" und „Adolphe" erst jetzt den lebhaften Widerhall fanden, der zu erneuten Behandlungen desselben Themas anregte. Auch Byron's theatralisch-melancholische Gestalt war nicht vorübergegangen ohne ihren tiefen Eindruck in dem nahen Frankreich zurückzulassen. Der Geschmack am Stofflichen, Dramatischen, Abenteuerlich-Gräulichen fand ergibige Nahrung an den gereimten Novellen des Britten. Die Krankheit des Weltschmerzes sah in ihm ihr glorreichstes Opfer, ein Ideal auch, dem man nachstrebte. Schon in Delacroix' Griechenbildern (1824, 1826, 1828) war man an Byron erinnert worden; in Lamartine's ersten Gedichten (1820 und 1823), welche Frankreich eine erneute Poesie versprachen, hatte man Byron's Saite nachklingen hören; und auch Victor Hugo's Jugendgesänge waren ganz byronisch gefärbt gewesen[16]). Doch war es der folgenden Zeit vorbehalten, durch den Mund ihres begabtesten Dichters und ihres begabtesten Prosaikers, A. de Musset's und George Sand's, den Krankheitserscheinungen des Jahrhunderts einen bleibenderen dichterischen Ausdruck zu geben, obwol auch diese an wahrem Kunstwerthe nicht mit den musikalischen Schöpfungen jener Jahre und jener Stimmung verglichen werden konnten. Vor Allem war es das Clavier, welches durch die zwei typischen Künstler des Zeitalters, Chopin und Liszt, dem Wertherismus und Byronismus einen Platz in der Geschichte der

Digitized by Google

Kunst eroberte, der ihm nicht wieder zu rauben wäre, selbst wenn die beiden genialen Zauberer keine Werke, sondern nur die Spuren ihrer scheinbar so ephemeren Leistungen hinterlassen hätten. Denn, wie die ganze heiter-freie Zeit der politischen Waffenruhe von 1815—1830, welche Rossini's „Barbier" entstehen sah, sich in der Erinnerungs-Phantasie der Menschen mit dem unwiderstehlichen Liebreiz der Tochter Garcia's verbindet, so lebt für uns die schmerzlich-zitternde oder sturmbewegte Seele des Geschlechtes von 1830 in jenen zwei Künstlergestalten weiter, nachdem schon längst,

„Der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung;"

während nur wenige „Gebilde des Meißels und Gesänge des Dichters" aus dieser fieberhaftbewegten Epoche die verheißenen Jahrtausende erleben zu wollen scheinen. Denn die dichterischen Vertreter des Geschlechtes erkannten nur zu spät, wie solche Stoffe wol zeitweilig die Dichterseele erfüllen dürfen, ja sollen, weil auch sie ewig klingende Saiten der Menschennatur berühren, daß aber der wahre gesunde Dichter sich, wie Goethe, wie Byron selber, wenn auch spät, es gethan, davon loszureißen über sich bringen müsse, um sich der willenlosen Anschauung hinzugeben, ihr Ausdruck zu verleihen. Steht doch der Dichter in der Mitte zwischen und über dem bildenden Künstler, der die Außenwelt wiedergibt, wie sie sich seinem inneren Blicke offenbart, und dem Tondichter, welcher die Innenwelt in's Reich und in den Bereich der Sinne hinauszaubert: erfüllt er doch nur seine höchste Aufgabe, wenn in seinen Werken beide Welten gleichberechtigt und sich durchdringend künstlerisch wiedererstehen.

III.

Eine Ahnung dieser höheren Kunstauffassung war auch in jenen ersten Tagen vorhanden; aber es war nur eine Ahnung und sie gab sich Geistern kund, die entweder der idealen Gesinnung, und der tieferen Weltanschauung entbehrten, welche die Lebensluft und der kräftige Boden aller höheren Kunst sind, oder denen die Naivetät fehlte, ohne welche das Kunstwerk nie reine Freude gewährt. So Stendhal und Mérimée, welche immerhin das Bleibendste geschaffen, das jene Zeit aufzuweisen hat[17]); so auch Balzac, der beide, wenn nicht an Unbefangenheit, so doch eben an Tiefe der Weltanschauung und Noblesse der Gesinnung übertraf; dem aber wiederum der Sinn für Form, Geschmack und Maß abging, welcher diese, so wie weniger achtbare Gesinnungsgenossen auszeichnete. Da sich überdies bei ihm die fieberhaft ruhelose Arbeitsweise, die gehetzte Hetze nach Geld hinzugesellte, welche die moderne Welt kennzeichnet, so wollte es auch diesem Bevorzugten nicht gelingen, durchaus erfreuliche Kunstwerke herzustellen. Daß aber die formgewandten Talente, denen aller Ernst und alle wahre Bildung, wie alle Frische und Gesundheit fehlten, die hohe Lehre der Kunst um ihrer selbstwillen (l'art pour l'art) nur im roheften und oberflächlichsten Sinne, d. h. als des Reizes um des Reizes willen, deuteten, durfte kaum Wunder nehmen. Mißverstanden sie doch auch, wenn sie sagten, auf die Form allein komme es an in der Kunst, vollständig die Natur der künstlerischen Form, als welche allein die nothwendige und die bedeutsame, nicht aber die zufällige und leere Form

Digitized by Google

gelten kann; denn auch die Besten der Schule gaben eben doch immer nur die zufälligste Form in der zufälligsten Beleuchtung.

Dazu kam die äußerste Complicirtheit der Mittel. Hatte die französische Poesie des vorigen Jahrhunderts den Vollklang der Verse ihrer Klarheit, das Relief der Gestalten dem überzeugenden Gedanken geopfert, so fiel man jetzt in der Reaction gegen die Lehrhaftigkeit in die beschreibende Poesie, wie sie in der Spätrenaissance geblüht. Auch hier hatte V. Hugo in seinen „Orientales" den Weg gezeigt, thatsächlich gepredigt, melodische Verse mit vollen Reimen, malerische Stileffecte seien Anfang und Ende aller Dichtkunst, wie blendendes Colorit die erste und letzte Bedingung der Malerei sei; denn im großen Kampfe zwischen Ingres und Delacroix, der gerade damals wogte, schlugen sich die Jünger der Kunst um der Kunst willen entschieden auf die Seite des Coloristen gegen den Zeichner. Man fand nicht mit Unrecht die Sprache des vorigen Jahrhunderts abgenutzt; anstatt aber zu der noch lebenden Sprache des 17. Jahrhunderts zurückzugreifen, welche mit so hoher künstlerischer Einsicht und Einfalt behandelt worden, ging man bis zum längst erstorbenen Wortschatz vorclassischer Zeit zurück, blätterte in den Wörterbüchern nach ungewöhnlichen Ausdrücken, entlehnte der Handwerkssprache ihre technischen Bezeichnungen und meinte so durch die Fülle mühsam zusammengesuchter Worte und Wortformen die künstlerische Wirkung hervorzubringen, die ein Rabelais durch die unmittelbarste Sprachschöpfungskraft hervorgebracht: denn die überwundene Schwierigkeit galt diesem Virtuosenthum für Kunstzweck.

Hauptsache blieb jedoch die Bekämpfung alles dessen, wo man unkünstlerische Nebenabsichten nannte: Mit cynischem Behagen eignete man sich die nur halbverstandene Wahrheit von der Gleichgültigkeit des Stoffes an, indem man mit Vorliebe schmutzige und gemeine, vor Allem aber unbedeutende Gegenstände recht handgreiflich ausmalte. Daß auch der künstlerische Werth der Gegenstände an sich von dem Reichthum der Beziehungen abhängt, welche sie zum Menschen haben oder welche ihnen der Künstler verleiht, indem er sie in Zusammenhang mit einer beziehungsreichen Umgebung stellt, davon hatten sie kaum eine Ahnung, wenn sie eine Tuchmütze mit demselben Wohlgefallen ausmalten als eine Physiognomie und selbst jenen unbedeutenden Gegenstand noch vereinzelten, um ihn genauer ausführen zu können. Zugleich griff man mit herausforderndem Tone alle Moral, persönliche wie öffentliche, als kunstfeindlich an; selbst der Byrontypus ward verspottet, bewußt als eine Modemaske angenommen, um damit fashionable Schwärmerinnen zu verführen und zu mißbrauchen; denn die schrankenlose Sinnlichkeit pries man als das einzige Lebenselement aller wahren Kunst, was man dann hochtrabend die Rehabilitation des Fleisches zu nennen beliebte. Nirgends, selbst nicht bei den Eingeweihten von V. Hugo's Cenacle in der Rue de Vaugirard, selbst nicht bei den St. Simonisten von Ménilmontant, ward der jene ganze Epoche durchziehende Gegensatz zwischen Zigeunerthum und Philisterthum stärker betont, als in dieser „Bohème", die in Gavarni's Werkstatt ihren Sammelpunkt hatte. Alles was nur im Gleichgültigsten sich der Sitte und Regel unterwarf, galt für „bourgeois", wie der politischen Opposition dafür galt, wer nur immer mit dem praktischen Staatsleben in Berührung trat; denn auch hier suchte man und sah man Genialität und Spieß-

Digitized by Google

bürgerlichkeit nur im Alleräußerlichsten. Unter dem Vorwand, die „Tendenz" zu bekämpfen, verlangte man vom Künstler religiöse und politische Indifferenz, und aus Widerwillen gegen die nüchterne Nützlichkeitslehre rief man: „Lieber keine Kartoffeln mehr, als keine Rosen." Die Laune der Phantasie sollte des Dichters einzige Muse, seine einzige Gesetzgeberin sein [18]).

Diesmal wenigstens war die politische Leidenschaft, welche die Nation erfüllte und ihr die Stimmung zu reinem Kunstgenuß raubte, zum Heil. Die vollständige Inhaltslosigkeit, wie sie Théophile Gautier und seine Schule als das Höchste der Kunst aufstellten, konnte einem so erregten Geschlechte kein dauerndes Interesse abgewinnen, und erst als die politische Leidenschaft dem materialistischen Skepticismus des Jahrhunderts nicht mehr die Wage hielt, fand diese Literatur und Kunst ein gewisses Echo in einer verderbten von aller öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossenen Jugend. [19]) In den vierziger Jahren war die Atmosphäre noch eine kräftigere, eine, die zu Widerstand und Gegenwirkung Muth und Lust gab. Auch machten Verstand und Sitte ihre Rechte geltend; mehr noch der im Grund nüchterne Sinn des Franzosen für Wahrscheinlichkeit; man war der edlen Galeerensklaven müde und begann die düsteren Byronsgestalten nachgerade doch noch unwahrscheinlicher zu finden, als die allgemeinsten Römer der Classik; der tiefe Weltschmerz, mit dem so viele kranke Seelen prunkten, begann denn doch gar zu unmotivirt und überdies etwas eintönig zu erscheinen; gegen die Theorie der Inhaltslosigkeit empörte sich jeder natürliche Instinct; der alte nie erstorbene Sinn für Maß erwachte wieder und besondere, scheinbar zufällige Umstände begünstigten die plötzliche Reaction des Geschmackes im Beginn der vierziger Jahre.

Das neue Drama hatte von Anbeginn seine eigenen Darsteller, wie die neue musikalische Richtung ihre eigenthümlichen Dolmetscher gefunden. Hatten Talma's Würde, Mlle Mars' maßvolle Koketterie, Mme Malibran's bezaubernde Anmuth dem Geschmack der Restauration, in welchem die alte französische Ueberlieferung, verjüngt und befreit, wiederaufleben zu wollen schien, den treuesten und edelsten Ausdruck geliehen, so gaben sich nach 1830 nicht verächtliche Künstler, überzeugt und begeistert zu der realistischen oder charakteristischen Darstellung der neuen Schöpfungen her, welche ja vor Allem Realismus und Charakteristik anstrebten. Frédéric Lemaitre und Mlle George [20]) entzückten das junge Geschlecht durch ihre naturalistisch-maßlose Leidenschaft, Bocage und Mme Dorval schienen wie geboren der Melancholie und dem Weltschmerz der düster-geheimnißvollen Gestalten, welche Lord Byron eingeführt, effectvollen Ausdruck zu geben, und die mächtigen, aufregenden, dramatisch bewegten Arien und Recitative der großen Oper wurden von einem Nourrit und einer Falcon mit dem Feuer und der Gewalt vorgetragen, welche die Zeit von jeder Kunstleistung forderte. Auch das Ballet, das nebst den Chören, den Umzügen, der Decoration, immer breiteren Platz in der Oper einnahm, und sich immer mehr zum pantomimischen Drama ausgebildet hatte, fand seine phantastisch-fremdartige Vertreterin in Fanny Elßler, wie die italienisch-classische Tradition der Restaurationszeit ihre tadelloseste Dolmetscherin in der anmuthigen Taglioni gefunden hatte.

Allein diese Gestalten fingen seit einiger Zeit an ihre Wirkung zu ver-

Digitized by Google

fehlen; der pathologische Naturalismus hatte die Nerven so überreizt, daß man sich nach milderen Erregungen und aus der schrankenlosen Freiheit, so der Kunst wie des Staates, hinausgesehnte nach der gesetzlichen Ordnung. Man begann sich zu gestehen, daß auch die neuen Formen der Oper und des Dramas ihre recht conventionelle Seite hatten, und man empfand es fast als eine Erholung, als mit der siebzehnjährigen Schwester Malibran's, Pauline Garcia, die italienische Oper der Restaurationszeit wieder zu erstehen schien (1838). In demselben Augenblicke nun der Ermattung und der Enttäuschung lenkte auch eine junge Schauspielerin, von unscheinbarer Gestalt, aber zwingender Seelenmacht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ein armes Judenkind aus der Schweiz, das früh den Straßengesang gegen die Erziehung des Conservatoriums hatte vertauschen können, debütirte im Sommer 1838, achtzehnjährig, auf dem der Classik noch immer halbtreugebliebenen „Théâtre français" als Camilla in Corneille's „Horace". Der gelesenste Theaterkritiker, Jules Janin, verkündigte im „Journal des Débats" in der ihm eigenen lärmenden Weise das kleine Meerwunder, das wenig Eindruck auf's Publicum gemacht hatte; ihm schloß sich A. de Musset's gern gehörte Stimme in „Temps" an, und bald war der Name von Mlle Rachel auf allen Lippen. Die Einfachheit, „die Mäßigung im Wirbelwind der Leidenschaft", die tiefe Innerlichkeit ihres ganzen Spieles, auch eine gewisse Allgemeingültigkeit im Ausdruck der Gemüthsbewegungen standen im entschiedensten Gegensatze zu dem roh-äußerlichen, oft bis zur Carricatur ausartenden Individualisiren, dem tobenden, realistisch-sinnlichen Sichgebahren der romantischen Schauspieler der letzten Jahre. Man war erstaunt, sich durch so schlichte Mittel so viel tiefer und so viel wohlthuender ergriffen zu fühlen, und mit Erstaunen empfand man wieder, welch' ein Reichthum wahrster Empfindung und Seelenkenntniß in den so verachteten classischen Dichtwerken verborgen lag, in denen sich die junge Künstlerin zeigte. Diese „Aemilia" und „Hermione", diese „Agrippina" insbesondere und „Phaedra" eroberte zugleich den Dichtern des „Cinna" und des „Britannicus" wieder die französischen Gemüther, die nur eine gewaltsame Verirrung ihnen hatte entfremden können. Umsonst führte die mehr spanische als französische Phantasie des Chorführers der Romantik, Victor Hugo, ihre ungeheuerlichsten Ausgeburten als literarische Katapulte in's Treffen: die Niederlage der „Burggrafen" (1843) besiegelte den Triumph der Besiegten von 1830. Glaubten die Akademiker doch sogar schon einen Nachwuchs gefunden zu haben, einen spätgeborenen Classiker, der beweisen werde, der schon bewies, daß die Formen des 17. Jahrhunderts noch heute die mustergültigen, fruchtbaren, allein lebensfähigen der französischen Dichtkunst seien.

Ein junger Poet aus der Provinz, F. Ponsard, brachte der unvergleichlichen Mimin nicht etwa ein Drama, nein, eine Tragödie in römischem Gewande in correcten Alexandrinern, in würdevoll gemessener Sprache, nüchterner Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften: Lucretia. Rachel, die das Stück eingegeben, nahm es nicht auf. Es wurde auf einem Theater zweiten Ranges gespielt (1843); aber von dem Tage an stand der romantischen Schule eine gemäßigtclassische, die sogenannte Schule der Verständigkeit (du bon sens) gegenüber, die durch die Stimme ihres angesehensten Theoretikers, Nisard, glauben machen

Digitized by Google

wollte, auch die große Poesie des 17. Jahrhunderts sei nur eine Poesie des Verstandes (poésie de la raison) gewesen [21]), und welche bald ihre Anhänger nach Hunderten zählte, bis man endlich inne ward, daß man auch hier sich wieder einmal hatte überrumpeln lassen und die Aeußerlichkeiten der Classik, geschickt aufgefrischt durch etwas lebendigere Localfarbe, für die Classik selbst genommen hatte, wie man ein halbes Menschenalter früher Shakespeare selber in französischer Gestalt zu besitzen geglaubt hatte, weil einige kecke Neuerer Richard's III. und Sir John Falstaff's Kleiderschrank über den Canal gebracht.

IV.

Diese Revolutionen des Geschmackes aber und die Kämpfe beider Richtungen wiederholten sich nicht nur auf dem Gebiete der Musik und der bildenden Kunst, wo der Neoclassicismus dauernde Triumphe feierte, welche derselben Richtung in der Poesie versagt blieben [22]); sie fanden auch in der Unterhaltungsliteratur, welche immer üppiger um sich griff, ein vielfältiges Echo, Dank namentlich dem immer größeren Raume, welchen die Tagespresse in dem Leben der Zeit einnahm. Nicht nur daß die Zeitschriften, welche schon unter der Restauration das Feuer eröffnet, fortfuhren, sich lebhaft am Kampfe zu betheiligen und durch literarhistorische oder ästhetische Studien in denselben einzugreifen, auch die Feuilletons der Tagesblätter traten immer heftiger für oder gegen die neuen Erscheinungen ein. Denn während gewiegte Kritiker, mit aller historischen und philosophischen Bildung ausgestattet, in den Literaturen des Auslandes wohl bewandert, vornehmlich in der seit ihrer Gründung (1831) schnell zu Macht und Ansehen gelangten „Revue des deux Mondes", die literarischen Fragen, welche die Zeit bewegten, eingehend und von hohem Standpunkte aus mit einer Geistesfreiheit erörterten, welche seltsam gegen die Beschränktheit der altfranzösischen Kritik von Batteux' und Laharpe's Manier contrastirte, hatte sich das theatralische Montagsfeuilleton, das schon früher durch Geoffroy im „Journal des Débats" zu einer großen Autorität gekommen war, zu einer wahren Institution erhoben. Der geistreiche, classisch-gebildete Nachfolger Geoffroy's, Jules Janin, schlug einen ganz neuen Ton, in Form und Wesen, an, setzte an die Stelle der methodischen Kritik und der witzigen Persiflage das Feuerwerk seiner funkelnden Laune und seiner muthwilligen Phantasie, erzählte Anekdoten mit Sévigné'scher Lebhaftigkeit, freilich auch mit mehr als Sévigné'schen Superlativen und mehr als Sévigné'schem Mißbrauch des Climax; citirte trotz Montaigne, mischte Witz und Enthusiasmus; es schien, als ob der Souverain des 19. Jahrhunderts, das Publicum, einen Hofnarren gefunden habe, wie einst der König: und bald wollte jedes Publicum den Seinen haben: Théophile Gautier, Frédéric Soulié, Gérard de Nerval waren die gefeiertsten Namen des Feuilletons. Alle Romantiker der äußersten Linken, denen die Juste-Milieux, wie Saint-Marc-Girardin und Rémusat, die Classiker, wie G. Planche und Nisard, die Objectiven, wie Sainte-Beuve, Philarète Chasles, J. J. Ampère in den Monatsschriften, wenn auch nicht immer direct, antworteten. Es war eine Zeit lebhaften, jugendlichen Eifers für künstlerische und literarische Fragen, welchen das politische Fieber wol anzukränkeln, aber nicht zu tödten vermochte.

Digitized by Google

Das Feuilleton aber bekam gegen die Mitte der dreißiger Jahre eine Ausdehnung, welche es möglich machte, auch anderen Geisteserzeugnissen einen Platz darin einzuräumen. Der erfindungsreiche Reformator der Tagespresse, Emile de Girardin, schuf das tägliche Feuilleton und gewann so den politischen Zeitungen eine ganze Classe neuer Leser. Nächst der Besprechung der dramatischen, musikalischen, künstlerischen und literarischen Erscheinungen, sie alle nochmals hineinziehend in die Besprechung, kam die geistreiche Plauderei über die Bewegung in der Pariser Gesellschaft als ständige Rubrik auf, und Dank dem ungewöhnlichen Talente Mme de Girardin's, welche unter dem Namen eines Vicomte de Launay allwöchentlich die unterhaltendsten und witzigsten Pariser Briefe in die Zeitung ihres Mannes schrieb, ward bald die sogenannte „Pariser Chronik" ein nothwendiger Bestandtheil jeder bedeutenderen Zeitung, und selbst ein A. de Musset verschmähte es nicht, dem anmuthigen Vicomte nachzueifern; doch fielen seine „phantastischen Revuen" nicht wenig ab gegen die feine und leichte Waare der schönen Dame. So fein freilich diese Waare auch sein mochte, die gemeine Klatschpresse, welche zwanzig Jahre später aufkam und so viel zur Ertödtung aller höheren Interessen in der gebildeten Gesellschaft Frankreichs beigetragen, war schon als Keim in diesen bezaubernden Plaudereien der „Presse" enthalten, neben denen sich von Anbeginn der Chef der Jungromantik, Théophile Gautier, in seinen wunderlich losen Kunstgesprächen erging.

Doch genügte dieser Champagnerschaum natürlich nicht, ein zahlreiches und hungriges Lesepublicum zu befriedigen. Der kluge Speculant, der es unternommen, die französische Tagespresse umzugestalten, wußte Rath: er schuf das Roman-Feuilleton, und der Erfolg war ein ungeheurer. Bald folgten alle Pariser Zeitungen dem Beispiel: selbst das ernste, tugendhafte, ordnungsliebende „Journal des Débats" ließ sich dazu herab, den unteren Theil seiner Spalten dem Schauerromane zu öffnen: Eugène Sue's „Pariser Mysterien" erschienen zuerst im Leibblatte des vornehmen Bürgerthums, dem anerkannten Organ der herrschenden Geistes- und Geldaristokratie. Damit war für die Unterhaltungsliteratur ein neues, unabsehbares Feld eröffnet. Die Zeitungsverleger, die Romanschreiber, die Leser, Alle fanden dabei ihren Vortheil, ihren freilich sehr materiellen Vortheil; denn in jeder anderen Hinsicht konnte die Neuerung nur die verderblichste Wirkung auf Alle ausüben: auf den Journalismus, welcher seinen politischen Einfluß dadurch schädigte, auf die Schriftstellerwelt, die sich immer mehr auf rasches Fabrikarbeiten und grobe Reizmittel verlegte, auf's Publicum, das, gleich dem Branntweintrinker, alle Tage unempfindlicher für die zarten und feinen Vorzüge eines gesunden Trankes wurde. Denn je mehr man von dieser aufregenden, aber gehaltlosen Literatur zu sich nahm, desto größer wurde das Bedürfniß danach: es galt um jeden Preis unterhalten zu sein, und das Wie ward zur Nebensache.

Wie man aber nicht mehr die Ruhe und Sammlung fand, eine geschmackvoll geschriebene, sorgfältig componirte, auf gewissenhafter oder tiefer Beobachtung aufgebaute Erzählung zu lesen, weil man nur stets in athemloser Spannung gehalten sein wollte, so verlangte man bald auch auf dem Theater keinen Kunstwerth mehr und begnügte sich mit spurenlosem Amusement. Das Drama Victor

Digitized by Google

Hugo's hatte doch noch Anspruch auf dichterischen Werth gemacht: die „Seiltänzer", „Robert Macaire", der „Courier von Lyon" begnügten sich, die Nerven aufzuregen. Und wie das Drama, so ward die Komödie, jener alte Stolz der französischen Literatur, immer mehr zur Posse herabgewürdigt; auch hier aber ging der Weg abwärts über eine Mittelstufe von noch halbem literarischem Werthe. Die Molière'sche Charakterkomödie, wie das Marivaux'sche Plauderstück, ward von dem Surprisenspiele verdrängt; man hatte „Mantel- und Degenkomödien", wie man „Mantel- und Degenromane" hatte. So gewandt und erfindungsreich aber auch die Dramatiker sein mochten, sie reichten nicht hin für den immer wachsenden Heißhunger des Publicums, und immer mehr drängte sich der geistlose Wortwitz an die Stelle des feinen Scherzes des echt französischen Lustspiels; und dem übertriebenen Tragiker gesellte sich der carrikirende Komiker.

Wie aber diese Unterhaltungsliteratur in allen Gattungen von dem Drama bis zum Vaudeville, vom Roman bis zum Liede die höhere Literatur vergemeinernd parodirte, etwa wie die Liebe Gros René's und Marinette's die des Eraste und der Lucile, so hatte sie auch ihre verschiedenen Grade und ihre verschiedenen Schattirungen, je nach den Gesellschaftsclassen und den Parteien an die sie sich wandte. Während der vornehmere Bürgerstand in Scribe und Dumas ihre Zeitvertreiber hatte, so der Kleinbürger in H. Monnier und Paul de Kock, und wie es in der Natur der Sache lag, belustigten die Lustigmacher ihre Auftraggeber, indem sie jene ihr eigenes Bild im Spiegel schauen ließen. Dabei hatte selbst diese Literatur des Zeitvertreibes ihre Tendenzen, bald im Sinne der Lilien und des Kreuzes, bald in dem der phrygischen Mütze und des Pfeilbündels, oft auch in dem des Juste-Milieu und sogar der Doctrine. Der in Frankreich nie aussterbende politische und philosophische Rationalismus, der auch die Faustgeberden dieser Zeit stets mit seinen mephistophelischen Glossen begleitete, und den religiösen wie den socialistischen, den legitimistischen, wie den weltschmerzlichen Schwärmereien, freilich auch aller berechtigten Metaphysik und Tradition, die Prosa des gesunden Menschenverstandes entgegensetzte, der Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der nach dem Triumphe des Thrones und Altars in P. L. Courier und Béranger kecker und gefährlicher als je wieder erstanden war, hatte unter der Juliregierung sogar seine Hauptvertreter in dieser niederen Literatur, oder drang doch nur sehr vermummt in das vornehmere Schriftthum ein, wo er als Unebenbürtiger sehr von oben herab angesehen und höchstens der Zerstreuung wegen geduldet wurde.

Es gab aber auch in der bildenden Kunst, neben den strebenden Künstlern, solche Unterhalter und Modewaarenfabrikanten, deren Jeder einen Theil der Kundschaft übernahm: da waren die Schlachtenmaler und die Heldenbildhauer, welche den Patriotismus ihrer Käufer ausbeuteten; die Salonlieferanten, welche artige und witzige Anekdötlein auf der Leinwand oder im Marmor erzählten; da waren die historischen Maler, welche mit den historischen Dramatikern und den historischen Romanverfertigern wetteiferten, dem Publicum spielenden Unterricht in der Geschichte zu ertheilen. Auch fromme Künstler und Dichter gab es, welche dem hohen Fluge eines Flandrin und Brizeux auf der Erde nachflatterten, indem sie für religiösgestimmte Seelen Heiligenbilder und Heiligengeschichten zu Dutzenden fabricirten.

Digitized by Google

Hatte man im „Salon" von 1833 nur etwa zwanzig fromme Gemälde gezählt, so bot der von 1843 schon über hundertsechzig. Endlich fehlte auch die demokratische Literatur und Kunst nicht, welche dem „Volke" von Paris schmeichelte und, nach dem Vorbilde Eugène Sue's, den Jesuiten denuncirte, oder nach Delacroix's Vorgange, den Arbeiter auf der Barricade verherrlichte. Ist es aber immer schwer, die Linie zu ziehen, welche die Erzeugnisse reinen Geschäftssinnes zur Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses von den Werken trennt, wo sich schon eine künstlerische Absicht zugesellt, so war es schwerer als je bei der ungeheuren Production einer Zeit, in welcher Gutes und Böses so nahe beisammen lag, sich so oft gegenseitig durchdrang, eines Geschlechtes, das zugleich so Hohes anstrebte und sich von so Niederem hinreißen ließ, dem es so schwer gemacht war, der reinen, willenlosen Anschauung zu leben, welches immer und immer wieder zur Theilnahme am Tageskampfe gedrängt wurde. Wie viel glücklicher war nicht die vorausgegangene Zeit der Reaction gewesen, wo selbst die praktischen Fragen in eine höhere Region getragen wurden und wo eine heitere, harmlose Kunst noch heitere und harmlose Genießer fand! Wol hatte auch die neue Blüthe ihren Reiz, hatte auch die neue Ernte ihren Werth: aber Beides, Reiz wie Werth, von gröberer und doch weniger gediegener Art. Diesen Reiz und diesen Werth abzuschätzen ist nicht das Amt des Geschichtschreibers; er erzählt das Werden der Dinge und läßt dem Kunstrichter wie dem Sittenrichter die Werthmessung: doch erklären darf er, soll er, warum nach so großen Versprechungen, nach so gewaltigen Anläufen ein so begabtes Geschlecht so wenig gehalten und geleistet.

V.

Denn ein begabteres und hochstrebenderes Geschlecht, als das, welches um's Jahr 1830 in's Mannesalter trat, hat wol selten ein Land hervorgebracht; und die Frage drängt sich auf, unabweisbar, warum sind diese Hunderte lebens- und schaffensfroher Talente, deren Frühlingspracht Europa staunend und bewundernd sich entfalten sah, vorübergezogen wie blendende Meteore, ohne etwas Bleibendes zu schaffen im Staate, in der Kunst, in der Literatur? Der Ursachen sind viele, und sie sind vielfach verschlungen: die zwei obersten aber waren doch wol die durch die Revolution von 1830 entfesselte Selbstsucht und der Alles anfressende Parteigeist [33]).

Gegen jede Autorität, kirchliche, staatliche, gesellschaftliche, künstlerische, war die Revolution von 1830 gerichtet gewesen: und da für die Meisten diese Autorität nur eine äußere, sichtliche war, so war mit ihrem Sturze aller Halt dahin, und nur die Wenigen, in deren Innerem der kategorische Imperativ des sittlichen, staatlichen oder künstlerischen Gewissens noch lebte, vermochten auch nach Niederwerfung aller Altäre der Gottheit ihren reinen Dienst zu weihen. Bei allen Anderen war das subjective Begehren fortan die einzige Richtschnur des Handelns und Schaffens. Denn der demokratische Sinn, welcher aller großen persönlichen Wirkung unerbittlichen Krieg erklärt, sie mit Gesetzen, Moden, Meinungen überall einzudämmen sucht, pflegt zugleich den Individualismus der Mittelmäßigkeit zu emancipiren, indem er für alle Individuen dieselbe Geltung verlangt, diese aber, sobald kein traditionelles Band, eine Religio, sie mehr zu-

Digitized by Google

sammenhält, wie Atome, ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, auf die Rechte Anderer, nur dem besondersten vorübergehenden persönlichen Zwecke nachzugehen pflegen. So wird Jeder sich selbst sein Gott, seine Launen und Begierden werden ihm zum einzigen Gesetz, das Allgemeine und Ewige aber, das der Inhalt aller Kunst und auch des idealen Staates ist, verschwindet in's Wesenlose. Das zeigte sich nur zu bald nach 1830. Fast Niemand mehr wußte sein Ich zu vergessen im Dienste eines Außerpersönlichen, sich in die Dinge zu versenken, um sie künstlerisch frei zu reproduciren: man dachte nur an sich, an den Erfolg, welcher Reichthum, Genuß, vor Allem aber Befriedigung der Eitelkeit verhieß, wenig oder gar nicht an die das künstlerische Gewissen befriedigende Leistung. So ward die Wirkung nach Außen der Hauptbeweggrund des künstlerischen Schaffens, während das drängende Bedürfniß, seinem Gedanken, seiner Anschauung „in That und Wort, in Bild und Schall" Ausdruck zu geben, beinahe ganz erstarb: man schrieb, um zu schreiben, nicht um zu sagen, was man innerlich erlebt. Den Erfolg nun errang man wol, auch den Gewinn, aber wie oft auf Kosten des künstlerischen Gewissens, wie oft auch auf Kosten des Nachruhmes, den man dem augenblicklichen Beifall oder Genuß opferte! Was Wunder, wenn von den beiden begabtesten Dichtern der Generation der Eine schon vor dem Eintritt in's reife Mannesalter dem Größenwahnsinn, der Andere einem entwürdigenden Laster verfiel, welche die Quelle reiner Dichtung bei Beiden lange vor der Zeit trübten oder ganz vertrockneten.

Und nicht die Kunst allein, auch die Wahrheit litt bei diesem rastlosen Jagen nach rascher Anerkennung und lautem Widerhall. Man begnügte sich zu scheinen, was man nicht sein konnte oder zu sein sich nicht die Mühe geben wollte. Daher die Affectation und Unwahrheit dieser ganzen Literatur und Kunst, welche sie uns heute schon so todt und gespensterhaft vorkommen läßt, als uns die des 17. und 18. Jahrhunderts ewig jung und lebendig erscheinen. Es zeigte sich wieder einmal, daß das Talent das schlimmste aller Geschenke ist, wenn's nicht mit Ernst und Uneigennützigkeit gepaart ist, denn es verführt zum Thun und Schaffen und begnügt sich damit die Oberfläche der Dinge ungefähr nachzuahmen, wo es die Pflicht wäre, das Wesen derselben bestimmt wiederzuerzeugen. Die ihre eigene Rache in sich tragende Schuld jener Generation war eben die Abwesenheit alles Pflichtgefühls, des künstlerischen, wie des sittlichen, wissenschaftlichen und staatlichen bei den scheinbar idealsten Strebungen, der flammendsten Begeisterung für diese ihre unbestimmt allgemeinen Ideale von Freiheit, Volkswohl, Vaterland, hinter denen kein klarer Begriff von der Aufgabe stand, die man so keck zuversichtlich übernahm. Denn jene Begeisterung hatte wenig mehr von der Reinheit und Selbstlosigkeit, welche die Bewegung der Gemüther in den zwanziger Jahren kennzeichnete, und war doch noch höchst unwillig die Worte nach ihrem wahren thatsächlichen und ideellen Gehalte zu fragen wie der ernüchterte Sinn der sechziger Jahre zu thun begann. Und wohl durfte ein Epigone, der unter dem Nachlaß von 1830 gelitten hat, jenes Geschlecht anklagen: „Es trug sich mit fast unbegrenzten Hoffnungen ... aber nie trat eines in die Geschichte ein mit einem ungenaueren Gefühle seiner Pflichten, mit so wenig Gedanken an den zu verfolgenden Zweck .... Nie be-

Digitized by Google

saß ein Menschenschlag in höherem Grade jene Gier nach den Dingen, womit man sich auf das Leben, wie auf eine begehrte Beute, stürzt" [24]).

Das nun wiederum hing mit dem revolutionären Charakter der Zeit und dem Parteigeiste derselben zusammen. Es ist eben der Fluch der Revolution, wenn sie nach Erreichung ihrer Ziele noch fortdauern zu müssen glaubt, daß sie auch dem Parteigeist ein unberechtigtes Leben fristet, welches die Geister verwirrt und, anstatt sie zu beruhigen, in unfruchtbarer Aufregung erhält. Fast alle Talente aber jenes von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Geschlechts hatten sich in den Dienst der Partei begeben, meist der politischen und religiösen, im besten Falle der wissenschaftlichen und künstlerischen; denn auch auf diesen Gebieten, wo doch nur die reine Wahrheit gesucht werden sollte, hatten sich leidenschafterfüllte, gegnerische Lager gebildet. Wer aber der Partei dient, der sieht die Wahrheit nicht mehr, oder doch nur einen Theil der Wahrheit: und die ganze Wahrheit ist das Object des Künstlers. Der schon von der Eitelkeit und dem Anerkennungsbedürfnisse irregeleitete Geist, ward so vollends auf Abwege gebracht, welche zur Verneinung aller Kunst und Wissenschaft führen mußten und ein großes, vielleicht das größte, Dichtertalent des Jahrhunderts, V. Hugo, hinterließ kaum dreihundert Seiten, an denen die Nachwelt eine ungemischte Freude haben könnte. Die Wenigen freilich, welche nicht in der Knechtschaft der Partei standen, wie Augustin Thierry und Tocqueville, oder sich zur Unparteilichkeit, zur unbefangenen und objectiven Weltanschauung durchgerungen, wie Mérimée und Sainte-Beuve, oder wenigstens zeitweise sich aus dem Rausche zu ernüchtern und zu künstlerischer Freiheit aufzuschwingen wußten, wie George Sand zuweilen, Musset oft, haben denn auch in Staats- und Literaturgeschichte, in der Erzählung und dem Gedichte, Unvergängliches geleistet. Aber wie viel mehr hätten sie gelassen, wenn sie in einem Kunstalter gelebt hätten! Doch seien wir gerecht auch gegen diese Zeit, die so viel weniger hielt, als sie versprochen: wie viele Generationen irgend eines Volkes haben überhaupt mehr wirklich vollendete Werke hinterlassen, als in einem Dutzend Bänden Platz finden können? Und doch, wer kann sich des Bedauerns entschlagen, wenn er die wenigen Erwählten zählt, neben der Masse der begabten Jugend, die sich fortreißen ließ vom Strome der Zeit und blinder Parteiwuth!

Die meisten blieben sogar nicht bei dem Parteistandpunkt der Schule, der sie angehörten, sondern gingen stracks zur Politik selber über, in der Hoffnung, durch sie schneller zu Ansehen und Reichthum, womöglich auch zur Macht zu gelangen; und keiner fragte sich, ob er auch zur Politik geboren sei, ob er die praktische Begabung, das Temperament, den Charakter, die Unabhängigkeit der Stellung, die Erziehung und Erfahrung dazu habe; und so gewann auch das Staatsleben Nichts bei diesem Uebertreten bedeutender Talente aus den ihnen durch die Geburt angewiesenen Gebieten [25]): sie behandelten die Staatsangelegenheiten eben nicht als Staatsmänner, sondern als Historiker, Philosophen, Dichter, im besten Falle als Redner. Als solche freilich leisteten sie das Höchste, indem sie ihre Begabung auf dem ihnen natürlichen Felde, mit Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit, entwickelten und übten. Denn die Beredtsamkeit ist die einzige Kunst, wo die Parteileidenschaft nicht nur zulässig ist, sondern deren Wesen und

Digitized by Google

Inhalt sie bis zu einem gewissen Grade bildet, eine Kunst von zweifelhaftem politischem Werthe, eine Kunst, deren Ruhm nur selten ein dauernd Werk bewahrt, eine Kunst immerhin, und die „Generation von 1830“ hat denn auch darin, als der ihr eigensten Aeußerungsform, das Höchste geleistet, das die Welt seit Demosthenes und Cicero gesehen [26]). Ja, wo der Parteigeist directer Inhalt der Dichtung wurde, wie in den archilocheischen Jamben Barbier's, hat auch er einen beredten und künstlerisch bedeutenden Ausdruck gefunden: er ward eben dichterisches Object — wenn auch ein höchst beschränktes, unergibiges Object — und hörte auf, zufällige Wirklichkeit zu sein.

Doch soll man eine Zeit nicht nur nach dem messen, was sie Sichtliches gelassen hat; die Lebensthätigkeit selber, wenn sie so allgemein, so angeregt ist, wie die jener Jahre, hat einen bleibenden Werth; denn sie wirkt fort und fort auf die kommenden Geschlechter. Auch hat die literarische Revolution von 1830, wie Goethe es voraussagte [27]), Frankreich im Ganzen doch zu großem Vortheil gereicht. Nicht daß die französische Kunst und Literatur seitdem Größeres hervorgebracht hätten als vor jener Umwälzung: das stand nicht in ihrer Macht, denn eine solche Revolution wirkt nicht schöpferisch, sondern befreiend. Und befreit hat die französische Romantik den französischen Geist; sie hat seinen Gesichtskreis erweitert, sie hat die hohe historisch-kritische Anschauung der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts möglich gemacht, Frankreich in der Geistesbewegung Europa's erhalten, auch nachdem es deren Führerschaft verloren, den zukünftigen Künstlern die Unabhängigkeit erobert. Tritt je wieder eine Kunstepoche in Europa ein, wie die, welche vom 15. bis in's 17. Jahrhundert hineinreichte, so wird Frankreich mit freierer Hand sich daran betheiligen können, als es ihm unter Ludwig XIV. möglich war, wo das allgemein erwachende Autoritätsbedürfniß das künstlerische Genie in Banden schlug, so weit sich das künstlerische Genie in Banden schlagen läßt.

Anmerkungen.

[1]) Wie überall sonst enthalten wir uns auch hier der kritischen Angabe der unzähligen Werke, welche den Gegenstand vor diesem behandelt, es müßte denn sein, diese Werke enthielten eine unbekannte oder wenig bekannte Einzelheit, die wir darin für unsere Darstellung schöpfen. Nur das unverdiente Stillschweigen, mit dem ein kleines Meisterwerk (F. Kreyssig, Ueber die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert. Berlin, Nicolai. 1873) vom deutschen Publicum ad acta gelegt worden ist, bestimmt uns, eine Ausnahme zu machen und das Schriftchen auf's Wärmste zu empfehlen.

[2]) Wörtlich „vom Manirirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen“: Worte Goethe's über Diderot in dem „Geständniß des Uebersetzers“, welches dem „Versuch über die Malerei“ vorausgeht. Werke Bd. XXIX. S. 387.

[3]) Raynouard gehört noch fast ganz der Restauration an. Sein Choix de poésies originales des Troubadours ist von 1816—1821. Recherches sur l'ancienneté de la langue romane, 1816. Grammaire romane, 1816. Observations sur le Roman du Rou, 1829. Sein Lexique roman, 1836—1845, sowie die Arbeiten seiner Schüler gehören alle der Juliregierung an: Fauriel: Sur l'origine de l'épopée du moyen-âge 1833. Histoire de la poésie provençale 1846. J. J. Ampère: Hist. litt. de la France avant le XII. siècle, 1839—1840. Hist. de la litt. franç. au moyen-âge, 1841. Magnin: Les origines du Théâtre en Europe, 1838. Uebersetzung der Hroswitha, 1845. Ozanam: Dante et la poésie catholique au XIII. siècle, 1839. Auch Ch. Labitte's epochemachende Schrift über die göttliche Comödie von Dante fällt in diese Zeit. V. Le Clerc, der mit einem Éloge de Montaigne begann (1802), widmete sich seit

Digitized by Google

Mitte der dreißiger Jahre ausschließlich mittelalterlichen Studien und arbeitete, wie auch die Obengenannten, an dem Hauptwerke dieser Richtung, der von den Benedictinern begonnenen kolossalen Histoire littéraire de la France.

[4]) Die Uebersetzungen, Nachahmungen und Besprechungen fremder Werke von Damas-Hinard, Löwe-Weimars, X. Marmier, N. Martin, Michiels, Blaze de Bury, Gérard de Nerval, unserem Heine und vielen Anderen fallen sämmtlich unter die Juliregierung. Wir begnügen uns hier, wie bei den Dichtern und Geschichtschreibern, insbesondere im Text, nur die Chorführer namentlich anzuführen.

[5]) Sainte-Beuve Corr. II, 153. Brief vom 25. März 1867.

[6]) Géricault's „Floß der Medusa" ist von 1819; Delacroix's „Dante und Virgil" von 1822.

[7]) Die ersten Ansätze auch hierzu wurden schon unterm Rousseau'schen Einfluß gemacht — man sehe Marie-Antoinette's Garten am kleinen Trianon — aber bald, sowie die Greuze'sche Manier, wieder von der imperialistischen Classik verdrängt.

[8]) Hauptveranlassung dieses Ueberganges waren wol V. Hugo's persönliche Unannehmlichkeiten wegen der nicht erlaubten Aufführung seiner „Marion Delorme" im Jahre 1829.

[9]) Ich schreibe hier keine Aesthetik, sondern Geschichte, sonst möchte es wol der Mühe verlohnen, auch dem deutschen Publicum, im Hinblick auf seinen, trotz seiner Wahrscheinlichkeitsbestrebungen so großen Tondichter, noch einmal des Weiteren die elementare Wahrheit darzuthun, daß die Kunst nicht täuschende Nachahmung der Wirklichkeit bezweckt — in welchem Falle ja Mme Tussaud's Wachsfiguren der höchste Grad der Kunst wären —, daß im Gegentheil die gewollte, aber doch nicht zu erlangende Täuschung gerade den entgegengesetzten Zweck erreicht, indem sie den Eindruck des Kunstwahren stört. Goethe hat ja das Alles mit so wunderbarer Klarheit auseinander gesetzt (Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit des Kunstwerkes, Band XXX), daß ein Hinweis darauf genügen sollte.

[10]) H. Berlioz: Symphonie d'Harold 1834; Romeo et Juliette 1839. Felicien David: Le Désert 1844; Christoph Colomb 1847. Daß der Gesang eine Rolle in diesen Symphonien spielt, nimmt ihnen nicht ihren instrumentalen Charakter.

[11]) Hauptromane: A. de Vigny's Cinq Mars 1826. Victor Hugo's Notre Dame de Paris 1831. Al. Dumas' Les trois mousquetaires 1844. Hauptdramen: V. Hugo's Hernani 1830; Marion Delorme 1831 bis zu Ruy Blas 1838, und Les Burgraves 1843. A. de Vigny's La Maréchale d'Ancre 1830; Al. Dumas' Henry III 1829; Catherine Howard 1834. C. Delavigne's Louis XI 1832. Les Enfants d'Édouard 1833. Hauptopern: Auber's Muette 1829. Meyerbeer's Robert le Diable 1831. Les Huguenots 1836. Halévy's La Juive 1835; Charles VI 1842. Hauptgemälde: P. Delaroche's Cromwell, Cinq Mars, Mazarin und Enfants d'Édouard 1831, seine Jeanne Gray 1834, sein Duc de Guise 1835. Eug. Delacroix's Evêque de Liège (aus W. Scott's Quentin Durward, der auch alle jene anderen elften Ludwige des Romans, des Dramas und der Malerei angeregt u. s. w.) 1831. Ebenso Horace Vernet's Judith und Verhaftung der Prinzen von Geblüt. Ary Scheffer's erstes Gretchen am Spinnrocken ist ebenfalls von dem Jahre, wie auch L. Robert's nicht ganz hierher gehörige Schnitter und Pifferari. Die anderen Goethe-, Byron-, Shakespeare-, Dante- und Bibelbilder Scheffer's und Delacroix's gehören sämmtlich der Regierungszeit L. Philippe's an.

[12]) Die Stücke wie die Gedichte, mit Ausnahme derjenigen Béranger's, waren denn auch ganz ephemer. Selbst Barthélémy's bonapartistische Epen und Al. Dumas' hierhergehörige Spectakelstücke sind längst verschollen. Am Ueberschwänglichsten in der Apotheose Napoleon's war selbstverständlich der stets maßlose Victor Hugo; Heine's „Briefe über die französische Bühne" (1837), namentlich der fünfte, schildern diese Napoleonsmanie auf der Bühne und im Circus sehr anschaulich. Kein Scribe'sches Vaudeville, kein Roman, selbst keiner Balzac's und Sue's, war ohne den Obersten oder den Invaliden der Kaiserzeit. Kein einziger unter den bekannteren Malern der dreißiger und vierziger Jahre, der nicht den Kaiser in dieser oder jener Situation gemalt hätte; das größte Aufsehen machte im Jahre 1836 Charlet's „Rückzug aus Rußland" und H. Vernet's „Jena", „Friedland" und „Wagram", in welchen der neue Stil (im Gegensatz zu Vernet's eigenen Napoleonsbildern aus der Restaurationszeit und zu Gros', Gérard's,

Digitized by Google

Girodet's Kaisergemälden) sehr lebhaft hervortrat. P. Delaroche zog dann die Situationen aus der Geschichte Bonaparte's immer mehr in's Sentimentale und in's Theaterwahrscheinliche. Den Anfang zur Verherrlichung der Revolutionsscenen im Wahrscheinlichkeitsstil machte Horace Vernet im Jahre 1831 mit seinem Camille Desmoulins, dessen Costüme, wie Heine in seinen Kunstberichten erzählt, nicht wenig bewundert wurden. Bekanntlich malte derselbe Künstler später ellenweise die afrikanischen Heldenthaten der vierziger Jahre.

[18]) Goethe zu Eckermann. Gespräche III, 211.

[14]) Fr. Soulié's Clotilde (Drama) ist von 1832. Les deux Cadavres 1835. Les Mémoires du Diable 1837—1838. La closerie des Genêts (Drama) 1846. Eng. Sue: Mystères de Paris 1842—1843. Le Juif errant 1844—1845. Al. Dumas' Antony (Drama) 1831. Montechristo 1844—1845. Die Typen dieser interessanten Verbrecher, Robert Macaire (1835) und Vautrin (1840), gehören ursprünglich, der erste dem Drama l'Auberge des Adrets von 1823, der zweite Balzac's Père Goriot (1834) an.

[15]) George Sand: Indiana 1832. Lelia 1833. Lettre d'un voyageur 1834. A. de Musset: Rolla 1835. La Confession d'un Enfant du Siècle 1836. Balzac: La peau de chagrin 1831. Sainte-Beuve: Volupté 1834. Jos. Delorme 1829. Lamartine: Jocelyn 1835. La chute d'un Ange 1838. A. de Vigny: Stello 1832. Chatterton 1835. Al. Dumas: Kean 1836.

[16]) Auch noch in V. Hugo's reifern Gedichten (Les feuilles d'Automne 1831, Les Chants de Crépuscule 1835, Les Voix intérieures 1837) klingt der Byronismus nach. Delacroix blieb ebenfalls länger als gut war, dieser Inspiration treu, und ich meine hier nicht nur den Schiffbruch nach Byron's „Don Juan", sondern fast alle seine Werke aus den achtzehn Jahren Louis Philipp's. Wie Musset, welcher im Frank (1833) und Rolla (1835), wie George Sand, welche im Mauprat, Leone Leoni (1835) u. A. mit Vorliebe byronische Abenteurergestalten geschaffen, dann aber, auch darin dem Beispiel des englischen Dichters folgend, gegen Mitte der vierziger Jahre sich zur objectiven Wahrheit bekehrten (G. Sand's „Consuelo" und Musset's Komödien, wie spätere Werke), so wußte auch Delacroix von da ab immer mehr sich vom Stofflichen, der Mode und dem falschen Dramatischen zu emancipiren.

[17]) Stendhal's „Chartreuse de Parme" ist von 1839; doch geht sein erster, nicht eben glücklicher Versuch im Roman („Rouge et noir") auf 1830, ja sein Buch über Racine und Shakespeare gar bis auf 1823 zurück. Mérimée begann ebenfalls als streitbarer Romantiker in seinem „Théâtre de Clara Gazul" 1825, gab aber schon 1829, d. h. als sechsundzwanzigjähriger Jüngling, sein Meisterwerk, und das Meisterwerk der Gattung „La Chronique de Charles IX", und bald darauf seine classischen Novellen.

[18]) S. Th. Gautier's Vorrede zu den „Jeunes France" (1833) und die zu „Mlle de Maupin" (1835).

[19]) Champfleury: Les excentriques 1852. Baudelaire: Fleurs du mal 1857. Flaubert: Mme Bovary 1857. Feydeau: Fanny 1858. Al. Dumas Sohn: L'affaire Clémenceau. Courbet, der 1844 zum ersten Male ausstellte, gehört doch ganz dem Kaiserreiche an. Aehnlich die englische Dichterschule der sechziger und siebziger Jahre.

[20]) Mlle Georges war zwar schon über vierzig, als sie anfing, die romantischen Stücke zu spielen und hatte als classische Klytemnästra schon unter dem Kaiserreiche begonnen; aber sie feierte ihre glänzendsten Triumphe doch erst gegen 1830, ja noch sieben Jahre später in V. Hugo's „Marie Tudor".

[21]) Nisard's französische Literaturgeschichte ist von 1844.

[22]) Wir denken an Mendelssohn, der, obschon weniger als Franzose naturalisirt denn Meyerbeer, Liszt und Chopin, doch in Frankreich der Berlioz'schen Schule entgegengesetzt wurde, und an Ingres. Dieser war freilich älter als die meisten Romantiker (geb. 1781), aber er war zeitweilig aus dem Felde geschlagen gewesen und erwarb erst nach seiner zweiten Rückkehr aus Rom (1842) wieder die Oberhand mit seiner „Geburt der Venus" und „Jesus unter den Schriftgelehrten". Sein bedeutendster Schüler, H. Flandrin (geb. 1809), malte ebenfalls seinen Saint-Louis (Fresko im Luxemburg) im Jahre 1842, kurz vor dem Triumphe Ponsard's.

[23]) Man nennt in Frankreich „la génération de 1830" die zwischen 1795 und 1805 Ge-

Digitized by Google

borenen, welche zur Zeit der Julirevolution zwischen 25 und 35 Jahre alt waren. Hier eine Liste der Bekanntesten: V. Hugo, A. de Vigny, A. Barbier, Al. Dumas, Barthélemy, Méry, Sainte-Beuve, P. Mérimée, H. de Balzac, George Sand, Mme. Allart, Daniel Stern, Mme. de Girardin, Fr. Soulié, Eug. Sue, Ch. de Bernard, Mme Reybaud, Saintine, L. Gozlan, A. Deschamps, — Ph. Chasles, L. Reybaud, St. Marc Girardin, Littré, J. J. Ampère, J. Janin, Rémusat, Burnouf, Barthélemy St. Hilaire, Géruzez, — Mignet, Thiers, Michelet, Quinet, Lerminier, Augustin Thierry, Amédée Thierry, Tocqueville. — Lesseps, Bastiat, Enfantin, Lacordaire, Pierre Leroux, Aug. Comte, Dupanloup, Gen. Cavaignac, Duvergier de Hauranne, Considérant Buchez, J. Bastide, Arm. Carrel, Arm. Marraſt, Montalivet, Salvandy, Blanqui. — Berlioz, Halévy, Adam. — Leop. Robert, P. Delaroche, Decamps, Ary Scheffer, Gavarni, Barye, Fréd. Lemaître, Léon Duval, Eug. Nourrit-Delacroix.

Nur wenige Jahre älter waren C. Delavigne, Scribe, P. de Kock, Géricault, Pradier, Victor Cousin, Villemain, Lamartine, Berryer, O. Barrot; nur wenige Jahre jünger E. Planche, Nisard, A. de Musset, E. de Girardin, Montalembert, d'Alton Shée, Louis Blanc, Bacherot, Le Play, J. Sandeau, Félicien David, H. Flandrin, Chenavard, Mme Malibran, Alph. Karr, Théophile Gautier, Brizeux, Gérard de Nerval, d'Haussonville, Fallour, Louis Veuillot, Ozanam, Proudhon, Jean Reynaud, M. Chevalier u. A.

[24]) E. Renan: Essais de morale et de critique (2me édition 1859), p. 51 und 54. Selbst aufrichtige und klarsehende Männer jener Generation selber urtheilen, und zwar schon in den dreißiger Jahren, ebenso, ja noch viel strenger: Tocqueville, Phil. Chasles, Sainte-Beuve, Doudan, selbst Guizot und A. de Musset, die doch zu den Handelnden und Schaffenden gehörten.

[25]) Zur Politik traten über Thiers, Guizot, Barante, Cousin, Villemain, Rémusat, V. Hugo, Lamartine, E. Sue u. s. w. Auch die nicht in die thätige Politik eintraten, ließen sich von ihr inspiriren, wie Béranger, Barbier, Delavigne, Barthélemy ꝛc.

[26]) Wir reden darüber an einer andern Stelle.

[27]) Goethe's Gespräche mit Eckermann, III. S. 212. Hier sind auch goldene Worte über die nachtheiligen Seiten jener Literaturepoche.

Digitized by Google

Die Lage im Orient.

Von * * * *

„Langsam, aber unaufhaltsam, zieht seit dem Hochsommer des vorigen Jahres im Osten Europa's ein Gewitter herauf, welches sich in einer Weise entladen kann, die unseren Welttheil, und nicht nur diesen, auf das Tiefste erschüttern müßte. Die orientalische Frage geht, wenn auch nicht ihrer Lösung, so doch mit großen Schritten einer Explosion entgegen, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind. Und so alt die Frage selbst ist, so mannigfache Phasen sie durchlaufen hat, so hat sie doch heute einen besonderen Charakter; sie ist nicht mehr das verhältnißmäßig beschränkte Object, um das es sich noch beim Krimkrieg handelte, sie reicht von Pesth bis Peking: wenn der Kampf an der Donau oder im Schwarzen Meer beginnt, so weiß Niemand, wo er enden wird."

Mit diesen Worten begannen wir im April 1876 unsere Ausführungen über „die Lage im Orient" [1]) und die Ereignisse haben uns Recht gegeben. Mit jedem neuen Stadium der Verwickelung ist die Tragweite derselben gestiegen; mit jedem Versuch, den Kampf der widerstreitenden Interessen zu localisiren, wie die diplomatische Verlegenheitsphrase lautet, hat der Schauplatz desselben sich erweitert und heute die beiden großen orientalischen Mächte in einen Gegensatz gebracht, dessen Ausgang die Geschicke der gesammten civilisirten Staatenwelt auf das Tiefste beeinflussen muß. Und auch die Voraussage hat sich bewährt, daß dieser Kampf, wenn er zum Ausbruch komme, einer der blutigsten und schrecklichsten werden müsse, weil er die religiösen Leidenschaften und den Racenhaß in Bevölkerungen entfesseln werde, in welchen kein Gegengewicht höherer Gesittung vorhanden. Nach einem einjährigen Kriege decken Hunderttausende die Wahlstatt, blühende Gegenden sind in Wüsteneien verwandelt, Hunger und Krankheit haben noch gründlicher als das Schwert unter den Flüchtlingen wie den Heeren aufgeräumt, unzählige Greuel sind auf beiden Seiten begangen, und doch ist man von einer wirklichen Lösung des Knotens, der durchhauen werden sollte, vorläufig weiter entfernt als vor Beginn des Krieges.

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Band VII, S. 97.

Digitized by Google

Aber wenn wir Deutschen in der glücklichen Lage sind, unbetheiligt — wenigstens vor der Hand — dem großen Weltdrama zusehen zu können, ohne uns in der Arbeit des Friedens stören lassen zu müssen: so ist doch keineswegs vorher zu sehen, wie weit die erregten Sturmfluthen ihre Kreise ziehen werden und es bleibt deshalb sehr gerathen, uns stets über Art und Fortgang des Kampfes Rechenschaft zu geben. Wir haben denselben bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei verfolgt (Juliheft der „Rundschau" 1877) und dann geschwiegen, wo das Wort den Kanonen gehörte; wir wollen heute versuchen, die weitere Entwickelung darzulegen, indem wir so viel als thunlich von den militärischen Ereignissen absehen, die wir der Würdigung einer competenteren Feder überlassen.

I.

Am 23. April zeigte der russische Geschäftsträger in Constantinopel, Herr v. Nelidoff, der Pforte den Abbruch der diplomatischen Beziehungen an; am 24. erschien das kaiserliche Kriegsmanifest, welches erklärte, daß der hochmüthige Widerstand der Pforte gegen die Forderungen Europa's den Kaiser nöthige, zu den Waffen zu greifen, der von ihm vorausgesehene Augenblick, wo er Worte gesprochen, auf die Rußland mit so großer Einmüthigkeit geantwortet (die Moskauer Rede für die slavische Sache vom 10. Nov. 1876), sei jetzt gekommen. Die Pforte ihrerseits wies in einer Circulardepesche von gleichem Datum darauf hin, daß sie Rußland keinerlei Grund zum Kriege gegeben habe, es erkläre denselben Namens eines Actenstücks (des Londoner Protokolls), welches nach seinem Wortlaut nur soweit Werth haben solle, als es nicht zum Kriege komme. Von allen Mächten maße es sich allein an, zu den Waffen zu greifen, der Declaration des Grafen Schuwaloff für alle Unterzeichner verbindlichen Charakter beizulegen und über alle Bewohner des osmanischen Reiches grauenhaftes Unheil zu entfesseln, um die Wohlfahrt eines Theiles derselben zu sichern.

Savfet Pascha wies dann die Unterstellung der russischen Note zurück, als ob die Sicherheit nicht nur der russischen Unterthanen in der Türkei, sondern aller Christen, Unterthanen des Sultans oder Fremder, gefährdet sein könne und fragte: mit welchem Rechte Rußland seine Ermahnungen auf den Schutz von Unterthanen anderer Mächte, welche doch bei der Pforte beglaubigte Vertreter hätten, sowie auf die des Sultans ausdehne, eine Prätension, welche 1854 von Europa zurückgewiesen sei? Eine rückhaltslosere Sprache redete das türkische Kriegsmanifest vom 26. April; es klagte Rußland an, daß — nachdem es vergebens versucht, das osmanische Reich zu schwächen und zu erniedrigen, indem es demselben eine fremde Bevormundung zumuthete — es heute strebe, mit den Waffen seine ehrgeizige Politik durchzusetzen; daß die Bosnier und Bulgaren durch die von Rußland organisirten und unterhaltenen panslavistischen Comités zum Aufstande angestachelt seien, und Serbien wie Montenegro nur auf directe Aufforderung Rußlands und mit Aussicht auf dessen Hilfe die Waffen ergriffen hätten. Es betonte endlich, daß die russischen Truppen gegen das Völkerrecht bereits in der Nacht vor der Kriegserklärung die Grenze überschritten.

Digitized by Google

Für Rußland, das in diesem Kriege nicht wie 1828/29 das Meer beherrschte, vielmehr auf demselben durch die türkische Ueberlegenheit zur Unthätigkeit genöthigt war, kam zunächst vornehmlich sein Verhältniß zu Rumänien in Betracht, durch welches sein einziger Weg an die Donau führte. Es hatte der Abschwächung der Bande, welche dies Land noch an die Pforte fesselten, nichts in den Weg gelegt, sondern im Gegentheil die Vereinigung der Fürstenthümer unter einem erblichen Haupte gefördert, freilich nicht ohne sich auf diese Verletzung des Pariser Friedens zu berufen, als es sich 1870 von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres lossagte. Die fürstliche Regierung ihrerseits hoffte auf die Unterstützung Rußlands für das Ziel der vollständigen Unabhängigkeit und baute dabei auf den Charakter des Kaisers Alexander, seitens dessen eine Behandlung des Landes, wie sie 1828—33 und 1853 unter seinem Vater stattgefunden, unmöglich sei. Wesentlich von diesem Gesichtspunkte aus duldete sie es, daß sich in Bukarest und anderen Orten die bulgarischen Comités organisirten, die bestimmt waren, den Aufstand vorzubereiten und über deren Thätigkeit eingehende Berichte des österreichischen Geschäftsträgers, Baron Eder, an Graf Beust vorliegen. Beim Kriege Serbiens mit der Pforte hielt Rumänien sich streng neutral, im Herbst 1876 aber ging der Minister Bratiano nach Livadia. Im Januar 1877 erschien H. v. Nelidoff in Bukarest mit einem Vertragsentwurf, betreffend den Durchmarsch der Russen, welcher die zweifelhafte Klausel einer Garantie der Integrität Rumäniens „während des Krieges" enthielt. Hierdurch einigermaßen erschreckt, wandte sich die Regierung an die anderen Großmächte mit der Bitte, ihre Neutralität zu schützen, erreichte aber begreiflicher Weise Nichts [1]). Nach der Thronrede des Fürsten Karl vom 25. April weigerte sich die Pforte diesbezügliche Vorschläge der Conferenz in Constantinopel vorzulegen. Die späteren Schritte der Pforte in gleichem Sinne, von denen das englische Blaubuch meldet, hatten ebenso wenig Erfolg [2]). Natürlich konnte nun auch die Pforte nicht auf das Verlangen der fürstlichen Regierung eingehen, zu versprechen, daß ihre Truppen das rumänische Gebiet nicht betreten würden, da sie dem Eindringen des russischen Heeres in dasselbe nicht gleichgültig zusehen konnte. Um so weniger aber war dies Verlangen seitens Rumäniens berechtigt, als es an demselben Tage, an welchem sein Agent in Constantinopel diese Forderung stellte, eine Convention mit Rußland über den Durchmarsch unterzeichnete (16. April). In derselben hieß es, da eine militärische Intervention zur Durchführung der Reformen in der Türkei nothwendig werden und die weitere Entwickelung Rußland die Verpflichtung auflegen könne(!), diese Aufgabe auf sich zu nehmen, so

[1]) Rumän. Circular vom 14. Mai: „Les grandes puissances invoquant l'insuffisance des stipulations relatives à cette haute question, et ne tenant compte ni de la gravité de la situation, ni de notre juste perplexité, nous refusèrent la consécration d'une demande que les événements n'ont que trop justifié postérieurement."

[2]) Lord Derby an den Geschäftsträger in Constantinopel: „Musurus-Pascha pressed me to take steps, either on behalf of H. M's Government alone or in concert with other powers, to declare the territory of Roumania to be neutral and to protect it from foreign invasion. I gave H. E. little encouragement, to suppose that either this country, or any of the other powers, would take such a course."

Digitized by Google

habe die kaiserliche Regierung, von dem Wunsche beseelt, die territoriale Unverletzlichkeit des rumänischen Staates zu respectiren, sich mit der Regierung des Fürsten Karl geeinigt, ein Abkommen über den Durchzug russischer Truppen durch Rumänien zu schließen. Dieser Durchzug wird denselben gewährt wie befreundeten Heeren, wogegen die kaiserliche Regierung alle Kosten trägt. Art. 2 bestimmt, daß damit keinerlei Gefahr oder Unzuträglichkeit für Rumänien entstehe, die russische Regierung sich verbindlich macht, die politischen Rechte dieses Staates, wie sie nach den inneren Gesetzen und den Verträgen bestehen, zu achten und zu schützen (à maintenir et à faire respecter), sowie die gegenwärtige Integrität Rumäniens zu erhalten und zu vertheidigen. — Um dies noch klarer zu stellen, wird in der Ausführungsconvention, welche Durchzug und Verpflegung im Einzelnen regelt, bestimmt, daß die russischen Truppen die Stadt Bukarest nicht betreten dürfen, die rumänische Regierung dagegen stellt ihre Transportmittel zur Verfügung und gewährt zollfreie Einfuhr für alle Bedürfnisse der Armee. Dem gegenüber zu behaupten, wie der rumänische Minister es in einer Depesche an seinen Agenten in Wien am 18. April that, daß Rumänien seine Pflichten nicht verletze, weil die russischen Truppen nur sein Gebiet durchzögen, war eigenthümlich; noch mehr die Behauptung, daß dies „avec l'assentiment tacite des puissances" geschehe und geltend zu machen, daß die Türkei nach dem Pariser Frieden nur mit Zustimmung aller Mächte die Donau überschreiten dürfe[1]), so daß also die Benutzung Rumäniens als Operationsbasis Rußland freigestellt und der Pforte verboten wird. Als dann die letztere die fürstliche Regierung aufforderte, gemäß dem Art. 26 des Pariser Friedens sich mit ihr über die zu treffenden Vertheidigungsmaßregeln zu verständigen[2]), erwiderte dieselbe sechs Tage nach Abschluß der Convention, der Großvezir, der heute an der Spitze einer parlamentarischen Regierung stehe, werde einsehen, daß nur die rumänische Kammer darüber entscheiden könnte, ob das Land sich am Kriege betheiligen solle oder nicht; sie werde deren Entscheidung sofort mittheilen und am 24. nach Ueberschreitung der Grenzen durch die russischen Truppen erließ die Regierung eine Proklamation, wonach, um Conflicte zu vermeiden, die rumänischen Truppen angewiesen seien, sich in's Innere zurückzuziehen. Die Thronrede bei Eröffnung der Kammern wies darauf hin, daß Rumänien von allen Mächten verlassen, nur auf sich zählen könne, thun werde, was seine Interessen ihm vorschrieben, und im Nothfall zu den Waffen greifen müsse. Der Kaiser Alexander „einer der mächtigsten Garanten unserer Freiheiten und Rechte" habe zugesagt, diese Rechte durchaus nicht anzutasten; an den Kammern sei es nun, der Regierung die politische Richtschnur anzugeben, welche sie zu befolgen wünschten. Von der Convention ward Nichts gesagt; erst am 28. ward dieselbe

[1]) Diese Vorschrift des Art. 27 bezieht sich nur auf innere Unruhen: „Si le repos intérieur des Principautés se trouvait menacé ou compromis, la Sublime Porte s'entendra avec les autres puissances sur les mesures à prendre pour maintenir ou rétablir l'ordre légal. Une intervention armée ne pourra avoir lieu sans un accord préalable des Puissances."

[2]) „Aucune entrave ne pourra être apportée aux mesures extraordinaires de défense que, d'accord avec la Sublime Porte, les Principautés seraient appelées à prendre pour repousser toute agression étrangère."

Digitized by Google

vorgelegt, mit der Nothwendigkeit der Lage begründet und betont, daß dieselbe weder eine Aenderung noch einen Bruch der bestehenden Bande einschließe, noch weniger die Cooperation der Armee, deren Aufgabe eine defensive sei. Die Convention ward vom Senat mit 41 gegen 10 Stimmen, von der Abgeordnetenkammer mit 79 gegen 25 Stimmen genehmigt; die Regierung betonte den auswärtigen Mächten gegenüber, daß sie keinen politischen Charakter habe, nur den status quo während des Krieges garantiren solle, daß weder von Unabhängigkeit noch von Auflösung irgend eines der gegenwärtigen Bande mit der Türkei die Rede sei. Die Pforte protestirte am 2. Mai gegen das illoyale Verfahren Rumäniens, welches ihre Aufforderung rein dilatorisch beantwortet, während die Regierung schon mit dem Feinde ein Abkommen getroffen. Die letztere rechtfertigte in einem Circular vom 14. Mai ihre Handlungsweise, die ihr durch ihre Lage aufgezwungen sei. Rußland, welches an der Constituirung Rumäniens mitgeholfen und seine Rechte garantirt habe, könne dieselben nie verletzen; man sehe es außerdem als moralischen Mandatar der Großmächte an; hätte Rumänien seine loyalen Anerbietungen abgelehnt, so hätte es Alles über sich ergehen lassen müssen. Es habe sich aber auf das Nöthigste beschränkt und die Convention zeige die Loyalität hinsichtlich seiner Beziehungen zur Pforte; man habe in keiner Weise die günstigen Umstände benutzen wollen, diese anzutasten. Die Pforte aber selbst habe durch feindselige Handlungen gegen Rumäniens Gebiet und Unterthanen diese Bande gebrochen, die Regierung könne demgegenüber nicht ruhig zusehen und sei genöthigt, Maßregeln zu treffen, um diese Angriffe zurückzuweisen.

Eine Woche darauf erfolgte die Unabhängigkeitserklärung (22. Mai) durch eine Ansprache des Ministerpräsidenten Joan Bratiano und die zustimmende Antwort des Fürsten, in welcher derselbe erklärte, daß seine Berufung vom Donauursprung[1]) an die Mündung dieses großen Stromes, seine ganze Herrschaft keine andre Bedeutung gehabt und habe als die Lösung der erniedrigenden Bande, welche in Constantinopel Suzeränetät und in Bukarest Vasallenthum hießen. Ein Rundschreiben an die Großmächte vom 3. Juni begründete die Nothwendigkeit dieses Schrittes und beschränkte sich auf die Bitte, demselben nicht entgegenzutreten und zu versprechen, daß Rumänien nicht gezwungen werden solle, die Beziehungen zur Pforte wiederherzustellen. Die Mächte verhielten sich demgegenüber passiv; aber es ist zweifellos, daß Rußland dies selbständige Handeln Rumäniens sehr übel vermerkte, da dasselbe jedenfalls ihm Alles, was es erreichte, verdanken und mindestens unter seinem moralischen Protectorat bleiben sollte. Hiervon abgesehen aber mußte die Unabhängigkeitserklärung ihm schon deshalb unbequem sein, weil bei der Kriegserklärung die Ueberschreitung des Pruth als die der „türkischen" Grenze bezeichnet war, Rumänien also als partie intégrante des osmanischen Reiches betrachtet wurde.

Ueberfieht man die Entwickelung dieser Angelegenheit, so wird man nicht leugnen können, daß einerseits Rumänien sich in einer verzweifelten Lage befand. Nachdem es von den übrigen Mächten im Stich gelassen war, hätte ein Eingehen auf die vertragsmäßig ganz begründete Aufforderung der Pforte, sich mit ihr

[1]) Das Schloß von Sigmaringen liegt an der Donau.

Digitized by Google

über die Vertheidigung gegen die Russen in's Einvernehmen zu setzen, das Land nur zum Schlachtfeld gemacht, um so mehr als die Pforte nur 30 Bataillone, also gar keinen wirksamen Schutz bot. Eine blos passive Stellung hätte dasselbe dem Belieben der russischen Kriegsführung ausgesetzt; die Convention also war eine politische Nothwendigkeit, durch welche die Regierung ihre Interessen nach Möglichkeit sicherte. Aber andererseits läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Haltung derselben der Pforte gegenüber mindestens zweideutig war, namentlich die dilatorische Antwort, die den Schein annahm, als ob man noch frei sei und der einzuschlagende Weg lediglich von der Bestimmung der Kammern abhänge. Der Fürst stellte es mit Recht als seine Aufgabe hin, das Suzeränetätsverhältniß zur Pforte zu lösen; denn wenn dasselbe zwar keineswegs drückend war, so war es doch eine Unterthänigkeit, die bei manchen Gelegenheiten, z. B. bei der Frage der Handelsverträge, die Regierung sehr hemmte. Aber die Minister hätten dann vermeiden sollen, sich den Anschein zu geben, als ob sie ihrerseits gewissenhaft an diesem Verhältniß festzuhalten beabsichtigten. Endlich aber lag keinerlei Nothwendigkeit vor, aus der Noth eine Tugend zu machen und Rußland als den Schützer der rumänischen Rechte hinzustellen. Die geschichtlichen Erfahrungen hätten die Regierung vor einem solchen Mißgriff bewahren sollen. Alexander I. hatte bereits durch Ukas die Donaufürstenthümer dem russischen Reiche einverleibt [1]) und mußte nur in Folge der beharrlichen Opposition Oesterreichs sie 1812 herausgeben. Das Verfahren der Russen 1828/29 sowie 1853 mußte noch frisch in der Erinnerung Mitlebender sein, und wenn man glaubte, in dem Charakter des gegenwärtigen Kaisers eine Bürgschaft für die Achtung der Rechte des Landes zu haben, so zeigte dies nur starke Leichtgläubigkeit; denn zu allen Zeiten haben an der Newa die persönlichen Neigungen des Souveräns vor dem russischen Staatsgedanken zurücktreten müssen.

Rußland weiß sehr gut, daß der politische Traum, wenn nicht der Regierung, so doch einer großen Partei Rumäniens dahin geht, alle Bestandtheile gleicher Nationalität sich anzugliedern, wodurch in erster Linie das 1812 von der Moldau abgerissene Bessarabien betroffen würde. Es hat daher stets getrachtet, das Land in Abhängigkeit zu halten und konnte folglich niemals seiner Unabhängigkeit günstig sein. Andererseits hätten die rumänischen Minister wissen sollen, daß der feste Zielpunkt der Politik des Fürsten Gortschakow die Wiedergewinnung des 1856 verlorenen Theiles von Bessarabien war, was er damals ein „démembrement de l'Empire" genannt hatte; weshalb ihm schon die bloße Betonung der Integrität nicht behagen konnte, obwol er sie selbst in der Convention zugesichert. Wenn daher Rußland damals freilich in keiner Weise protestirte, da es Rumänien noch dringend brauchte, so hat sich doch die Warnung in der türkischen Protestnote vom 5. Juli bald bewahrheitet: „L'histoire démontre suffisamment quel parti la Russie sait tirer tôt ou tard de pareilles proclamations d'indépendance au profit de ses intérêts et de son ambition".

Anfangs schien freilich Alles vortrefflich zu gehen. Der Tagesbefehl des

[1]) Adair, Mission to the Dardanelles. II. p. 45.

Digitized by Google

Großfürsten Nikolaus bei Ueberschreitung der Grenzen befahl den Truppen, die Bewohner Rumäniens, „ein uns seit den ältesten Zeiten befreundetes Land, zu dessen Befreiung viel russisches Blut geflossen ist“ (vergleiche den Einverleibungs-Ukas von 1810), als Brüder zu behandeln, Nichts ohne Bezahlung zu nehmen und wenn es nöthig werde, ihre Häuser und ihr Eigenthum wie das eigene zu vertheidigen“. Die Großfürsten und der Kaiser erschöpften sich in Liebenswürdigkeiten gegen den Fürsten, „mon cousin“, und es mußte diese Behandlung auf die Stellung des letzteren im Lande um so vortheilhafter einwirken, wenn man sich erinnerte, wie früher russische Behörden die Bojaren-Hospodare behandelten. Jede militärische Mitwirkung ward indeß abgelehnt; hoffte doch damals Rußland noch, leichten Kaufs seine Aufgabe zu lösen, und untersagte deshalb auch Serbien, im Hinblick auf die gegen Oesterreich eingegangenen Verpflichtungen, jede Action. Ebenso bewies sich die Befürchtung unbegründet, daß Persien die Bedrängniß der Türkei benutzen könne, um sich des langbegehrten Theiles von Irak-Arabi zu bemächtigen, wo die Grabstätten der schiitischen Heiligen sich befinden. Der persische Gesandte in Constantinopel stellte jede feindselige Absicht entschieden in Abrede und betonte vielmehr, daß die Interessen seines Landes als eines unabhängigen asiatischen Staates mit denen der Türkei eng verknüpft seien. Man mochte sich in Teheran wol sagen, daß jede Eroberung Rußlands in Armenien auch Persien noch directer unter die Botmäßigkeit Rußlands bringe. Die geplante Aufreizung des Emirs von Afghanistan, Schir-Ali, scheiterte an dessen Unbeliebtheit bei den Stammesfürsten.

II.

Sehen wir nun, wie die Mächte sich zum Ausbruche des Krieges stellten. Mit Ausnahme Englands war ihre Haltung eine sehr reservirte, keine billigte das Vorgehen Rußlands; denn dasselbe zeigte klar, daß seine letzten Unterhandlungen ein reines Gaukelspiel waren, dessen einziger Zweck war, Zeit für die Vervollständigung der Rüstungen zu gewinnen. Der Großfürst Nikolaus hatte zwar in seinem Tagesbefehle vom 24. April als einziges Ziel des Krieges die Befreiung der Christen von der türkischen Barbarei hingestellt und jede Eroberungsabsicht geleugnet; aber der Zweifel, ob dieses ostensible Kriegsziel dem entfalteten Kraftaufwand entspreche, ließ sich um so weniger abweisen, als in dem Circular des Fürsten Gortschakow an die Großmächte vom 14. April jene Versicherung, keine Eroberungen zu machen, Nichts zu finden war. Zunächst zeigten sämmtliche Mächte, daß sie die von Rußland behauptete Beleidigung Europa's, die durch Zurückweisung des Londoner Protokolls stattgehabt haben sollte, nicht gefühlt hatten, indem sie ihre seit der Conferenz von Constantinopel abwesenden Gesandten eiligst wieder dorthin zurücksandten oder, wie England und Deutschland, durch neue ersetzten. Dem angemaßten Mandat Europa's, das jenes russische Rundschreiben behauptete, setzten sie ein beredtes Schweigen entgegen, mit Ausnahme Englands, welches offen dagegen protestirte.

Wir haben früher die großen Fehler der englischen Politik hervorgehoben, wie sie die günstige Gelegenheit verabsäumt, die Initiative zu möglichen Refor-

Digitized by Google

men in Constantinopel zu ergreifen, dann mit der Gladstone'schen Agitation capitulirte, indem sie mit ganz vagem Programm eine Conferenz vorschlug, die schon an sich die Aufhebung des Art. 9 des Pariser Friedens einschloß, welche das Ziel Rußlands war, und schließlich — um den Frieden zu erhalten — Ignatieff's Forderungen einfach unterstützte, womit man eben den Krieg unvermeidlich machte. Die Art, wie Rußland das Londoner Protokoll, das es als Rückzugsbrücke erschmeichelt, nun als Ultimatum zur Kriegserklärung benutzte, war selbst für den Gleichmuth Lord Derby's etwas zu stark. Es war sicher nicht ohne Absicht, daß er gerade jetzt, wo Rußland das Banner der unterdrückten Christen erhob, durch die Veröffentlichung der Depeschen über die Zwangsbekehrung der Uniaten zur orthodoxen Kirche dessen Culturmission in ein recht grelles Licht setzte; und obwol Niemand, der mit dem russischen Regiment bekannt ist, darin etwas Ungewöhnliches sehen wird, machte dies Gegenstück zu den „bulgarian atrocities" doch einen tiefen Eindruck.

Rußland hatte erklärt, daß der Kaiser nicht nur eine durch die Interessen Rußlands aufgezwungene Pflicht erfülle, weil dessen friedliche Entwickelung durch die fortwährenden Wirren im Orient gestört werde, sondern, daß sein Gebieter auch die Ueberzeugung habe, den Gefühlen und Interessen Europa's zu entsprechen. Die Antwort Lord Derby's vom 1. Mai constatirte zunächst, daß auf das Londoner Protokoll als eine einfache Erklärung der Mächte keine Antwort der Pforte erwartet oder verlangt wurde; daß sie dasselbe zwar leider zurückgewiesen, aber zugleich ihre Reformversprechungen erneut habe, also keineswegs, wie Rußland behaupte, jede friedliche Erreichung des Zieles abgeschnitten. Die Regierung verwahrte sich sodann bestimmt gegen die Zumuthung, als ob England der Ansicht zustimme, daß die russische Politik von Europa gebilligt werde; sie habe vielmehr niemals verhehlt, daß die die Sicherheit der Türkei bedrohende Ansammlung einer großen russischen Macht an der Grenze den friedlichen Ausgleich wesentlich gehindert. Aber das Verfahren Rußlands gebe zu noch größerem und ernsterem Bedenken Anlaß, da es der Bestimmung des Pariser Friedens widerspreche, durch welche Rußland mit den andern Mächten sich verbunden habe, die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei zu respectiren und in den Londoner Conferenzen von 1871 der Gesammterklärung zugestimmt habe, daß keine Macht sich von einem Vertrage lossagen oder diesen modificiren könne, ohne Zustimmung aller Mitcontrahenten. „Indem der Kaiser von Rußland einseitig gegen die Türkei vorging und die Waffen, ohne sich weiter mit seinen Verbündeten zu benehmen, ergriff, hat er sich selbst vom europäischen Einvernehmen losgesagt und den Grundsatz aufgegeben, dem er selbst feierlich beigestimmt hatte. Es ist unmöglich, die Folgen solchen Handelns vorauszusehen." Da sich auf diese scharfe Kritik nicht wol Etwas erwidern ließ, bemerkte Fürst Gortschakow dem englischen Botschafter, daß er, um eine polemische Discussion zu vermeiden, die zu keinem guten Resultate führen könne, beabsichtige, nicht zu antworten. Die Depesche machte großen Eindruck in England wie auswärts, erregte aber natürlich den heftigen Zorn der englischen Russophilen; Childers meinte, eine übelberathenere, heftigere und herausfordernde Depesche sei selten dem Parlamente mitgetheilt, fast jeder Satz derselben enthalte Bemerkungen, die eine Macht, wie

Digitized by Google

Rußland, als unmittelbaren oder mittelbaren Angriff fühlen müsse. Gladstone brachte sogar eine Resolution ein, welche die Regierung tadelte, daß diese sich nicht mit Rußland und den anderen Mächten verbunden habe, die Pforte zur Annahme der Reformen zu zwingen. Es war den Ministern nicht schwer, diese Forderung, für welche selbst die liberale Partei nicht stimmen wollte, zu widerlegen. „Wofür," sagte Lord Sandon, „sollen wir kämpfen, für die Vorschläge der Conferenz oder für die Errichtung der von Rußland empfohlenen autonomen Staaten, die nach seinem Vorbilde weder bürgerliche noch religiöse Freiheit kennen werden? Sollen wir uns dafür mit einer Macht verbinden, die einen Glaubenskrieg ankündigt, unsere traditionelle Politik auf den Kopf stellen und die indischen Mohammedaner in Aufregung bringen?" Roebuck fragte, ob — weil ein Despot seine Unterthanen mißhandelt habe — man sie einem andern überliefern solle, der ebenso Schlimmes gethan?" Obwohl schließlich Gladstone seine Resolutionen aufgeben mußte und nur einen Antrag stellte, das Verfahren der Pforte mit Bezug auf Lord Derby's Depesche vom 21. September 1876 über die bulgarischen Greuel zu mißbilligen, so blieb er mit 223 gegen 354 Stimmen in der Minorität. Die Debatten aber boten noch ein anderes Interesse. Die Opposition versuchte die Regierung zu einer Definition der britischen Interessen zu drängen, welche vertheidigt werden sollten. Der Minister des Innern, Herr Croß, erwiderte darauf, indem er zuerst an die feierlichen Versicherungen des Czars erinnerte, daß er keine Eroberung wolle, keinen Wunsch nach dem Besitze Konstantinopels habe und sein Ehrenwort verpfändete, daß, wenn die Nothwendigkeit ihn zwinge, Bulgarien zu besetzen, dies nur provisorisch sein werde, bis das Loos der Christen gesichert sei. („Si j'entrerai en Bulgarie, je saurai en sortir", sagte der Kaiser zu dem italienischen Gesandten Nigra in Livadia.) Wenn der Kaiser sein der Art feierlich verpfändetes Wort halte, würden keine brittischen Interessen berührt werden, aber eine siegreiche Armee sei schwer zurückzuhalten und ein einmal erregtes Land nicht leicht zu beruhigen. Das war gewiß richtig; aber indem der Minister diese Interessen selbst auf Constantinopel, Egypten und den Suez-Canal beschränkte, beging er eine Unvorsichtigkeit, welche sich die Opposition zu Nutzen machte, indem Sir W. Harcourt und Sir Henry James daraus den Schluß zogen, daß demnach das Euphratthal nicht unter die englischen Interessen falle, und die „Times" vervollständigte dies durch die Behauptung, daß die Einnahme von Kars, Batum, Erzerum, Trapezunt und Adrianopel keine Einmischung Englands veranlassen könne. Der Schatzkanzler suchte die Fehler seines Collegen freilich zu verbessern, indem er hervorhob, der Weg nach Indien — „whatever that road may be" — müsse offen und sicher bleiben. Man fürchte keine Invasion Indiens aus großer Entfernung durch ein schwer zugängliches Land, aber sein ehrenwerther Freund habe natürlich keine erschöpfende Aufzählung der Punkte geben wollen, welche in Betracht kommen könnten — eine solche sei unmöglich [1]) — sondern habe nur in erster Linie die directe Straße nach Indien betont; übrigens müsse man abwarten.

Damit war also deutlich gesagt, daß England die Sperrung keiner Straße

[1]) „It is impossible to say what points may possibly be challenged."

Digitized by Google

nach Indien gleichgültig ansehen könne, und in der That mußte sich der Schatzkanzler erinnern, daß 1872 unter seinem Vorsitz ein Ausschuß das Project der Euphratbahn erörtert und zu dem Schluß gekommen war, „daß die politischen und commerciellen Vortheile einer solchen zweiten Straße unter allen Umständen bedeutend und — möglicher Weise — exceedingly great sein würden [1]). Nichts desto weniger waren jene Aeußerungen von Croß nicht glücklich und wurden natürlich von der russischen Presse so ausgelegt, daß so lange jene Punkte nicht in Frage kämen, England sich unbedingt passiv verhalten werde. Noch weniger geschickt war es, daß Lord Derby am 6. Mai dem russischen Botschafter dies in einer Depesche ziemlich mit denselben Worten wiederholte; er versicherte, daß England streng neutral bleiben werde, so lange nur türkische Interessen in's Spiel kämen, aber der Krieg könne sich ausbreiten und Fragen in Mitleidenschaft ziehen, die England nahe berührten. Einen Versuch, den Canal von Suez zu blockiren, werde es als eine Drohung gegen Indien betrachten; die selbst zeitweilige Besetzung Egyptens könne England nicht gleichgültig ansehen und ebenso wenig den Uebergang einer Hauptstadt, die eine so eigenthümliche und beherrschende Stellung einnehme wie Constantinopel, in andere Hände. Endlich bemerkt der Minister noch, daß der Regierung die bestehenden Bestimmungen über die Meerengen weise und heilsam schienen und sie erhebliche Einwendungen gegen jede wesentliche Aenderung derselben haben würde. Das klang nun sehr tapfer, aber hieß doch zunächst nur eine offene Thür einrennen; denn der überlegenen türkischen Flotte gegenüber konnte Rußland weder daran denken, den Suez-Canal zu blockiren, noch Egypten zu besetzen und von Constantinopel war es damals weit. Nur im Allgemeinen war schließlich noch bemerkt, daß noch andere Fragen wie die des persischen Meerbusens, vorhanden seien, aber hinzugefügt, daß die Regierung nicht zweifle, durch ihre offenen Erklärungen den Versicherungen des Kaisers in Livadia entgegenzukommen.

Graf Schuwaloff verfehlte denn auch nicht, wie Lord Derby am 19. Juli im Oberhause mittheilte, zu danken, daß derselbe ihm so deutlich gesagt, „welches die Torpedos wären, die wir gelegt, damit sie dieselben vermeiden könnten", und Fürst Gortschakow antwortete, nachdem er bis zum 30. Mai hatte warten lassen, daß Rußland in keiner Weise die Schiffahrt des Suez-Canals stören wolle und Egypten nicht in den Bereich seiner militärischen Operationen ziehen werde, obwol es zum ottomanischen Reiche gehöre und sein Contingent zur türkischen Armee gestellt habe. Was Constantinopel betreffe, so wiederhole er, ohne den militärischen Operationen vorgreifen zu können, daß die Besitznahme von den Absichten des Kaisers ausgeschlossen sei; wenn der Besitz dieser Stadt in Frage gestellt werden solle, so dürfe sie keiner der europäischen Mächte zufallen. Die Frage der Meerengen könne im Frieden nur durch gemeinsames Einverständniß geregelt werden. Was andere Interessen betreffe, die Lord Derby berühren, wie den persischen Meerbusen, so werde Rußland im gegenwärtigen

[1]) Report from the Select Committee on Euphrates Valley Railway, 22. July 1872. Er empfahl, diese Vortheile zu sichern, da die Regierung dabei nur ein geringes pecuniäres Rifico laufe; aber unter dem Gladstone'schen Sparregiment geschah natürlich Nichts.

Digitized by Google

Kriege nicht über das, was zur Erreichung seines Zweckes nothwendig sei, hinausgehen.

Weit schlimmer aber waren vom englischen Gesichtspunkte die beiden Reden, welche am 11. Juni von Salisbury und Derby gehalten wurden. Der Erstere wies im Oberhause die Befürchtungen Lord de Mauley's wegen einer Bedrohung Indiens durch Rußland mit der spöttischen Bemerkung zurück, man bediene sich zu kleiner Karten, welche die ungeheuern, beide Reiche noch trennenden Entfernungen nicht hervortreten ließen. Allein nicht darauf kommt es an, wie weit noch Rußland von Indien ist, sondern in wie kurzer Zeit es sich demselben reißend genähert hat, und das zeigt auch jede Karte. England beherrscht Indien nicht durch seine materielle Macht, sondern durch Prestige; Niemand kann zweifeln, daß dasselbe durch das Vordringen Rußlands in Centralasien sehr gelitten hat. In der zweiten Rede, welche Salisbury bei dem Bankett der Schneiderinnung hielt, wies er die Besorgnisse wegen Bedrohung englischer Interessen durch den gegenwärtigen Krieg zurück. Sicher sei die Lage ernst und die Regierung sich ihrer großen Verantwortlichkeit bewußt; aber bis jetzt seien für England nur mittelbare Interessen im Spiele, und was diese betreffe, so müßten sie mit großer Vorsicht geprüft werden, ehe man den Wohlstand des Landes gefährde und den Frieden breche, nicht um der wahren Ehre willen, sondern um eine Theorie, einen Traum zu befolgen. Man habe gesagt, Rußland halte mit Armenien den Schlüssel Syriens, mit Syrien den Egyptens, mit Egypten den Afrika's, und durch diese Verkettung von Schlüsseln komme man bis zum Cap der guten Hoffnung. „Nehmen wir an, wir haben einen Feind; ist es das Weisere, ihm zu gestatten, seinen Kampfplatz zu wählen und ihm durch Wüsten und unübersteigliche Bergketten zu folgen, oder zu warten, bis er in unsere Wurfweite kommt, wo unsere Armee mit ihm sicher fertig zu werden im Stande ist? Dies sage ich nur theoretisch, keine Thatsachen sind zu meiner Kunde gekommen, welche die Annahme rechtfertigen würden, daß wir einen solchen Feind haben; aber vor Allem ist Stetigkeit und Klugheit der beste Theil des Muthes." Lord Derby stimmte diesen „bewundernswürdigen Argumenten" seines Freundes ganz bei und bemerkte, das größte britische Interesse sei das Friedensinteresse. Canning habe auf die Bemerkung, der Krieg müsse früher oder später kommen, geantwortet: „ich will ihn lieber später als früher", und er sei Canning's Meinung.

Salisbury machte sich durch sein Schlüsselbund die Sache unbillig leicht, aber widerlegte nicht, daß nicht wirklich Armenien das Euphratthal beherrscht. Niemand hat verlangt, daß die indische Armee der russischen in die Wüsten entgegenmarschire; damit ist aber keineswegs die Politik der „masterly inactivity" gerechtfertigt, mit welcher man Rußlands Vordringen zugesehen hat. Sodann wird zwar ein Minister nicht eine Macht, mit der man officiell in friedlichen Beziehungen steht, einen Feind nennen; aber Salisbury hatte doch kaum Anlaß, zu erklären, England habe keinen solchen Gegner, und wenn er schließlich Klugheit als besten Theil des Muthes empfahl, so lag die Erwiderung nahe, daß man mit fortwährend vorsichtigem Warten auf den rechten Augenblick denselben leicht verpaßt. Jedenfalls waren die Erfahrungen der Conferenz von Con-

Digitized by Google

ſtantinopel noch nicht ausreichend geweſen, Lord Salisbury's Illuſionen zu heilen, und Lord Derby ſorgte mit ſeinem Preiſe des Friedens dafür, ſeinen früheren tapferen Worten den Werth zu nehmen; die Politik Canning's hat England nach Navarino und Rußland nach Adrianopel geführt. Selbſtverſtändlich verſäumte Rußland nicht, ſo günſtige Dispoſitionen ſich zu Nutze zu machen. Am 8. Juni bot Graf Schuwaloff Lord Derby einen vertraulichen Gedankenaustauſch über die Bedingungen an, welche der Pforte gegenüber aufgeſtellt werden ſollten, für den Fall, daß ſie ſich vor Ueberſchreitung des Balkans zum Frieden bereit zeige. Die ſpäter in einer Denkſchrift des Botſchafters verzeichnete Darlegung ſtellte folgende Punkte auf: Suez-Canal und Egypten bleiben unberührt; was Conſtantinopel betrifft, beziehen ſich die Zuſicherungen nur auf eine Beſitzergreifung oder dauernde Beſetzung; ein Kriegführender kann ſich nicht verpflichten, ſeine Operationen nicht bis unter die Mauern der Hauptſtadt zu verfolgen, eine dahin gehende Zuſicherung würde die Türken nur hartnäckiger machen. Die Verträge über die Meerengen ſind in einem gegen Rußland mißtrauiſchen und feindſeligen Geiſt abgefaßt (und doch war Rußland ein Mitcontrahent des Quadrupel-Vertrages von 1840 und nöthigte Frankreich, demſelben beizutreten), es könne daher nicht darauf verzichten, Europa von der Nothwendigkeit der Abänderung eines Zuſtandes zu *überzeugen*, der zu Rußlands Benachtheiligung beſtimmt ſei. Die Hauptſache ſei, die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Waffen ſo völlig feſtzuſtellen, daß weitere Kriſen vermieden würden; wenn die Pforte vor Ueberſchreitung des Balkan um Frieden bitte, ſo würde, was die europäiſche Türkei betrifft, der Kaiſer zu folgenden Bedingungen bereit ſein: Bulgarien würde bis zum Balkan autonome Vaſallenprovinz, die türkiſchen Truppen und Beamten wären zu entfernen, die Feſtungen zu ſchleifen, die ſüdlich vom Balkan liegenden bulgariſchen Diſtricte, wie die übrigen chriſtlichen Provinzen (?) erhielten Garantien einer guten Verwaltung. Montenegro und Serbien würde eine Gebietserweiterung gewährt, letzteres aber bliebe unter türkiſcher Oberhoheit. Rußland würde ſich in dieſem Falle nur einige beſondere Vortheile zur Compenſation der Kriegskoſten bedingen, welche die Rückgabe des 1856 abgetretenen Theiles von Beſſarabien bis zum Donauufer und Batum nebſt abgrenzendem Territorium nicht überſchreiten würden. Rumänien könne dann durch ſeine Unabhängigkeit oder, wenn es Vaſall bliebe, durch einen Theil der Dobrutſcha entſchädigt werden. Der Abtretung von Bosnien und eines Theils der Herzegowina an Oeſterreich, falls daſſelbe dieſe wünſchen ſollte, würde Rußland ſich nicht widerſetzen. Sollte die Türkei ihren Widerſtand fortſetzen, ſo würden die Bedingungen natürlich andere werden. Am 14. Juni theilte Graf Schuwaloff auf Weiſung Gortſchakow's noch mit, daß die Theilung der Bulgarei in zwei Provinzen unthunlich erſcheine; die Autonomie müſſe auch auf den ſüdlichen Theil ausgedehnt werden. Am 7. Auguſt bezeichnete der Kaiſer dem engliſchen Militärbevollmächtigten als die in Ausſicht genommenen Annexionen, außer dem Theil Beſſarabiens, „vielleicht eines gewiſſen Theils von Kleinaſien".

Die engliſchen Miniſter konnten ſich alſo nicht beklagen, über das Minimum von Rußlands Forderungen im Unklaren geblieben zu ſein; es lag vielmehr dem-

Digitized by Google

selben ganz besonders daran, der späteren Beschuldigung vorzubeugen, daß es Europa überrumple. Andererseits ist es Grundsatz der russischen Staatskunst, voraussichtlichen Widerstand dadurch zu entwaffnen, daß man weitgehende Forderungen als das Ergebniß ausnahmsweiser Mäßigung hinstellt. Es findet sich aber keine Spur davon im Blaubuch, daß Derby dagegen Einwendungen gemacht habe; er theilte nur die Bedingungen an den Gesandten in Konstantinopel mit der Anfrage mit, ob möglicher Weise die Pforte dem zustimmen könnte? und bemerkte, als dies natürlich verneint wurde, dem Grafen Schuwaloff dabei nur, daß Englands Einfluß am Bosporus bei seiner Neutralität nicht mehr derselbe sei, wie früher, so lange die Türken in ihm ihren Beschützer gesehen hätten. Worauf der Botschafter entgegnete, daß er die Annahme dieser mäßigen Bedingungen von der Verblendung der Pforte gar nicht erwartet habe, der Zweck ihrer Mittheilung sei vielmehr gewesen, die Neutralität Englands zu sichern. Lord Derby aber fand in diesen Eröffnungen, deren Verlautbarung allerdings die Neutralitätsstimmung wol unliebsam gestört hätte, die Ermuthigung, am 21. Juli im Oberhaus die Hoffnung auszusprechen, daß die zuwartende Haltung Englands einen günstigen Einfluß auf die Friedensverhandlungen ausüben werde; denn jene Macht würde dann mit der größten Wirksamkeit auftreten können, deren Kräfte noch nicht durch den Kampf erschöpft seien. Vorausgesetzt ist nur dabei, daß diese Macht dann auch zu handeln bereit und entschlossen sei, und nicht wie Napoleon III. 1866 weder das Eine, noch das Andere ist. Den praktischen Commentar aber zu der Eventualität eines solchen Entschlusses lieferte die Thatsache, daß gleichzeitig von Sonnabend Morgen bis Montag Abend die Befehle für die Transportschiffe in Portsmouth drei Mal abgeändert wurden, bis man schließlich dazu kam „wegen der ungewissen und gestörten Lage Europa's" 3000 Mann(!) nach Gibraltar und Malta zu senden. Hatte nicht der „Golos", ohne freilich diese Vorgänge zu kennen, Recht, wenn er sagte, „das Cabinet Beaconsfield-Derby liebt Drohungen; wenn man sie nicht beachtet, verdampfen sie spurlos in der Luft". Er wußte nicht einmal, daß Lord Derby schon längst nicht mehr drohte. Konnte man sich ferner wundern, daß die Gladstone'sche Partei ihre Agitationen mit ungeschwächter Kraft fortsetzte, da sie so treffliche Vertreter im Cabinet hatte? Bright, der niemals daran zu denken scheint, wie Rußland mit dissentirenden Secten umgeht, erklärte es für ganz ungerechtfertigt, dasselbe vom Meer ausschließen, „welches Gott für alle Völker des Erdballs gemacht habe". Als ob Gott das Mittelmeer geschaffen, damit es, via Bosporus und Dardanellen, von Panzerschiffen befahren werde! Klarer blickende Liberale, wie Grant Duff und Dicey empfahlen, da der Zerfall der Türkei doch unvermeidlich, Besitznahme von Egypten und Creta, wozu auch russische Organe stets wiederholt einluden.

Aber man vergegenwärtige sich auch die Schwierigkeit der Stellung Layard's in Konstantinopel mit einem solchen Vorgesetzten! Nichts desto weniger arbeitete er rastlos dahin, möglichst gute Beziehungen mit der Pforte zu erhalten und seine Regierung über die Lage aufzuklären. Er berichtet, daß ihn die Häupter von fast allen christlichen Religionsgenossenschaften besucht, wol über die schlechte türkische Verwaltung geklagt, aber einmüthig erklärt hätten, daß sie in religiöser

Digitized by Google

Beziehung der vollsten Freiheit genössen, die sie von Rußland niemals erwarten könnten und nichts mehr fürchteten, als dessen überwiegenden Einfluß in der Türkei. Vor Allem aber betont er die Bedeutung russischer Eroberungen in Armenien für England, das von allen Mächten hierbei allein interessirt sei. Rußland werde damit Kleinasien und das Thal des Euphrat und Tigris beherrschen, Persien umklammern und dies bewegen, Ghilan und Mazanderan für das Vilajet von Bagdad zu vertauschen. Mit Armenien würde Rußland nicht ein von Nomaden, wie Turkestan, sondern von einer tüchtigen und zahlreichen Bevölkerung bewohntes Gebiet besitzen, das durch Batum und das Kaspische Meer mit dem Herzen des russischen Reiches in Verbindung stände. Der Eindruck einer solchen Eroberung auf die Muhammedaner Centralasiens und Indiens könne von keinem Staatsmann übersehen werden, welcher auf die Behauptung Indiens Werth lege. Unstreitig ist dies richtig; Rußland im Besitz von Batum, Kars und Bajazid würde Kleinasien ebenso strategisch beherrschen, wie Oesterreich durch das Festungsviereck über Italien gebot. Nichts würde es bei dem Zusammenbruch der türkischen Macht hindern, zunächst das Land südlich vom Taurus einzuverleiben und an den Busen von Iskenderun vorzudringen. Syrien aber ist der Schlüssel Egyptens; es würde Persien noch fester umklammern, das Euphrat- und Tigristhal in seine Machtsphäre bringen [1]), den britischen Handel von diesen weiten Gebieten abschneiden. Vor Allem würde der moralische Eindruck einer solchen Eroberung in Asien ungeheuer sein. Ein englischer Officier, der den persischen Krieg von 1856 mitgemacht, berichtet, er habe damals gesucht, einem Araber zu beweisen, daß dieser sich von Rußlands Macht eine übertriebene Vorstellung mache und ihn darauf hingewiesen, daß die ganze Macht Rußlands die Engländer und Franzosen nicht aus der Krim habe vertreiben können. Der Araber habe geantwortet: „Ich kenne Sebastopol nicht; aber ich weiß, daß Kars die größte Festung Asiens ist und daß Türken, Franzosen und Engländer vereint nicht die Einnahme durch Rußland hindern konnten." So groß war der Eindruck dieses Ereignisses, daß noch während des Krimkrieges Persien mit England Händel begann, die dann 1856 zum Krieg führten, und daß es wesentlich durch Aussendung geheimer Agenten beitrug, den Aufstand von 1857 in Indien vorzubereiten.

III.

Wenn England, soweit es sich um die Orientfrage in ihrem weitesten Umfange handelt, in erster Linie steht, so tritt Oesterreich in den Vordergrund für jenen Theil der Frage, der sich auf die europäische Türkei bezieht [2]). Graf

[1]) Richtig bemerkte daher die Pall Mall Gazette: „By commanding the Euphrates Valley route the Russians will finally dispose of the potential road, while at the same time they will be enabled to threaten our only other road to India — the actual road through Egypt."

[2]) „Man möge," schrieb Andrassy am 17. September 1876, „nicht vergessen, daß wir bei dem wenig erquicklichen Schauspiel der orientalischen Wirren in den vordersten Logen sitzen (also nur Zuschauer sind?), und daß wir zum Mindesten in Bosnien und Herzegowina die

Digitized by Google

Andrassy hatte für die neue Stellung der Monarchie den einzig richtigen Rückhalt in Berlin gesucht; erst dadurch ward eine Aussöhnung mit Rußland möglich, die sich aber, was den Orient betrifft, nur auf Erhaltung des Status quo beziehen konnte. War es darnach selbstverständlich, daß der Minister weder in den Fehler des Grafen Buol, Rußland tief zu kränken, ohne es zu schwächen, noch in den Rechberg's, es mit Nadelstichen zu ärgern, verfallen konnte, so bewahrte ihn sein richtiger Blick andererseits davor, auf die Petersburger Lockungen zur Theilung der Türkei einzugehen, wenngleich er sich mit dem Berliner Memorandum, mit dem er den Brennpunkt der Krisis überwunden sah, auf eine schiefe Fläche begeben hatte, von der ihn nur Englands Ablehnung rettete. Auch das machen wir ihm sicher nicht zum Vorwurf, daß er mit der Metternich'schen Tradition der unbedingten Erhaltung des Status quo im Orient brach, sich freundlich zu Rumänien und Serbien stellte, wie es durch die Handelsinteressen Oesterreichs geboten war, und wenn seine Reformnote, wie früher ausgeführt[1]), ganz unzulänglich war, so gebührt ihm das Verdienst, die Unmöglichkeit der von Rußland geforderten Autonomie für Bosnien in seiner Depesche vom 26. Juni an Graf Beust überzeugend dargelegt zu haben[2]). Aber wenn Graf Andrassy sehr richtig erklärte: „Ich halte die Durchführung des Gedankens für unmöglich und den Versuch hierzu für compromittirend für das Ansehen der Mächte;" wenn er betonte: „daß, so lange das türkische Reich als Reich bestehe, die Schranken des Reformgedankens nicht überschritten werden könnten, ohne die orientalische Frage in ihrem ganzen Umfange in das Rollen zu bringen[3]), so bleibt uns auch sein neuester Panegyriker[4]) die Antwort darauf schuldig, wie er trotz dieser Ansicht nicht nur dem dieser widersprechenden, unklaren Programm Englands für die Conferenz zustimmen, sondern auch auf derselben seine Vertreter mit Ignatieff durch Dick und Dünn gehen ließ? Denn die Versicherung, der Graf habe die Arbeiten der Conferenz immer nur mit schweren Besorgnissen begleitet (als ob er nicht daran betheiligt gewesen), kann doch als Erklärung nicht gelten; noch weniger, daß er am 18. December 1876 an die Bevollmächtigten telegraphirte: „die Anträge (der Conferenz) scheinen mir vieles Unpraktische, jedoch nichts unseren Interessen geradezu Abträgliches zu enthalten." Denn was un-

---

vitalsten Interessen haben, die wir selbst weder zu ignoriren, noch ignoriren zu lassen, sondern zur Geltung zu bringen entschlossen sind."

[1]) Deutsche Rundschau, Januar-Heft 1877, S. 122.

[2]) Daselbst S. 138.

[3]) So auch in der Depesche an Graf Woltenstein in London vom 17. September 1876: „Ce n'est pas que nous entendrons proclamer l'existence de la Turquie comme un dogme immuable. Nous concevrions aussi une politique qui, jugeant que la domination ottomane est vouée à une ruine irrémédiable, se préoccuperait dès à présent des combinaisons politiques qui auraient à lui succéder. Mais dans cette hypothèse il faudrait renoncer résolument à l'idée de conserver l'intégrité de l'Empire turc et se dire qu'en s'engageant dans cette voie, on n'arriverait pas à aplanir les difficultés actuelles, mais à mettre formellement à l'ordre du jour la question d'Orient tout entière et déchainer le mouvement sur tous les points."

[4]) Das Verdict der Thatsachen. Studien über die Orientpolitik des Grafen Andrassy von einem Oesterreicher. Leipzig, 1878.

Digitized by Google

praktisch, also unausführbar war, konnte doch keinesfalls zu dem Status quo amélioré führen, wie Graf Andrassy seltsamer Weise sein Reformziel bezeichnete, ein Ausdruck, der in seinem inneren Widerspruch an Kaunitz' Wort vom „Status quo, tel qu'il devait être" erinnert.

Nachdem nun einmal der Krieg da war, war es unstreitig richtig, zunächst Gewehr beim Fuß zuzusehen. Drohende Aufstellungen an der Grenze hätten Rußland gereizt, ohne es wesentlich zu hemmen; mit einer Besetzung Rumäniens hätte Oesterreich seinerseits den Pariser Vertrag gebrochen, um so mehr, als es nicht Krieg gegen die Pforte wollte. Es wäre aber auch, hiervon abgesehen, daß ein solcher Schritt den Krieg für Rußland unmöglich gemacht, auf den dieses doch nicht mehr verzichten konnte, ohne sein ganzes Prestige im Orient preiszugeben, nothwendig zum Bruch mit diesem geführt, hätte also den gegen die Pforte beabsichtigten Stoß auf Oesterreich gelenkt, während Derby natürlich wohlgefällig zugesehen hätte, wie Oesterreich es auf sich nahm, Rußland den Weg nach dem Bosporus zu verlegen. Noch weniger konnte Graf Andrassy bei seiner Ueberzeugung, daß, nachdem die orientalische Frage in's Rollen gekommen war, die Zustände in der Türkei unhaltbar geworden, dem Verlangen seiner magyarischen Landsleute nachgeben und sich zur Erhaltung der Integrität und Unabhängigkeit der Pforte mit dieser nach dem Vertrage vom 15. April 1856, den Lord Derby soeben förmlich, kraft seiner Interpretationskunst, repudiirt hatte, zu verbünden. Sehr richtig erklärte er am 19. März 1878 in der ungarischen Delegation, daß eine solche Politik, „selbst im Falle des Sieges, das Schicksal der Monarchie an die Erhaltung eines Zustandes geknüpft hätte, dessen Erhaltung auch im Frieden die Kraft der Monarchie überstiegen und bei Inanspruchnahme ihrer gesammten Leistungsfähigkeit an Blut und Geld sich stets als unmöglich erwiesen hätte. Man würde damit das Schicksal der Monarchie wieder einmal an eine verlorene Sache geknüpft haben." Dies ist unwiderleglich und wird noch durch die Erwägung verstärkt, daß Oesterreich sich außerdem Deutschland entfremdet und möglicher Weise auch Italien, das für diesen Fall stark von Rußland bearbeitet war, die Gelegenheit gegeben hätte, die Trentinofrage auf's Tapet zu bringen, während Andrassy bei der Neutralität gegen diese italienischen Velleitäten einen festen Rückhalt am Fürsten Bismarck fand.

Endlich war auch eine Besetzung von Bosnien ausgeschlossen; denn wenn man früher richtig eine Aufforderung des Generals Sumarokow zur Parallelbesetzung abgelehnt, so hätte jetzt das Ueberschreiten der Save nur Rußland seines Versprechens, keine Eroberungen zu machen, entbunden. Machte Oesterreich Miene, im Westen türkisches Land zu erwerben, wie konnte es Rußland hindern, das Gleiche im Osten zu thun? Bei jeder derartigen Theilung aber würde es den Kürzern ziehen; es würde damit zu der slavischen Großmacht in einen Antagonismus treten, der ihm schwere Opfer kosten und schließlich den Ausgang nehmen müßte, den seine Nebenbuhlerschaft mit Preußen in Deutschland gefunden hat. Die Muselmänner und Katholiken Bosniens bilden eine kleine Minorität, die orthodoxe Majorität würde stets zu Rußland neigen, wenn es in Bulgarien stände. Dieses hat gewiß Nichts dagegen, daß Oesterreich jene Länder civilisire; da, wenn es einmal am Balkan Fuß gefaßt, es nur den rich-

Digitized by Google

tigen Zeitpunkt abzuwarten hätte, um seinem Nachbarn die Beute wieder abzunehmen. Zugleich aber hätte Andrassy, indem er sich zum Mitschuldigen Rußlands machte, jedes Recht verloren, in den Fragen der freien Donauschiffahrt Constantinopels und der Meerengen mitzusprechen, — Fragen, die sicher von der höchsten Wichtigkeit für Oesterreich sind. Wollte doch selbst Joseph II. bei seinem Bündniß mit Catharina dieser nie Konstantinopel preisgeben. Oesterreichs Interesse verlangt Verhinderung einer slavischen Staatenwelt südlich von der Donau unter dem Protectorat Rußlands. War schon bisher das Vasallenverhältniß von Serbien und Rumänien zur Pforte eine Quelle von Verwickelungen, so würden diese sich um so schlimmer gestalten, wenn die russische Suzeränetät an die Stelle der türkischen träte und Oesterreichs Ostgrenze ganz von feindlichen Elementen umschlossen wäre. Was dieses Stadium seiner Politik betrifft, so war er also ganz im Rechte, als er in jener Sitzung vom 19. März der Opposition ironisch bemerkte, „er wäre ihr sehr dankbar gewesen, wenn man ihm hätte präcisiren wollen, auf welche Weise die Regierung ihre Action in die Wagschale hätte legen müssen, damit jene Ereignisse und Krisen verhindert worden wären, auf welche sie und ein großer Theil Europa's mit so tiefer Beunruhigung blicken."

Der Graf konnte diese Frage mit um so größerem Recht stellen, als die unzufriedenen Parteien in ihren Forderungen sich vollkommen kreuzten. In Ungarn stehen sich Magyaren einerseits, Slaven, Rumänen und ein großer Theil der siebenbürgener Deutschen schroff gegenüber. Die erstern haben nach langen Kämpfen durch den Ausgleich die Herrschaft erhalten und beuten sie rückhaltslos aus; sie wollen diese slavischen Elemente daher weder durch Annexion noch durch Beseitigung der Türkenherrschaft über die Südslaven verstärken, unbedingte Erhaltung dieser Herrschaft ist vielmehr ihr Losungswort. Am liebsten würden sie dies Ziel durch Krieg gegen Rußland verfolgen; da sie das nicht durchsetzen konnten, verwahrten sie sich gegen jede Cooperation und begnügten sich mit Demonstrationen, wie dem Empfang der Softa's. Die Südslaven dagegen, namentlich die Croaten, wollen die Annexion von Bosnien, das mit Dalmatien und Croatien nicht nur das dreieinige Königreich zur Wahrheit machen, sondern ein Großcroatien constituiren würde, das Ungarn gleichberechtigt zur Seite träte. Man kann sich daher nicht wundern, daß diese Tendenzen einen lebhaften Ausdruck in dem Empfange fanden, welchen die Croaten dem Erzherzog Albrecht bei seiner Inspectionsreise bereiteten; der Haß gegen den Druck der Magyarenherrschaft kam darin zum Ausdruck. In Cisleithanien nahmen die Deutschen principiell dieselbe Stellung ein, wie die Magyaren in Transleithanien; die Verfassungspartei ist in ihren verschiedenen Fractionen gegen jedes Zusammengehen mit Rußland und erwartet von einer Erwerbung slavischer Gebiete nur Schädigung des Deutschthums und der Verfassung, aber sie hielt es nicht für nothwendig, wie die Ungarn, ihrem Haß gegen Rußland offnen Ausdruck zu geben. Dies thaten nur die galizischen Polen, während die Ruthenen ebenso entschieden Rußland zuneigen. Sodann hat Cisleithanien seine Tschechen, wie Ungarn seine Croaten, sie sehen in Rußland den Vorkämpfer der slavischen Idee und nur die ultramontane Reaction, die mit der gleichgesinnten deutschen des

Digitized by Google

„Vaterlands" zusammengeht, würde die französische Allianz der Rußlands vorziehen; ihre Sympathien für dasselbe wurden jedenfalls durch die Uniatenbekehrung und die Aussprüche Pio Nono's über den Krieg sehr abgeschwächt. Gegenüber diesen sich heftig befeindenden Parteien galt es um so mehr, am Ballplatz kühlen Kopf zu behalten und sich stets zu erinnern, daß die Politik Oesterreichs keine nationalen, sondern nur politische Macht- und wirthschaftliche Interessen verfolgen kann. Dazu kam nun noch Zwiespalt in der Diplomatie und Armee; in ersterer wollten die Einen die Metternich'schen Traditionen aufrecht halten, Andere standen auf Rußlands Seite, wie namentlich der Botschafter in Konstantinopel, Graf Zichy, früher Civilcommissar Paskiewitsch's in Ungarn und durch seine russische Gemahlin Ignatieff's gelehriger Schüler geworden.

Die betreffenden Generale wünschen Oesterreich für seine Verluste in Deutschland und Italien südlich von der Donau schadlos zu halten. Zu letzteren zählen Maroicits, Rodicz, Mollinari, die beiden Philippovicz, Vlasits und speciell Erzherzog Albrecht, in Petersburg „notre archiduc" genannt, alle einer Cooperation mit Rußland geneigt [1]). Und es läßt sich, vom rein strategischen Gesichtspunkt, dies wol begreifen; denn die Erwerbung Bosniens würde Oesterreich vorzügliche militärische Stellungen verschaffen und dem schmalen Streifen Dalmatiens erst die richtige Rückendeckung geben. Andrassy hat auch nie in Abrede gestellt, daß Umstände eintreten könnten, welche ihn nöthigen würden, diese Vortheile für Oesterreich zu sichern; aber er hat richtig sich geweigert, Bosnien als Compensationsobject zu behandeln, weil es kein solches für eine russische Herrschaft in Bulgarien wäre. Ein offenbar inspirirter Artikel der Augsburger Allg. Zeitung vom 28. Juni formulirte das österreichische Programm in diesem Punkte so: „Bosnien darf weder serbisch noch montenegrinisch werden, es wird entweder unter türkischer Hoheit mehr oder weniger autonom, oder wir sind gezwungen es zu annectiren, von Bulgarien denken wir vor der Hand nur, daß es weder russisch, noch serbisch, noch rumänisch werden darf."

Behielt der Graf sich aber freie Hand bei seiner Neutralität vor, so war es gewiß so wenig angezeigt, die Interessen, welche Oesterreichs Einschreiten nothwendig machen würden, öffentlich zu definiren, als für einen Feldherrn, seine Pläne durch Maueranschlag bekannt zu machen. Das Beispiel der Derby'schen Depesche mußte ihn vielmehr warnen; er hat versichert, in Petersburg keinen Zweifel darüber gelassen zu haben. Welche Versicherungen, daß man die österreichischen Interessen schonen werde, er von dort empfangen, und welchen Glauben er ihnen geschenkt, steht dahin [2]). Zunächst aber hatte seine neutrale Stellung, welche er begreiflicher Weise nicht durch eine Ovation seiner Landsleute für den

[1]) Daß es auch sehr andere Ansichten in der österreichischen Armee gibt, zeigt die Schrift des Major von Bischoff: „Der Kaukasus und seine Bedeutung für Rußland", welche darzuthun sucht, daß der russischen Eroberungssucht nur ein Damm zu ziehen sei durch Entreißung des Kaukasus und des polnischen Festungsgürtels.

[2]) Hätte sein Vertheidiger Recht, wenn er als eine frühere Aeußerung Andrassy's anführt, man müsse nicht nur mit Deutschland, sondern auch mit Rußland einen Frieden machen, der in's Gemüth gehe, so würde das allerdings für eine stark gemüthliche Auffassung sprechen (dieser Theil der obengenannten Schrift war übrigens schon am 22. Juni 1877 in einem

Digitized by Google

Ueberbringer der Corvina, Tahir Bey, compromittiren wollte, den greifbaren Vortheil, daß Rußland Serbien auf sein Verlangen ruhig hielt. Aksakoff bezeichnete in der Versammlung des slavischen Central-Comité's das zwar als einen Verrath an der slavischen Sache, aber offenbar war Oesterreichs Neutralität von ganz anderem Werthe, als die eventuelle Hilfe Serbiens und selbst die günstige Operationsbasis, die dasselbe durch einen leichten Donauübergang bei Kladowa geboten hätte, und wenn Andrassy den Störungen der Donauschiffahrt Seitens der Russen nicht entgegentreten konnte, weil die Donau nicht neutralisirt ist, so mußte doch Fürst Gortschakow auf seine bestimmten Reclamationen versprechen, diese Hemmungen nach dem Frieden zu beseitigen. Er hat nicht gegen die Kriegserklärung protestirt, aber er hat auch, zu Rußlands Verdruß, keine Neutralitätserklärung wie England erlassen.

IV.

Zunächst gingen nun die militärischen Operationen sehr langsam. Trotz aller Vorbereitungen war man nicht fertig, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man die unverdächtigen Erzählungen des Dailys News-Correspondenten, A. Forbes, über die russische Intendanturwirthschaft und Unfähigkeit des Generalstabes gelesen [1]). Die Slavophilen, die das große Wort führten, hielten auch sorgfältig den deutschen General v. Totleben fern; „die jungen Leute wollen das unter sich abmachen", bemerkte dieser lächelnd. Dafür saß der künftige „Organisator Bulgariens", der in diesen Blättern bereits seine Würdigung gefunden hat [2]), mit seinem Stabe bereit. Mit der Stimmung in der Armee mußte es auch nicht glänzend bestellt sein, da noch in Kischeneff ein Soldat auf den Großfürsten Nicolaus geschossen und denselben leicht verwundet hatte. Am 6. Juni traf der Kaiser mit seinem Hauptquartier von 300 Personen in Plojeschti ein, tauschte herzliche Freundschaftsbezeugungen mit dem rumänischen Fürstenpaare aus, empfing eine bulgarische Deputation, die ihn um Befreiung ihres unglücklichen Landes bat und verwies den herbeigewallfahrteten Fürsten Milan zur Ruhe.

Dank der unfähigen türkischen Kriegsführung konnte Ende Juni die Donau überschritten werden und am 27. erfolgte die Proclamation des Zaren an die Bulgaren, nachdem schon am 18. Mai der Großfürst Nicolaus der bulgarischen Legion die Fahne übergeben, welche das Gouvernement Samara für sie übersandte. Der Kaiser kündigte an, er werde die heiligen Rechte ihrer Nationalität,

officiösen Briefe aus Wien in der Augsb. Allg. Ztg. erschienen). Das Gleiche gilt von der Behauptung, daß Oesterreich die Aufgabe habe, seinen russischen Freund vor der Versuchung der echt orientalischen Intrigue eines Separatabkommens mit der Pforte zu bewahren.

[1]) Im Nineteenth Century, November 1877: „I tremble to think how high corruption reaches in the Russian army. I shudder to reflect how low it descends. I venture to assert, that every article of consumption or wear supplied to the Russian army, costs by the time it comes into use, more than double that it ought to do under a well managed and decently honest system."

[2]) Fürst W. A. Tscherkassti, Deutsche Rundschau, April- und Mai-Heft 1878.

Digitized by Google

die sie durch vielhundertjährige Leiden erworben, sicherstellen. Rußland sei von der Vorsehung dazu berufen, alle Racen und Culte des Landes zu versöhnen; für die Christen habe die Stunde der Befreiung geschlagen, sie sollten sich um die russische Fahne schaaren, von den Muselmännern würden nur die verantwortlich gemacht werden, die für begangene Grausamkeiten ungestraft geblieben. Die türkische Verwaltung werde durch eine geordnete ersetzt und neue bulgarische Legionen als Localmiliz gebildet werden. Von der Thätigkeit derselben gab die aus bulgarischen Flüchtlingen gebildete „Brigade der Rache" einen Vorschmack, die mit den Russen über die Donau ging und deren Spuren Mord und Brand bezeichneten. Ihre Landsleute folgten diesem Beispiel; sobald der letzte türkische Soldat einen Platz verlassen hatte, wurden die muselmännischen Wohnungen geplündert, keiner dafür gestraft, die Russen wohnten dieser christlichen Revanche für die vorjährigen Metzeleien als uninteressirte Zeugen bei [1]). Tscherkessen und Zeibecks vergalten mit den Greueln, die ihrer Kriegführung eigenthümlich sind; es war, wie Thiers vorausgesagt, „ein Krieg zwischen zwei Barbaren". Russische Officiere sprachen unverhohlen aus, daß das Volk, welches sie befreien sollten, nicht einen Schwertstreich werth sei, und gaben zugleich ihr Erstaunen über den allgemeinen Wohlstand des Landes kund, welchem ein menschenwürdiges Dasein erobert werden sollte [2]).

Nach dem Donauübergang schien Anfangs alles glücklich für Rußland zu gehen. Die Siege Muhktar Pascha's warfen freilich auf dem asiatischen Kriegsschauplatz die sanguinischen Hoffnungen, welche der Beginn des Feldzugs erregt, über den Haufen; aber auf dem europäischen machte das unaufhaltsame Vordringen der Russen, die Mitte Juli den Balkan überschritten, großen Eindruck, obwol die Unvorsichtigkeit dieses Vormarsches mit zwei feindlichen Armeen im Rücken, welche gestützt auf starke Festungen die Flanken bedrohten, auf der Hand lag. In Wien ward man unruhig, Graf Andrassy ließ sich zur Mobilisirung von 30,000 Mann ermächtigen, und die englische Flotte ging nach der Besika-Bay [3]). Da erschien plötzlich Osman Pascha bei Plewna und warf alle

[1]) So, berichtet Forbes als Augenzeuge, geschah es in Sistowa, während er keine Grausamkeit von russischen Soldaten gesehen, ebenso wie die türkischen regulären Truppen davon freigesprochen werden. „The Bulgarians begged arms from the Russians and received them, then hot with the fell memories of last year, and conscious that Russians were with and for them, they fell on the Turks with the most ruthless reprisals."

[2]) „The Russians, having come into Bulgaria as „liberators" have found to their surprise that the Bulgarians are better off their own peasantry. They expected to find the Bulgarian Christians „oppressed, impoverished, impeded in the exercise of their religion, sure not for an hour of their lives, of the honour of their women, of their property;" and how, they ask, „do we actually find them? They live in comfort: the Russian peasant cannot compare with them in competence or prosperity. Their grain crops stretch far and wide. Every village has its teeming herd of cattle, brood mares with foals, goats, and sheep. Last year's straw is yet in their stackyards. Milk may be bought in every house. In the villages, for one mosque there are half-a-dozen Christian churches. No man experiences anywhere a difficulty in getting silver for a napoleon."

[3]) Lord Derby, in seiner Angst vor jedem Handeln, erklärte freilich, daß sie gesandt sei „für den Fall, daß in Constantinopel Unruhen ausbrächen", und die Times bemerkte, diese Erklärung habe einen Stein von der Brust des Publicums genommen.

Digitized by Google

kühnen strategischen Pläne auf Monate über den Haufen; ja, hätte nicht der Hofkriegsrath im Serail Suleiman Pascha's Armee nutzlos am Schipkapaß geopfert, hätte er rasch vordringend die Hand Mehemed Ali gereicht, so hätten die Russen eiligst über die Donau zurück gemußt. Aber auch so blieb ihre Lage bedenklich, wie aus des Großfürsten Nicolaus Telegramm an den Fürsten von Rumänien hervorgeht: „Venez à notre secours! Passez le Danube, où vous voulez, comme vous voulez, sous quelles conditions que vous voulez, mais venez à notre secours au plus vite. Les Turcs nous abîment, la cause chrétienne est perdue". — Und der ritterliche Hohenzoller, dessen Hilfe man erst verschmäht, kam zur Hilfe mit seinen Rumänen, die sich bei dieser ersten Feuertaufe weit tapferer zeigten, als man vermuthet und bei der späteren Belagerung die wesentlichsten Dienste leisteten. Er forderte hiebei Nichts für sich, nicht einmal die erneute Zusicherung der Integrität, obwol Gortschakow schon im Juni von der Rückgabe von rumänisch Bessarabien gesprochen. Gleichwol begannen jetzt lange traurige Wochen für Rußland. General Ignatieff versicherte dem Berichterstatter der „Presse", er habe nie zum Kriege gerathen, reiste aber in Ungnade auf seine Güter ab, und Tscherkasski, der mit seinen 400 Beamten auf dem Trockenen saß, wollte gerathen haben, den Krieg noch vier Jahre zu verschieben (beiläufig die beste Widerlegung des Elends der Bulgaren), während doch notorisch beide den Kriegsminister Miljutin überredeten, man werde leicht mit den Türken fertig werden. Der Kaiser war, wie früher hervorgehoben, sehr gegen seine Neigung in diesen Krieg gedrängt; er hatte dann auf einen leichten Sieg gehofft, der seine Waffen mit neuem Glanz umgeben und den erregten slavoliberalen Tendenzen eine Befriedigung gewähren sollte, die wenigstens ad dies vitae vorhalten und ihm erlauben würde, Oesterreichs slavische wie Englands levantinische Interessen zu schonen. Mit der Eventualität von Niederlagen hatte man nicht gerechnet. Und nun theilte die Faust des „kranken Mannes" so wuchtige Schläge aus, daß es um das moralische Uebergewicht, durch welches man die nationalen Leidenschaften im Zaum zu halten hoffte, unwiederbringlich geschehen war. Anfangs dachte man die Scharte durch einen raschen Schlag auszuwetzen; der Großfürst Nicolaus befahl, Plewna müsse genommen werden, der Kaiser befahl es, aber trotz der furchtbarsten Opfer ward es nicht genommen. Fürst Carl erklärte das Anrennen gegen die Erdwälle Osman Pascha's für ein vergebliches Beginnen, und als der erst bei Seite geschobene Totleben gerufen werden mußte, gab er dem Fürsten Recht, nur durch eine regelrechte Belagerung könne die Festung genommen werden.

Die Siege der Türken befreiten die europäischen Staatsmänner wieder auf eine Zeit von ihren Sorgen; sie konnten auf Osman's und Muhktar Pascha's Lorbeeren ausruhen. Derby meinte in Liverpool am 6. September, die Zeit dürfe nicht fern sein, wo Englands gute Dienste annehmbar erscheinen würden. Andrassy soll geäußert haben, er habe die Widerstandskraft der Türkei ebenso gekannt, wie die Russen sie unterschätzt hätten; er habe seine Politik darauf gebaut, daß dieselben sich unfähig erweisen sollten, die orientalische Frage zu lösen, die natürliche Folge werde die Hegemonie Oesterreich-Ungarns im Orient sein.

Digitized by Google

Und doch lag es auf der Hand, wie trüglich ein solcher Trost war. Seit die Ehre der russischen Fahne auf dem Spiel stand, war es klar, daß nicht nur das militärische Uebergewicht um jeden Preis hergestellt werden mußte, sondern daß die Nationalpartei für die Opfer, die der Krieg nun kostete, die volle Durchführung ihres Programms fordern werde. Und furchtbar waren diese Opfer! Trotz des strengsten Geheimnisses, mit dem man die Verlustlisten umgab, zeigten allein die massenhaften Truppennachschübe und Aushebungen deutlich, wie die Dinge standen, mußte doch die Garde über Hals und Kopf direct nach dem Kriegsschauplatz befördert werden, der Druck auf Handel und Credit wuchs mit der Entwerthung des Papiergeldes, die Erhebung der Zölle in Gold hatte die Einfuhr gelähmt, die Ausfuhr stockte trotz der günstigen Ernte, weil es an Arbeitskräften fehlte und die Bahnen durch Truppentransporte in Anspruch genommen waren, im Gouvernement Cherson allein verfielen 177 größere Güter der Subhastation. Trotz der Censur machte sich in der Presse die Erbitterung über die Unfähigkeit des Obercommando's, die Mißwirthschaft der Intendantur Luft [1]), und deutlich gab man zu verstehen, daß falls die Regierung hinter den nationalen Erwartungen zurückbleibe, die Rückwirkung auf die inneren Fragen nicht ausbleiben werde. Je größer nach der Zuversichtlichkeit im Beginn des Feldzugs die Enttäuschung durch die Ereignisse war, desto mehr wuchsen die Forderungen, unbekümmert darum, ob die eventuelle Verwirklichung derselben die Intervention anderer Mächte herbeiführen mußte, die am 3. Juli, als die Sachen noch günstig standen, Fürst Gortschakow als vollständig unzulässig erklärt hatte.

Freilich waren weder England noch Oesterreich so unmoralisch, von der Noth ihres Rivalen Gebrauch zu machen; letzteres glaubte sogar nicht unbedingt mehr jede Unterstützung Serbiens verbieten zu sollen, einen Einmarsch Rußlands in dasselbe könne es nicht dulden, ein einseitiger Krieg Serbiens aber gegen die Türkei berühre Oesterreichs Interessen nicht, und Kaiser Franz Joseph gedachte in einem Trinkspruch zu Kaschau des Zaren als seines „theuren Freundes und Alliirten," was in Ungarn so große Erregung hervorrief, daß der „Alliirte" dementirt werden mußte, während der türkische Militärattaché mit lauten Eljens begrüßt ward und die Städte in Osmanfesten wetteiferten.

Endlich aber mußte das große Duell und mit ihm das Zusehen Europa's doch ein Ende nehmen. Am 18. November fiel Kars und am 10. December mußte der von der unfähigen türkischen Kriegsleitung im Stich gelassene Osman capituliren. Schon vorher, als der unvermeidliche Ausgang klar ward, zeigte die öffentliche Stimmung in London und Wien sich beunruhigt. Der liberale Grant Duff erklärte, daß nach der Eroberung Armeniens Nichts Rußland hindern könne, in Ninive, Babylon und Bagdad zu herrschen wie in Samarkand, und das Verlangen der Oeffnung der Meerengen für Kriegsschiffe für Constantinopel dasselbe bedeuten würde, wie für London, wenn solche durch Piccadilly fahren könnten. Lord Salisbury stimmte in einer Rede in Bradford

[1]) Binnen vierzehn Tagen wurden die beiden gemäßigtsten Organe, „Golos" und russische „Petersburger Zeitung" zweimal verwarnt, letzterer der Straßenverkauf entzogen.

Digitized by Google

merklich seinen Ton herab und machte darauf aufmerksam, daß dies kein Cabinets-, sondern ein Völkerkrieg sei. Beaconsfield betonte beim Lord-Mayors-Bankett, daß die Neutralität Englands eine bedingte sei, die aufhören müsse, wenn britische Interessen angegriffen oder bedroht würden. Nenne man das selbstisch, so sei das die Selbstsucht des Patriotismus; er zollte der türkischen Tapferkeit, welche die Unabhängigkeit der Pforte praktisch bewiesen habe, große Anerkennung und erinnerte, nicht ohne Ironie, an den erhabenen Charakter des Zaren „der sein Ehrenwort dafür verpfändet hat, daß er keinen Gebietszuwachs erstrebt". Nur Lord Derby blieb bei seinem Fanatismus der Passivität, erklärte jede weitere Verstärkung der Garnisonen im Mittelmeer für eine unbegründete Drohung, die russischen Siege für England ebenso ungefährlich als die Eroberung von Armenien und leugnete, daß Oesterreich bereit sei zu handeln, wenn England es unterstütze. Das nahm man in Wien sehr übel und wies darauf hin, wie wenig nach Derby's Aeußerungen von dort zu erwarten sei; aber um so mehr steigerten sich die patriotischen Beklemmungen, als es sich nun herausstellte, daß Plewna der Stein war, dessen Fall die Lawine in's Rollen brachte, indem die Russen nun die im Balkan von ihnen schon früher vorbereitete Situation mit bewundernswürdiger Energie ausnutzten und unter den schwierigsten Verhältnissen einen Winterfeldzug durchführten, dessen Berechtigung der Erfolg bewies. Ihre Ueberlegenheit durchbrach überall die langgestreckte Vertheidigungslinie der Türken, unaufhaltsam drangen sie im Laufe des December vor, am 12. erbat die Pforte die Vermittelung der Mächte.

Wenn nun Graf Andrassy richtig es nicht für seine Aufgabe hielt, beim Beginne des Krieges den Stoß von der Pforte auf Oesterreich zu lenken, so hatte er gleichzeitig versprochen, die Interessen Oesterreichs zu wahren, und noch im October hatte Tisza erklärt, es werde keine Veränderung im Orient stattfinden, ohne Oesterreichs Zustimmung. Die Ereignisse hatten für diese Politik gearbeitet. Die türkischen Siege hatten, wie Berliner russenfreundliche Blätter naiv eingestanden, den Frieden Europa's gerettet. Jetzt aber, wo der Umschwung eingetreten war, mußten jene Interessen doch mit aller Energie gewahrt werden, wenn dieselben überhaupt mit Aussicht auf Erfolg zur Geltung gebracht werden sollten. Wenn man die stets bekämpfte Errichtung eines quasi-autonomen, in Wahrheit unter Rußland stehenden slavischen Vasallenstaates verhindern wollte, so mußte es in Petersburg gesagt werden, ehe die Russen soweit gegangen waren, daß sie aus inneren oder äußeren Gründen nicht mehr zurück konnten, ehe vollendete Thatsachen geschaffen wurden, denen wohl oder übel Rechnung getragen werden mußte. Davon aber sah man Nichts; Andrassy betonte in seiner Rede in der ungarischen Delegation vom 10. December, die Monarchie stehe nicht unter einem auswärtigen Drucke, sondern verfüge frei über ihr Schicksal; keine Macht könne ohne sie die Regelung der orientalischen Angelegenheiten unternehmen, „wir werden die europäischen Interessen im Einverständniß mit Europa wahren, für die eigenen stehen wir selbst ein". Aber auch jetzt, wo diese Interessen doch sicher berührt wurden, sagte er nicht, was zur Wahrung geschehen sei oder solle, fand sogar jede Definition derselben gefährlich, weil sie die Hände binde, und wenn er nicht nur seiner Sympathie für die christlichen

Digitized by Google

Völker der Türkei Ausdruck gab, sondern auch erklärte, es fehle ihm der Muth, für den Status quo der Pforte einzutreten, so blieb er gänzlich die Antwort schuldig, was nach seiner Ansicht an die Stelle treten solle. Die Wahrheit war, daß man an maßgebender Stelle nicht wußte, was man wollte; die Unentschlossenheit des Grafen Andrassy wußte mit unglaublichem Scharfsinn stets neue Vorwände für die Fortsetzung der bisherigen Passivität zu finden, man wünschte nach keiner Seite zu verletzen und brachte sich durch das Laviren um den sichern Tact des Handelns. Es schien, als sollte das Wort Grillparzer's vom Fluche Oesterreichs Recht behalten: „Auf halben Wegen und zu halber That mit halben Mitteln zaudernd zu streben", und als dem Grafen Andrassy als Neujahrsangebinde das goldene Vließ verliehen ward, war der Zweifel nicht zu unterdrücken, ob diese Anticipation des Ergebnisses seiner Argonautenfahrt durch die Folge bestätigt werden würde.

Weit energischer kam in England der Umschwung der öffentlichen Meinung zum Ausdruck. Die Königin selbst gab gleichsam ihr Programm, indem der 3. Band des Lebens des Prinzgemahls veröffentlicht ward, welcher aus der Zeit des Krimkrieges die stärksten Dinge über Rußland enthielt. Sie zeichnete Beaconsfield durch die seltene Gunst eines Besuches aus, das Parlament ward auf den 17. Januar, drei Wochen früher als sonst, berufen, und allgemeiner Beifall begrüßte diese Maßregel. Derby bemerkte dem Grafen Schuwaloff am 13. December „selbst die zeitweilige blos militärische Besetzung Constantinopels würde die Regierung zu Vorsichtsmaßregeln nöthigen, zu deren Unterlassung sie sich bisher berechtigt fühlte. Gortschakow antwortete, daß Rußland sich die vollständige Freiheit des Handelns vorbehalten müsse, welche das Recht jedes Kriegführenden sei. Das Gesuch der Pforte scheiterte durch die Weigerung Deutschlands, welches zu Separatverhandlungen mit Rußland rieth. Das ward in England sehr übel vermerkt. Derby forschte ängstlich in Petersburg, ob man nicht seine guten Dienste benutzen wolle; der Zar aber erklärte am Alexandertage (24. December): „Auf eine Vermittelung werden wir nicht eingehen, gegen eine Intervention sind wir gerüstet." England ersuchte um Aufklärung über die russischen Kriegsziele, obwol es das Minimum derselben seit Juni kannte. Die Antwort war: wenn die Pforte Frieden wünsche, möge sie sich an die russischen Befehlshaber wenden; sie werde sich aber nur entschließen, die Bedingungen anzunehmen, unter denen der Friede geschlossen werden könne, wenn sie die Ueberzeugung gewönne, von England keinen Beistand erwarten zu dürfen. Lord Derby versicherte dem türkischen Botschafter nochmals, daß dies nicht der Fall sei, die Pforte möge sich an Rußland wenden. Lord Carnarvon erklärte einer Deputation am 2. Januar, er begreife nicht, wie man diese Antwort verletzend finden könne; man dürfe sich nicht in nervöse Befürchtungen für sogenannte britische Ehre und britische Interessen hineinarbeiten. Bei letzteren müsse man wirkliche und secundäre unterscheiden, Wenige würden des Krimkrieges sich mit Vergnügen erinnern, und er glaube, daß Niemand so unsinnig (insane enough sei, eine Wiederholung desselben zu wünschen. Solche Worte, die Rußland nur ermuthigen konnten, erzürnten Beaconsfield freilich heftig. Die Thronrede betonte, daß bei Verlängerung des Krieges unerwartete Ereignisse die Regierung zu

Digitized by Google

Vorsichtsmaßregeln nöthigen könnten, die außerordentliche Mittel erfordern würden; die Aeußerungen Salisbury's zeigten deutlich den Umschwung, der bei ihm vorgegangen, als er erklärte: „dieser Krieg hat in neun kurzen Monaten mehr unsäglichen Jammer hervorgebracht, als Generationen türkischer Mißregierung," und hervorhob: „daß der Krieg sich Oertlichkeiten nähere, die mit den britischen Interessen identificirt seien." Aber man wußte andererseits, daß Derby mit Carnarvon Frieden um jeden Preis wollte und spottete der behaupteten Einigkeit des Cabinets als einer zweiköpfigen Nachtigall; auch ein persönlicher Appell der Königin, welche auf die Bitte des Sultans sich an den Kaiser wendete und um Beschleunigung der Waffenstillstandsverhandlungen bat, blieb ohne Erfolg. Die Russen rückten immer weiter vor, am 21. Januar zogen sie in Adrianopel ein, Großfürst Nicolaus schien die türkischen Unterhändler geradezu zu fliehen, erklärte dann keine Instructionen zu haben, und als Lord Loftus um Aufklärung bat, war die Antwort, die Verzögerung sei dadurch entstanden, daß die Instructionen wegen ihrer Wichtigkeit nicht durch den Telegraphen, sondern nur durch einen Courier hätten gesandt werden können, der acht bis zehn Tage brauche. Als dann die Unterhandlungen begannen, hüllte man sich in Schweigen gegen die Großmächte und zog die Unterzeichnung hinaus, während die Truppen immer weiter vorgingen und Scharen von Flüchtlingen Konstantinopel erfüllten. Auf erneuerte Anfrage von Lord Loftus zuckte Fürst Gortschakow die Achseln; er habe Nichts vom Hauptquartier gehört, der Telegraph müsse unterbrochen sein. Am 25. Januar kündigte die englische Regierung an, sie werde einen Supplementarcredit von 6 Mill. Pfd. Sterl. beantragen, die Flotte ward nach den Dardanellen beordert. Derby und Carnarvon gaben ihre Entlassung. Dies lockerte plötzlich Schuwaloff's Zunge; er konnte, „autoritativ, wenn auch nicht officiell", die russischen Bedingungen mittheilen: Bulgarien solle, soweit die bulgarische Nationalität reicht, jedoch in keinem geringeren Umfang als die Constantinopeler Conferenz bestimmt habe, ein autonomer Tributärstaat werden unter einem christlichen Statthalter, die türkischen Truppen sollen nach näher zu bestimmenden Punkten zurückgezogen werden; Unabhängigkeit für Rumänien, Serbien und Montenegro mit entsprechender Gebietserweiterung, autonome Verwaltung für Bosnien, ähnliche Reformen für die anderen christlichen Provinzen, Kriegsentschädigung für Rußland in territorialer, pecuniärer oder anderer noch zu bestimmender Form, ein neues Einvernehmen, um die Interessen Rußlands in den Meerengen zu sichern.

Man fand diese Bestimmungen weitgehend und dehnbar, erklärte ein Separatabkommen nicht zulassen zu können; da aber die Pforte bereit war, die Friedensgrundlagen anzunehmen, und Rußland versicherte, die Dardanellenfrage solle durch eine Conferenz geregelt werden, auch versprach, keine Operationen gegen Gallipoli zu unternehmen, erhielt die Flotte, deren Zulassung bereits vom Sultan bewilligt war, Gegenbefehl und Derby trat wieder ein. Die britischen Interessen schienen einigermaßen gewahrt, da von asiatischen Eroberungen nicht die Rede war. Um so mehr waren die nie definirten österreichischen getroffen. Graf Andrassy gerieth in eine hochgradige Nervosität; er ließ telegraphisch in Petersburg erklären: daß, ohne das Recht der Pforte zu bestreiten, sich soweit die

Digitized by Google

eigenen Interessen in Betracht kämen zu binden, die Abmachungen, soweit sie bestehende Verträge abänderten oder österreichisch-ungarische oder europäische Interessen berührten, so lange als ungültig betrachtet werden müßten, als sie nicht die Zustimmung der Vertragsmächte gefunden. Die Antwort war natürlich zustimmend für alle europäischen Fragen, wobei man sich in Petersburg vorbehielt zu bestimmen, welche dazu gehörten, während für Oesterreich die Hauptfrage eben die Neugestaltung des osmanischen Reiches und die eventuelle Verschiebung der Machtverhältnisse im Orient war. Inzwischen drangen die Russen, obwol die „Grundlagen des Waffenstillstandes" unterzeichnet waren, immer weiter vor und besetzten die Linien von Tschataldscha. Auf Anfrage von Loftus war Gortschakow wieder ohne nähere Nachrichten; aber bemerkte, daß die Demarcationslinie ausschließlich die Kriegführenden angehe. Die türkischen Bevollmächtigten warteten in Adrianopel auf General Ignatieff, der mit ihnen „eingehendere Präliminarien" vereinbaren sollte. Ueber die Verhandlungen selbst gibt die von der Polit. Corresp. veröffentlichte Denkschrift der Pforte für den Congreß Aufschluß. Die Russen erschienen mit einem wohl vorbereiteten Programm, weigerten sich aber, dasselbe den türkischen Bevollmächtigten mitzutheilen, sondern verlangten einfach die Annahme der einzeln vorgebrachten Forderungen, denen durch Drohungen der Unterhändler, sowie des Großfürsten Nachdruck gegeben ward, letzterer drückte bei jeder Verschiedenheit der Ansichten seine Unzufriedenheit und seine Absicht aus, den Waffenstillstand zu kündigen, wobei bemerkt wurde, daß die Präliminarien vor dem Jahrestage der Thronbesteigung des Kaisers von Rußland unterzeichnet sein müßten, wo nicht, würden die Verhandlungen endgültig abgebrochen. Alle Einwendungen der türkischen Unterhändler wurden zurückgewiesen, so müßten dieselben überall nachgeben, ohne die Hauptfragen gründlich beleuchten, sich über anfechtbare Thatsachen aufklären oder Instructionen erbitten zu können. So wurden die Grenzen Serbiens, Montenegro's und Bulgariens bestimmt, für letzteres lediglich auf Grund von russischen Daten, die aus Mangel an Zeit nicht geprüft werden konnten. Die Regelung der Kriegsentschädigung in Gebiet und Geld wurde im letzten Augenblicke in wenigen Stunden erledigt. Ueber die Verhandlungen wurden die Mächte wiederum officiell im Dunkel gelassen, während, was davon verlautete, die Beunruhigung nur steigen konnte: eine ungeheuere Kriegsentschädigung, die in Geld, Land (Batum und Kars?) oder Kriegsmaterial (Flotte?) gezahlt werden sollte, Dauer der russischen Occupation bis zur definitiven Organisation Bulgariens, endlich Rückgabe des rumänischen Bessarabiens. Was letzteres betraf, so hatte Fürst Gortschakow diese Frage schon im Sommer in Bukarest gesprächsweise berührt und dafür ein Theil Bulgariens bis Varna geboten, da der Zar den Vertrag von Paris zerreißen und die Stücke auf dem Grabe seines Vaters niederlegen wolle (obwol er selbst den Vertrag geschlossen). Jedoch der Minister Cogalceano hatte dies entschieden abgelehnt, da Rumänien gar nicht im Stande sei, ein solches heterogenes Element sich zu assimiliren.

Jetzt trat Ignatieff auf der Durchreise in Bukarest mit der Forderung der Retrocession bestimmt auf, da es eine Ehrensache für Rußland sei, die Demüthigung von 1856 auszulöschen. Rumänien ließ sich indeß nicht einschüchtern

Digitized by Google

und verweigerte auf den angesonnenen Tausch einzugehen, der keine Entschädigung, sondern nur eine Quelle von Verlegenheiten sei und Rumänien die Feindschaft der Bulgaren bringen würde. Es berief sich auf Art. 2 der Convention vom 16. April, welcher seine Integrität garantire; Ignatieff meinte, die Convention sei nur für den Fall der Neutralität Rumäniens geschlossen und hinfällig geworden, seit Rumänien am Kriege theilnahm, so daß also der rettende Freund schlechter zu behandeln wäre, als der Neutrale. Die Forderungen machten in England so großen Eindruck, daß selbst Gladstone stutzig ward und meinte, Rumänien dürfe man nicht preisgeben. Die englische Flotte erhielt Befehl auch ohne Firman in's Marmorameer einzulaufen, wiederum wie Derby versicherte, nur zum Schutz der britischen Unterthanen, eventuell gegen einen Volksaufstand; während der Zar am 2. Febr. bei einer Revue erklärte: „Der Waffenstillstand ist noch lange nicht das Ende, wir müssen uns bereit halten, bis wir einen dauerhaften und Rußlands würdigen Frieden haben." Andrassy wußte nichts Besseres als einen Congreß vorzuschlagen und obwol die Geschichte zeigt, daß ein solcher nur Aussicht hat, wenn die interessirten Mächte einig sind, das aus großen Ereignissen gezogene Facit zu bestätigen, daß aber jeder Versuch, die Uneinigkeit durch gemeinsame Berathungen zu beseitigen, die Gegensätze noch schärft, hielt der österreichische Minister mit der größten Zähigkeit an seinem Rettungsanker fest.

V.

Am 17. Februar hielt Fürst Bismarck seine mit Spannung erwartete Orientrede. Die Verhältnisse hatten sich erheblich geändert, seit er am 5. December 1876 erklärt, daß Nichts berechtige, dem Kaiser Alexander Eroberungsabsichten zuzuschreiben, die er feierlich in Abrede stelle; sie hatten sich aber auch insofern geändert, als nach Broglie's Niederlage auch Decazes zurückgetreten war, der, freilich ohne Etwas für sich zu erreichen, stets Rußland in Hoffnung auf eine künftige Allianz schmeichelte und damit naturgemäß das Mißtrauen Deutschlands erregen mußte. Der Reichskanzler stellte nun unter allgemeinem Beifall drei für die deutsche Politik maßgebende Gesichtspunkte auf: 1) Deutschland wird nur für seine eigenen Interessen, falls sie bedroht würden, zu den Waffen greifen; 2) es will keine Schiedsrichterstellung einnehmen, die nur Uebelwollen einbringt, sondern lediglich als ehrlicher Mäkler vermitteln; 3) um dies wirksam zu können, darf die Regierung nicht ihre Karten auf den Tisch legen und erklären, diese oder jene Forderung der einen oder anderen Macht sei unzulässig, weil das eine Prämie auf die Unverträglichkeit wäre. Demnächst erklärte der Fürst „alle Aenderungen der Stipulationen des Pariser Vertrags werden der Sanction der betheiligten Mächte bedürfen", was er ganz consequent auch auf die Kriegsentschädigung ausdehnte, falls sie territorialer Natur sei; ein völkerrechtlich unbestreitbarer Standpunkt, der nichtsdestoweniger in Petersburg sehr übel vermerkt werden mußte, wo das ganze Bestreben auf Zerreißung dieses Vertrages ging. Wenn der Kanzler sodann die einzelnen Friedensbedingungen durchnahm und keine als des Krieges werth hinstellte, so konnte es seinem Scharfblick am wenigsten entgehen, daß die Gesammtheit derselben in ihrer Durchführung Rußland zum

Digitized by Google

Herrn des Orients machen würde, was weder England noch Oesterreich dulden könnten und daß letzteres nach Osten das Vorwerk Deutschlands ist, welches dasselbe nicht zerstören lassen kann. Er führte den vielberufenen Dreikaiserbund auf ein Dreikaiserverhältniß zurück, in dem keine Majorität von 2 : 1 gebildet werden solle, „weil die Freundschaft doch nicht stark genug sein möchte, um die nationalen und staatlichen Interessen hinter derselben zurücktreten zu lassen". In der angedrohten Versumpfung der Frage aber lag das stärkste Gegengewicht gegen das Beati possidentes, denn das Glück schien zweifelhaft, so lange der Besitz nicht durch Anerkennung der Mächte Eigenthum geworden war. Die warmen Worte für den Grafen Andrassy fanden bei anderen Rednern noch stärkeren Ausdruck, keine Stimme erhob sich für Rußland.

Es zeigte sich indeß, als endlich der Friede von San Stefano bekannt ward, daß letzteres das befreundete Deutschland so wenig über die wirklichen Friedensbedingungen unterrichtet hatte, als die übrigen Mächte. Rußland Herr von Armenien; Bulgarien, bis zum Aegäischen Meer reichend, ein angeblich autonomes, in Wirklichkeit russisches Fürstenthum von 3000 Qu.-Meilen mit fast fünf Millionen Einwohnern; zwischen diesem und Rußland Rumänien eingekeilt, das für seine Entschädigung auf Separatverhandlung mit der Pforte angewiesen war; von der europäischen Türkei blieb nur ein in drei Stücke zerschnittener Rumpf, der durch eine unerschwingliche Kriegsentschädigung Vasall Rußlands ward; letzteres hält Bulgarien zwei Jahre besetzt, wird durch die Retrocession Bessarabiens Donaustaat und mit Bulgarien in der Donaucommission sitzend — das war kurz der Inhalt des Vertrags, der die Orientfrage lösen sollte, wobei von dem ursprünglichen Kriegsziel des menschenwürdigen Daseins der Christen nicht mehr die Rede war[1]). In Wien schwankte man zwischen dem Ingrimm, hintergangen zu sein und der Schwierigkeit, Etwas zu thun. Eine militärisch erfolgreiche Action setzte voraus, daß England durch seine Flotte die Verbindung der russischen Armee mit Odessa abschnitt; man sagte sich, Oesterreich würde mindestens einen Monat zur Mobilisirung brauchen. Rußland stehe fertig in Rumänien und könne das Banat und Siebenbürgen überschwemmt haben, ehe man ihm eine schlagfertige Armee entgegenstellen könnte, und was sollte das Kriegsziel sein? In Cisleithanien gewann, gestützt von militärischer Seite, die Ansicht wieder Raum, man solle sich, da es doch zu spät zum Handeln sei, eine Compensation sichern, die wenigstens hindere, daß die Monarchie ganz von Rußland und seinen Vasallen umklammert werde; in Ungarn dagegen wollte man den Credit von 60 Millionen, mit dem gerüstet Andrassy auf der Conferenz zu erscheinen verlangte, nur bewilligen, wenn er nicht bei bloßen Demonstrationen stehen bleibe. Dazu die unerquicklichen Ausgleichsverhandlungen, welche das Schauspiel einer Monarchie auf Kündigung vorführten — es war eine Lage, die den Spott der russischen Presse wol herausfordern konnte, und die nicht verbessert ward, als Andrassy zur Begründung der Creditforderung erklärte, sie bedeute nicht den Frieden und nicht den Krieg, nicht die Occupation und nicht die

[1]) Eine interessante Beleuchtung des Vertrages in seinen Einzelnheiten ist in acht Artikeln der Augsb. Allg. Ztg. im April erschienen, die aus offenbar sehr kundiger Feder herrührt.

Digitized by Google

Annexion, nicht die Mobilisirung, sondern nur deren Möglichkeit, die Bereitschaft, Oesterreichs etwa gefährdete Interessen zu schützen. Die einzige Bemerkung von Bedeutung in dem langen Exposé war, daß keine einzelne Macht, welche die Frage nach ihrem Gutdünken regeln wolle, zu dem Zwecke gegenüber dem übrigen Europa auf eine Coalition müßte rechnen können; „eine solche aber existirt nicht," womit offenbar angedeutet werden sollte, daß Rußland weder auf die Mitwirkung Oesterreichs, noch auf den Beistand Deutschlands rechnen könne.

In London schien es Anfangs, als wollte man im alten Geleise bleiben. Derby antwortete auf eine entrüstete Interpellation wegen des Vertrags, man habe neutral bleiben wollen, scheine sich jedoch die Folgen der Neutralität nicht klar gemacht zu haben[1]). Aber der Unwille über seine matte Haltung und Thatenscheu stieg drohend, namentlich als aus einem neuen Blaubuch sich ergab, daß er seit Juni v. J. die Absichten Rußlands gekannt. Man sprach laut vom Einfluß Schuwalow's auf seine Gemahlin, die bei ihm Herr im Hause sei; es verlautete, daß er im Cabinet beschlossene Erklärungen zurückgehalten habe, um Rußland keinen Anstoß zu geben, was lebhafte Scenen veranlaßte. Man fragte, ob hier nicht ein Fall für „impeachment" vorliege? Beaconsfield, der seinem Collegen absichtlich freie Hand für dessen schwache Politik gelassen haben soll, um durch die Steigerung der russischen Ansprüche das Volk in die richtige Kriegsstimmung zu bringen, fühlte jedenfalls, daß jetzt der Augenblick gekommen, eine feste Stellung zu nehmen. Am 9. März stellte England die Forderung, daß der ganze Vertrag von Stefano dem Congreß unterbreitet werde, das konnte Rußland schwer annehmen, denn damit hätte es sich der Eventualität ausgesetzt, daß es bei gewissen Fragen einer Majorität gegenüberstehe, die seine Forderungen verurtheilen und es in die Alternative setzen würde, nachzugeben oder eine Coalition fürchten zu müssen. Außerdem war es für Rußland eine Frage des Prestige, daß sein einseitig geschlossener Vertrag Gesetz für den Orient werde. Es antwortete also, daß es allen Mächten volle Freiheit lasse, Fragen auf dem Congreß aufzuwerfen, die sie zur Discussion geeignet hielten; behalte sich aber die Freiheit vor, auf die Discussion über diese Fragen einzugehen oder nicht. Zu diesen Fragen gehörte, wie Fürst Gortschakow dem rumänischen General Ghika erklärte, auch die Rückgabe des bessarabischen Rumäniens; Rußlands Entschluß sei unwiderruflich, und es würde eine Beleidigung für den Kaiser sein, diese Angelegenheit vor den Congreß zu bringen. Beide Theile hielten an ihrem Standpunkt fest; eine von Deutschland angeregte Präliminarconferenz ward von England abgelehnt, den von Rußland gemachten Vorschlag einer Conferenz ohne England wies Fürst Bismarck kurzer Hand ab. Ende März schien damit das Congreßproject gescheitert. Rußland nahm nun die Idee einer directen Verständigung mit Oesterreich auf. General Ignatieff ging zu dem Zweck nach Wien. Es ist zu bezweifeln, daß diese Verhandlung aufrichtig gemeint war, man wollte durch dieselbe vor allem Oesterreich hindern, sich an England anzu-

[1]) „The truth is that the public have not from the beginning to the end of this business known their own mind for six months together," sagte er schon in der Adreßdebatte, nach seiner Theorie, daß das Publicum „our employers" der Regierung den Weg zeigen solle, und nicht umgekehrt.

Digitized by Google

schließen. Aber Beaconsfield durchschaute diese Absicht; er begriff, daß das richtige Mittel, um Oesterreich von einem verhängnißvollen Entschluß zurückzuhalten, sein würde: ihm durch einen entschiedenen Act zu zeigen, daß England selbst allein zu handeln entschlossen sei, Oesterreich demnach unbedacht handeln würde, wenn es seine Interessen opfern wolle, wo es doch auf die Unterstützung Englands zählen könne. Er beantragte im Cabinet die Einberufung der Reserven und die Heranziehung indischer Truppen. Die erstere Maßregel ward sofort bekannt gemacht. Derby, der dem nicht zustimmen wollte, trat endlich zurück, Salisbury ersetzte ihn und zeigte durch sein Circular vom 1. April, wie gründlich er von seinen alten Irrthümern, daß man Rußland eine goldene Brücke bauen müsse, zurückgekommen sei. Stückweise zerpflückte er den Vertrag von Stefano und zeigte, daß es nicht auf diese oder jene Bestimmung desselben ankomme, sondern die Tendenz des Ganzen in's Auge zu fassen sei, welche das gesammte türkische Reich in unbedingte Abhängigkeit von Rußland setzen würde. Die Depesche, die einen Compromiß mit dem Vertrage unmöglich erscheinen ließ, machte einen gewaltigen Eindruck und erfüllte sofort ihren Zweck in Wien. Die Mission Ignatieff's, Oesterreich von England zu trennen, scheiterte vollständig. Graf Andrassy konnte zwar nicht hindern, daß von der Militärpartei die Compensationen discutirt wurden; aber mit dem englischen Rückhalt konnte er die eigene Interessensphäre so erweitern, daß der russische Unterhändler rief: „mais vous ne laissez rien subsister de mon traité", und vor Allem konnte er hindern, daß es zu irgend einer Abmachung kam. Eben so wenig aber konnte er sich auch zu dem einzigen Mittel entschließen, das sofort Rußland ohne Krieg zum Zurückweichen gebracht hätte, einer Allianz mit England. Gerade diese Neigung, allein zu handeln, ließ Rußland glauben, es werde schließlich dem isolirten England gegenüber doch durchdringen und förderte so die Kriegsgefahr. Andrassy hielt noch an seinem Congreß und hoffte Rußland zur Nachgibigkeit zu bringen, ohne zu handeln; aber er bedachte nicht, daß der Congreß ein Facit besiegeln sollte, welches noch gar nicht gezogen war, nämlich daß Rußland nicht die Kraft habe, zu behaupten, was es erkämpft, daß aber England, welches jetzt den europäischen Standpunkt vertrat, sich, sobald es zum Kriege komme, nur für englische Interessen schlagen würde. Ignatieff hatte sich darauf beschränkt, Oesterreichs Einwendungen in Petersburg mitzutheilen, dort behandelte man sie in der bekannten dilatorischen Weise, antwortete, aber kam zu keinem Abschluß, und nichts destoweniger hielt die Militärpartei die Illusion einer Separatverständigung fest, und ließ alle Versuche Englands, zu einer Allianz mit dem Wiener Cabinet zu kommen, scheitern.

In dieser diplomatischen Sackgasse blieb man den April über. Die Antwort Gortschakow's auf Salisbury's Circular wiederholte in der Hauptsache nur die Erklärung, daß Rußland sich für den Congreß volle Freiheit vorbehalte, suchte die Einwürfe möglichst abzuschwächen, dem Vertrag nur einen provisorischen, modificirbaren Charakter zu geben, obwol derselbe ratificirt war, und forderte England auf, seinerseits Vorschläge zu machen, worauf dieses aber nicht einging. Das plumpe Manöver, diese Antwort, bevor sie überreicht war, durch den Timescorrespondenten nach London zu telegraphiren, wo dann während

Digitized by Google

der Adreßdebatte Sir W. Harcourt, einer der eisrigsten Russenfreunde, mit einem Bündel des Blattes in's Unterhaus leuchte, schlug in sein Gegentheil um. Beaconsfield hielt eine kriegerische Rede am 9. April; er wies auf die Heimlichkeit hin, mit der Rußland seine Verhandlungen umgeben; jeder Artikel des Vertrags sei eine Abweichung von den Verträgen von 1856 und 1871; er schaffe ein Bulgarien, das nicht von Bulgaren bewohnt werde, das Schwarze Meer werde ein russischer See wie das Kaspische, die bessarabische Frage sei keineswegs von untergeordneter örtlicher Bedeutung, sondern wegen der Unabhängigkeit der Donauschiffahrt hochwichtig, der britische Handel mit Persien, die freie Schiffsahrt durch die Meerengen würde beeinträchtigt, weil die Türkei nur ein Vasall Rußlands sein würde, es handle sich nicht blos um die wichtigsten Interessen Englands, sondern um die Freiheit Europa's. Die tactlose Rede Derby's, der insinuirte, daß die slavischen Regimenter des österreichischen Heeres sich vielleicht nicht gegen Rußland schlagen würden, machte den traurigen Staatsmann vollständig fertig. Verhandlungen über den gleichzeitigen Rückzug der russischen Armee und englischen Flotte zerschlugen sich. Vielleicht fürchteten beide Theile, daß damit die Pforte eine zu große Unabhängigkeit wieder gewinne und diese je nachdem gegen einen von beiden benutzen könne.

Dagegen gingen die Rüstungen im gewaltigsten Maßstabe fort, die Berufung der indischen Truppen, die plötzlich telegraphisch von Bombay gemeldet ward, zeigte Englands ganzen Ernst. Rußland arbeitete mit vollster Energie an der Organisation Bulgariens in neun Gubernien, die vollständig nach russischem Muster eingerichtet wurden; die Bulgaren wurden nur als Beigeordnete der russischen Beamten zugelassen, die Miliz ward von russischen Officieren commandirt. Rumänien ward immer dichter besetzt, die Kammern protestirten gegen den Vertrag von San Stefano, und als russische Generale Worte über die Entwaffnung der rumänischen Armee fallen ließen, schrieb der Fürst Carl dem Kaiser Alexander, man könne dieselbe zermalmen, nicht entwaffnen. Die Antwort des Zaren versicherte, er denke an keinen Conflict, *könne zwar nicht auf die Frucht seiner Siege verzichten*, aber hoffe, es werde sich auf dem Congreß ein Mittel, Alles auszugleichen, finden. Dem rumänischen Agenten in Petersburg bemerkte Fürst Gortschakow, daß der Kaiser alle Geduld verlieren würde, wenn seine Regierung gegen die Verbindung mit Bulgarien durch Rumänien protestiren sollte. Auf die Bemerkung, daß man über diese Frage doch mit Rumänien, nicht mit der Türkei hätte unterhandeln müssen, erwiderte der Kanzler, man wolle nichts mehr mit Rumänien zu thun haben, es sei genug, daß es wisse, Rußland verlange den freien Durchzug. Die rumänische Armee concentrirte sich inzwischen an der Westgrenze, während Rußland den bessarabischen Theil schon als sein Gebiet behandelte, den Abgeordneten desselben bedeutete, daß ihre Anwesenheit in Bukarest überflüssig sei und die Bewohner aufforderte, keine Steuern mehr an ihre bisherige Regierung zu zahlen. Der Ministerpräsident Bratiano begab sich nach Wien und Berlin, um Unterstützung für Rumänien nachzusuchen; er machte geltend, daß es sich nicht um das Stückchen Land, sondern um eine Schlüsselstellung handle, für die Rumänien nur der Pförtner sei, während ihr Besitz Rußland zum Herrn der Donaumündung vom Einfluß

Digitized by Google

des Pruth bis Tultscha machen würde, so daß es als Herr des nördlichen Ufers jederzeit den ganzen Strom sperren könne. Würde man dagegen einwenden, daß wenn die Dobrudscha an Rumänien falle, die Sulina- und St. Georgsmündung unter seine Hoheit kämen, so sei zu erwidern, daß dies Nichts nütze, da Rußland den Strom oberhalb der Theilung sperren könne und andererseits der Kilia-Arm ganz in seine Gewalt gegeben werde. Dieser aber sei für die Zukunft der wichtigste, weil er als der nördlichste nur mit seinen eigenen Niederschlägen zu kämpfen habe, während die Nordostwinde und die Meeresströmungen auf die Versandung der beiden anderen wirkten. Strategisch sei der Besitz Rumäniens werthlos, wenn Rußland in Besitz des bessarabischen Ufers und so gut wie in directen Besitz Bulgariens komme. Rumänien sei der Keil, der Rußland von den Südslaven trenne; durch die Abtretung des bessarabischen Districtes werde derselbe durchbrochen, die slavische Masse würde dann nicht blos von Norden und Süden, sondern auch von Osten auf die sie trennenden Völker drücken.

Es war ein neuer Beweis von Kurzsichtigkeit, daß diese Argumente in Wien keine Beachtung fanden. Man wies darauf hin, daß die Freiheit der Donaumündung viel mehr ein englisches als österreichisches Interesse sei; nach dem Berichte des englischen Mitgliedes der Donaucommission, Capitän Siborne, sei 1873 bei einer Tonnenbewegung der Sulina von 549,720 der englische Antheil 178,253 gewesen, 1876: 452,688 von 748,363. Oesterreich habe sogar in seinem Donauhandel durch die Freiheit und Verbesserung der Mündungen verloren; indem früher, bei den großen Sandbänken, Rumänien und Serbien Alles von Wien bezogen hätten, während jetzt die englischen Schiffe die Artikel ihres Heimathslandes brächten. Die Hinfälligkeit dieses Argumentes ward durch eine Denkschrift der Wiener Handelskammer dargethan, welche hervorhob, daß auf der Freiheit der Donaumündungen Oesterreichs Handel mit dem Schwarzen Meer und seinen kleinasiatischen Küsten beruhe, der von der höchsten Wichtigkeit geworden, aber durch den Frieden von Stefano mit Vernichtung bedroht sei. Die oben erwähnte politische Frage mußte außerdem für Oesterreich reichlich so wichtig sein, als für Rumänien. Was man in Berlin Herrn Bratiano geantwortet, ist uns unbekannt; jedenfalls gelten für Deutschland dieselben Argumente wie für Oesterreich, faßte doch während des Krimkrieges der Bundestag einen Beschluß, daß die Freiheit der Donau und geordnete Zustände in ihren Uferstaaten ein deutsches Interesse seien. (24. Juli 1854.)

Inzwischen ward die strategische Stellung der Russen schwierig. Das Heer kostete täglich drei Millionen Rubel[1]), Krankheiten richteten furchtbare Verwüstungen in seinen Reihen an, die Türken verweigerten die Räumung der Festungen, weil ihre Gefangenen noch nicht ausgeliefert und Rußland seine Truppen nicht in die vertragsmäßigen Grenzen zurückziehe; sie sammelten unter Osman Pascha ein Heer von 100,000 Mann, um Constantinopel vor einem Handstreich zu schützen, und setzten der Ausführung des von Europa angefochtenen Vertrags, dem sie sich

[1]) Bis zum 4. März hatte der Krieg 850 Mill. R. gekostet, was jährlich für Zinsen und Amortisation 45 Mill. macht, während 1877 die Ausgaben für die Schulden 108¾ Mill. betrugen, bei einem Budget von 500 Mill.

Digitized by Google

hatten beugen müssen, einen passiven Widerstand entgegen, welcher seine Rechtfertigung darin fand, daß es schlimmer für sie doch nicht kommen könne, während jeder directe Zwang Rußlands England zum Einschreiten bringen mußte. Nun brach, im Rücken der Russen, im Rhodopegebirge ein furchtbarer Aufstand der vertriebenen bulgarischen Muselmänner aus, die, völlig rechtlos gemacht, sich zu einem Verzweiflungskampf aufrafften, dem sich nicht nur die Trümmer der Suleiman'schen Armee, sondern auch zahlreiche Griechen beigesellten, nachdem der Großfürst Nikolaus unkluger Weise die Vertreter des griechischen Clerus bei ihrer Aufwartung in San Stefano auf das Tiefste beleidigt hatte, was wol nicht ohne Einfluß auf seine Rückberufung aus Gesundheitsrücksichten war. Der Proceß Sassulitsch warf ein düsteres Licht auf die innere Lage Rußlands; und die Einschiffung der indischen Truppen, unter Umständen, die bewiesen, daß man ihr Contingent beliebig erhöhen könne, zeigten, wie entschlossen England sei. Der Minister Hardy erklärte, der Vertrag von Stefano trage alle Elemente in sich, welche Zerstörung herbeiführen würden, und müsse selbst die neugeschaffene Provinz vernichten; andererseits tauchte geheimnißvoll mit russischer Besatzung in Amerika die „Cimbria" auf, als künftiger russischer Kreuzer.

In diesem Augenblicke höchster Spannung unternahm es Graf Schuwalow, seiner Regierung persönlich über Englands Stellung Bericht zu erstatten; und von dieser Reise datirt eine neue Wendung, welche wir in einem späteren Hefte zu verfolgen haben werden.

Digitized by Google

Briefe der Familie Körner (1804—1815).

Herausgegeben
von
Prof. Albr. Weber in Berlin.

XX. Von Emma Körner.

Dresden den 28ten November 1809.

Nachdem uns die verschiedenen politischen Ereignisse in diesen Mauern festgehalten hatten benutzten wir die augenblickliche Ruhe des Waffenstillstands, um doch wenigstens die schöne Natur noch etwas dieses Jahr zu genießen. Wir brachten dießmal acht Tage in Leipzig zu, welche uns außerordentlich angenehm vergingen in dem Kreise unsrer Verwandten und Freunde. Bey Ihrem Bruder Christian machte ich die Bekanntschafft von Krugs und der Fräulein Zängen und sie gefielen mir gleich sehr wohl, die letztere hat ein sehr schönes musikalisches Talent und gleich nach Tische ließen wir unsre beyderseitigen Kehlen im Auditorium erschallen, wo uns Ihr Bruder hinführte [1]) und wo wir ganz stolz vom Katheder herabsangen. Von Leipzig aus giengen wir nach Frohburg wo wir 14 Tage zubrachten und von Zeit zu Zeit nach Gnandstein herüber giengen. Blümner hatte uns immer so viel von seinen flachen Boden erzählt, daß wir ganz überrascht waren als wir das Schloß ins Gesicht bekamen und die Gegend sahen, welche es umgiebt, und die wirklich sehr lieblich ist. Das Aeußere des Schlosses ist zwar nicht regelmäßig (wofür das Innere reichlich entschädigt) aber wenn man es in der Ferne von der Landschafft umgeben sieht, macht es dennoch einen hübschen point de vue. Die Lage von Gnandstein ist zwar romantischer, aber als Wohnung betrachtet hat Frohburg viel Vorzüge vor diesen, besonders wenn man sie beyde, wie Blümner und Einsiedels thun, zum Winteraufenthalt wählt, wo Gnandstein durch den Schnee ganz unzugänglich werden muß. Julie hat die alten Zimmer in Gnandstein recht artig eingerichtet und die Außicht aus den Fenstern ins Thal ist sehr schön, nur schade daß die gegenüber stehenden Berge ihr jede weitere Außicht verschließen. Wie wir wieder hierher kamen, fanden wir das ganze Haus voll französischer Einquartierung und der Zweck unsrer Reise das Abziehn von politischen Gegenständen gieng gänzlich verlohren da wir wieder in die alte Unruhe zurückkehrten, und meine gute Mutter wieder tausend Ärgernissen über die Einquartierung ausgesetzt war. Sie ist seitdem immer leidend gewesen und vorige Woche war sie bedeutend

[1]) Christian Weber (1768—1838) war, wie vor ihm sein Vater und nach ihm sein zweiter Sohn Leopold (1805—1868), Actuar der Juristenfacultät in Leipzig. — Mit Krug ist jedenfalls der bekannte Professor der Philosophie, der von 1801—4 College meines Vaters in Frankfurt a. O. war, 1804 als Kant's Nachfolger nach Königsberg und 1809 nach Leipzig kam (gest. 1842), und mit „Frl. Zängen" Louise Zenge gemeint, die zweite Tochter des Generals Z. in Frankfurt a. O.

Digitized by Google

krank, so daß wir unendlich oft Gelegenheit gehabt haben zu bedauern, daß wir nicht während des Waffenstillstands nach Carlsbad gegangen sind.

Ich habe mich sehr gefreut wie ich die bestimmte Nachricht von der Realisirung der Berliner Universität laß und diesmal nicht allein um Ihretwillen, sondern um unser aller willen da mein Bruder nun wahrscheinlich Berlin zu seiner Universität wählen wird, wo so bedeutende Sammlungen für sein Fach sind und auch mehrere der Gelehrten welche dort angestellt sind lebhaftes Interesse an Naturwissenschaften nehmen, wo er dann sehr viel lernen könnte; und auf diese Art denke ich denn auch noch nach Berlin zu kommen, welches ich so lange schon zu sehen gewünscht. Ich gratuliere Ihnen herzlich lieber Cousin, daß Sie in Erwartung einer Anstellung in Berlin doch wieder einen kleinen Cirkel von Freunden in Frankfurt gefunden haben; Heinrich Kleist wird Ihnen gewiß immer mehr gefallen, je länger Sie ihn kennen werden; er hat kleine Eigenheiten in seinen Charakter die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu den ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß. Wenn Sie ihm sehen, so haben Sie die Güte ihm für sein Andenken zu danken und ihm vielmals von uns allen zu grüßen.

Nun lassen Sie uns von den neuen Schöpfungen Goethens sprechen; ich habe erst seit kurzen die Wahlverwandschafften gelesen und der Eindruck ist noch ganz neu den es auf mich gemacht hat, aber ich würde es für ein Mädchen von meinen Alter sehr arrogant finden über ein Werk dieser Art zu urtheilen; indessen da Sie mich um meine Meynung darüber fragen, will ich Ihnen so gut als möglich Genüge zu leisten suchen, nur bitte ich Sie nicht zu vergessen, daß bey allem was mir aufgefallen seyn könnte an diesem Werke blos von meinen individuellen Gefühl dabey die Rede ist, denn es können mir eine Menge Dinge entgangen seyn die ich nicht zu beurtheilen oder zu schätzen verstehe. Der Styl und die ganze Schreibart dieses Buchs hat mir unendlich gefallen und das ausmahlen einer Menge kleiner Nebenumstände, was so deutlich zeigt daß der Meister mit Liebe bey seinen Werke verweilt, und sich ungern davon losreißt, ist äußerst anziehend und interressant; aber mit den Personen welche diesen reichen Hintergrund beleben bin ich weniger zufrieden gewesen. Ottilie revoltirt mich oft durch ihr Betragen gegen Charlotten, sie wird als ein zart organisirtes Geschöpf geschildert, folglich auch für jede Regung empfänglicher, und doch gleichwohl denkt sie bey ihrer Liebe zu Edward kein einzigesmal an das Unrecht, welches sie Charlotten zufügt, über welche sie sich doch keineswegs zu beklagen hatte. Nach meinen Gefühl wäre Ottilie weit weiblicher und interressanter erschienen, wenn sie Edward sich selbst unbewußt geliebt hätte, denn es ist unnatürlich daß sie während der ganzen Zeit ihrer Leidenschafft für ihm, auch nie die mindeste Regung hat, daß sie Unrecht handelt und die kleine Klatscherei wo sie Edward sagt, was der Hauptmann über sein Flötenspiel geurtheilt ist ihres Charakters unwürdig, und macht das man für einige Zeit alles Interesse an ihr verliehrt. Gegen das Ende hebt sie sich wieder, nur habe ich nicht begreifen können, wie vier Menschen welche in einer so äußerst gespannten Situation sind als gegen das Ende des Romans die vier Hauptpersonen sind, wie diese wieder ihr altes Leben vornehmen und ganz gelassen Clavier spielen können. Gegen Charlotte kann man nichts einwenden, aber sie hat etwas trocknes in ihrer Natur, welches ihr Betragen weniger interressant macht als es vielleicht gewesen, wenn sie mit mehr Grazie tugendhaft wäre, und dann kann ich wieder nicht begreifen wie sie die Liebe zwischen Edward und Ottilie so ruhig ansehen kann, ohne daß sich je wieder ein leidenschafftliches Gefühl für den erstern in ihr regt, da sie ihm doch nach den ersten Seiten des Buches zärtlich zu lieben scheint. Im Anfang hat mich der Edward am meisten interressirt aber später hin mißfällt mir ebenso sehr an ihm wie an Charlotten, daß auf einmal jeder Gedanke an seine frühere Liebe vernichtet ist, ohne daß die geringste Spur davon zurückkehrt und er Charlottens Existenz gänzlich ignorirt. Der Architekt ist eine der interessantesten Erscheinungen des Romans, so wie noch mehrere Nebenpersonen eine angenehme Em-

Digitized by Google

pfindung machen, welche wenn sie auch nicht unmittelbar nöthig sind zum Gang des Romans doch eine Menge Stoff zu lieblichen Bildern geben und den Leser die ganze Sorgfalt zeigen mit welcher Goethe sein Werk ausgeführt hat. In Ottiliens Tagebuche sind sehr schöne Stellen und es sind überhaupt eine Menge Bemerkungen in diesen Buch von deren Wahrheit man unendlich ergriffen wird. Kennen Sie das Fragment aus Wilhelm Meisters Wanderjahren von Goethe, welches in den Cottaischen Almanach auf 1810 steht? Diese kleine Dichtung würde Ihnen gewiß recht gefallen, es herrscht ein wunderbares Spiel einer reichen Phantasie darinn, welche den lieblichsten Eindruck macht. Das Stück von Apel welches Sie mir nennen, kenne ich nicht und werde es mir zu verschaffen suchen, aber den französischen Werther habe ich nicht Lust kennen zu lernen.

XXI. Von derselben.

— den 22ten Februar 1810.

Mit großem Vergnügen lieber Cousin, habe ich Ihren letzten Brief gelesen, worin Sie mir den Einzug des Königs[1]) beschreiben und nur die Musen haben mich bis jetzt abhalten können Ihnen dafür zu danken. Ich habe wieder ein großes Bild angefangen, was mich die ganzen Vormittage beschäftigt und des Abends sind wir immer nicht allein wie Sie wissen, obgleich sich unser Cirkel gewaltig verengert hat. Meine gute Mutter ist noch immer leidend, wir gehen deshalb auch so wenig als möglich aus. Graf Geßler ist unser treuer Gesellschaffter, er ist jetzt immer guten Humors. Ich bedaure Sie herzlich lieber Cousin, daß Ihre Anstellung in Berlin noch immer so ungewiß ist, obgleich ich überzeugt bin, daß es Ihnen nicht fehlen wird. Mein Bruder welcher wahrscheinlich Michaelis dahin abgehen wird, würde sich unendlich freuen Sie dort etablirt zu finden und Ihre Freundschaft würde ihm gewiß sehr nützlich seyn bey seinem ersten Eintritt in die große Residenz. Auch wenn die Universität nicht zu Stande kommen sollte, wird er denohngeachtet hingehen, da diejenigen um derentwillen er nach Berlin geht bis jetzt alle Winter dort Vorlesungen gehalten haben. Mein Bruder hat neuerlig wieder einige sehr hübsche Gedichte gemacht, bey Göschen wird nächstens eine kleine Sammlung seiner Gedichte unter dem Namen Knospen herauskommen, worunter einige Ihnen gewiß gefallen werden. In den Taschenbuch Urania stehen schon zwey Gedichte von ihn, sein erster Ausflug ist ihm aber schlecht bekommen, er ist gewaltig recensirt worden in der allgemeinen Zeitung, unter andern sagt auch der Recensent daß er die metrische Nachläßigkeit Schillers nachgeahmt, welcher ihm überhaupt schien zum Vorbild gedient zu haben und ich glaube mein Bruder hat Ursache sich für diesen Vorwurf zu bedanken.

Kennen Sie das Taschenbuch von Baggesen wo er sehr witzig die neue Schule persiflirt? Wir haben es nur durchblättern können, aber es schienen uns einige sehr treffende Satyren darin zu seyn. Die Liebe des Eizapfens und der Frostblume in dreymal neun Sonnetten dargestellt ist eines der gelungesten.

Einsiedels sind diesen Winter sehr fleißig in Leipzig gewesen, in der Gesellschaft von Kunzens ist eine große Oper von Mozart einstudirt worden, und die Einsiedeln ist immer zu den Proben nach Leipzig gereist, was wirklich bey den schlechten Wegen von Gnandstein nach Leipzig ein sehr großes Unternehmen ist. Uebrigens ist aber die Aufführung der Oper zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, es war cosi fan tutti [tutte] und sie haben sie nicht allein gesungen, sondern förmlich gespielt auf dem Dilettantentheater.

Wendlers[2]) haben neulich auch eine Oper in Hôtel de Saxe vor einen großen

[1]) Friedrich Wilhelm's III. Einzug in Berlin, am 23. December 1809. Vgl. oben Nr. XV, Emma's Brief vom 22. Februar 1809.

[2]) Gemeint ist Dr. med. Chr. Ad. Wendler, geb. 13. Aug. 1783, gest. 26. Aug. 1862 als Professor der Staatsarzneikunde an der Leipziger Universität, am 11. Sept. 1806 vermählt mit

Digitized by Google

Publikum gesungen, und kurze Zeit darauf haben Wendlers einen Maskenball gegeben, kurz die Leipziger verstehen es sich zu amüsiren, wenigstens weit besser wie wir, denn unser Carneval ist dieses Jahr so freudenlos wie noch nie, es müßte denn unser neuer Minister Senft, welcher gestern hier angelangt ist, ihm noch zuletzt durch einige Feten beleben. In diesen Tagen wird über das Schicksal mancher in unsrer Armee entschieden werden, es ist den Könige eine neue Organisation des Militairs vorgeschlagen worden, welche er genehmigt hat und man erwartet nun die Resultate davon.

XXII. Von derselben.

Dresden den 20. November 1810.

Von Ihrem Bruder [1]) werden Sie wahrscheinlich schon weitläufig gehört haben, wie wir diesen Sommer zugebracht und daß der Zweck unsrer Badereise glücklich erfüllt worden ist indem wir die Freude haben meine theure Mutter gesund zu sehen. Die Reise selbst hat mir unendlichen Genuß gewährt da ich die böhmischen Gegenden noch nicht kannte, und der Weg von hier bis Carlsbad die schönsten Landschaften darbietet, und dem Auge die reichste Abwechslung gewährt. Die Spaziergänge in Carlsbad sind wunderschön und äußerst mannichfaltig. Meine Mutter und Tante giengen nicht an den Brunnen, was mich hingegen sehr amüsirt hat (obgleich das Lokal nichts weniger als reitzend dort ist) und ich gieng unter den Schutz der Gräfin Dohna, oder der Generalin Lestoq an den Neubrunn, die letztere ist so wie ihre ganze Familie sehr angenehm im Umgang. Der alte General Lestoq hat aber die Eroberung der ganzen Badewelt durch sein interressantes militairisches Aeußere und sein liebenswürdiges Betragen gemacht. Ueberhaupt waren mehrere sehr angenehme Menschen unter den Preußen, welche sich dieses Jahr in Carlsbad befanden. Göthe war auch in Carlsbad und ich war äußerst begierig ihn nach mehreren Jahren wieder zu sehen, die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird und obgleich er meine Aeltern doch nun schon so lange kennt, konnten wir es doch während unsers ganzen Aufenthalts in Carlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf einen zutraulichern Ton zu kommen, aber bey einen Aufenthalt von 14 Tagen, denn er nach vollendeter Badekur in Dresden machte, hat er uns reichlich für diese Förmlichkeit entschädigt, indem er ein ganz andrer Mensch war, als wie wir ihn früher gesehn und seine Art sich über so manche Gegenstände mitzutheilen uns unendlichen Genuß gewährt hat. Er nimmt großes Interesse an Musik und unsre kleine Singakademie machte ihm sehr viel Freude. Dresden hat ihm so wohl gefallen, daß er uns versprochen künftiges Jahr wieder hier durchzugehn und dann einen längern Aufenthalt zu machen, er hatte uns

---

Professor J. Ch. G. Ernesti's (s. Einleitung) einziger Tochter Juliane Henriette (geb. 12. Aug. 1786, gest. 16. Januar 1846). Theodor Körner war als Student viel in seinem Hause. Er war es auch, der, in Gemeinschaft mit dem Kaufmann Friedr. Kunze, denselben nach seiner Verwundung bei Kitzen (17. Juni) vor der Gefangenschaft rettete, indem er ihn zunächst in seinem Garten an der Promenade (gegenüber der Pleißenburg, da wo jetzt die katholische Kirche steht) versteckte, und von da nach Kahnsdorf bei Borna, einem Thalemann'schen Erbe, brachte, von wo er später auf Schleichwegen weiter entkam, s. Theodor's Brief an seinen Vater aus Karlsbad vom 14. Juli (Ges. Werke 4, 440. Berlin 1838). Zu Andenken dessen vermachte ihm später Theodor's Mutter das von Emma Körner (s. Brief XXXIV) gemalte lebensgroße Bildniß desselben, mit der testamentarischen Bestimmung, daß es immer auf den ältesten Wendler forterben soll. Gegenwärtig ist dasselbe im Besitz des derzeitigen Seniors der Familie, Advocat Dr. Emil Wendler in Leipzig (geb. 25. März 1809). Eine Copie davon hat Friedrich Wilhelm IV. für seine Privatgallerie anfertigen lassen, und eine andere ist in neuerer Zeit für das durch Dr. Emil Peschel in Dresden begründete „Körner-Museum" angefertigt worden.

[1]) Hier ist wieder Karl Weber gemeint, s. Brief V.

Digitized by Google

auch eingeladen ihm diesen Winter in Weimar zu besuchen, was aber bey den Vater seinen Geschäften leider ganz unmöglich ist.

Einige kleine Gedichte welche er an die Kayserin von Oestreich gemacht und seine Pandora ausgenommen haben wir nichts neues von seinen poetischen Productionen gesehn, er sagt selber daß er diesen Sommer nicht sehr fleißig gewesen, da ihm Kränklichkeit oft daran verhindert hat. Von den Wanderungen Wilhelm Meisters ist manches fertig, wird aber noch nicht sobald erscheinen, und wie er uns sagte, wird die Fortsetzung derselben in einen ernsten strengen Geschmack seyn, und wenig mit den lieblichen Bildern gemein haben, von denen er uns in den Cottaschen Almanach vorigen Jahres eine Probe gegeben.

Ein bedeutender Stern erscheint jetzt an den litterarischen Himmel des nördlichen Deutschlands, la Motte Fouqué, dessen Dichtungen, obgleich Fouqué eigentlich von französischer Herkunft ist, doch ächte Deutschheit verrathen, und daß er sich ganz in den Sinn der Nation hereingedacht hat, mit der er seit vielen Jahren lebt [1]). Ich weiß nicht ob Ihnen schon sein dramatisches Gedicht Sigurd oder der Held des Nordens bekannt ist, welches ein bedeutendes Genie verräth und welches ich Ihnen rathe baldigst zu lesen, wenn Sie es noch nicht kennen. Von seinen kleinen Aufsätzen erscheinen in mehrerern Journalen, unter andern im Pantheon, dann auch in dem vaterländischen Museum, beydes sehr interessante Journale durch die Mitarbeiter. Neulich habe ich auch in einen Blatt, der preußische Hausfreund genannt, einen sehr schönen Aufsatz von ihm über den Tod der unvergeßlichen Königin gelesen, ein zweites Blatt wovon er und Kleist die Redakteurs sind, kommt täglich unter den Namen Abendzeitung in Berlin heraus. Haben Sie schon das neue Trauerspiel von Oehlenschläger Axel und Wallburg gelesen? es hat wieder eben so viel Schönes wie sein Hakon Jarl, von dem es eine Art von Fortsetzung ist, wenigstens bekommt es noch mehr Interesse wenn man den Hakon vorher gelesen hat. Zwischen den letztern und Axel steht noch seine Tragödie Palnatoke, welche aber noch nicht ganz übersetzt seyn soll, nach der kurzen Skizze die ich davon in den Pantheon gelesen, muß es sehr groß seyn; hingegen sind im Axel sehr viel liebliche Ideen auf das zarteste ausgeführt.

Ich wage es diesen Brief ein Exemplar von meines Bruders Gedichten beyzufügen und sie Ihren Urtheil zu unterwerfen, Sie werden das Streben seines jungen Geistes nicht verkennen, es sind die ersten Blätter von ihm, welche öffentlich erscheinen.

XXIII. Von derselben.

Dresden den 14ten May 1811.

Recht leid thut es uns, daß wir nicht mehr hier seyn werden, wenn Sie Ihr Weg über Dresden führt, wir reisen zu Ende Juny nach Carlsbad ab, bleiben dort 4 Wochen und bey unsrer Zurückkunft halten wir uns nur wenige Stunden in Dresden auf, und gehen von hier sogleich nach Berlin, wo wir mehrere Tage zu bleiben gedenken. Obgleich ich es vorgezogen haben würde Berlin in Winter zu sehen, so freue ich mich doch unendlich auf diese Reise. Mein Bruder fühlt sich sehr glücklich dort [2]), besonders giebt ihn das Theater einen großen Genuß und da die Vorlesungen nun in vollen Gange sind, hat er sehr viel Beschäftigung. — —

---

[1]) Fouqué ist ein geborner Deutscher (geb. zu Brandenburg am 12. Febr. 1777); seine Familie ist schon Ende des 17 Jahrhunderts aus Frankreich ausgewandert, zunächst nach Holland.

[2]) Bekanntlich blieb Theodor Körner in Berlin nur wenige Monate, da eine Krankheit, welche ihn dort im Mai befiel, eine Reise nach Karlsbad wünschenswerth erscheinen ließ. August 1811 begab er sich dann nach Wien. S. den folgenden Brief. Ueber Theodor's Aufenthalt in Berlin s. Gustav Parthey's „Jugenderinnerungen" (1871), 1, 197 flg.

Digitized by Google

XXIV. Von derselben.

Dresden den 28ten May 1811.

Ich schrieb Ihnen unsern ganzen Sommerplan aber seit gestern Nachmittag hat dieser einen gewaltigen Stoß erlitten. Unsre Idee war, den 30ten Juny von hier nach Carlsbad zu reisen, dort 4 Wochen zu bleiben und dann Anfang August nach Berlin zu gehen um meinen Bruder dort zu besuchen und uns ein wenig dort umzusehen. Mein Vater hat längst gewünscht einmal eine Reise nach Berlin zu machen und wir freuten uns alle sehr auf die Ausführung dieses Plans, gestern Abend aber bekommen wir einen Brief von meinen Bruder, worin er uns schreibt daß er drey Wochen das kalte Fieber gehabt und so matt davon ist, das man ihm in Berlin allgemein den Rath giebt nach Carlsbad zu gehen. Wenn nun mein Bruder auf diese Art die Vorlesungen des Monat July nicht hören kann, ist es ihm natürlich unnütz Anfang August wieder hinzugehn, da den 15ten die Ferien ihren Anfang nehmen und wir würden dann später nach Berlin gehen, wenn das Winterhalbjahr angeht.

XXV. Von derselben.

Dresden den 1. Februar 1812.

Unsere dramatischen Übungen von denen Ihnen Ihr Herr Bruder vielleicht geschrieben haben mir in den letzten Wochen viel Zeit genommen, weil mir das auswendig lernen sehr schwer wird, was auch die Ursache ist daß mir das spielen wenig Genuß giebt, aber in den drey Vorstellungen, die wir gehabt hat uns allen Luisens [1]) Talent viel Genuß gegeben. Zwischen Webers, Hofrath Leipzigers und uns war ein dramatisches Kränzchen etablirt. Die erste Vorstellung war bey Ihren Bruder wo der Roman einer Stunde ein kleines Stück nach dem Französischen und zum Nachspiel der häusliche Zwist von Kotzebue gegeben wurde. Beyde Stücke bedürfen feine und geübte Schauspieler, im ersten spielte Luise, meine Tante und Hofrath Leipziger, im zweiten Luise, Leipziger, und der junge Weinlig den Nachbar. Sie werden sich erinnern letztern bey uns in der Singstunde gesehen zu haben, er hat ein großes komisches dramatisches Talent und spielte den Nachbar ganz vortrefflich. Luise löste die schwere Aufgabe zwey verschiedene weibliche Charaktere in einen Abend darzustellen außerordentlich gut. Etliche Tage darauf wurde bey uns gespielt. Wir gaben die Mißverständnisse von Steigentesch ein sehr launigtes Stück voll überraschender Verwicklungen und sehr für ein Privattheater geeignet. Hierauf wurde der häusliche Zwist wiederhohlt. In den ersten Stück mußte ich die Liebhaberin übernehmen, ich habe seit meinen Kinderjahren nicht gespielt und bin der Sache gar nicht gewachsen, da aber Luise es für ihre Gesundheit zu angreifend findet zwey Stücke in einen Abend zu spielen mußte ich mich schon in die Nothwendigkeit fügen. Außer den schon genannten spielte dießesmal noch Herr von Einsiedel vom Generalstab im ersten Stück mit. Bey Leipzigers war die dritte Vorstellung und die Entdeckung von Steigentesch, und das Posthaus von Treuenbrietzen wurde bey gegeben, im letzteren Stück spielte Luise sehr gut die Rolle der Therese. So angenehm diese kleinen dramatischen Unterhaltungen in einen geschloßnen Cirkel sind, so fürchte ich doch sehr, daß wir nicht wieder so viel Stücke werden spielen können als in dieser kurzen Zeit geschehen ist. Einer der Herren Minister legt es Leipziger übel aus, daß er als Hofrath so viel Comödie spielt weil er die irrige Meynung hat daß dieser seine Arbeit darüber versäumt, obgleich man es ihm vielleicht nicht übel nehmen würde wenn er dieselbe Zeit mit spielen auf der Ressource zubrächte, und da L. Verhältnisse ihm nicht erlauben diese Urtheile zu ignoriren, so hat unsre Truppe so klein wie sie ist, doch schon ihrn primo amoroso verlohren, und dieses Fach ist sehr schwer wieder zu

[1]) Gemeint ist die Frau Karl Weber's, Luise, geb. Kapp, Tochter des Dr. Kapp in Dresden, s. Brief XXXVIII.

Digitized by Google

besetzen. Nach Ihren letzten Brief scheint Ihnen das Theater in Breslau vielen Genuß zu geben, und besonders die Oper soll recht gut seyn, den ersten Tenor Hr. Klengel habe ich mehreremal in Leipzig gehört und seine Stimme hat mir sehr gut gefallen. Nach allen was Sie mir von Breslau sagen scheint doch der Ton dort sehr gesellig zu seyn und wenn Sie nur erst eingewohnt, bin ich überzeugt daß Sie sich dort gefallen werden, wenigstens gewiß besser als in Frankfurt. Steffens und seine Frau giengen diesen Herbst hier durch, ich hatte beyde früher oft auf der Gallerie gesehen, habe sie aber nicht wieder erkannt, so verändert haben sie sich in Aeußern, und erfuhr erst spät, daß sie da gewesen; sie sollen in Halle einen sehr angenehmen Cirkel um sich gebildet haben und Ihr Umgang wird Ihnen daher in Breslau gewiß angenehm seyn.

Mein Bruder ist noch immer in Wien, es ist noch nicht bestimmt wie lange er noch dort bleiben soll, er ist fortdauernd sehr viel bei Humboldts und Friedrich Schlegels und sehr fleißig auf der Bibliothek.

XXVI. Von Gottfried Körner.

Dresden d. 3. Februar 1812.

Herr Matthäi[1]), ein Musiker der mir durch seinen Ruf schon sehr bekannt war, hat mir Ihren Brief überbracht. Ich hätte gewünscht ihn zu hören, aber er giebt kein Concert und bey mir sind die musikalischen Abende bloß auf Gesang eingeschränkt. Daß er neben Polledro[2]) gefallen hat, den man für sehr vorzüglich hält, ist viel. Indessen habe ich Polledro auch nicht gehört und es kann seyn, daß er eine süßliche Manier hat, die bey vielen Glück macht. Daß Sie in Ihrer neuen Lage manches Gute finden, freut mich. Vieles wird sich wohl in der Folge bessern, auch die Einnahme, wenn Sie besonders einmal etwa einen auswärtigen Ruf geltend machen können.

Auf Ihr Lehrbuch der politischen Oekonomie bin ich begierig. In diesem Fache bin ich weniger fremd als in der Landwirthschaft.

Von mir erscheinen zu Ostern meine politischen Schriften nebst einigen ungedruckten unter meinem Namen bei Walther allhier, unter dem Titel: „Versuche über Gegenstände der innern Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst." Sie werden Aufsätze über die Preßfreyheit, über die Verbesserung des Processes, über den staatswirthschaftlichen Werth eines Menschenlebens und über die Einrichtung statistischer Tabellen darin finden, die Sie noch nicht kennen. —

Jetzt arbeite ich an einem philosophischen Aufsatze für Schlegels Museum und dann gehts ernstlich an die Jurisprudenz, wofür ich mich jetzt interessire, da ich nun bald wieder im Appellationsgericht zu arbeiten hoffe[3]). — Wegen des künftigen Aufenthaltes meines Sohnes, der sich noch sehr wohl in Wien befindet, bin ich noch nicht entschieden. Er hat sich jetzt für Geschichte bestimmt und wünscht in Göttingen zu studiren. Ich habe aber unter jetzigen Umständen einige Bedenken dabey. Breslau wäre mir in mancher Rücksicht lieber. Erstlich rechne ich dabey auf Ihre Freundschaft, dann ist Bredow dort, von dem [man] aber neuerlich sagt, daß er sehr krank wäre. Es fragt sich nun, wie der herrschende Ton unter den Studenten ist. Mein Sohn ist kein Renommist aber geneigt sich das Burschenleben zu idealisiren, und mag gern unter denen, die den Ton angeben, eine Rolle spielen. Indessen ist er durch Erfahrungen schon besonnen geworden. Theilen Sie mir doch Ihre Gedanken darüber mit, auch ob man auf Bredows Vorlesungen rechnen kann und ob die Bibliothek für Geschichte reichhaltig ist.

[1]) Heinrich August M., Componist und Concert-Violinist, geb. zu Dresden am 2. October 1781, s. Gerber lc. (1813) 3,357.

[2]) J. B. P., ein großer, kunstreicher Violonist und Componist aus Turin, s. Gerber lc. 3,745.

[3]) Körner war damals gerade an dasselbe zurückversetzt worden.

Digitized by Google

XXVII. Von demselben.

Dresden den 18. März 1812.

Bey mir ist alles wohl und von meinem Sohne habe ich gute Nachricht. Er hat mir seine poetischen Produkte geschickt, in denen ich bedeutende Fortschritte wahrnehme. Seine Angelegenheiten in Leipzig[1]) sind nun wieder in Ordnung gebracht und er ist nicht gehindert in Berlin oder Göttingen zu studiren. Diesen Sommer wird er aber noch in Wien bleiben, und wenn es irgend thunlich ist, so besuchen wir ihn im Julius.

Bredow hat man hier schon todt gesagt[2]). Wer wird denn an seine Stelle kommen? Eben habe ich Collins Gedichte erhalten, unter denen die Ballade von Kayser Max wohl das vorzüglichste ist. Aus den übrigen geht eine sehr achtungswürdige Persönlichkeit hervor.

XXVIII. Von Emma Körner.

Dresden den 18. März 1812.

Mein Vater hat Ihnen nur flüchtig über Theodors letzte poetische Produkte gesprochen und vielleicht ist es Ihnen nicht uninteressant etwas nähers darüber zu hören. Sie bestehen in drey Lustspielen und einen Drama, die erstern sind mit großen Beyfall in Wien gegeben worden und Sie werden über die Aufführung der Braut und des grünen Domino etwas in den Morgenblatt finden. Das dritte Lustspiel der Nachtwächter ist eine wahre Fastnachtsposse, und obgleich weniger fein, als die beyden erstern Lustspiele, so scheint es mir doch sehr viel komisches Verdienst zu haben und ist sehr leicht versifizirt. Die Idee zu dem Drama ist aus einer Novelle Heinrich Kleists die Verlobung auf St. Domingo genommen, welche in den zweiten Band seiner Erzählung[en] steht, es heißt Toni und ist in Jamben. Die Schwester ist freilich kein gültiger Richter, aber meinen Gefühl nach hat Theodor das Süjet weit zärter behandelt als Kleist, und ich bin überzeugt die Tiefe des Gefühls welche darin herrscht und die Reinheit der Sprache würde Sie sehr erfreuen. Sehr gut gehalten scheinen mir besonders die Charaktere der Toni und ihrer Mutter der alten Negerin Babekan. Das Mährchen Undine von den Sie mir in Ihren letzten Brief schrieben habe ich gelesen und es hat mir weit besser gefallen als Fouqués Todesbund ein Heldenroman, der manche schöne Stelle enthält, aber dabey so viel verwornes daß man[3]) über die vielen dunkeln Pfade die einen der Dichter führt die einzeln Lichter die dann und wann au[f]flackern am Ende ganz ihre Wirkung verfehlen. Wenn Sie Herrn von Raumer[4]) in Breslau kennen, dessen Frau eine geb. Fräulein [v.] Görschen aus Dessau ist, so bitte ich mich ihr bestens zu empfehlen, wir sind im Sommer 1806 auf der Gallerie sehr viel zusammen gewesen, und ich habe erst jetzt gehört daß sie in B. ist.

XXIX. Von Gottfried Körner.

Dresden den 16ten May 1812.

Meine politischen Schriften werden erst zu Johannis fertig weil Walther noch mit andern versprochenen Arbeiten zurück war und daher stehen sie auch nicht im

---

[1]) Es sind Zerwürfnisse mit der akademischen Obrigkeit aus der Zeit gemeint, wo Theodor Körner Student in Leipzig war (1810). Sämmtliche Werke. I, 22 (Biographie des Dichters.), vergl. im Vorwort XXVIII. XXX.

[2]) Er starb erst am 5. Sept. 1814.

[3]) Dies „man" ist überflüssig; der Satz schließt anders, als er beginnt.

[4]) Friedrich von Raumer, geb. 14. Mai 1781, gest. 13. Juni 1873, 1811 zum Professor der Geschichte und Staatskunst in Breslau ernannt; Luise von Raumer, geb. 31. August 1785, gest. 26. März 1867.

Digitized by Google

Meßcatalog. Von Schillers Werken wird die erste Lieferung nicht vor dem Julius erscheinen — eine Verzögerung die bloß von Cotta herrührt.

In Adam Müllers politischen Schriften finde ich zwar einige Ideen, die allerdings Aufmerksamkeit verdienen, aber dagegen sehr viel Paradoxen und Sophisterey. Dies gilt besonders auch von den agronomischen Briefen, die in Schlegels deutschem Museum eingerückt sind und die Sie der Merkwürdigkeit halber lesen müssen. Geduld werden Sie aber dabey nöthig haben, wenn Sie auf Sätze treffen, die mit großer Wichtigkeit im Prophetenton ausgesprochen werden, aus denen aber oft nicht einmal ein deutliches und bestimmtes Resultat sich herausfinden läßt. Müller ist jetzt in Wien und will Vorlesungen halten, die aber nicht zu Stande kommen, was ihn in oekonomischer Hinsicht in Verlegenheit setzen mag. Von meinem Sohne habe ich gute Nachrichten. Ein Paar Stücke von ihm habe ich an Göthen geschickt, und sie sind von ihm sehr freundlich und über meine Erwartung mit Theilnehmung aufgenommen worden.

Außer dem französischen Kayser und seiner Gemahlin wird heute auch der oestreichische Kayser mit seiner Gemahlin hier erwartet. Die Durchmärsche der Truppen dauern dabey noch fort.

XXX. Von demselben.

Dresden am 16¼ Dez. 1812.

Ihr neues Werk [1]) war mir ein sehr angenehmes Geschenk, das ich sogleich flüchtig übersehen habe, um eine Idee vom Ganzen zu bekommen. Das ernste und tiefe Studium der Wissenschaft, der Reichthum der Litteratur und die liberalen Ansichten haben mich gefreut. Mir ist kein Lehrbuch bekannt, worin so viel geleistet wäre. Ueber einzelne Punkte würde sich vielleicht auch eine andre Meynung vertheidigen lassen. Bey der Lehre von den Banken hätte ich über das, was zur Sicherheit einer Zettelbank gehört, mehr Ausführlichkeit gewünscht. Ueber diesen Punkt herrschen noch gewisse Vorurtheile. Was ich sonst beym genauern Lesen dieses Buches bemerken werde, behalte ich mir vor Ihnen freymüthig zu eröffnen, da Sie es verlangen. Ueber die Lehre von Geld z. B. habe ich bei Ihnen weit hellere und bestimmtere Begriffe gefunden, als man in den meisten theoretischen Schriften antrifft.

Von meinen politischen Aufsätzen liegt schon lange ein Exemplar für Sie parat, weil ich immer auf einen Besuch hoffte. Aber nun werde ich durch den Buchhändler es Ihnen mit nächster Gelegenheit übersenden. In den Briefen eines Sachsen werden Sie Zusätze und Abänderungen finden, besonders was die vorgeschlagene Bank betrifft.

In Wien hätte ich gern über die Geschichte des dortigen Papiergeldes Notizen eingesammlet. Aber es fand sich hierzu keine Gelegenheit. Nicht einmal die vollständige Reihe der gesetzlichen Verordnungen darüber konnte ich auftreiben. Es waren mir auch allerley Vorschläge eingefallen um den dortigen Uebeln abzuhelfen, aber ich bedurfte hierzu noch genauere statistische Notizen, die mir nur ein unterrichteter Geschäftsmann geben konnte. Einen solchen lernte ich zufälliger Weise nicht kennen. Ueberdem erfuhr ich, daß Finanzvorschläge der Fremden in Wien nicht willkommen sind. Genz der dort viel und besonders bey Minister Metternich gilt, hat seinen Ideen keinen Eingang verschaffen können. So viel konnte ich bemerken, daß es bey der dortigen Geschäftsführung in diesem Fache Mysteria iniquitatis giebt, daß man nicht offen und redlich zu Werke gehen will und daß vieles nicht aus Ungeschicklichkeit geschieht oder unterbleibt, sondern weil es den Machthabern vortheilhaft ist. Ich gab es daher auf mit meinen staatswirthschaftlichen Liebhabereien mich in Wien zu beschäftigen, und lebte bloß für den Genuß. Dieser ist mir auch in reichen Maaße zu Theil geworden, und meine Hauptabsicht, über die dortige Lage meines Sohnes mir vollständige Kenntniß zu verschaffen, ist zu meiner Zufriedenheit erfüllt. Wien

[1]) Lehrbuch der politischen Oekonomie 2 voll. Breslau 1813 bei Barth.

Digitized by Google

hat sehr vortheilhaft auf meinen Sohn gewirkt. Er ist thätig gewesen und hat durch den Umgang mit schätzbaren und liebenswürdigen Personen sehr an Ausbildung gewonnen. Sein Dichterberuf ist für mich außer Zweifel und ich habe Muth genug, ihn diesem Berufe folgen zu lassen. Einige kleine Stücke von ihm werden jetzt in Wien gedruckt, aber die größern Trauerspiele Zrini (der ungarische Leonidas in Scigeth 1566) und Rosamund (die englische) sollen erst später erscheinen, wenn sie vorher bey den Theatern ins Geld gesetzt sind. Zrini wird nächstens in Wien gegeben. In Castelli's Wiener Almanach finden Sie eine Ballade von meinem Sohn über die Sage vom Kynast.

Mein Sohn denkt in einigen Monaten über Dresden nach Weimar zu gehen, um Göthen dort zu besuchen, der seine Arbeiten sehr freundlich aufgenommen hat.

XXXI. Von Emma Körner.

Dresden den 17. Februar 1813.

Die Gegenwart von Julie Einsiedel, welche uns auf einige Wochen mit ihrem Mann besucht und bey uns wohnte, hat mich bis jetzt abgehalten Ihnen auf Ihren Brief zu antworten, lieber Cousin, da wir nach langer Trennung sehr geitzig mit der Zeit waren blieb mir keine Muße zum schreiben.

Diesen Morgen sind Einsiedels abgereist und ich benutze den ersten freyen Moment um mich mit Ihnen nach den schönen Wien zu versetzen und nochmals der Erinnerung an alles Schöne zu leben, was mir Kunst und Natur dort darbot. Die Kunstsammlungen und das Theater zog uns so sehr an, daß wir von den schönen Umgebungen Wiens noch manches haben ungesehen lassen müssen, und auf eine zweite Reise nach der Kaiserstadt verschoben haben, dazu kam auch daß das Wetter diesen Sommer zu Landparthien sehr ungünstig und unzuverläßig war. Das Belvedere hat mir großen Genuß gewährt, es ist nicht zu läugnen, daß unsre Gallerie größere Kunstwerke von Raphael und Correggio besitzt, hingegen findet man wieder in dieser Sammlung eine Menge schöner Bilder von Meistern, die wir hier kaum den Namen nach kennen. Erinnern Sie sich wohl noch des schönen Bildes von Pordenone die heilige Justine? und welchen Schatz von Guido's enthält diese Gallerie. Die Lichtensteinsche Gallerie macht schon durch die Art wie sie aufgestellt ist einen angenehmen Eindruck, die neun Bilder von Rubens, die Geschichte des Decius darstellend, sind das Vollendeste was ich noch von diesen Meister sah; die Formen seiner Gestalten sind da edler, als man sie gewöhnlich in seinen Bildern findet. Unter den Portraits des Van Dyk hat mich das des Wallenstein besonders angezogen, leider sah ich diese Gallerie nur einmal was für ihren Reichthum viel zu wenig ist. Außerdem sah ich noch die schönen Privatsammlungen des Grafen Lamberg und der Herren von Hope und von Rainer. Es that uns sehr leid die Milder nicht hören zu können und überhaupt die ganze große Oper nicht sehen zu können, aber dafür war uns das Schicksal sehr günstig in den andern Theatern und wir haben allerliebste Opern und vortreffliche Schauspiele an der Wien und in der Burg gesehen. Unter den erstern waren die Zauberflöte, Cendrillon und Johann von Paris die gelungensten Darstellungen, in der Cendrillon habe ich aber die kleine Demmer nicht mehr gesehen, man war mit ihrer Aufführung außer den Theater sehr unzufrieden und hatte ihr deshalb diese Rolle genommen. An der Burg habe ich eine vollendete Darstellung der Braut von Messina gesehen, Koberwein ist unvergleichlich als Caesar und der Chor wird so gut gesprochen daß er die erschütternste Wirkung hervorbringt, die Adamberger[1]) hat mir auch sehr gut gefallen viel besser als die Krüger deren Ton mir zu weinerlich schien und dann spricht sie besonders in Conversationsstücken auffallend langsam. Sie hat aber eine schöne Theaterfigur und in der Johanna spielt sie recht gut. Sie werden sich wundern lieber Cousin wenn ich Ihnen sage daß wir weder Baden noch das so schöne Helenenthal gesehen, aber wir hatten Graf Fries

[1]) Toni Adamberger, die Verlobte Theodor Körner's. Er hatte für sie seine „Toni" geschrieben.

Digitized by Google

versprechen müssen, Baden nicht zu betreten ohne auf ein paar Tage nach Vöslau zu kommen, diese Partie nahm uns also mehrere Tage Zeit weg die sich immer nicht finden wollte, und dann standen die Einlösungsscheine zu unsern Unglück so hoch, daß diese Partie unsre Ausgaben bedeutend vermehrt haben würde, ein Wagen nach Baden kam dieses Jahr den Tag 18 fl. W. W., 9 rthr. nach unsern Geld. In Schönbrunn waren wir mehreremahl mit großen Vergnügen, so auch in Laxenburg, aber die Lage des erstern ist weit vorzuziehen, den ohnerachtet des steifen Geschmacks in dem der Garten angelegt, machen doch die hohen grünen Wände einen imposanten schönen Effekt. Wir hatten unsre Abreise von Wien immer so lange verschoben daß wir den kürzesten Weg zurückgehen mußten, und uns auch selbst nicht in Prag aufgehalten haben. Mein Bruder ist noch immer in Wien, wo er fortdauernd in den glücklichsten Verhältnissen lebt, und ehe sie meinen Brief erhalten, werden Sie wahrscheinlich schon in der eleganten Zeitung gelesen haben, daß er nun dort als k. k. Theaterdichter an der Burg angestellt ist und die angenehme Empfindung getheilt haben, welche ihm durch die große Auszeichnung des Erzherzog Carl zu Theil geworden ist. Meinen Bruder ist es nicht eingefallen diese Anstellung zu suchen, im Gegentheil war seine Absicht sogleich nach der ersten Aufführung des Zriny Wien auf einige Zeit zu verlassen und seine Reise nach Weimar anzutreten und so ist sie bey seiner Jugend doppelt schmeichelhaft für ihn. Von seinen Zriny werden Sie ebenfalls schon sehr weitläufig in der eleganten Zeitung gelesen haben und ich will Sie nicht mit Wiederholungen belästigen, aber ich bin überzeugt, daß es Ihnen Freude machen würde das Stück zu lesen, unser Urtheil kann hier nichts gelten denn es könnte bestochen sein, aber Göthe hält es für eine sehr gelungene Arbeit. Da man in Breslau die Braut und den grünen Domino mit Beyfall gegeben, wünschte ich sehr daß Sie nun auch die Toni und die Sühne sähen; die beyden genannten kleinen Stücke, und der Nachtwächter welches letztere blos ein Faschingsstück seyn sollte, waren seine ersten Arbeiten für die Bühne. Jetzt hat er ein großes Trauerspiel vollendet, was besonders von seinen schnellen Fortschritten in der Reinheit und Schönheit der Diction zeigt, obgleich der Stoff des Zriny allgemein anziehender ist. Das neue Trauerspiel ist die englische Rosamunde aus den Zeiten Heinrich des Zweyten. Sehr glücklich hat er in diesen Stück den Charakter des Richard Löwenherz zu benutzen gewußt, auch der König ist sehr gut gehalten. Es würde mich ängstigen daß Theodor jetzt schon so productiv ist und mich für sein Talent besorgt machen, da Leichtigkeit der Erfindung zu Leichtsinn in der Bearbeitung führen kann, aber zum Glück hat er an Humboldt und Schlegel zwei zwar ganz verschiedene, aber gleich strenge Richter neben sich stehen, die ihm nichts hingehen lassen werden was das Gepräge dieses Fehlers tragen würde, und dann wird ihm auch noch sein eigenes ernstes Streben vor dieser Klippe bewahren. Bey Humboldts waren wir sehr viel in Wien, sie sind uns alte bewährte Freunde, und ihr Cirkel ist sehr interessant. Sehr angenehm befindet man sich auch bey der Dichterin Pichler, deren Bekanntschaft Sie wahrscheinlich auch gemacht haben.

Sie haben jetzt die Freude den König in Breslau zu sehen und der Tag seiner Ankunft muß sehr feierlich und schön gewesen seyn, mit ihm sind gewiß noch mehrere interressante Menschen, Sie werden manchen alten Berliner Bekannten wieder gefunden haben, und ich denke mir Ihren Aufenthalt jetzt sehr angenehm.

XXXII. Von Gottfried Körner.

(Ohne Datum. Mitte März 1813?)

Mein Sohn wird in diesen Tagen bey Ihnen eintreffen[1]). Es bedarf keiner Bitte um eine freundliche Aufnahme. Haben Sie die Güte ihm die Innlage zuzu-

[1]) Theodor Körner hatte Wien am 15. März 1813 verlassen und war am 19. März zu Breslau in die Lützow'sche Freischaar eingetreten.

Digitized by Google

stellen. Wenn er Sie bittet einen Brief an mich zu besorgen, so haben Sie die Güte so lange die Communication auf dem ordentlichen Wege nicht ganz gewiß offen ist, einen Umschlag mit folgender Adresse darum zu machen.

an den Kayserl. Königl. Rath Eichler
in Prag [1]).

Eben so bitte ich zu verfahren, wenn Sie mir etwas zu melden haben und den Brief bloß Patri zu überschreiben. Nächstens mehr.

Tausend Grüße von den Meinigen. Leben Sie recht wohl!

XXXIII. Von demselben.

Dresden am 31. Merz 1813.

Mein Sohn wird nach dem was ich von Graf Anton Stollberg höre, nicht mehr bey Ihnen, sondern auf dem Wege zu uns seyn. Ich lege daher nur ein Paar Zeilen für ihn bey, auf den Fall daß er noch in Breslau wäre. Zugleich übersende ich Ihnen einen Creditbrief auf 500 Thlr. zur beliebigen Disposition meines Sohnes. Wenn er auch jetzt nichts davon braucht, da er bey der Infanterie dient, wie mir Graf Stollberg sagt, so kann es ihm doch nützlich seyn auf einen Banquier in Breslau bey dringenden Fällen anweisen zu können. Haben Sie also die Güte mit Herrn Veit Böhm die Abrede zu nehmen, daß er die Anweisungen meines Sohnes respectirt, und was er für ihn auslegt, Ihnen als empfangen auf den beyliegenden Creditbrief anrechnet.

Von den Tagen unsern [unsrer] Tribulationen füge ich eine kurze Notiz bey.

Tausend Grüße von den Meinigen.

Sollte mein Sohn nicht auf Dresden marschirt seyn, so bitte ich ihm den Brief nachzuschicken.

XXXIV. Von Emma Körner.

den 8. April 1813.

Mein Bruder welcher vorgestern Nacht glücklich hier angekommen ist, trägt mir auf Sie zu bitten lieber Cousin inliegenden Brief nach Wien zu senden mit der nächsten Post, er würde Ihnen sehr gern selbst geschrieben haben, aber seine Zeit ist hier so eingetheilt daß es ihm unmöglich war und er sie deshalb um Verzeihung bittet. Nehmen Sie unsern herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie ihm in Breslau [haben] angedeihen lassen. Er wird nicht lange hier bleiben können und mit Schrecken denke ich schon an die schwere Abschiedsstunde, doch ich vertraue auf Gott daß er ihn uns erhalten wird, und wir uns alle vereint der schönen Zeit freuen werden, die der große Kampf jetzt bereitet. Nächstens schreibe ich Ihnen mehr, jetzt ruft mich die Mahlerey ab, da ich gern noch ein ähnliches Bild von meinen Bruder haben möchte. Leben Sie wohl, alle die Meinen grüßen herzlich.

XXXV. Von Gottfried Körner.

Dresden am 14. April 1813.

Ihre Briefe habe ich richtig erhalten und mein Sohn selbst ist am 6ten hier eingetroffen. Gestern ist er mit den Corps weiter marschirt. Mit Gesundheit, Kraft, Eifer und Muth will er für die gute Sache das Seinige thun und ich hoffe den besten Erfolg. Sein Entschluß kostet freilich der Mutter viel Thränen, aber ihr

[1]) Diese Worte sind mit Bleistift eingetragen. Auch trägt der Brief keine Unterschrift. Unter den nun eintretenden Verhältnissen war eben die größte Vorsicht geboten. — Der Contrast mit den unmittelbar vorhergehenden, glückathmenden Briefen hat etwas Unheimliches. Die Catastrophe rückt ja nun heran, welche dies Glück vernichten sollte.

Digitized by Google

Körper ist jetzt stärker, als vor ein Paar Jahren, und durch gute Nachrichten wird hoffentlich auch ihre Seele immer stärker werden. Die Communication zwischen uns ist nun ganz frey und ich bitte Sie mir die von meinem Sohne zurückgelassenen 100 Dukaten mit der Post zuzuschicken. Der Banquier hält dies für die wohlfeilste Art, wobey jetzt nichts zu wagen ist. Auch haben Sie die Güte den Creditbrief auf 500 Thlr. mit beyzulegen, da ich nunmehr wegen der Geldangelegenheiten meines Sohnes eine andere Einrichtung getroffen habe.

Für Sachsen gehen jetzt schöne Hoffnungen auf, und der bessre Theil der Nation erkennt es. Daß jetzt nur noch in Wittenberg Franzosen sind, ist schon ein bedeutender Gewinn, und lange werden sie wohl nicht mehr dort bleiben. Opfer kostet es dem Lande freylich, aber das kommt gar nicht in Betrachtung gegen das was die Preußischen Lande für die gute Sache gethan haben. Und mit den Weichlingen, die ohne Arzney gesund werden wollen, muß man über Dinge dieser Art gar nicht sprechen.

In meinem Hause habe ich jetzt eine sehr angenehme Einquartierung, den Verfasser des Geistes der Zeit, Ernst Moritz Arndt. Er wird von dem Minister v. Stein gebraucht und wünschte in dessen Nähe zu wohnen. Sein Persönliches ist sehr einnehmend und ich verspreche mir vielen Genuß von seinem Umgange, da er sehr mittheilend ist.

XXXVI. Von demselben.

Dresden d. 28. April 1813.

Nur ein Paar Zeilen in Eil um Ihnen zu melden daß ich die hundert Dukaten und den Creditbrief richtig erhalten habe. Mein Sohn war den 25ten noch in Leipzig, sehr gesund und eifrig im Dienst. Er hat das Glück gehabt, schon zum Lieutenant bei dem Corps befördert zu werden.

Ihr Buch wird gar nicht zur Unzeit erscheinen, wenn man auch das Bedürfniß der Staatswirthschaft erst in Zeiten der Erholung vollkommen einsehen wird.

Arndt erinnert sich Ihrer sehr wohl und dankt für Ihr Andenken. Er wird mir immer lieber und wir nähern uns einander immer mehr.

Leben Sie recht wohl. Die Meinigen grüßen schönstens.

XXXVII. Von demselben.

Teplitz den 10. May 1813.

Hier bin ich seit vorgestern mit meiner Familie, weil ich nicht mit den Franzosen zusammen in Dresden seyn wollte. Diese sind den achten früh eingerückt. Napoleon selbst ist Nachmittags angekommen. Nach meinen Nachrichten haben die Russen und Preußen bey Lützen das Schlachtfeld behauptet, eine Bewegung des Vicekönigs in ihrer rechten Flanke, hat zu einem Rückzug Anlaß gegeben. Vielleicht fanden sie [die] Franzosen stärker als man geglaubt hatte. Französische Cavallerie soll man in der Schlacht nicht gesehen haben. Aber das schwere französische Geschütz hat besonders den Preußen viel Schaden gethan. Es kann seyn, daß die Alliirten für nöthig finden sich ihren Verstärkungen zu nähern. Dies konnte nur zwischen der Elbe und Oder geschehen. Der Rückzug geschah übrigens in größter Ordnung ohne Verlust einer Canone. Nach den neusten Nachrichten waren die Alliirten noch in Neustadt und die Interimsbrücke, welche sie abgebrannt hatten, noch nicht wiederhergestellt.

Mein Sohn ist nicht bey der Schlacht, sondern damals in Zerbst und der dasigen Gegend gewesen. Aus Zerbst habe ich Briefe daß er am 30sten April dort war. Mein Briefwechsel mit ihm muß vorjetzt über Breslau gehen. Von dort aus giebt es gewiß Mittel, etwas an das Lützow'sche Corps gelangen zu lassen. In Leipzig ist mein Sohn durch die Wahl seiner Cameraden Lieutenant geworden. Er hat viel Glück in so kurzer Zeit bey einem solchen Corps.

Digitized by Google

Meine Adresse ist hier: im goldenen Ochsen N. 36 auf der Graupengasse.

Die Meinigen sind gesund und ich lasse den Muth noch nicht sinken. Leben Sie recht wohl. Viele Grüße vom ganzen Hause.

XXXVIII. Von demselben.

Dresden am 6. Dez. 1813.

Ihre herzliche Theilnehmung bey meinem Verluste [1]) hat mir sehr wohlgethan. Ich weiß daß Sie den Verewigten geliebt haben und auch er hatte viel Anhänglichkeit für Sie. Mich hat Gott über Erwartung gestärkt, daß ich seinen Tod auf eine Art betraure, die seiner würdig ist. Nur in einzelnen Momenten erlangt die Natur das Uebergewicht. Die Meinigen haben an Körper weniger gelitten, als ich erwartet hätte. Meine Frau war durch die früheren Nachrichten vorbereitet, denen nachher widersprochen wurde. Sie hatte die Hoffnung schon aufgegeben, da ich und Emma noch immer hofften.

Von den Kleidern und Effecten meines Sohnes wählen Sie sich etwas zum Andenken, und haben die Güte mir alles Uebrige zu schicken. Ich lege ein Exemplar die [der] Gedichte bey, das [die] [2]) seine Freunde in Leipzig herausgegeben haben. Von seinen Produkten werde ich das meiste drucken lassen. Der Zrini wird wahrscheinlicher Weise in Berlin gegeben werden.

Daß wir an dem Siege der guten Sache nicht mehr zweifeln dürfen, ist die größte Beruhigung bey jedem Opfer. Es fehlt jetzt auch hier nicht an braven Männern, die sich durch rühmlichen Eifer auszeichnen. Das Banner der freiwilligen Sachsen 3000 stark wird bald vollzählig seyn. Mit Errichtung der Landwehr ist man ernstlich beschäftigt und die regulairen Truppen werden ergänzt. Bald gehen diese und das Banner unter Thielmann vorwärts! —

Ihre Familie ist erst kürzlich von Tharand hereingekommen bis auf Dr. Kapps [3]). Außer Dr. Kapp der an seinem gewöhnlichen Uebel leidet, ist alles gesund. Sonst ist die Mortalität hier sehr stark und die Nervenfieber hören nicht auf.

Auf den Donnerstag erwarten wir den Fürsten Repnin und das ganze General Gouvernement. Dieß wird den Geschäftsgang sehr erleichtern. Es bleibt hier eine kleine Garnison. Graf Geßlers Ankunft war mir sehr erfreulich. Er hat mir noch manches von meinem Sohn erzählt.

Leben Sie recht wohl. Tausend Grüße von den Meinigen.

Sollten Sie ungedruckte Gedichte von meinem Sohn besitzen, so bitte ich mir eine Abschrift davon zuzuschicken.

XXXIX. Von Emma Körner.

Dresden den 17. März 1814.

Es war uns allen höchst erfreulich bester Vetter einige Nachricht von Ihren Befinden zu erhalten, und Tantchen sagt Ihnen besonders ihren herzlichen Dank für das gütige Andenken an ihren Geburtstag. Dieser sonst so frohe Tag für uns war dießmal noch schmerzensvoller als alle seine Vorgänger seit unsern unersetzlichen Verluste; wenn ein so theures Familienband zerrissen worden ist, sind alle dem häuslichen Kreise geheiligten Tage nur eine Vermehrung des Kummers und rufen ver-

[1]) Am 26. August 1813 war Theodor Körner bei Gadebusch gefallen.

[2]) Diese beiden Unrichtigkeiten sind, ebenso wie die kurzen Sätze dieses Briefes, als ein redendes Zeugniß anzusehen für die tiefe Erregung des schwer gebeugten, aber sich gewaltsam zusammenhaltenden Mannes.

[3]) S. Brief XXV.

Digitized by Google

lorne Freuden zurück. — — Von den zweiten Band der dramatischen Beyträge haben wir noch nichts gesehen, Wallishausen [1]) behauptet ein schriftliches Versprechen von Theodor zu besitzen, welches ihn als den alleinigen Herausgeber dieser kleinen Schauspiele bestätigt. Gestern erhielten wir seinen Koffer mit Manuscripten aus Wien, der noch vieles neue uns unbekannte enthält, aber auch viele noch unbeendete Pläne zu großen Arbeiten, welche sein Geist herrlich vollbracht haben würde und die nun so unvollendet das schmerzlichste Gefühl hervorbringen.

In Leipzig werden Sie noch früher als wir hier gehört haben, welche glänzende Siege auf die kleinen Nachtheile gefolgt sind die das Blücherische Corps erlitten und die Sorge und Angst weit bedeutender gemacht haben als sie in der Wirklichkeit gewesen sind; ich habe hierüber einen Brief von Graf Constantin St. gelesen der in jeder Art sehr beruhigend über diesen Punkt war; die Schlacht am 27sten [2]) scheint aber das Werk gekrönt zu haben und die Verfolgung des Feindes mit den größten Glück betrieben zu werden. Nach einen Brief aus den Hauptquartier von sehr sichrer Hand vom 4ten März datirt, erwartete man dort stündlich die Nachricht von der Schlacht welche Blücher gegen die französische Hauptarmee bestehen sollte [3]) und die ganz in der Nähe von Paris muß Statt gefunden haben; man sah sie als gänzlich entscheidend an und sprach viel von Frieden, welcher die natürliche Folge davon seyn würde.

XL. Von derselben.

Dresden den 5ten July 1814.

Von uns bester Vetter kann ich Ihnen wenig sagen, wir leben ohne Hoffnung und ohne Freude einen Tag wie den andern und nur die Ueberzeugung daß die Freiheit unsers deutschen Vaterlandes durch den großen Kampf der uns soviel kostete gesichert worden ist, kann uns aufrecht erhalten, die gegenwärtigen Tage sind am wenigstens dazu geeignet unsern Schmerz milder zu machen, die Rückkehr so vieler Glücklicher in die Heymath wo nach so mannichfachen überstandenen Leiden ihre Angehörigen sie mit den größten Jubel empfangen können, reißt alle Wunden von neuen auf, denn uns kehrt Niemand zurück. — —

Vor kurzen gingen die beyden Grafen Stollberge Constantin und Anton hier durch; die alten Stollberge genießen ein großes Glück drey Söhne unversehrt wiederzusehen; ihre Erzählungen von den großen Ereignissen waren uns unendlich interessant, sie sprachen beyde mit so viel Klarheit und Bestimmtheit von den letzten Begebenheiten und ihr deutscher Sinn hat sich so ganz rein erhalten; überhaupt hat Paris sehr zur Erhaltung und Erweckung dieses Sinns beygetragen; wenn der Haß gegen die Franzosen bey den wahrhaft deutschen Gemüthern noch eines Zusatzes fähig war, so hat er ihn dort erhalten.

Wir haben für diesen Sommer in Gemeinschaft mit Gouvernementsrath Krügers einen Garten gemiethet um wenigstens einige Stunden des Tages der freyen Luft zu genießen; wenn wir unsre Reise nach Mellenburg an Theodors Grab antreten werden ist noch ganz unbestimmt, wir wünschten in August dahin zu gehen und dann auf der Rückreise einige Wochen in Berlin zuzubringen, aber ich fürchte äußere Umstände werden große Hindernisse in diesen Plan machen und wir die Reise vielleicht erst in Spätherbst antreten können. Bey unsern Unglück giebt es mir ein wohlthuendes Gefühl, daß Theodors Ruhestätte auf deutschen Boden ist; wie viele edle deutsche Herzen ruhen in fremder Erde — — — Einer unsrer Bekannten ein junger Mann von ausgezeichneter Geistesbildung und kräftigen deutschen Sinn, welcher Ihnen

[1]) So hier; die richtige Namensform: Wallishauser in Brief XL.

[2]) Die Schlacht von Bar-sur-Aube, 27. Februar 1814.

[3]) Die Siege von Laon (10. März) und La Fère-Champenoise (25. März), welche den Verbündeten den Weg nach Paris öffneten.

Digitized by Google

ebenfalls bekannt ist, hat in diesen Krieg auf eine unglückliche Weise geendet; Sie erinnern sich gewiß noch des Herrn von Marwitz, wenigstens hat er oft von Ihnen gesprochen, er war auch ein intimer Freund von Steffens, seit der Affaire von Montmirail wo er auf Vorposten commandirt wurde, hat man allen Nachforschungen ohngeachtet nichts wieder von ihm erfahren können; er war früher Adjutant bei Dörnberg und später beym Generalstaabe, höchst wahrscheinlich ist er ein Opfer der Wuth der Bauern geworden; auch der Wachtmeister Friese [1]) beim Lützow'schen Corps, Bruder des Staatsraths ist in Frankreich auf diese unglückliche Weise umgekommen; letztern haben Sie gewiß in Breslau gesehen, er war ein ausgezeichneter Offizier.

Von Theodors poetischen Nachlaß wird nächstens der erste Band erscheinen, welcher Rosamunde und Zriny enthält, sein Portrait welches den zweiten Band ziert sticht Buchhorn in Berlin welcher ein großer Künstler in diesen Fach ist und gewiß etwas sehr gutes liefern wird. Das Monument auf Theodors Grabstätte wird in Berlin in Eisen gegossen. Es ist unbegreiflich wie schwer es wird den Wiener Verlag in Norddeutschland zu erhalten, zwey Bände von Theodors dramatischen Beyträgen sind dort schon längst herausgekommen aber hier sind sie nirgends zu haben und Herr Wallishauser hat uns die Exemplare so karg zugetheilt, daß wir nicht im Stande sind Ihnen welche zu schicken, was mir herzlich leid thut, da Sie es auf diesen Weg noch am kürzesten erhalten würden. Haben Sie schon die Denkmale der Zeit von Tiedge gelesen, sie enthalten sehr viel kräftige schöne Stellen, die Ihnen Freude machen werden.

So eben erhalte ich aus guter Hand die officielle Nachricht, daß der König den 23ten in Potsdam eintrifft und den 3ten August mit den Kayser Alexander seinen Einzug in Berlin hält.

Ueber das Schicksal Sachsens weiß man durchaus noch nichts officielles, gerade nicht mehr als in Breslau.

XLI. Von derselben.

Dresden, den 30. Oktober 1814.

Als wir vor kurzen von Berlin zurückkehrten, fand ich Ihren lieben Brief, welcher mir doppelt erfreulich war da wir so lange keine Nachricht von Ihnen hatten und ich nicht wußte wohin ich Ihnen schreiben sollte. Die Reise, welche wir gemacht war in jeder Hinsicht für unser Gefühl sehr wohlthätig und wird uns ewig eine dankbare Erinnerung zurücklassen. Wir wünschten den Todestag des Geliebten an seinem Grabe zu feyern, aber das Monument konnte bis dahin nicht fertig werden und so giengen wir Anfang September nach Berlin um dort seine Vollendung zu erwarten. Hofrath Parthey [2]) nahm uns in seinen Hause auf und wir fühlten uns bald einheimisch in Berlin. Die allgemeine große Theilnahme an unsern Schicksal und die Achtung und Liebe mit der man überall sich über Theodor äußerte, gab uns das Gefühl als wenn wir in einen großen Kreise lieber Verwandten lebten. Mehrere genaue Freunde fanden wir dort wieder und noch eine Menge interressanter Menschen lernten wir kennen. Unter meine angenehmsten Stunden rechne ich besonders einen Morgen den wir bey Princessin Wilhelm zubrachten und dann einen Mittag bey Princessin Radzivill wo wir die Generale Gneisenau und Grollmann kennen lernten, zwey Männer die so bedeutend in den letzten Kampf gewirkt haben. Gneisenau's Verdienste sind allgemein bekannt, aber Grollmann hat als Chef der

[1]) Der edle Friesen, in dessen Armen Theodor Körner gestorben war, wurde 16. März 1814 von französischen Bauern erschossen.

[2]) Gottfried Körner nennt diesen in der Biographie seines Sohnes (a. a. O. S. 24) „einen vieljährigen Freund". Vgl. zu obigem Briefe Gustav Parthey's (des Sohnes) Darstellung in seinen „Jugenderinnerungen", Band 2, p. 47—59: „Körner's in Berlin 1814".

Digitized by Google

Landwehren besonders bey Culm entscheidende Dienst geleistet. Die Singakademie hat mich natürlich sehr entzückt, wie Sie leicht denken können; das Theater ist das Einzige was ich in Berlin unter meiner Erwartung gefunden habe. Die Bethmann war krank und zufällig habe ich auch weder die Maaß noch die Beck sehen können, indessen ließ Iffland während unsrer Anwesenheit den Zriny aufführen, wo ich doch die vorzüglichsten Schauspieler sah. Mattausch vergriff den Solymann indem er einen schwächlichen Greis daraus machte und es Theodors Absicht gewiß nicht war daß die phisische Schwäche in dieser Rolle das hervorstechendste seyn sollte. Beschort gefiel mir besser als Zriny. Die übrigen Rollen waren auch recht gut besetzt; sonst sah ich kein großes Schauspiel, aber mehrere sehr hübsche Opern, die Silvana von Maria Weber, Richard Löwenherz pp und den Oedip von Sachini im großen Opernhaus. Wie man aber eine Madame Müller[1]) als ersten Sopran auf dem Berliner Theater dulden kann, ist mir unbegreiflich, sie detonnirt aufs jämmerlichste, ist eine alte Figur und spielt unter aller Kritik. Fischers[2]) Stimme hat mir aber viel Vergnügen gemacht und obgleich der Schmalz ihr Spiel sehr kalt und ungraciös ist, so macht doch ihre volle Stimme[3]) sehr guten Effekt im großen Opernhause. Nach einen Aufenthalt von drey Wochen in Berlin giengen wir nach Meklenburg, wo wir in Ludwigslust an einen Tag mit den Monument ankamen. Die Grabstätte ist eine starke Meile von Ludwigslust bey den Dorfe Wöbbellin, eine Pappelallee führt von der Straße zu ihr hin und wir fanden die Pflanzung welche sie umgiebt in der schönsten Blüthe. Der Platz den uns der Herzog vererbt ist von bedeutenden Umfange, in der Mitte desselben erhebt sich die Eiche, vor ihr liegt das Grab auf einen Rasenplatze und vor diesen steht das Monument. Gebüsch und Blumen schließen sich zu beyden Seiten an die Eiche und bilden einen Halbzirkel um das Grab; das Ganze umgiebt eine Mauer, die jetzt durch einen eisernen Thorweg verschlossen wird. Mit welchen Empfindungen wir zum erstenmahl diese heilige Stätte betraten, darf ich Ihnen nicht sagen, Sie haben es gewiß mit uns gefühlt, aber vermochte irgend etwas den ungeheuern Schmerz zu mildern den wir bei Erblickung seines Grabes empfanden, so war es allein die gewisse Ueberzeugung daß Alles was uns auf Erden theuer war in den treusten Händen ruht. Im Norden Deutschlands spricht sich der wahre deutsche Geist erst recht lebendig aus und der Gemeinste im Volk würde sich schämen ihn nicht in seiner ganzen Krafft zu fühlen. Mit der größten Sorgsamkeit waren die Anpflanzungen gemacht worden, man sah deutlich daß Liebe und Achtung das Ganze geleitet und es auch bis in die spätsten Zeiten vor jeden Unfall bewahren werden. Wir ließen in unsern Beysein das Monument aufrichten und nachdem alles geendigt, war den Tag vor unsrer Abreise noch eine feyerliche Einweihung desselben zu der die ganze Gegend herbeyströmte und uns die rührendsten Beweise von Theilnahme gab. Von Ludwigslust giengen wir wieder nach Berlin zurück und nachdem wir dort noch einige Zeit verweilt über Potsdam hierher, wo ich mich anfänglich ganz fremd fühlte.

Man hat mir in Berlin so vielfach den Wunsch geäußert Theodors Bild zu sehen, daß ich es jetzt auf die Ausstellung dahin geschickt habe. Das Kupfer zu den zweiten Band wird recht gut werden, aber der ganze zweite Band wird noch nicht sobald erscheinen. Sie wissen daß Tiedge sich anbot den Nachlaß herauszugeben und nachdem er den ganzen Sommer mit zugebracht unter den vermischten Gedichten eine Auswahl für den Druck zu treffen, kündigt er uns jetzt an, daß seine schwächliche Gesundheit ihm diese Herausgabe unmöglich macht und er blos den Aufsatz über Theodor selbst schreiben wird. Der Vater wird nun das uebrige besorgen und so

[1]) Geb. zu Mainz 1772; in ihrer Jugend war sie eine beliebte Erscheinung, s. Gerber lc. 3, 524.

[2]) A. J. Fischer, s. Gerber lc. (1812) I, 132. Gustav Parthey lc. I, 90.

[3]) Die Schmalz war freilich auch schon 43 Jahr alt! geb. in Berlin 1771, s. Gerber lc. 4, 80.

Digitized by Google

denke ich doch wenigstens daß es zur Neujahrsmesse wird erscheinen können. Die Aenderung in der Hedwig, welche man in Breslau gemacht, will mir nicht recht gefallen, der Schluß erinnert zu sehr an die Toni. Hier sind mit den Theater große Veränderungen vorgegangen, welche vortheilhaft darauf wirken; das italiänische und deutsche stehen jetzt beyde unter einen Intendanten welcher wieder unter der Theatercommission steht, welche aus Racknitz, Vieth und meinen Vater zusammengesetzt ist; dem Vater ist die besondre Aufsicht über das deutsche Theater anvertraut worden. Im Innern des Theaters hat man einige Veränderungen angebracht, gesperrte Sitze gemacht, das Orchester erweitert und besser beleuchtet pp aber nun soll natürlich auch auf bessre Stücke gehalten und noch einige neue Mitglieder angenommen werden.

Für die Nachricht über Marwitz danke ich Ihnen sehr; wenn ausgezeichnete Menschen fallen sollen, ist ein schneller Tod immer ein Glück und in Berlin erzählte man sich noch, daß er gefangen nach Paris gebracht und dort elend im Hospital gestorben wäre, was uns sehr schmerzte.

In wenig Tagen wird der preußische Civilgouverneur Minister Reck und der Militärgouverneur Oberst Gaudi hier eintreffen; letzterer wird aber das Militärgouvernement nur bis zur Ankunft des Generals Kleist übernehmen.

XLII. Von derselben.

Dresden den 6ten Januar 1815.

Ich hoffte immer mein Brief sollte Ihnen von der gänzlichen Besitznahme Sachsens die erste Nachricht geben, lieber Cousin, leider ist dieses aber noch nicht geschehen und der Congreß scheint kein Ende nehmen zu wollen. Wir können den König nicht dankbar genug seyn für die Wahl der Männer welche er an die Spitze der provisorischen Regierung gesetzt hat; über die Reckse Familie ist nur eine Stimme, Gaudi kennen Sie selbst und der Geheime Staatsrath Bülow (Bruder des Finanzministers) welcher das Generalsecretariat erhalten hat, ist ein sehr geistvoller aber dabey besonnener Geschäftsmann mit dem es sich vortrefflich arbeiten lassen soll. Von unsern trefflichen Commandanten Dobschütz darf man eigentlich nur den Namen nennen; seine großen Verdienste um die deutsche Sache haben ihn allgemein bekannt gemacht. Unsre Gouverneurs leben sehr einfach, das heißt ohne asiatischen Prunk und Aufwand wie wir es zuletzt gesehen haben, aber sie sehen täglich Leute bey sich und in den Abendstunden ist Jedermann willkommen, der einmal da präsentirt ist. Die Gaudi ist eine recht muntre angenehme Frau. Von Kleists Ankunft ist es jetzt ganz stille und er wird auch wahrscheinlich vor Ende der provisorischen Regierung nicht hier eintreffen. Sie können leicht denken daß die preußischen Umgebungen uns sehr wohlthuend sind; der wahre deutsche Sinn ist unter unsern Landsleuten leider noch sehr dünn gesäet, wie sie [Sie] zur Genüge erfahren haben werden; es giebt nur Sachsen und diese nicht einmal ganz rein; und der Umgang von Menschen deren Ansichten nicht über die Gränzen ihres Landes herausgehen, kann denen nicht genügen deren einziger Trost das Bewußtseyn ist, das Liebste dem Heiligsten geopfert zu haben.

Mit Ihrem Freund B. in F. möchte ich jetzt um keinen Preis zusammenkommen; die Meynung ist die unerträglichste, welche sich nicht auf Anhänglichkeit an das Alte lang Geehrte gründet, sondern blos aus der unreinen Quelle persönlicher Abneigung und kleinlicher Mißgunst entspringt. Der erstern kann man seine Achtung nicht versagen wenn sie auch mit den eignen Ansichten nicht übereinstimmt; die zweite muß man in solcher großen Zeit doppelt verachten. Ihr Freund Richter [1]) ist nach der Abreise des Herrn von Oppel nach Wien an dessen Statt in die Section der Finanzen gekommen, worin er gemeinschaftlich mit den Staatsrath Friese arbeitet. Die Chefs der 1. Section sind jetzt mein Vater [2]) und Krüger. Das deutsche

[1]) Carl Richter; trat später auch in preußische Dienste, starb als Regierungsdirector in Liegnitz (1820).

[2]) Nach der Einnahme von Dresden durch die Verbündeten war Gottfr. Körner als Gou-

Digitized by Google

Theater steht noch immer unter meinen Vater und es sind in kurzen mehrere ausgezeichnete Darstellungen geliefert worden worunter der Zriny eine der gelungensten war; er wurde von einen neuen Schauspieler Herrn Hellwig ganz vorzüglich gespielt und von den uebrigen Acteurs mit großer Wärme unterstützt. Der Tod der Helene machte durchaus keine widrige Würkung auf das Publikum, da Herr Canow als Juranitsch diese Scene mit vieler Zartheit gab, so daß sie etwas beruhigendes hatte. Die Schuld von Müllner ist ein vollendetes Kunstwerk und es wird Sie sehr interessiren sie zu sehen, besonders schön ist der Versbau darin. Jetzt studiert man hier Theodor's Rosamunde ein, Mad. Hartwig hat sich entschlossen die Eleonore zu spielen was eine große Verläugnung ihrer selbst ist, da die Rolle für die Schauspielerin nichts weniger als dankbar ist. Es ist schade um Devrients Talent, wenn er sich künftig auf den großen Berliner Theater abschreyen muß, da seine Stimme nicht stark seyn soll.

Der zweite Band von Theodors Nachlaß wird bestimmt zu Ostern erscheinen. Haben Sie das neue Heldengedicht von Fouquè Coruna [Corona] schon gelesen? bis auf die Strophen die auf die Zeit Bezug haben ist es mir etwas neblicht vorgekommen. Die kleine Erzählung von Madame Fouquè der Spanier und der Freywillige in Paris hat mir hingegen sehr gefallen.

XLIII. Von Gottfried Körner.

Berlin am 2. May 1815.

Mit vielem Dank habe ich Ihre neuste Schrift [1]) erhalten und werde die Beylage an Herrn Staatsrath Thaer bestens besorgen. Von Ihrer Theilnahme waren wir ganz überzeugt [2]). Mir gereicht meine hiesige Anstellung [3]) zur großen Erleichterung, da ich mir sehr erwünschte Dienstverhältnisse zu versprechen habe. In voriger Woche habe ich mein Amt angetreten, schätzbare Männer zu Collegen und bey diesen eine freundliche Aufnahme gefunden. Ich bin so wohl bey dem Cultus, als bey dem öffentlichen Unterricht beschäftigt.

In Dresden wurde die Luft sehr drückend und ich sehnte mich hinaus. Mehrere Sächsische Geschäftsmänner werden jetzt Preußische Dienste suchen. Ueber Sachsens künftiges Schicksal herrscht noch ein Dunkel, da die verbündeten Mächte durch die letzte Erklärung des Königs von Sachsen nicht befriedigt worden sind.

Erfreulich ist hier der Eifer mit dem die Preußische Jugend zum neuen Kampfe sich rüstet [4]). Für den Erfolg ist mir nicht bange, aber manches Gute was jetzt vielleicht ausgeführt worden wäre, kann wohl durch die jetzige Störung verzögert werden. Indessen wird doch hoffentlich nunmehr das Uebel aus dem Grunde geheilt. — Die Meinigen erholen sich allmählig und lassen Ihnen viel Herzliches sagen. Leben Sie recht wohl.

---

vernementsrath in das General-Gouvernement für die Verwaltung des Königreichs Sachsen berufen worden.

[1]) Vermuthlich das „Theoretisch-praktische Handbuch des gesammten Futterbau's", Leipzig 1815, bei P. G. Kummer.

[2]) Das ist Alles, was der Vater über den nunmehr auch erfolgten Tod der Tochter sagt, — ein beredtes Schweigen! — Emma überlebte eben den Tod Theodor's nicht lange. „Ein stiller Gram über den Verlust des innig geliebten Bruders zehrte ihre Lebenskraft auf, und ließ ihr nur noch Zeit, sein Bildniß zu malen und seine Grabstätte zu zeichnen," heißt es in einer Anmerkung zu der Biographie des Dichters (a. a. O. S. 42). Sie starb am 15. März 1815, noch in Dresden, und wurde neben Theodor bestattet. Hier, unter der „Körner-Eiche" neben ihren „himmlischen Kindern" (s. den Schlußbrief) fanden dann im Laufe der Jahre auch die Eltern (zuerst der Vater 1831, die Mutter erst 1843) und die treue Tante (1832) ihre Ruhestätte.

[3]) Gottfried Körner war inzwischen als Staatsrath in preußische Dienste getreten.

[4]) Napoleon hatte am 26. Febr. Elba verlassen.

Digitized by Google

XLIV. Von Gottfried Körner.

Berlin den 26. Nov. 15.

Theuerster Herr Vetter!

Die freundschaftlichen Aeußerungen, die Ihr letzter Brief enthält, haben mir sehr wohlgethan. Fahren Sie fort, so oft es Ihre Zeit erlaubt, mir Beweise Ihres Andenkens zu geben, und erfreuen Sie uns bald einmal durch einen Besuch. Ein Zimmer steht zu Ihrer Aufnahme bereit.

Herrn Professor Gaß persönlich kennen zu lernen, war mir sehr erfreulich. Kopf und Herz machen ihn sehr achtungswerth.

Von Graf Geßler habe ich aus Schmiedeberg noch keine Nachricht. Es wundert mich, daß er den Aufenthalt in Breslau nicht vorgezogen hat, wo er viel wissenschaftliche Berührungspunkte gefunden haben würde.

Auf Steffens Ansichten der letzten Kriege bin ich begierig. Er wird gewiß etwas Geistvolles leisten.

Es kann nicht fehlen, daß nunmehr die Breslauer Universität mehr Zuwachs bekommt, besonders aus Pohlen. Die letzten Kriege haben Universitäten und Schulen im Preussischen entvölkert.

Thaer hat 2 Collegien in diesem Winter angeschlagen, aber ich habe noch nicht erfahren, ob er viel Zuhörer hat.

Meine Schwägerin sagt mir, daß Sie eine Abschrift von dem kleinen Trauerspiel meines Sohnes: die Sühne zu haben wünschen. Ich besitze noch eine vorräthig, die ich Ihnen schicken will, sobald ich sie finde. Heute habe ich sie vergeblich gesucht. Dieß Stück hat allerdings poetischen Werth, aber ich habe es nicht drucken lassen, weil es wegen des Stoffes, der etwas Empörendes hat, einigen Freunden anstößig schien. Mir war aber um den Total-Eindruck von dem Nachlaß meines Sohnes zu thun, damit seine Persönlichkeit seinen Zeitgenossen werth bleiben möchte. Und in dieser Absicht wollte ich alles Störende vermeiden [1]).

Die Schmalzische Schrift hat besonders durch ihre Tendenz meine Galle rege gemacht [2]). Als ich abgekühlt war, entstand die Beylage, wodurch ich bey keiner Parthey Glück machen werde, denn für Schmalzens Gegner ist die Schrift, wie sie sagen, zu zahm [3]). Indessen finde ich vielleicht außer Berlin einen unbefangenen Leser.

Ueberhaupt finde ich hier einen sehr lebendigen Partheygeist, der sich außer der Politik auch auf Religion, Wissenschaft und Kunst verbreitet. Man hört fast blos von Engeln und Teufeln. Mich setzt dieß zuweilen in Verlegenheit, weil ich zufälliger Weise mit Personen von entgegengesetzten Partheyen Bekanntschaft habe. In den letzten Kriegs Jahren war dieß vielleicht weniger merklich, weil Ein großes Interesse alle Aufmerksamkeit auf sich zog. In der Zeit der Ruhe fängt der innere Krieg wieder an.

---

[1]) Bekanntlich ist „Die Sühne" später doch veröffentlicht worden.

[2]) Es handelt sich hier um die Denunciation des Tugendbundes als eines die Grundlage der staatlichen Ordnung bedrohenden Vereins, welche der Geheimrath Schmalz, Professor für römisches und deutsches Recht an der Berliner Universität (geb. 17. Febr. 1760, gest. 20. Mai 1831) in seiner Broschüre „Ueber politische Vereine. Berlin 1815" gegen denselben gerichtet hatte. Diese angeblich von dem Fürsten Wittgenstein inspirirte Schrift, welche dem Verf. daher auch einen Orden eintrug, erregte gerade darum, als ein Symptom der beginnenden reactionären Strömung, die allgemeinste Empörung in allen patriotisch gesinnten Kreisen, welche in zahlreichen Gegenschriften (s. den folgenden Brief) scharfen Ausdruck fand. S. hierüber Fel. Eberty, Geschichte des preußischen Staates (Breslau 1873) 7, 16. 17, und Karl Hagen, Geschichte der neuesten Zeit, 1, 156 (Braunschweig 1850).

[3]) Es ist mir nicht gelungen, diese Schrift Gottfr. Körner's auf der hiesigen königl. Bibliothek, welche eine reiche Literatur über die Schmalz'sche Denunciation besitzt, ausfindig zu machen.

Digitized by Google

Ich habe eine Beschäftigung bekommen, die mir sehr angenehm ist. Einer von den Staatsräthen des Departements hat gewöhnlich die Curatel eines hiesigen Gymnasiums und mir hat man das Berlinische Cöllnische im grauen Kloster zugetheilt. Es sind sehr brauchbare Männer dabey angestellt.

Meine Frau und Dora sagen Ihnen viel Freundschaftliches. Leben Sie recht wohl.

XLV. Von demselben.

Berlin den 23. Dec. 1815.

Theuerster Herr Vetter,

Nur ein paar Zeilen für heute zur Begleitung der Beylage.

Es freut mich, daß Ihnen meine kleine Schrift gefallen hat. Seitdem sind von Koppen, Rühs und Schleiermacher recht bedeutende Sachen wider Schmalz erschienen [1]). Von Niebuhr höre ich nicht, daß er repliciren würde [2]). Aber die Acten sind noch nicht geschloßen. Von Schmalz soll nächstens sein Letztes Wort erscheinen [3]). Vielleicht nachher noch ein allerletztes.

Die Sühne bitte ich mit Vorsicht Ihren Bekannten mitzutheilen, damit sie nicht gedruckt wird.

Die Meinigen grüßen schönstens. Leben Sie recht wohl.

XLVI [4]). Von Dora Stock.

Berlin d. 11ten Octbr. (1815).

Wenn ein tiefer endloser Schmerz, jede Kraft der Seele lähmt, wenn selbst die Worte fehlen, um das grauenvolle Schicksal zu schildern, was uns betroffen: dann ist es begreiflich, daß man auch seinen liebsten Freunden nicht schreibt. Klagen können nur Erleichterung geben, wenn ein Schimmer von Hofnung bleibt — wer könnte uns trösten? wer uns trösten wollen? — Unser irdisches Glück umschließen zwey Gräber, und nur wenn wir mit unsern himmlischen Kindern wieder vereinigt sind, endet unser Schmerz! Körner ist ein Held, keine Klage kömmt über seine Lippen und doch überrasche ich ihn oft auf seinem Zimmer in Thränen. Immer zeigt er uns ein freundliches Gesicht, ergreift mit einem krampfhaften Eifer jede Zerstreuung — und sein Herz blutet! — Wie konnten Sie bester Vetter glauben daß meine arme

---

[1]) Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten unserer Zeit. Von Gouvernementsrath Koppe in Aachen. Köln am Rhein 1815, p. 102. — Märchen von den Verschwörungen, von Friedr. Rühs, Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin 1815, p. 24. — F. Schleiermacher an den Herrn Geheimerath Schmalz. Berlin Nov. 1815, p. 56. — Vgl. noch Dr. Fr. Förster, „Von der Begeisterung des preußischen Volkes im Jahre 1813 als Vertheidigung unseres Glaubens", Berlin 1816, p. 14 und: „Die neuen Obscuranten im Jahr 1815. Dem Herrn Geheimrath Schmalz in Berlin und dessen Genossen gewidmet", Leipzig 1815.

[2]) Auch B. G. Niebuhr war gegen Schmalz aufgetreten mit einer Broschüre: „Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunciation", Berlin 1815, p. 32. Die Antwort erfolgte in: „Herrn B. G. Niebuhr's Schrift wider die meinige, politische Vereine betreffend. Von Geheimerath Schmalz". Berlin 1815, p. 15.

[3]) „Letztes Wort über politische Vereine, vom Geheimrath Schmalz, Berlin 1816" (besonders gegen Koppe gerichtet).

[4]) Dem Datum nach sollte dieser Brief vor den beiden vorhergehenden Briefen Gottfried Körner's stehen. Es erschien aber angemessen, ihn an das Ende zu stellen. Das Familienbild, das sich hier vor unseren Augen aufthat, gewinnt mit ihm eben einen wirklich dramatischen Abschluß.

Digitized by Google

Schwester, oder ich, Opern und Comedien sehen, oder irgend eine Freude aufsuchen werden? Wir leben, weil Gott es will; aber wir leben um unsern Schmerz. Hier hält man uns für getröstet, weil uns unser Kummer zu heilig ist, um in Gesellschaft davon sprechen zu können. Sie interessiren sich für unser trauriges Schicksal, aber nicht für uns. Sie sind begierig uns zu sehen, wie sie nach einem Trauerspiel gehen würden, und da sie das Schauspiel unsers Schmerzes nicht sehen: so werden sie gleichgültig gegen uns. Die letzten Tage unsers Aufenthalts in Dresden waren fürchterlich: noch begreife ich nicht, wie wir sie haben überstehen können. Wund von Kummer, sollten wir an einpacken, an eine Menge Geschäfte denken, die eine Auswanderung nöthig macht, und doch mußten wir alles allein machen, da wir keinen Beystand hatten, der uns etwas erleichtert hätte. In völliger Betäubung kamen wir an. Partheys haben sich als bewährte, treue Freunde gezeigt, denn immer neue Trübsale stürmten auf uns ein. Meine arme Schwester hatte sich warscheinlich in der Krankheit unsers Engels gestoßen, und hatte eine Verhärtung in der Brust, ohne es bemerkt zu haben. Kohlrausch hat sie glücklich wiederhergestellt. Der gute Körner war in einer andern Gefahr. Wie wir in unser Quartier einräumten, stürzte Schiller's Büste herunter, und traf Körner unter das Auge. Einen Zoll höher und es war um sein Leben geschehen! Der Backen war sehr geschlagen und das Auge blieb lange entzündet; auch hat der Backenknochen noch immer eine kleine Erhöhung. Dazu noch die Sorgen, welche eine ganz neue Einrichtung fordert, wo man bis auf die geringste Kleinigkeit alles anschaffen muß. Fremde Domesticken, die wir auch schon wieder wechseln mußten, erschwerten alles. Unsere Häuser stehen leer in Dresden, und was wir noch draus ziehen, reicht nicht hin die fortdauernde Einquartierung zu bezahlen. Tage lang könnte ich Ihnen liebster Vetter von allen den Unannehmlichkeiten erzählen die uns betroffen, doch genug von uns! — Ich lege Ihnen ein Exemplar von den Geschwister Grab bey. Minister Nostiz Winkler, Kind, Böttcher und noch mehrere andere haben Gedichte gemacht. Es ist eine Auswahl getroffen worden, welche jezt in Druck herausgekommen sind [1]). — Wie hart müßte das Herz seyn, welches unser Unglück nicht gefühlt hätte! — mehrere habens gezeigt! — Von Ihrem Bruder habe ich lange keine Briefe; und da ich selten nach Dresden schreibe, erfahre ich auch von dort nichts. — Wir leben hier sehr einsam und da Partheys noch auf den Garten [2]) sind, vergehen oft acht Tage, ohne daß ein fremder Fuß ins Zimmer tritt. Wir haben die Gabe verlohren die Menschen zu unterhalten. Noch habe ich mich wenig mit der Kunst beschäftigen können: verweinte Augen und eine Fantasie, die mit ganz andern Bildern beschäftigt ist, sind eine große Hinderniß. — Wir sehen mit Sehnsucht der Zeit entgegen, die Sie einmal hieher führen wird. Wollte Gott Sie lebten ganz hier! In unsern Alter werden wir keine neuen Freundschaften schließen, höchstens Bekanntschaften machen. Darum bleiben die alten Freunde auf einer hohen Stufe, und Sie sind ja einer der Treuesten!

Von Körners herzliche Grüße. Ich hätte weniger schreiben sollen, denn mein Brief muß Ihnen nur schmerzlichen Genuß geben.

---

[1]) Sie finden sich in der „Zugabe" zu „Theodor Körner's sämmtlichen Werken"; unter ihnen auch zwei der englischen Dichterin Felicia Hemans.

[2]) Gemeint ist der Garten am „Lehmschloß", s. Gustav Parthey: „Jugenderinnerungen" 1, 108.

Digitized by Google

Pariser Musikzustände
während der Weltausstellung 1878.

I.

Paris, den 30. Mai 1878.

Wer diesen ganzen, nur sehr theilweise „wunderschönen" Monat Mai in Paris verlebt hat, dem muß es gar seltsam auffallen, daß von den vielen musikalischen Genüssen, welche speciell die Weltausstellung bringen soll, bisher auch nicht das Geringste hörbar wurde. Man hat bekanntlich mit ungeheueren Kosten auf dem Trocaderohügel einen sehr abenteuerlichen Palast und in diesem zwei Concertsäle erbaut, worin eine ununterbrochene Reihe von Musikaufführungen die Tonkunst aller Nationen repräsentiren soll. Die berechtigte Erwartung, es würden diese Concerte unmittelbar nach Eröffnung der Weltausstellung ihren Anfang nehmen, ist vollständig getäuscht. Noch immer harren die beiden Concertsäle im Trocaderopalast ihrer Vollendung, ja sie sind von derselben noch so weit entfernt, daß der als unwiderruflich verkündigte erste Concerttag bereits dreimal (zuletzt auf den 6. Juni) verschoben wurde. Ueber den eigentlichen Weltausstellungstheil der Pariser Musik werde ich den Lesern der „Deutschen Rundschau" somit erst im nächsten Hefte berichten können. Die Pariser Concertsaison ist bis auf wenige schwache Nachzügler schon anfangs Mai entschlafen, es bleiben daher als Objecte musikalischen Interesses nur die lyrischen Theater übrig. Leider scheinen sie wenig Anstrengung machen zu wollen, um die Ausstellungsgäste durch ein interessantes Repertoire und vorzügliche Sänger zu fesseln. Bei der letzten Weltausstellung 1867 hatten sie ihre Aufgabe besser verstanden. Da brachte gleich anfangs die Große Oper den „Don Carlos" von Verdi, die Opéra comique „Mignon" von Ambr. Thomas und das Théâtre lyriquo „Romeo und Julie" von Gounod, — drei Novitäten, welche sofort anlockten und die ganze Ausstellungszeit hindurch ihre Anziehungskraft bewahrten. Jetzt begnügt man sich mit lauter alten Opern, obendrein in recht schwacher Besetzung.

Beginnen wir mit dem Theuersten und Glänzendsten: der Großen Oper. Sie wiederholt seit dem Monat, den ich hier zubringe — vielleicht schon seit vier Monaten — ausschließlich dieselben sechs Opern: Prophet, Afrikanerin, Hugenotten, Tell, Faust und Freischütz (letzterer als Vorspiel zu dem Ballet „Sylvia"). Allein, wer fragt darnach, was in der Großen Oper gegeben wird? — man will das Haus sehen. Der weitaus beste Sänger der Großen Oper, ja ihr einziger großer Künstler, der Bariton Faure, ist seit dem Winter definitiv aus dem Engagement getreten; das Personal besteht theils aus Ruinen, theils aus Anfängern. Aber, was liegt daran, wer singt, — man will das Haus sehen. Das ist der ewige Refrain der Direction und sie befindet sich wohl dabei. Mr. Halanzier leitet die Große Oper mehr aus finanziellen, als aus künstlerischen Gesichtspunkten; an eine (uns Musikfreunden so nothwendig scheinende) Erneuerung des Repertoires und seines Sängerpersonals denkt er nicht, weist doch der Cassarapport der Großen Oper jeden Abend eine Einnahme von 18 bis 20,000 Francs aus. Das neue Opernhaus, dessen Façade jetzt allabendlich in einem Meer von blendendem elektrischen Lichte schwimmt, ist ein Prachtbau, dessen die Pariser sich mit berechtigtem Stolze freuen dürfen. Vierzehn Jahre währte der Bau; Louis Napoleon, der ihn begonnen, erlebte dessen Vollendung nicht. Das Kaiserthum hatte seine Insignien bereits von innen und außen angebracht; die gekrönten N, die ich noch 1867 an dem halbfertigen Bau

Digitized by Google

prangen sah, haben den Initialen R. F. (République Française) Platz gemacht. Wenn irgendwo, so kann man in Paris die Vergänglichkeit alles Irdischen studiren und den schrecklichen „Neid der Götter" in tiefster Seele empfinden.

Der Glanz der inneren Einrichtung übertrifft jedenfalls die Wirkung des Gebäudes selbst, dessen Hauptfront etwas gedrückt und gedrängt erscheint, dabei sehr unruhig in ihrer figuralen Ausschmückung. Welch' echt französische wild-theatralische Bewegung in den vier großen Bronce-Gruppen vor dem Haupteingang! Welch' krampfhaftes Flügelschwingen der beiden riesigen goldenen Genien, deren Fittiche von der Attica senkrecht in die Luft stehend, das Auge überall hin verfolgen. Aber gleich beim Eintritt imponirt uns einer der Hauptvorzüge dieses Theaters: der große Raum aller den Saal umgebenden Localitäten. Zunächst die weite Eintrittshalle (grand vestibule), der imposante, säulengetragene Wartesaal, der Zugang zum Controlbüreau, dessen mit breiter Amtskette geschmückte Beamten mit der Würde eines Gerichtshofes zu Rath sitzen über Ein- und Ausgehende. Den Glanzpunkt des ganzen Baues bildet das herrliche Stiegenhaus mit den breiten marmornen Bogentreppen und das große Foyer, das an Pracht alles Aehnliche in Schatten stellt. Es ist so hoch, daß man sich vergeblich den Hals verrenkt, um in den Deckengemälden den Zusammenhang der vielen durch- und übereinanderpurzelnden Figuren zu finden. Man glaubt zu erblinden zwischen diesen goldstrahlenden Wänden, hundertflammigen Lüstern und riesigen Spiegeln, welche all' den Glanz und das Getümmel ins Unabsehbare fortsetzen. Uebersättigt von dieser glitzernden Pracht, lenken wir aus dem Großen Foyer ins „Avant-Foyer". Mythologische Wandgemälde, in kostbarer Mosaik ausgeführt, schmücken dasselbe; es ist, als hätte ein Stück von der byzantinischen Pracht der Marcuskirche sich hierher verirrt. Mosaik ist die specielle Schwärmerei Garnier's, des Architekten der Pariser Oper; er mußte Arbeiter aus Venedig dazu kommen lassen, da in Frankreich sich Niemand dieser heiklen Kunst gewachsen fand. So wundervoll sie ausgeführt sind: diese Mosaikbilder mit ihren zackigen griechischen Lettern erscheinen hier doch wie eine unmotivirte Improvisation. Für meine subjective Empfindung, die selbst ein oft wiederholter Besuch nicht zu alteriren vermochte, ist das Alles zu luxurirend, zu goldschwer, zu farbenlärmend, mit einem Wort zu anmaßend gerade für ein Schauspielhaus, dessen äußere Räumlichkeiten bei aller Schönheit und Bequemlichkeit doch nicht zur Hauptsache werden und alle Aufmerksamkeit auf sich ablenken sollen. Es scheint mir diese Art von Ausschmückung weit hinauszugehen über wahrhaft künstlerische Schönheit, sie athmet mehr die Prahlerei der Verschwendung, und verräth zuerst den Millionär, dann erst den Künstler. Das Stiegenhaus des Wiener Operntheaters mit seinem weißen Marmor und seinen edlen architektonischen Verhältnissen, das Wiener Foyer mit seiner heiteren Eleganz und den so poetisch componirten Fresken, — sie wirken weniger blendend, aber künstlerisch reiner, vornehmer. Die Wandgemälde des geistvollen Moritz von Schwind illustriren bekanntlich Scenen aus den berühmtesten Opern, die in Wien Epoche gemacht haben. Etwas der Art, irgend ein Historisches, vermisse ich schwer in der malerischen Ausschmückung der Pariser Oper. Da herrscht nur Mythologie, nichts als Mythologie. Von den Musen (die aus Mangel an Raum auf acht Stück reducirt sind) bis zu den Deckengemälden „Apollo's Sieg über Marsyas" ꝛc. ꝛc., lauter allegorische, mythologische Figuren! Es wäre ihnen noch Raum genug geblieben, wenn man wenigstens Einen Saal, Ein Foyer den großen bedeutungsvollen Personen und Ereignissen gewidmet hätte, mit welchen die Geschichte der französischen Oper reicher als jede andere verknüpft ist. Die in großen Ziffern über dem Vorhang prangende Jahreszahl 1669 ist, — abgesehen von einigen Tondichterbüsten — das Einzige, was an den zweihundertjährigen Bestand der „Académie nationale de musique" erinnert. Ueber diese Tondichterbüsten muß ich mir auch einige Worte vergönnen. Im Innern des Theaters prangt zwischen zwei unscheinbaren Gipsbüsten, die am Eingang zu dem vornehmsten Platz (dem Amphitheater und den Stalles d'orchestre) eine besonders auffallende Erzbüste. Darunter steht der Name

Digitized by Google

Niedermayer! Wer ist Niedermayer? Ein unbedeutender deutscher Componist, von dem man selbst in Deutschland nichts mehr weiß, und von dem in Frankreich nur eine Romanze aus seiner längst vergessenen Oper „Maria Stuart" noch halbwegs bekannt geblieben ist. Und dieser Niedermayer neben Meyerbeer? Daß die Beiden nicht zu lachen anfangen, ist geradezu ein Wunder. Auf dem Gesims der Hauptfaçade sind allerdings eine große Anzahl von Büsten aufgestellt, aber in welcher Unordnung möge man aus der Reihenfolge von links nach rechts schließen: Rossini, Auber, Beethoven, Mozart, Spontini, Halévy! Mein größtes Erstaunen erregten jedoch die vier sitzenden Colossalstatuen, welche gleich Eingangs im Grand vestibule thronen. Es sind Lully, Rameau, Gluck und — Händel! Wie kommt Händel hierher, ins französische Opernhaus? Händel, der große Oratoriencomponist, dessen im italienischen Modestil der Zeit geschriebene und mit der Mode jener Zeit wieder verschwundene Opern niemals einen Markstein in der Entwickelung der dramatischen Musik bedeuteten und am allerwenigsten für die französische Opernbühne! Neben Gluck hat kein Anderer zu stehen (oder hier zu sitzen) als Mozart, und wenn in einem Opernhause aus allen dramatischen Componisten nur vier durch große Statuen geehrt werden sollen, so muß Mozart den Ehrenplatz haben und darf an Händel kaum gedacht werden. Der Architekt Charles Garnier gibt für diese sonderbare Wahl eine Erklärung, die selbst noch viel sonderbarer ist: Händel soll die „englische Musik" repräsentiren! Ein Deutscher, der italienische Opern schrieb, als Sinnbild der englischen Musik! Das Recht Lully's auf eine der vier großen Statuen, ein Recht, das dem Schöpfer der französischen Großen Oper Niemand bestreiten dürfte, wird hinfällig durch die Erklärung Garnier's, er habe Lully als Repräsentanten der italienischen Musik verewigt. Lully, der als kleiner Knabe aus seiner Florentiner Heimath nach Paris gekommen und hier Zeitlebens gewirkt, als specifisch französischer Operncomponist gewirkt hat, er und gerade nur er allein vertritt in der Großen Oper die italienische Musik? Da hört doch Alles auf. Daß in Paris, das gegenwärtig eine nicht geringe Zahl tüchtiger Musikhistoriker besitzt, so seltsam und willkürlich in der Wahl und Reihenfolge der Tondichterstatuen verfahren wurde, erklärte man uns damit, daß der Architekt Garnier, unzufrieden mit den verschiedenen Vorschlägen musikalischer Fachmänner, zuletzt ganz nach eigenem Gutdünken damit vorgegangen sei.

Doch lassen wir die Statuen und treten ein in den Zuschauerraum. Auch ihn charakterisirt schwere goldstarrende Pracht; sie lastet namentlich auf den die Bühne einrahmenden Theil mit den Prosceniumslogen. All' diese massiven, barocken, goldenen Reliefs, goldenen Lyren, goldenen tubablasenden Genien wirken zugleich niederdrückend und zerstreuend; die Bühne und was auf ihr vorgeht, wird zur Nebensache. An Bequemlichkeit läßt der Saal nichts zu wünschen übrig. Die Fauteuils sind breit, die Bankreihen weit genug von einander abstehend, die Zugänge bequem. Ein großer Teppich bedeckt den ganzen Boden, macht die Tritte der rastlos Kommenden und Gehenden unhörbar und gibt dem Parquet das elegante Aussehen eines Salons.

Drei wuchtige Schläge auf den Holzblock erschallen; das Signal zum Aufziehen des Vorhangs, — im Grunde ein antediluvianisches Surrogat für das Glockenzeichen, aber als ehrwürdige Tradition festgehalten in ganz Frankreich. Der Vorhang (ein „Vorhang" im strengsten Sinne, Purpur mit weißer Spitzenbordüre, ohne Figuren) geht in die Höhe. Man gibt eine der unvermeidlichen sechs Opern: den „Prophet" von Meyerbeer. Mit Vergnügen bemerken wir, daß die Fiedelbogen der Geiger uns nirgends die Aussicht auf die Bühne durchkreuzen und daß die Instrumente (außer beim Fortissimo der Bläser) den Gesang nicht decken; das Orchester ist ziemlich tief gelegt. Es ist dies eine Wohlthat, die sich immer weiter ausbreitet und die wir Richard Wagner verdanken. Nicht seinem Bayreuther Theater, wo der richtige Gedanke zur Carricatur übertrieben und das Orchester zum unterirdischen Maschinenraum degradirt wurde, sondern den ersten Münchner Vorstellungen der

Digitized by Google

„Meistersinger" und des „Rheingold". Die Acustik des Pariser Operntheaters ist dem Orchester minder günstig, als jene des abgebrannten Opernhauses in der Rue Lepelletier, in dem Holzconstruction vorwaltete. Von den Violinen hätten wir mehr Klang und Kraft erwartet. Auf die Aufführungen selbst komme ich nur ungern zu sprechen; doch sind ja selbst die Musiker und Musikfreunde in Paris darüber einig, daß die musikalischen Leistungen der Pariser Oper in keinem Verhältniß stehen zur Pracht und Großartigkeit des neuen Baues. Diese Singvögel sind eines solchen Gold- und Juwelenkäfigs nicht würdig. Auf der Bühne ist vortrefflich und bedeutend fast nur alles Aeußerliche: die Decorationen, Costüme, Ballete, Aufzüge. Die einzelnen Sänger können (seit Faure und die Nilsson ausgeschieden) nicht den Anspruch erheben, Künstler ersten Ranges zu heißen, wie man sie in der Großen Oper von Paris erwartet. Den „Propheten" (von dessen idealer Erscheinung die Wiedertäufer entzückt sind) gibt noch immer der Tenorist Villaret. Er ist halb widerwärtig, halb komisch, dieser besahrte, dicke Philister, mit dem rothausgedunsenen Gesicht, dessen einzige Mimik in einem unausgesetzt dummpfiffigen Lächeln und zwei stereotypen Armbewegungen besteht. Seine Stimme hat in den hohen Tönen noch eine gewisse robuste Kraft behalten, aber weder Schmelz noch Frische mehr. Gesangskunst besaß er niemals, und alle Stellen, die man nicht schreien kann, bleiben völlig wirkungslos. Wie tief ist dies Theater gesunken, seit der Zeit, da Roger den Propheten sang! Auch die übrigen Personen im „Propheten" erhoben sich nicht über anständige Mittelmäßigkeit; keine einzige, für die man sich interessiren könnte, nicht Eine entzückende Stimme, nicht Ein wahres dramatisches Talent! Die Lichtseite der Vorstellung war die Mise en-scène im weitesten Sinne. Vorerst die Decorationen: wahrhaft poetisch gedachte, stimmungsvolle Bilder. Dieser Decorationskunst entsprechen die reichen, malerischen, historisch treuen Costüme und das effectvolle Arrangement der Aufzüge und Gruppen. Die Sorgfalt, welche hier auf jedes Detail der Ausstattung verwendet wird, streift oft an's Kleinliche, so daß Kenner behaupten, die Ausstattungskunst der Großen Oper sei eigentlich am größten in demjenigen, was man gar nicht sieht. Gleichviel, der Gesammteffect ist stets richtig berechnet und versagt nur äußerst selten. So ist die Schneelandschaft mit dem Schlittschuhballet im dritten Act des „Propheten" und die Domscene im vierten ganz meisterhaft. In der „Afrikanerin", die ich bald nachher sah, sang derselbe Villaret, dessen Unverwüstlichkeit übrigens merkwürdig ist, den Vasco de Gama. Er wetteiferte an Reizlosigkeit des Klangs, Trockenheit des Vortrags und vollständiger Passivität des Spiels mit der Darstellerin der Selica, Fräulein Krauß, einer Sängerin mit gänzlich ruinirter, unausgesetzt tremolirender Stimme. Ihre musikalische Sicherheit und durch so lange Praxis leicht zu erwerbende Routine, können unmöglich schadlos halten für so absoluten Mangel an Tonschönheit und seelenvollen Vortrag. Gewohnheit und Pietät sind zwei starke Mächte im Kunstleben der Franzosen, Mächte, die ihre gute und schlimme Seite haben. Sie allein können die so befremdende Erscheinung erklären, daß die Große Oper in Paris für ihre ersten Rollen noch immer mit Invaliden, wie Herrn Villaret, Fräulein Krauß und Madame Miolon-Carvalho sich begnügt. Letztere ehrwürdige Dame, welche allerdings einige weiche Flötentöne und einige Reste ehemaliger Schönheit sich erhalten hat, singt noch immer das Gretchen im „Faust", die Ophelia im „Hamlet". Offenbar hat man bisher keine jüngere Kraft gefunden oder aufkommen lassen, welche der seit 20 Jahren in Paris erbgesessenen und beliebten Primadonna überlegen wäre. Unter dem männlichen Nachwuchs finden sich glücklicherweise einige kräftige, schöne Stimmen, wie die des Baritons Lasalle, der Tenoristen Vergnier und Salomon. Als Künstler stehen diese jungen Sänger aber noch keineswegs auf hoher Stufe und lassen nicht den entferntesten Vergleich mit Meistern wie Faure und Roger zu.

Werthvoller und sympathischer als die Große Oper war mir jederzeit die Opéra comique gewesen. Sie repräsentirt doch durch ihr Repertoire, wie durch den Stil ihrer Aufführungen das Liebenswürdigste und Eigenthümlichste, was das Talent der Franzosen im Opernfach, schaffend und reproducirend, geleistet hat. Wie

Digitized by Google

bei jedem meiner früheren Besuche in Paris eilte ich alsbald in die Komische Oper. Aber ach! Welch' traurigen Niedergang, um nicht zu sagen „Verfall", mußte ich hier erleben. Ich will nicht von der Zeit sprechen, wo Roger als Stern an der Komischen Oper glänzte, nicht einmal von der darauffolgenden Periode, in welcher Roger's Nachfolger Montaubry als Georges Brown, Fra Diavola, Postillon von Longjumeau alle Welt entzückte. Nur ein Jahrzehnt will ich meine Erinnerung zurückschweifen lassen, zu der Weltausstellung von 1867, wo man doch schon mit Recht von einer „Décadence" der Komischen Oper sprechen konnte. Aber wie hoch stand sie damals gegen jetzt! Welch' genußreiche Abende gewährten damals noch die Opern von Auber, Herold, Adam mit den beiden liebenswürdigen Tenoristen Capoul und Achard, den Sängerinnen Cabel, Marie Roze, Cico, den trefflichen Komikern Couderc, Sainte-Foy, Prilleux u. A. Welch' hinreißendes, originelles Talent erblühte damals in der — jetzt abgeblühten — Galli-Marié, — der ersten Darstellerin der Mignon! Hingegen erlebte ich jetzt eine Vorstellung von Auber's „Krondiamanten", die kaum eines größeren Provinztheaters würdig wäre. Mit Ausnahme einer einzigen Sängerin, Demoiselle Bauchelet, die zwar noch keine fertige Sängerin, aber ein feines, graciöses Talent ist, standen alle Mitwirkenden unter der Mittelmäßigkeit, und, wohlgemerkt, nicht blos im Gesang, sondern auch im Spiel. Die beiden Tenoristen, sowie die zweite Sängerin — kleine, essigsaure Stimmen — würden in Wien nicht einmal für die Offenbach'schen und Strauß'schen Operetten genügend gefunden werden. Die Aufführung des „Nordstern" mit einem Fräulein Isaak in der Hauptrolle ist nicht viel besser. Mit diesen beiden Opern („Nordstern" und „Krondiamanten") wechselte in der Opéra comique fast den ganzen Mai hindurch blos eine ältere, sehr überflüssiger Weise neu hervorgesuchte Oper von Ernest Reyer „La statue", ein Ding von unsäglicher Erfindungsarmuth und pretensiöser Langweile. Erst in den letzten Tagen des Monats raffte sich die Opéra comique zu einer Novität auf, wenn man die „Psyché" von Ambroise Thomas für eine Novität nehmen will. Sie wurde bereits vor 21 Jahren in der Opéra comique gegeben, erlebte aber damals eine sehr kühle Aufnahme und wenig Wiederholungen. Das Publicum fand Text und Musik langweilig, ein Totaleindruck, gegen welchen schöne Einzelnheiten und feine Ausarbeitung stets machtlos bleiben werden. Die Musiker und die „ernsthafte" Kritik nahmen Partei für die „Psyche" und wollten finden, daß der Mißerfolg einer so distinguirten Partitur, nicht den Componisten, sondern nur seine Richter verurtheile. Nachdem in den letzten Jahren Ambroise Thomas mit zwei neuen Opern „Mignon" und „Hamlet", große Erfolge errungen, die sich sogar über die Grenzen Frankreichs hinaus stark und anhaltend erwiesen, erinnerte man sich seiner „Psyche" und dachte damit nunmehr an ein günstiger gestimmtes Publicum appelliren zu können. Der Componist unterzog seine Partitur einer eingreifenden Umarbeitung und sein musterhaft eifriger Verleger Heugel ließ diese in splendidem Gewande neu erscheinen. Ob die darauf verwendete Mühe sich lohnen werde? Ich möchte es bezweifeln und glaube, die Opéra comique hätte besser daran gethan, eine der früheren erfolgreichen Conversationsopern von A. Thomas neu einzustudiren, als dieses, mehr lyrische als dramatische Stück Mythologie. „Der Kadi", „Raymond", „Der Roman Elviras", „Ein Sommernachtstraum", — das sind Opern, in welchen Thomas' feines Talent seine eigenste Sphäre gefunden. Der Oper „Psyche" ist eigentlich schon von Haus aus, nämlich durch das Libretto, jede lebendige Wirkung unterbunden. Die Fabel von Amor und Psyche, zu der Länge eines ganzen Theaterabends ausgestreckt, bietet uns zu wenig dramatisches Interesse. Das 17. und 18. Jahrhundert mit seiner Verquickung von Oper und Ballet, seinen Hoffesten und seiner Neigung für mythologische und pastorale Sujets, — das war die rechte Zeit für die theatralische Verwerthung von „Amor und Psyche", die dann auch von Lully und seinen Nachfolgern sehr häufig mit allem erdenklichen Prunk auf die Bühne gebracht wurden. Mit Anfang unseres Jahrhunderts verschwand der Geschmack an solchen Stoffen, an denen man endlich die lebendige Realität und dramatische Bewegung vermißte. Es war, meines Erachtens, kein glück-

Digitized by Google

licher Einfall von Ambroise Thomas gewesen, seine „Psyche“ zu componiren, noch weniger sie neuerdings zur förmlichen großen Oper umzugestalten. Ambroise Thomas hat in der neuen Bearbeitung so ziemlich alles getilgt, was in seiner „Psyche“ (die doch noch immer eine „Opéra comique“ heißt), an die komische Oper erinnert. Der gesprochene Dialog ist in Recitative und Arioſos verwandelt, zwei halbkomische Nebenfiguren (abgewiesene Freier Psyche's) sind gestrichen, dem Ballet größere Ausdehnung gegeben. An Einheit und idealer Haltung hat die Oper allerdings gewonnen durch diese Aenderungen, allein an Lebendigkeit und dramatischem Interesse keineswegs. Der ermüdend sanfte lyrische Strom dieser Musik fließt nunmehr noch langsamer und gleichmäßiger, wir sehnen uns noch dringender nach kräftigen Contrasten und rascherem Fortgang. Die Aufführung kann in den beiden Hauptpartien, Psyche (Mademoiselle Heilbronn) und Eros (Madame Engally), gelungen heißen.

Zwei Dinge sind es, welche die Opéra comique noch heute vor der Großen Oper voraus hat: für's Erste die Tradition eines guten schauspielerischen Ensembles, sodann die niemals ganz unterbrochene Pflege älterer Tonwerke. In der großen Oper singt und spielt Jeder, wie er eben will und kann; die musikalischen Farben sind nicht zu einander gestimmt, wie in einem guten Gemälde, es will jede für sich wirken und so stark als möglich. In der Opéra comique hingegen erkennt man doch, wenngleich in immer bläſſeren Umrissen, ein gutes schauspielerisches Ensemble, die Tradition natürlichen, fließenden, sich nicht unbefugt vordrängenden Sprechens und Agirens. Es herrscht dort noch immer mehr künstlerischer Geist, als in der Großen Oper, mehr Geist überhaupt. Das ist der gute Genius dieſes Hauſes; er hat es nicht ganz verlaſſen und wird es hoffentlich niemals. Wenn Börne das „Publicum“ einmal eine Versammlung von Menschen nannte, in welcher jeder Einzelne ein Schwachkopf sein kann, Alle zusammen aber Verstand haben, so könnte man Aehnliches auch von der französischen Opéra comique behaupten. Ihre Sänger können, jeder für sich, wenig Stimme und wenig Gesangskunst besitzen, — zusammen bilden sie doch ein gerundetes, künstlerisch angehauchtes Ensemble. Der zweite Punkt, den ich zum Lobe der Opéra comique hervorhob, betrifft die älteren, überall sonst vergeſſenen Autoren Grétry, Monsigny, Isouard u. A. Die Opéra comique bewahrt ihren alten Meistern eine lobenswerthe, nationale Pietät und widmet ihnen in der Regel den Sonntag. Sie spielt sie also nur selten, läßt sie aber niemals ganz in Vergessenheit gerathen. In der Pariser Großen Oper fehlt dieſer conservative Zug, sie erinnert sich nicht einmal mehr Spontini's, geschweige denn Gluck's, und geht hinter Rossini's „Tell“ und Meyerbeer's „Robert“, also hinter das Jahr 1830 nicht zurück. Wie in der französischen Nation der Drang nach Neuem mit der Pietät für das Alte Hand in Hand geht, zeigt am besten das Théâtre Français, welches so häufig Luſtspiele von Molière zum lebhafteſten Ergötzen des Publicums darstellt. Und Molière schrieb doch zu einer Zeit, da wir Deutschen noch keine Literatur hatten, oder wenigſtens keine, die man heutzutage anders als aus Literaturgeſchichten kennen lernt. Tragödien von Racine und Voltaire, Luſtspiele von Sédaine, Marivaux, Beaumarchais erscheinen zeitweilig noch immer auf der Bühne des Théâtre Français oder des Odeon. Für die Tonkunst gibt es keine Bildergallerien, keine Museen, wie für die Schätze der alten Maler- und Bildhauerkunst. Die Sonntage der Opéra comique vertreten hier, nach den modernen Erscheinungen der Woche, die Stelle eines solchen Museums. Gerade im gegenwärtigen Sommer ist man leider damit ſparſamer und nachläſſiger, als zuvor; hoffentlich hängt dies nur an vorübergehenden Störungen. Im Jahre 1867 gab es in Paris noch zwei andere lyrische Bühnen, welche eine Specialität in der Wiederbelebung älterer Opern, auch fremdländiſcher, ſuchten. Vor Allem das Théâtre lyrique, in welchem ich außer dem „Freiſchütz“ auch noch Weber's „Abu Haſſan“, Mozart's „Zauberflöte“ und „Entführung aus dem Serail“ ſah. Ferner die „Fantaisies Parisiennes“, ein kleines Theater auf dem italieniſchen Boulevard, welches ältere Singſpiele wie „Le sorcier“ von Philidon, „L'arbre enchanté“ von Gluck, Mozart's „Occa di Cairo“, Boieldieu's „Calife de Bagdad“ u. dgl.

Digitized by Google

mit Glück hervorsuchte. Diese beiden Theater sind zu Grunde gegangen, — etwas Aehnliches wird wol zu günstigerer Zeit wieder erstehen an ihrer Stelle. Kein Zweifel, daß der Franzose, im Theater wenigstens, mit seiner künstlerischen Vergangenheit inniger zusammenhängt, als der Deutsche. Der Franzose von heute fühlt sich den Singspielen von Grétry und Monsigny ungleich näher verwandt, als wir unseren späteren Componisten Dittersdorf, Gyrowetz, Winter, Weigl. Das macht, weil die ältere Opéra comique der Franzosen von Haus aus ungleich nationaler auftrat, weil sie französischer war, als die unseren deutsch. Von Grétry's zahlreichen Opern sind „Raoul oder Blaubart" und „Richard Löwenherz" diejenigen, welche in Deutschland sich am längsten erhalten hatten; seit 40 Jahren sind sie so ziemlich verschwunden. Sie würden der gegenwärtigen Generation als etwas vollständig Veraltetes erscheinen, an das wir nicht mehr anzuknüpfen wissen. Anders in Paris, wo diesen Werken nicht blos die Pietät zu Hilfe kommt (sie allein reicht niemals aus), sondern die lebendig erhaltene Tradition, sowol der Sänger, als des Publicums. Auch im Leben der Bühnendichtung gibt es eine Art Verjährung, wie im bürgerlichen Rechte, sogar der Zeitraum von dreißig Jahren spielt da eine ähnliche Rolle. Die Opéra comique befleißt sich, diese Verjährung oft und regelmäßig zu unterbrechen und das Publicum dadurch im geistigen Besitz zu erhalten. Solche Continuität des künstlerischen Eindruckes ist wichtiger, als man bei uns meint. Der Franzose, der heute seine Töchter in „Richard Löwenherz" führt, hat ihn vor zwanzig Jahren mit seiner Frau und vor vierzig mit seiner Mutter gehört. Bei uns fehlt dieser Zusammenhang, und unserem Publicum würde es kaum anders ergehen, als mir, dem bei lebhafter Verehrung für Grétry der „Richard Löwenherz" doch gar zu simpel und knapp erschien in musikalischer Hinsicht. Nur ein sehr kleines bescheidenes Theater mit vorwiegend „gemüthlichem" Publicum dürfte es in Deutschland damit wagen. Ganz anders erscheint Grétry's Werth und Bedeutung vom geschichtlichen Standpunkt. Das Publicum mißt einen älteren Autor doch nur an seinen Nachfolgern, wobei er häufig zu kurz kommt — der Historiker mißt ihn an seinen Vorgängern. Und welch' großen Fortschritt bezeichnet da Grétry! Durch die Gunst eines langen Lebens und glänzender Erfolge hat er diesen Fortschritt gesichert und fruchtbar gemacht für seine Nachfolger, welche daran anknüpfen konnten, anknüpfen mußten. In seinen Memoiren sagt Grétry, sein Streben sei, die melodische Schönheit der Italiener mit dem dramatischen Geist der Franzosen zu verbinden, sein höchstes Ideal: „der Pergolese Frankreichs" zu werden. Unser Dittersdorf wünschte seinerseits „ein deutscher Grétry zu werden." In diesen zwei Geständnissen liegt wie im Keim die Entwickelungsgeschichte des älteren Singspiels. Pergolese, Grétry, Dittersdorf: Italien zuerst als Quelle, Frankreich daraus schöpfend und den Eimer weiterreichend an Deutschland. Grétry, Philidon, Monsigny, Dalayrac beherrschten im vorigen Jahrhundert das Repertoire aller deutschen Bühnen; und selbst wo die Musik unserer Singspiele von Deutschen herrührte, war das Libretto damals in neun von zehn Fällen eine Bearbeitung nach dem Französischen. — Grétry's Geist und Stil wirkt noch heute fort in Frankreich. Kein anderer Zweig der Bühnendichtung weist eine solche Continuität des Stils, eine so geschlossene Fortentwickelung auf, wie die Opéra comique der Franzosen. Von Grétry zu Isouard, zu Boieldieu, zu Auber u. s. w. Erst in neuester Zeit hat die Opéra comique eine bedauerliche Wendung gegen den Stil der großen Oper hin gemacht; Meyerbeer gab das böse Beispiel in seinem „Nordstern", durch große Massenentfaltung, Chöre, Militärspectakel zu wirken und höchste Anforderungen an die Gesangsvirtuosität zu stellen. Bizet wählt in „Carmen" ein tragisches Sujet mit blutigem Ausgang, Ambroise Thomas in seiner Neubearbeitung der „Psyche" beseitigt den gesprochenen Dialog und gibt dem Ballet einen ungebührlichen Raum. Auf diesem Wege dürfte die Opéra comique ihre beste Eigenthümlichkeit verlieren und ihrem Namen zu trotz bald nichts Anderes sein, als eine zweite „Große Oper". Die Heiterkeit, der leichte Stil und die knappen, bescheidenen Formen der älteren Komischen Oper flüchten nun in das neue Genre der Operette, deren talentvollste Componisten Offenbach und Lecocq durch ihre

Digitized by Google

melodiöse, frische und lustspielmäßige Lebendigkeit jetzt vielen ihrer vornehmeren und schwerfälligeren Rivalen an der Opéra comique den Rang ablaufen. Nicolo Isouard verstand es noch trefflich, feinen, chevalerésken Anstand mit wirksamer Komik zu verbinden, wie seine hier noch manchmal gegebene Oper „Joconde" mir neuerdings klar machte. Ein treffliches Libretto kam ihm dabei freilich ungemein zu statten; an und für sich können wir heute Isouard's musikalische Erfindung und Technik unmöglich mehr hoch anschlagen. Sein im selben Jahre 1775 geborener Rivale Boieldieu hat ihn weit überflügelt. Die „Weiße Dame", die er im fünfzigsten Lebensjahr, nahe dem Ende seiner Laufbahn geschrieben, ist noch heute die feinste Blüthe französischen Musikgeistes, die weiße Rose der Opéra comique. Was Boieldieu als junger Mann componirt hat, dünkt uns jetzt dürr und veraltet — aber im Spätherbst seines Lebens, wie reich und blühend entfaltete sich da sein Talent! Boieldieu ist alt geboren und jung gestorben. Als man im Sommer 1875 in seiner Vaterstadt Rouen Boieldieu's hundertsten Geburtstag feierte, da rüstete sich einmüthig das ganze musikalische Frankreich, um das viertägige Fest würdig zu begehen. Ihm folgte Auber, der noch im hohen Alter an Frische und Fruchtbarkeit alle jüngeren Nebenbuhler übertraf. Seit der Alte todt ist, schmachtet die Opéra comique nach einem originellen fruchtbaren Talente, das halbwegs den verwaisten Platz auszufüllen vermöchte. Bis jetzt will dieser Messias sich nicht ankündigen. „Mignon" von Ambroise Thomas war der letzte große, anhaltende Erfolg in der Opéra comique, — es sind zwölf Jahre her. Seitdem hat eine einzige Novität dieses Theaters ein etwas lebhafteres Interesse erregt: „Carmen" von Georges Bizet (1875). Der hoffnungsvolle Componist, im Leben ein Schwiegersohn Halévy's, in der Kunst ein Adoptivsohn von Ambroise Thomas, ist im selben Jahre jung gestorben und mit ihm eine der wenigen Hoffnungen der Opéra comique. Für den Talentvollsten der jüngeren Generation halte ich Leo Délibes, dessen komische Oper „Le roi l'a dit" auch in Wien eine Reihe vortrefflicher und gutbesuchter Aufführungen erlebt hat. In Délibes strömt doch eine etwas reichere melodiöse Ader; er besitzt mehr musikalische Gesundheit und weniger von dem schlechten Esprit, der hier so oft die fehlende Musik ersetzen soll oder die vorhandene vergiftet. Wie kommt es nun, daß der Componist von „Le roi l'a dit" seither, also seit sechs bis acht Jahren, keine zweite Oper geliefert hat? Lediglich weil er trotz aller Bemühung kein gutes Textbuch erlangen konnte —, ein fast unerwartet neuer Punkt, an dem die französische Oper gegenwärtig zu verarmen beginnt. Wirksame Libretti fand ein talentvoller Componist bisher doch immer in Paris, wenn irgendwo. Jetzt stockt es auch damit, umsomehr, als viele Textdichter ihr Talent für die musikalische Posse verwerthen, welche auf den kleineren Theatern florirt und bei ihrer großen Beliebtheit viel einträgt. Dieser Librettomangel, hoffentlich ein vorübergehender Nothstand, zwingt Délibes seit einigen Jahren nur Ballete zu componiren. Von ihm sind die beiden besten Ballete componirt, die das gegenwärtige Repertoire der Großen Oper besitzt: „Coppelia" (nach einem Th. Hoffmann'schen Märchen) und „Sylvia" (nach Tasso's Schäferspiel „Aminta"). Die Musik schmiegt sich hier den scenischen Vorgängen mit einer dramatischen Treue an, welche in diesem Fach ebenso selten vorkommt, wie die distinguirte Melodie, die wohlgerundete Form, die sorgfältige, feine Instrumentirung in Délibes' Partituren. Der große Erfolg der beiden genannten Ballete hindert mich nicht, zu beklagen, daß so viel Talent und Fleiß nicht lieber für eine Oper aufgewendet wurde. Soeben vernahm ich, daß Délibes doch endlich in Besitz eines guten komischen Librettos (von Gondinet) gelangt ist und mit Feuereifer an die Composition desselben geht. — Erwähne ich noch, daß die lustige und melodiöse Operette „Le petit Duc" von Lecocq in dem kleinen Renaissancetheater bereits ihre hundertste Aufführung überschritten hat, so ist damit die keineswegs reiche Ausbeute vollständig, welche der Monat Mai dem Musikfreunde hier geliefert hat. —

Eduard Hanslick.

Digitized by Google

Berliner Chronik.

Das Gastspiel der Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters.

Berlin, 11. Juni 1878.

In die Alltäglichkeit unsers Theaterlebens, in den handwerksmäßigen Betrieb der theatralischen Unterhaltung haben nun schon zum vierten Male die Meininger ein frisches, ein künstlerisches Element gebracht. Wie bei ihren früheren Gastspielen auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in den Jahren 1874, 1875 und 1876 ist ihnen auch diesmal das Publicum treu geblieben, ja die Theilnahme desselben hat sich gesteigert. Jede Concurrenz haben sie siegreich aus dem Felde geschlagen; weder haben sich einige Virtuosen der Schauspielkunst ihnen gegenüber zu behaupten und das Publicum zu fesseln gewußt, noch hat die Vorstellung der Schiller'schen „Räuber" auf unserer Hofbühne neben der ihren bestehen können. Wie vordem haben sie auch diesmal, was nur recht und billig ist, ihre Gegner gehabt. Eindruck freilich haben die Einwendungen derselben ebenso wenig wie im Mai 1874 gemacht und konnten es auch nicht, da sie nicht um einen einzigen stichhaltigen Grund stärker geworden waren. Wenn die Darstellungen der Meininger nichts böten als eine überladene Pracht, ein Ueberwuchern der Statisten und ein klägliches Spiel der Hauptfiguren, so müßte man sich nur wundern, daß nicht schon mehr als ein erfindungsreicher Kopf auf den Gedanken gekommen, diese drei doch leicht zu gewinnenden Dinge einmal auf einer andern Bühne dem Publicum vorzuführen. Den Mangel an wahrhaft bedeutenden Talenten der Schauspielkunst theilt das Meiningen'sche mit allen deutschen Theatern. Von den zwanzig hervorragenden Schauspielern, die wir, noch dazu im Verein mit Oesterreich, etwa besitzen, sind weitaus die Meisten an ein bestimmtes Theater lebenslänglich gebunden; die herumziehenden Virtuosen, Friedrich Haase, Hedwig Niemann, sind auf dem Gebiet der classischen Dichtung, noch dazu in der ernsthaften Weise, mit der die Meininger ein Dichtwerk behandeln, nicht zu verwenden; ein Versuch mit Emerich Robert, der als Prinz von Homburg in dem Kleist'schen Schauspiel und in Shakespeare's „Wintermärchen" als Leontes diesmal bei den Meiningern auftrat, ist nicht geglückt; der berühmte Schauspieler hat keineswegs die Meiningen'schen Schauspieler vollkommen in den Schatten gestellt; sie haben sich im Gegentheil ganz vortrefflich neben ihm behauptet. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß hier Alles musterhaft bestellt sei. Gerade nach dieser Richtung hin, auf die Erwerbung neuer Kräfte, muß die unabläßige Aufmerksamkeit der Direction gerichtet sein. Die vollendetere Ausstattung und Einrichtung eines Stücks erweckt in dem Zuschauer gleichsam von selbst den Wunsch nach einer möglichst vollkommenen Darstellung. Der richtige Grundsatz, zuerst das Gesammtspiel festzustellen, Alles dem Sinn, Zweck und Ton der Dichtung unterzuordnen, zu Gunsten des Ganzen das allzuüppige Emporschießen einer Virtuosenfähigkeit zu hindern, muß an der bestimmten künstlerischen Individualität seine Grenze und sein Maß finden. Mir will es nach meinen diesjährigen Beobachtungen scheinen, als ob in der Schonung der eigenthümlichen Begabung dieses Schauspielers, jener Künstlerin nicht sorgsam genug verfahren würde, als ob man der Charakteristik des Einzelnen zu geringen Raum gönne und ihr hier und dort eine Auffassung auf-

Digitized by Google

zwänge, der sie nur mit halbem Herzen sich unterwirft. Wie innerhalb des Orchesters noch Raum für die erste Geige und die Harfe, sich deutlich vernehmbar zu machen, ist, so muß auch in dem am harmonievollsten, am reinsten abgestimmten Ensemble dem hervorragenden Talente ausreichend Gelegenheit geboten werden, zur Geltung zu gelangen.

Der große Werth, den die Meininger stets auf die Ausführung sogenannter Volksscenen gelegt haben, ist von der heilsamsten Wirkung für die ganze deutsche Bühne gewesen. Wer sich noch entsinnt, wie ein Meister der Kunst, Heinrich Laube, solche Scenen im Burgtheater anzuordnen pflegte, wie dieselben gespielt wurden; wer an die uniformliche, charakterlose Masse der Statisten denkt, die, steif in steife Costüme gesteckt, heute die Eidgenossen auf dem Rütli, morgen römische Bürger darstellten; an dieselben ewig sich gleichbleibenden Armbewegungen, dieselben starren Gesichter, als ob man Gliederpuppen und nicht Menschen vor sich sähe — der muß den Meiningern für den Umschwung, den sie in diesen Dingen hervorgebracht haben, zu Dank verpflichtet sein. Ueberall bemüht man sich jetzt, charakteristische Gruppen herzustellen, sie in lebhafte Bewegung zu setzen, sie in Mitleidenschaft zu der Handlung zu ziehen. Die Massen der modernen Dichter sind das Gegentheil des antiken Chors, der niemals zum entscheidenden Mitsprechen in die Vorgänge gelangt, sondern dieselben nur begleitet. Die lyrisch-didaktische Arabeske der Griechen ist bei Shakespeare und Schiller, bei Goethe und Kleist zur thätig mitwirkenden Gruppe geworden, die wohl anfänglich im Hintergrunde steht, aber im ergreifendsten Augenblick die ganze Bühne erfüllt und die tragischen Figuren nur als den höchsten Ausdruck der allgemeinen Bewegung erscheinen läßt. Darum vor Allem machte Shakespeare's „Julius Cäsar" in der Darstellung der Meininger einen so überwältigenden Eindruck, weil die Seele dieses Schauspiels, das römische Volk, um dessen Geschick und weitere Entwickelung es sich handelt, hier zum ersten Male in die Erscheinung trat. Es ist begreiflich, daß die Meininger mit dem Bewußtsein, in der Ausbildung dieser Massenwirkungen etwas durchaus Eigenartiges zu leisten, darin immer feiner, schwieriger, wenn man will künstlicher werden. Gruppen, wie sie uns diesmal in dem zweiten und vierten Act der „Räuber", in der Volksversammlung des „Wintermärchens" im zweiten, in dem Schäfertanz des vierten Acts vorgeführt wurden, sind auf dem deutschen Theater in dieser Lebendigkeit und Wahrheit, in dieser Richtigkeit der Costüme und dieser Abstimmung der Farben noch nicht erreicht worden. Die schönsten Gemälde unserer Maler schienen als lebende Bilder vor uns hinzutreten. Daß nun hier in der Beweglichkeit der Einzelnen, in der Betonung des malerischen Effects nicht zuweilen des Guten zu viel geleistet wird, möchte ich nicht bestreiten. Eine größere Sparsamkeit hier und dort, eine gewisse Bändigung des vordringlichen Eifers sind durchaus zu empfehlen; freilich wird Niemand, der hierin Einsicht hat, die Schwierigkeit des Unternehmens verkennen. Es will eben Jeder, auch unter den Statisten, sein Bestes thun und die Gefahr liegt nahe, aus dem zur Ruhe Gewiesenen einen Lässigen zu machen.

In engster Beziehung steht hiermit die Ausstattung einer Dichtung. Mit den Puristen ist darüber nicht zu streiten. Gewiß mögen sehr Viele sich mit der dürftigsten Einrichtung begnügen und sich dabei in die Einfachheit der altenglischen und altfranzösischen Bühne versetzt glauben, obgleich sie in nicht geringe Verlegenheit gerathen würden, wenn sie etwa in Ulrici von den Herrlichkeiten und dem überreichen Pomp lasen, in dem die englischen Schauspieler auftraten; Molière's Costüm als „Bürgerlicher Edelmann" wurde 1673, bei der Aufnahme des Inventars nach seinem Tode, auf 70 Livres geschätzt. Die Rhetoren gehen noch weiter; sie meinen, daß die beste Wiedergabe einer dramatischen Dichtung darin bestände, daß sie in Frack und weißer Cravatte dieselbe vortrefflich vorlasen. So lange wir nun aber von einem Schauspiel reden, so lange der Goethe'sche Schauspieldirector im „Faust" mit seinem Wort: „Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn" — Recht behält, wird man auch uns Andern die relative Wahrheit unserer Behauptung, daß die Aus-

Digitized by Google

ſtattung ein weſentliches Element der theatraliſchen Kunſt, daß die Kunſt ohne dieſelbe für uns nichts weiter als eine mehr oder minder gelungene Declamation ſei, zugeben müſſen. Wem es gleichgültig iſt, ob Othello gepudert und Desdemona in der Crinoline oder in dem venetianiſchen Coſtüm des 15. Jahrhunderts erſcheinen, der gehört allerdings nicht in den Theatersaal der Meininger. Er thut am klügſten daran, ſein Geld und ſeine Zeit zu ſparen. Umgekehrt, wer eine dramatiſche Dichtung in der Landſchaft, der Zeit, worin ſie ſpielt, in der Beleuchtung ſehen will, in die ſie der Poet geſtellt hat, wer Augen für maleriſche Schönheiten, Sinn für die hiſtoriſche Darſtellung hat, wem es aufgegangen, daß die Menſchen im Renaiſſancecoſtüm anders ſich bewegen mußten, als im Staatskleid des Rococo — der wird ſich immer auf's Neue von dieſen Meiningen'ſchen Aufführungen angezogen und erfreut fühlen. Abgeſtoßen wird der moderne Realismus, dem Alles verhaßt iſt, was durch die Vergangenheit einen idealiſchen Anhauch erhalten. Der Witzbold macht ſich ſeiner Natur gemäß heute über die überladene Pracht der Meininger luſtig, wie er geſtern ſeine Scherze über die Aermlichkeit der Ausſtattung auf andern Bühnen geäußert hat.

In ihrem ſechswöchentlichen Gaſtſpiel vom 1. Mai bis zum 15. Juni haben die Meininger diesmal Schiller's „Räuber", Kleiſt's „Prinzen von Homburg", Shakeſpeare's „Wintermärchen" und Grillparzer's „Ahnfrau" aufgeführt; Dichtungen, die jede in ihrer Art das Beiwort claſſiſch verdienen und ihnen die ſchönſte Gelegenheit gaben, nicht nur die Vielſeitigkeit ihres Talents, ſondern auch den umfaſſenden Geiſt, der ſie leitet, zu zeigen. Bei ihnen trifft man niemals willkürliche Umgeſtaltungen und Bearbeitungen an; ſo weit es nur irgend möglich iſt, wird die Dichtung getreu nach dem Original dargeſtellt. Eine gewichtige Einſchränkung, der ſie ſich unterwerfen müſſen, iſt die Kürze eines modernen Theaterabends. Lange über drei Stunden hinaus pflegt unſer Publicum nicht geduldig auszuharren — ein Zeitraum, der nun einmal für die Shakeſpeare'ſchen Dramen nicht genügt. Kürzungen erweiſen ſich in dieſer Hinſicht alſo als unumgänglich. Davon aber abgeſehen, beweiſen die Meiningen'ſchen Aufführungen, wie wenig die Klagen über die Unaufführbarkeit dieſes oder jenes Drama's gerechtfertigt, wie thöricht oder überflüſſig die meiſten der ſogenannten Bearbeitungen ſind. Schiller's „Räuber" erſcheinen auf der Mehrzahl der deutſchen Bühnen in einer Miſchung aus der Buchausgabe und der erſten Mannheimer Theaterbearbeitung des Werkes, die der Dichter auf Dalberg's Rath ſelber unternommen. Von dem Coſtüm „aus der Zeit Maximilians, als er den ewigen Landfrieden in Deutſchland einrichtete", das Dalberg angeordnet hatte und in dem am Sonntag den 13. Januar 1782 das Stück zum erſten Male dargeſtellt wurde, iſt man allmälig abgewichen und zu einem ſogenannten Phantaſiecoſtüm übergegangen. Nur wenige Bühnen haben ſich bis jetzt für die Darſtellung der „Räuber" in dem Rococo-Coſtüm entſchieden, zuletzt noch, kurz vor der Ankunft der Meininger in Berlin unſere Hofbühne, die das Stück Sonnabend den 27. April in dieſem Coſtüm ſpielte, im Weſentlichen ſich der Mannheimer Theaterbearbeitung anſchließend, aus der ſie im letzten Act das Gericht der Räuber über Franz Moor und ſeine Verurtheilung zum Hungertode in dem einſamen Thurm nahm. Ueber Schiller's Abſicht kann kein Zweifel ſein; in die Prager Schlacht, die Friedrich der Große den Oeſterreichern lieferte, läßt Hermann in ſeiner Erzählung Karl Moor ziehen und im Getümmel ſeinen Tod finden. Deutlich iſt auf Schwerin's Heldentod in der Erzählung angeſpielt. Aus jeder Pore des Werkes athmet der Genius des achtzehnten Jahrhunderts; wie in der Wirklichkeit, in Schiller und ſeinen Genoſſen, giebt ſich in Karl Moor und ſeinen Geſellen Sturm und Drang kund. Die Karlsſchüler haben es nicht einmal für nöthig gehalten, ſich in andere Kleider zu ſtecken, ſie haben ſich nur andere Namen und ein erträumtes Schickſal gegeben, ſonſt ſind ſie geblieben, wie ſie leibten und lebten. Schärfer, genialiſcher aber als in der Theaterbearbeitung, um wie vieles ſie auch in theatraliſcher Beziehung geſchickter ſein mag, tritt dieſer Geiſt in der erſten Buchausgabe der Dichtung auf; ſie iſt es denn auch, die der Meiningen'ſchen Aufführung zu Grunde liegt. Schon ihr

Digitized by Google

Theaterzettel zeigt es: „Die Räuber. Ein Schauspiel.“ Weder der Pastor Moser, noch die Lieder, die Amalia singt; weder der Monolog Franzens im ersten Act noch die Vorlesung von Joseph's Tode aus der Bibel sind gestrichen; die einzige stärkere Abweichung von dem Originaltext besteht darin, daß man aus der Theaterbearbeitung im vierten Act die treffliche Scene zwischen Hermann und Franz und den sich daran schließenden Monolog des letzteren an die Stelle des Gesprächs zwischen Daniel und Karl gesetzt und die leidenschaftliche Scene zwischen Amalia und dem Räuber im Garten, die Schiller offenbar als Gegenbild der Scene zwischen Franz und Amalia ersonnen, fortgelassen hat. Man kann bedauern, daß die Meininger nicht den Versuch gemacht haben, Karl Moor wenigstens die eine und die andere Strophe des Liedes — Cäsar und Brutus nach der Schlacht bei Philippi — in der Nacht vor dem Thurm singen zu lassen: ich für mein Theil würde gern die Scene zwischen Franz und dem Pastor Moser dafür hingegeben haben; Franzens Erschütterung, in der er dem alten Daniel entgegenstürzt und ihm seinen Traum erzählt, ist für den Zuschauer von ungleich ergreifenderer Wirkung, als die Unterhaltung über Gott und Unsterblichkeit mit dem guten, aber nicht eben geistvollen Pfarrer. Bis auf geringe Ausstellungen nun — das allzu maskeradenhafte Costüm des Räubers, das nicht nur an die Ausstaffirung Fra Diavolo's in der Oper erinnert, sondern auch zu wenig zu den charakteristischen, bunten, halb zerlumpten, halb zusammengestohlenen Anzügen, Studentenpikesche und Deserteuruniformen seiner Spießgesellen stimmt; eine nicht passende Gobelintapete in dem Schlafzimmer des alten Moor, in dem auch die kostbare Rococo-Staffelei mit Karl's Bildniß darauf sich allzu kokett ausnimmt — war die Ausstattung in Decorationen und Geräthschaften, das bewegte Zusammenspiel im zweiten und vierten Act tadellos. Das alte stattliche Schloß der regierenden Grafen Moor mit seinen reichen Gemächern, seinem Ahnensaal, dem Garten im französischen Stil; die Donau-Landschaft, in der sich die Scene mit Kosinsky abspielt; die bergige Landschaft vor dem alten Thurm, in deren Schlucht die Räuber schlummern, während Hermann auf einem Felsensteg über ihnen im Dunkel der Nacht zu dem Hungerthurm schleicht, versetzen uns unmittelbar in die Scenerie, die dem Dichter vorschwebte. Nichts ist hier schablonenhaft und alltäglich, Alles spricht uns in seiner Originalität wahr und lebendig an. In diesem, nicht sowol glänzenden als passenden Rahmen gewinnen die einzelnen Vorgänge, ob sie nun, wie das Auftreten der Räuber mit dem geretteten Roller in ihrer Mitte, oder wie der Abzug Schweizer's, Franz gefangen zu nehmen, auf die Massenwirkung ausgehen, oder wie die Scene zwischen Franz und Amalia, die Sterbescene des alten Moor, die Erzählung Kosinsky's mehr die einzelne Persönlichkeit in den Vordergrund treten lassen, ein eigenthümliches Leben, das gegenüber den gewohnten Bühnendarstellungen dieser Vorfälle noch einmal so warm und wahr in Ton und Farbe ist. Weniger befriedigend waren der Schluß des ersten Actes, als die Libertiner aufbrechen, eine Republik in den böhmischen Wäldern zu gründen, was zum Theil seinen Grund in der ungenügenden Darstellung des Spiegelberg hatte; die Erstürmung des Schlosses, die mehr äußerlich lärmvoll, als Grauen erweckend und tragisch sich abspielte, und endlich der Schluß des Ganzen, dem sowol in dem einsamen Abgang Karl's wie in der Verzweiflung, dem Hohngelächter, dem Trotz der langsam sich zerstreuenden Bande das Moment der tiefsten Ergriffenheit fehlte. Trefflich wurden die Rollen des alten Moor (Hr. Weilenbeck), des Franz (Hr. Kober), Schweizer's (Hr. Hellmuth-Bräm), Kosinsky's (Hr. Kainz) und Hermann's (Hr. Richard, der eine ebenso originelle, wie historisch-treue Gestalt aus der Zopfzeit gab) dargestellt; der Karl Moor des Hrn. Nesper war zu pathetisch und rhetorisch, wo er schwungvoll und hinreißend hätte sein sollen; Fr. Bittner war nur eine leidende, keine leidenschaftliche und tragische Amalia.

Bedeutsam, wie die Schilderung des achtzehnten Jahrhunderts in den „Räubern“, war die Wiedergabe des siebzehnten in Kleist's Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“. Zehn Male nach einander ist es den Meiningern gelungen, vor zahlreichen

Digitized by Google

Versammlungen dies Drama aufzuführen, das im besten Falle ein und ein anderes Mal im Verlauf eines Jahres auf der ersten deutschen Bühne erscheint. Wie hoch man auch die Dichtung schätzen mag, ihr dramatischer Gehalt ist geringer als der des „Käthchen von Heilbronn" und der „Hermannsschlacht". Das nachtwandlerische Wesen des Helden, indem es ihn halbwegs in die Reihe der Unzurechnungsfähigen stellt, läßt in uns nicht das Gefühl einer tragischen Schuld, die er durch die Uebertretung des ihm ertheilten Befehls begangen, aufkommen. Im Anfang wie am Ende spielt das Ganze sich aus der militärischen Wirklichkeit in das Phantastische hinüber. Selbst wenn wir dem Kurfürsten glauben, daß er es mit der Bestellung des Kriegsgerichtes, mit dem Todesurtheil gegen den voreiligen Officier im ersten Augenblick ernst meint, so kann dieser Glaube doch nicht lange anhalten, noch weniger aber in uns die Sorge um das Geschick des Prinzen hervorrufen. Auch die Entwickelung des Helden aus dem Träumer, dem ungestümen Reiterführer zu dem gefaßten, sein Vergehen erkennenden und zur Sühne entschlossenen Manne leidet an dem Sprunghaften und Abenteuerlichen der ganzen Erfindung. Keiner ist sicher, daß der Prinz am nächsten Schlachttage nicht wieder aus seiner unberechenbaren Stimmung herushandeln werde. Man läßt sich einen genialischen Feldherrn an der Spitze der brandenburgischen Reiter gefallen, auch wenn er nicht im strengsten Sinne des Wortes „Ordre parirt"; aber einem Nachtwandler kann ein Hohenzollernfürst nicht eine solche Verantwortlichkeit aufladen. Die tragische Schuld hat hier ein doppeltes Gesicht, auf der einen Seite das des Kurfürsten, auf der andern das des Prinzen. Wenn man sich im Spiel des Witzes üben will, kann man fortfahren, daß diese Doppelseitigkeit, eine Art der romantischen Ironie, das Wesen der Dichtung ausmacht. Sie wiederholt sich in der Composition, wie im Charakter des Helden. Auch Natalie ist nicht frei davon: in den beiden ersten Acten im Hintergrunde stehend, übernimmt sie im dritten und vierten eigentlich die Fortführung der Handlung, ohne sich doch über ihre That — die Berufung ihres Dragonerregiments nach Fehrbellin — klar zu sein, in der Gewalt eines plötzlichen Eindrucks. Vom theatralischen Standpunkt kömmt nun ein gewisser schleppender Gang des dritten und vierten Actes hinzu, um die Wirkung zu beeinträchtigen. Es ist nicht sowol der ergreifende Ausdruck der Todesfurcht, der sich von Friedrichs bleichen Lippen wie ein Aufschrei der Verzweiflung losringt, nicht die unrühmliche Lebensfucht, die sogar auf das geliebte Mädchen verzichten will, nur um ein niedriges Dasein ärmlich weiter fortzuspinnen, die uns stutzen macht, als die Verhandlung der Schuldfrage, die sich in einem Kreise bedenklicher Sophismen auf- und niederbewegt. Erst mit dem Eintritt der Officiere in die Verwickelung, im Beginn des fünften Actes, treten wir aus dieser schwülen Luft des psychologischen Problems wieder in die freie, erquickende Luft der Geschichte, die den zweiten Act mit so vollem, belebendem Strome durchdringt. Bei ihrer scenischen Einrichtung des Schauspiels konnten sich die Meininger an all' die Reste jener Zeit halten, die noch in brandenburgischen Schlössern und Hofgärten, im Hohenzollern-Museum in Monbijou so reichlich und so werthvoll vorhanden sind. Sie haben uns denn auch, ohne im Geringsten den von der Dichtung geschlossenen Bannkreis zu verlassen, die Hofhaltung und das Heer des Großen Kurfürsten wieder lebendig gemacht. Nichts Prächtigeres, Charakteristischeres kann man sehen, als die Officiersgruppen, die Anordnung des Schlachtbildes im zweiten Act. Eine märkische Landschaft mit sanft welligem Terrain, weitem Horizont, bei blaugrauem Himmel, Birken und Erlen, eine Windmühle im Hintergrund. Auf dem Hügel beobachten der alte Kottwitz und der Prinz mit ihrem Gefolge den Gang der fernhin tobenden Schlacht. Trompetensignale, Trommelwirbel, der Blitz der Kanonen, dann der Donner, nun stärkerer Trommelwirbel, Musketenfeuer, der Brand der Mühle — Alles so anschaulich, als ob wir selber dem Gefecht zusähen, und dabei ohne jede Uebertreibung. Ueberladener, weil sie auf einem zu engen Raum zusammengedrängt ist, stellt sich die Schlußscene des zweiten Acts dar, wo die Leiche Frobens in die Kirche getragen wird und der Prinz dem Kurfürsten die erbeuteten schwedischen

Digitized by Google

Fahnen zu Füßen legt. Die Decoration zeigte uns den Schloßplatz Berlins nach der späteren langen Brücke zu, in dem am Wasser gelegenen Flügel des Schlosses befindet sich die Schloßkapelle — ich bin freilich der Meinung, daß Kleist mit seiner Angabe „Lustgarten vor dem alten Schloß, im Hintergrunde die Schloßkirche mit einer Treppe" an den Dom gedacht hat und nicht an die im Innern des Schlosses gelegene Kapelle. Auf dem Wasser ein Schiff, von neugierigen Zuschauern besetzt, der ganze Raum mit dem Volk aller Stände, mit Soldaten, Officieren, dem Kurfürsten und seinem Gefolge gefüllt. Das Ganze nahm sich stattlich und malerisch aus; aber die Menge der Statisten, die noch dazu in der Scene durchaus unbetheiligte Zuschauer bilden, hinderte zu sehr die Action der Hauptfiguren. Nicht weniger glücklich als das historische in diesen Scenen, kam das romantische Element des Schauspiels in dem ersten und letzten Auftritt zur Erscheinung. Der vom Mondlicht silbern und phantastisch beleuchtete Garten mit seinem Schlosse, hinter dessen Fenstern sich die Lichter hin und her bewegten, von dem eine gewundene Treppe hinabführte; der Prinz traumbefangen auf der Bank sitzend, den Lorbeerkranz flechtend, während sich plötzlich die Schloßpforte öffnete und der Kurfürst voran, Herren und Damen ihm nach, im Lichter- und Fackelglanz, die Stufen niederstiegen, um den seltsamen Helden zu belauschen — gleich im ersten Auftact stimmte das poetisch-reizvolle Bild das Gemüth der Zuschauer auf den der Dichtung angemessenen Ton. Wenn es beiden Darstellern der Hauptfigur, den Herren Robert und Kainz, die mit einander abwechselten, an der Fähigkeit gebrach, den Prinzen vollgültig auszuprägen und uns in lebhaftere Mitleidenschaft zu ziehen, indem der erste zu sehr den Schönredner hervorkehrte, der andere seiner jugendlichen Unbeholfenheit und Unsicherheit noch nicht Herr zu werden wußte, so waren die Damen Frau Berg (Kurfürstin), Fräulein Pauli (Natalie) und die Herren Nesper (Kurfürst), Teller (Feldmarschall Dörsling) und Hellmuth-Bräm (Kottwitz) trefflich und meisterlich an ihrem Platz, so daß die Vorstellung nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu einem harmonischen Ganzen sich ab- und ausrundete.

Die Aufführung des Shakespeare'schen „Wintermärchen" war vor allen anderen geeignet, die Vorzüge und die Gefahren der Meiningen'schen Darstellungsweise deutlich darzuthun: die Vorzüge, indem sie eins der schwierigsten Shakespeare'schen Stücke ohne wesentliche Aenderung oder Verkürzung in seiner Ursprünglichkeit zur eindrucksvollsten Darstellung brachten; die Gefahren, indem in einzelnen Scenen das Wort des Dichters weit hinter den Glanz der Ausstattung zurücktrat, so daß man wähnte, sich statt der Rede mit der Pantomime der Figuren begnügen zu können. Ich möchte daraus einen allgemeinen Schluß ziehen. Während Dichtungen von starkem dramatischen Gehalt, mit einer vorwiegenden Persönlichkeit, einer fesselnden Handlung gerade in der reichsten Ausstattung, sobald sie nur der Sache angemessen und in ihrem Kern historisch ist, zur lebendigsten Geltung kommen und Schönheiten offenbaren, die bei den Alltagsaufführungen nach dem bekannten Schema verborgen bleiben, erliegt ein Werk von geringerem Gehalt unter solcher Last. Die Handlung, von keinen bedeutenden Charakteren getragen, in sich ohne rechten Zusammenhang und tiefere Folgerichtigkeit, wird zur Nebensache, das Bild der eigentliche Gegenstand unseres Interesses; wir sehen einer Feeerie von etwas höherem künstlerischen Werthe zu. Unter Shakespeare's Dichtungen gibt es vier: „Der Sommernachtstraum" — „Das Wintermärchen" — „Cymbeline" — „Der Sturm", die sich am füglichsten als Märchen bezeichnen lassen. Das Handeln der Menschen ist hier nicht von ihrem verständigen Willen oder ihrer Leidenschaft bestimmt, sondern bald greifen überirdische Mächte, Elfen und Geister, bald seltsam abenteuerliche Zufälle darin ein und gestalten es zu einem scheinbar zwecklosen Spiel. Der Zufall regiert und stickt ein buntes Gewebe. Am feinsten in seinem Bau, am tiefsinnigsten in der Symbolik seiner Gestalten unter diesen Schauspielen ist „Der Sturm", am losesten in der Verbindung der Begebenheiten, am flüchtigsten in der Ausführung der Figuren „Das Wintermärchen". Franz Dingelstedt hat bekanntlich daraus ein regelrechtes, anziehendes Theater-

Digitized by Google

stück im antiken Gewande, in echter Säulenstimmung, geradlinig in dem Aufbau, einfach und durchsichtig in der Einrichtung gemacht. Seine Arbeit hat sich nicht darauf beschränkt, die wunderlichsten Anachronismen, die Böhmen eine Meeresküste geben, eine Tochter des russischen Kaisers zur Gemahlin eines sicilischen Königs machen, das Orakel des Apollo zu Delphi in die Zeit des Giulio Romano versetzen, auszumerzen und den antiken Ton streng durchzuführen, auch den Märchencharakter hat er getilgt. Er läßt die Scene der Aussetzung der Perdita und die Auffindung des Kindes durch die beiden Schäfer am Schluß des dritten Acts ebenso wie die Zeit, welche als Chorus die zwischen der ersten Handlung in Sicilien und der zweiten in Böhmen den Uebergang und die Vermittlung bildenden Verse spricht, fort; er bildet die Rolle der Hermione zur bedeutsamsten aus, so daß ihr Schicksal, das in dem Original keineswegs gegenüber den Geschicken des Leontes und der Perdita betont wird, beinahe ausschließlich unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. In seiner Geschlossenheit und Klarheit übertrifft das Werk in dieser Gestalt, als Bühnenstück betrachtet, weit die etwas ungefüge und unharmonische Form der Dichtung Shakespeare's. Aber man darf nicht vergessen, daß man nicht Shakespeare's „Wintermärchen", sondern ein Schauspiel von Franz Dingelstedt nach einem Shakespeare'schen Stoffe vor sich hat, das am füglichsten den Titel „Hermione" führte. Den Meiningern liegt dagegen in erster Reihe die Bewahrung des Originals am Herzen: sie wollen dem Dichter treu bleiben und den märchenhaften Zug seiner Schöpfung in sinnfällige Erscheinung bringen. Darum ändern sie weder an der Composition, noch an den Worten; die erste Scene des vierten Actes zwischen Polyxenes und Camillo, die „in Böhmen, im Palaste" spielt, verlegen sie vor das Haus des alten Schäfers, um die Decoration nicht wechseln zu müssen, und die Gerichtsscene, die im Original als „Ein Gerichtshof" bezeichnet wird, vollzieht sich bei ihnen auf dem Markt einer süditalienischen Stadt. Das sind die stärksten Abweichungen von der Dichtung. Die Zeit, als junges Mädchen auf Wolken gelagert; der Garten Paulina's, in dessen Nische die bunt bemalte Statue der Hermione steht; die öde Felsgegend, worin Antigonus die sicilische Königstochter aussetzt, wo der Bär ihn verfolgt, zaubern den Zuschauer so ganz in die Märchenstimmung, daß er das Gefühl der engen Wirklichkeit verliert. Und all' die Bilder, die nun in wunderbarer Pracht an ihm vorüberziehen: die Landschaft von Taormina, von einer Halle des Königspalastes aus gesehen; der Ausblick in eine andere im Abendroth glühende sicilische Landschaft, die beiden Straßenbilder des dritten und fünften Actes; der Schäfertanz, nicht von einem Balletcorps mehr oder minder abgezirkelt, sondern von den Schauspielern selber in aller Ursprünglichkeit und Anmuth eines wirklichen ländlichen Tanzes aufgeführt; die Bocksprünge der Satyrn; die Volksversammlung bei dem Gericht, das Leontes über Hermione hält — so viel des Malerischen und Sinnberückenden verstärkt und erhöht diese Stimmung. Wir sind nicht mehr auf der festen, wohlbekannten Erde, wir sind in ein Zwischenreich zwischen Himmel und Erde entrückt. Wie die Mehrzahl der Künstler, die das „Wintermärchen" illustrirt, haben auch die Meininger dem Renaissancecostüm vor der antiken Gewandung den Vorzug gegeben. Mit vollem Recht, auf Shakespeare's Bühne sind Leontes und Polyxenes, Hermione und Perdita im Costüme der Elisabethanischen Zeit, vermuthlich mit einigen spanischen und italienischen Modeflittern erschienen. Natürlich ist nicht ein bestimmtes Jahrzehnt betont worden: vierzehntes und fünfzehntes Jahrhundert, sogar maurische Formen, wie sie sich in Sicilien noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, verschlingen sich; die spärlichen Anspielungen auf das Christenthum — Polyxenes redet einmal von dem, welcher den Heiligsten verrieth, Leontes nennt den Camillo seinen Beichtiger — gestatten, trotz der wiederholten Anrufung der Götter, ein Heiligenbild in dem Gemach der Hermione, das freilich mehr verwirrend als bedeutsam wirkt; Perdita und Florizel tragen das Costüm der Fürstenkinder aus den Märchen; des Leontes Palast ist ein Märchenpalast, ist er doch an eine Stelle hingebaut, wo in Wirklichkeit, an Taormina's Küste, kein Raum für ein prächtiges, säulengetragenes Haus ist. Ich deutete schon oben

Digitized by Google

an, daß diesem Aufwande das Spiel nicht entsprach; weder Leontes (Hr. Nesper), noch Hermione (Fr. Bittner) konnten die Pracht ihrer Gewänder in dem Schwung und Feuer ihrer Darstellung vergessen lassen; gerade, wo das Drama sich steigerte und gipfelte, versagte ihnen die Kraft. Glücklicher waren die Nebenrollen der Paulina (Fr. Berg) und des Antigonus (Hr. Kober) besetzt, außerordentlich wirksam die komischen Scenen. Vielleicht würde die Darstellung der Meininger gewinnen, wenn sie auch in den ernsten Scenen das „Märchen" mehr zur Geltung brächten und hier und dort eine groteske Beleuchtung auf die Eifersucht und den Jähzorn des Leontes, auf die Reden der Hofleute, die derben Worte der Paulina fallen ließen.

Wie das „Wintermärchen" den Zauber der Märchenwelt, bringt die Darstellung der Grillparzer'schen „Ahnfrau" durch die Meininger das Ahnungsvolle, Spukhafte, das Grauen vor dem Uebersinnlichen in überwältigender Weise hervor. Jeder Ausstattungspomp verbietet sich hier von selbst, Massen treten weder handelnd noch zuschauend auf. In einer alterthümlichen Halle mit mächtigem Mittelpfeiler, an dem der verhängnißvolle Dolch in der Scheide hängt, mit rothflammendem Kaminfeuer, später im verschneiten Burgzwinger und in der Ahnengruft zwischen wenigen Figuren, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts etwa, spielt sich die phantastischtolle Handlung ab. Bei aller Seltsamkeit und Wirrniß ist mir die Dichtung neben dem „Traum ein Leben" die liebste Grillparzer's. Die Anlehnung auf der einen Seite an Schiller's Karl Moor, auf der andern an spanische Vorbilder, nimmt ihr nichts von ihrer Originalität und ihrer fortreißenden Leidenschaft. Das Mißliche liegt nicht sowol in dem Auftreten des Gespenstes, sondern darin, daß dieses Gespenst die eigentlich schuldvolle Heldin der tragischen Verwickelung ist, und der alte Borotin, Jaromir und Bertha nur Marionetten sind, die das Schicksal einer fremden Schuld wegen zu Handlungen zwingt, vor denen ihr eigener Wille, indem er sie begeht, sich entsetzt. Man muß den zweiten Act der „Ahnfrau" von den Meiningern haben spielen sehen, in dieser unheimlich schaurigen, halb dunklen, nur vom Mondlicht, das durch die Scheiben fällt, und von der niederbrennenden Kohlengluth erhellten Halle, um sich eine deutliche Vorstellung von der Höhe zu machen, bis zu der das Grauen, die Gespensterfurcht auf der Bühne gesteigert werden kann. In diesem Festhalten des Zuschauers beruht die große Kunst dieser Aufführungen. Nichts Störendes in der Ausstattung, kein vorlauter Ton, kein Hervorstürmen des einzelnen Spielers, Alles sorgsam abgestimmt, so daß wir, einmal in den Kreis eingetreten, nicht wieder aus ihm heraus können, als bis der Vorhang zum letzten Male gefallen ist. Die Darstellung der „Ahnfrau" durch die Damen Bittner (Bertha) und Bruckmüller (Ahnfrau) und die Herren Hellmuth-Bräm (Borotin), Nesper (Jaromir), Teller (Boleslaw) und Richard (Hauptmann) ist eine treffliche: kein erstes Theater hätte sich derselben zu schämen. Die Meininger, was auch ihre Gegner sagen mögen, sind in ihrer Gesammtheit betrachtet, Künstler; wenn sie nichts als gemeine Rekruten wären, die ein starker Wille „dressirt", warum findet sich in Deutschland und Oesterreich kein zweiter, der dasselbe versucht? Theatralische Rekruten gibt es leider nur allzuviel, und der Erfolg der Meininger „Zucht" sollte doch zur Nachfolge reizen. Aber es steckt in diesem Erfolge eben ein Geheimniß, das von den Bühnenhandwerkern niemals errathen oder gar nachgeahmt werden kann. Diese Nachahmung wird noch leichter erkannt, als die falscher Brillanten. Die Kunst hat im Rathe der Meininger die erste Stimme; sie durchdringt ihre Leistungen, offenbar dem Blicke des Kenners wie des Laien, und dies künstlerische, unermüdliche Streben versöhnt selbst mit ihren Schwächen und Irrungen.

Karl Frenzel.

Digitized by Google

Politische Briefe.

Von

S. E. Köbner.

Nach der Auflösung des Reichstags.

Berlin, 15. Juni.

Im Schmerz und in den Wirrnissen der traurigen Woche, welche auf das Verbrechen vom 2. Juni folgte, schien zu den Sorgen der so umdüsterten Gegenwart Manchen noch eine Gefährdung unserer politischen Zukunft zu kommen: als Stellvertreter des verwundeten Kaisers mußte der Kronprinz die Regierungsgeschäfte übernehmen — im Zorn, der uns Alle durchbebte, aber den Sohn des so nichtswürdig angefallenen Monarchen noch heißer, wenn das möglich war, erfüllen mußte — inmitten ferner einer verwirrten Lage der inneren Politik, welche der nur auf kurze Zeit und nicht als selbständiger Regent in die Pflichten der Krone eingetretene Thronfolger eben darum keinenfalls lösen, die aber ihn selbst in ihre Maschen verflechten konnte — umgeben endlich von einem Ministerium, das in seiner neuen Zusammensetzung erst unsicher tastend ein bestimmtes Verhältniß zur Nation, zu seinen Aufgaben, zu den Parteien zu finden trachtete, dessen großer Leiter aber, wie durch ein Verhängniß, immer rascher in den alten, für überwunden gehaltenen Gegensatz zu den Liberalen zurückzufallen schien. Lag nicht die Gefahr vor, daß der Prinz durch die Consequenzen einer politischen Situation, welche er nicht selbst gewählt hatte, die zu ändern er sich aber nicht berechtigt erachtete, in eine für die Zukunft präjudicirliche Stellung zu den schwebenden Fragen und zu den Parteien gerieth? Die Besorgniß ist in den Tagen, als die Uebernahme der Stellvertretung erfolgte, geäußert worden. Nicht als ob irgend eine Partei das Recht hätte, den Thronfolger sich zuzuzählen; im Gegentheil, in dem erhebenden Gesammtbilde, das, wie man bis vor Kurzem glauben durfte, die Regierung des ersten Hohenzollern-Kaisers bis zum Ende darbieten sollte, war es gerade einer der sympathischsten Züge, daß es keine „Kronprinzen-Politik" gab, keinen Anhalt für jene, in monarchischen Staaten zuweilen vorkommende, beständige Berufung von der Gegenwart an die Zukunft, wodurch meistens zwar jene verunziert, aber diese keineswegs gesichert wird im Sinne derer, welche solche unsichere Appellation einlegen. Doch wenn keine Partei die Prätention zu erheben vermochte, den künftigen Träger der über den Parteien stehenden Krone verlieren zu können — weil keine ihn zu sich rechnen darf —, so war doch die hier und da laut gewordene Besorgniß verzeihlich, der künftige Herrscher könnte jetzt in eine persönliche Solidarität, welche ihm unter anderen Verhältnissen fern gelegen hätte, mit Männern und Maßregeln gerathen. Er selbst hat, wie zwar keine officielle Kunde berichtet, alle Welt aber trotzdem weiß, diese Gefahr mit ruhiger und sicherer

Digitized by Google

Hand bei Seite geschoben. Er hatte — wie es in der Natur einer nur stellvertretenden Regierung liegt — öffentlich versichert, nach den Intentionen des Kaisers die Geschäfte leiten zu wollen; dieser Intentionen jüngsten Ausdruck mußte der Kronprinz in dem Ministerium finden, welches erst vor Kurzem neu gebildet worden; und wenn dasselbe die Erklärung abgab, keine Mehrheit im Reichstag zu besitzen, sie aber von der verfassungsmäßigen Anrufung der Wähler zu erhoffen, so handelte der Prinz nur als constitutioneller Regent, indem er seine Zustimmung nicht verweigerte. Aber man weiß, daß sie nur in *diesem* Sinne, ohne daß der Kronprinz sich mit den Gründen und Tendenzen des Auflösungsbeschlusses identificirt hätte, ertheilt ward; und vielleicht hat die öffentliche Meinung auch Recht, wenn sie es auf diese Haltung des interimistischen Herrschers, auf seine völlig objective, von allen Wahlbeeinflussungs-Gelüsten entfernte Auffassung der Auflösung zurückführt, daß aus der Mitte der Regierung jene officiöse Hetzerei desavouirt ward, durch die das Organ der Freiconservativen diese Partei in drei Tagen um Sympathien gebracht hat, welche dieselbe zehn Jahre lang zu erwerben bemüht war.

Der Fürst, welcher durch die Mordanfälle auf den Kaiser tiefer als irgend Jemand, nicht nur in den Gefühlen des Deutschen, sondern auch in denen des Sohnes getroffen worden, bewahrte die Objectivität des politischen Handelns; daß die Regierung desgleichen gethan, wird — versichert, nachdem die ihr nahe stehende Presse eine Woche hindurch in allen Tonarten, nur die der Wahrheit und der Loyalität ausgenommen, den Versuch gemacht, aus einem Nationalunglück Capital zu schlagen für Parteitendenzen und für die Befriedigung eines persönlichen Revanchebedürfnisses. Während diese Zeilen geschrieben werden, wird die Parole ausgegeben, die Auflösung bezwecke nur, in einer veränderten Lage „die unverfälschte Stimme des Volkes zu vernehmen". Die liberale Tagespresse constatirt diese harmlose Versicherung und erklärt, deren Bewährung durch die Thatsachen abwarten zu wollen; wir würden uns ebenso bescheiden, wenn wir nicht in der unbequemen Lage wären, erst nach einem Monat hier wieder das Wort erhalten zu können, nachdem inzwischen vielleicht die Landräthe in *ihrer* Weise daran gegangen, „die unverfälschte Stimme des Volkes" zu provociren. In Lehrbüchern des Constitutionalismus findet sich wol eine derartige Zweckbestimmung der Parlamentsauflösung, und sie kann da in ewiger Jugend fortdauern, weil das nicht veraltet, „was sich nie und nirgends hat begeben." Eine Auflösung zu solchem abstracten Zwecke hat sich in der That in Zeit und Raum noch nicht zugetragen — und der, allen Abstractionen feindlichste Staatsmann, welcher jemals ein großes Land geleitet, hätte sich berufen gefühlt, die theoretische Definition des Staatsrechts-Professors zur Maxime der praktischen Politik zu machen? Die Mauern, in denen er waltet, werden — wir freuen uns dessen, so unjournalistisch es klingen mag — durch eine Strenge des Amtsgeheimnisses geschützt, wie sie vielleicht seit dem Untergange der Signoren-Regierung Venedigs nicht da war. Ueber diese selben Mauern aber flattern, wie bei jedem wichtigen Anlaß, auch diesmal die belehrendsten geflügelten Worte so ungenirt in's Publicum, daß den Auguren, wenn sie einander begegnen, bei der Proclamirung des so harmlos theoretischen Zweckes der Auflösung sicherlich das Beiseiteblicken nichts hilft gegen den Lachreiz. Doch dem sei wie ihm wolle — dem *Geist* und *Sinn* des Repräsentativ-Systems widerspricht diese Auflösung, und zwar vermöge der, von der preußischen Regierung in ihrem Antrage an den Bundesrath gestellten *Wahlfrage*, so durchaus, daß keine Correctheit nach dem Maßstabe der Doctrin diesen Mangel heilen kann. Daß die neun Millionen deutscher Wähler wirklich antworten könnten auf die Frage, ob die Socialdemokratie besser durch eine verschärfende Abänderung der bestehenden, für alle Bürger geltenden Gesetze oder durch ein besonderes Gesetz wider jene Partei zu bekämpfen ist — das ist eine vollständige Unmöglichkeit; die Frage wird in *keinem* Wahlkreise beantwortet werden; die Liberalen werden sie nicht stellen; die Conservativen werden, falls *sie* es thun sollten, keine Antwort darauf erhalten, denn der Masse der Wähler fehlen die Vorkenntnisse dazu; und die Ultramontanen haben für jede Wahlbewegung nur *eine* — kirchen-

Digitized by Google

politische — Fragestellung und nur eine Antwort darauf. Die Wahlfrage, welche soeben eine conservative Regierung dem Lande vorgelegt, ist ihrem innersten Wesen nach eine radical-demokratische; in voller Consequenz derselben könnte im nächsten Reichstage beantragt werden, im deutschen Reiche nach dem Muster der Schweiz das Referendum, die Volksabstimmung über die complicirtesten Einzelheiten der Gesetzgebung einzuführen. Oder was Anderes enthält jene Wahlfrage, als die Aufforderung an den einzelnen Wähler, mit seinem Stimmzettel ein Urtheil abzugeben über die Wirkungsfähigkeit unserer gesammten Straf-, Preß-, Vereins- und Polizei-Gesetzgebung, von deren Einzelheiten neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung nichts wissen und nichts zu wissen ein gutes Recht haben?! Gerade wenn man, wie die Regierung und die Conservativen es verlangen, die Frage der Specialgesetzgebung wider die Socialdemokratie nicht nach allgemeinen Doctrinen, z. B. nicht nach dem Satze, daß Ausnahmegesetze schlechthin unzulässig seien, beurtheilen will, setzt eine ernsthafte Beantwortung jener Wahlfrage eine in's Einzelne gehende Untersuchung eines großen Theils unserer Gesetzgebung voraus. Man müßte sich zu diesem Zwecke zuerst klar machen, welche Agitationsmittel man der Socialdemokratie entziehen, welche andere man ihr und bis zu welchem Grade beschränken will, und welche Abänderungen der bestehenden Gesetze zu diesem Behuf erforderlich wären; man müßte nach versuchsweiser Formulirung dieser Abänderungen erwägen, wie weit sie außer dem Mißbrauch der Freiheit auch den rechtmäßigen Gebrauch derselben verhindern könnten; man müßte andererseits erproben, ob sich besondere Gesetze gegen die socialdemokratische Agitation abfassen lassen, welche minder anfechtbar wären, als der unannehmbare, abgelehnte Entwurf vom Mai; man müßte, nachdem das versucht worden, die Vortheile und Nachtheile beider Verfahrungsarten gegen einander abwägen und sich danach entscheiden. Und diesen Denkproceß soll der einzelne Wähler, dem vielfach die bloße Existenz der dabei mit zur Prüfung gelangenden Gesetzbestimmungen unbekannt ist, durchmachen, bevor er seinen Stimmzettel für Herrn A. oder für Herrn B. abgibt?! In der That, wo ist bei einer solchen Wahlfrage noch ein Unterschied zwischen dem constitutionellen Repräsentativ-System und der demokratischen Massen-Herrschaft, bei welcher in der Schweiz das souveräne Volk von Demagogen, ebenso häufig conservativen wie demokratischen Schlages, irregeleitet wird? Ob die Wähler nach den Arbeiten von Jahren und nach den Ergebnissen derselben mit ihren Vertretern noch einverstanden sind, ob die Wähler eine große Wendung der auswärtigen Politik, wie die von 1866 billigen, ob die Wähler schwere Opfer für die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes zu ertragen bereit sind — das sind Wahlfragen, mit denen eine Regierung nach dem Sinne des Constitutionalismus vor die Nation treten kann; wenn die Frage aber lautet, ob man 20 oder 30, den Wählern unbekannte Gesetz-Paragraphen in vorderhand unbekannter Art abändern oder ein, gleichfalls unbekanntes Specialgesetz erlassen soll (das am 24. Mai abgelehnte wird ja nicht unbedingt wieder in Aussicht gestellt) — so kann man darauf von den Wählern niemals eine Antwort erhalten; das Ergebniß der Abstimmung beruht dann auf Erwägungen, welche mit der Wahlfrage nichts zu schaffen haben.

Wenn die Wähler von ihr deshalb überhaupt absähen und sich bei den Wahlen lediglich einerseits an die Nothwendigkeit der Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation, andererseits an den Gedanken hielten, daß nicht für die Entscheidung über ein Gesetz, sondern für die parlamentarischen Aufgaben dreier Jahre gewählt wird, so würden sie mehr im Geiste der Verfassung handeln, als die Regierung durch die jüngste Auflösung. Die Nothwendigkeit unmittelbaren und energischen Einschreitens gegen die Agitation der Socialdemokratie wird in den Augen der meisten bisherigen Abgeordneten vermuthlich ebenso durch das zweite Attentat und die dasselbe begleitenden Umstände dringlicher geworden sein, wie thatsächlich für die öffentliche Meinung im Allgemeinen. Wie für diese, so gilt auch für Parlamentsmänner Pascal's, intimster Kenntniß der Menschennatur entstammendes Wort: „Man

Digitized by Google

überzeugt sich gewöhnlich mehr durch Gründe, welche man selbst gefunden hat, als durch diejenigen, welche dem Geiste der Anderen entsprungen sind." Für das am 24. Mai abgelehnte Socialistengesetz wird schwerlich irgend Jemand, der bei der Verwerfung mitgewirkt, inzwischen „selbst Gründe gefunden" haben; dasselbe war und bleibt unannehmbar; aber je größer man die Gefahr vor sich erblickt oder je dringlicher man nach neuen Bekundungen derselben ihre Bekämpfung erachtet, zu um so schärferen Mitteln kann man sich entschließen; und in diesem Sinne ist es sehr wahrscheinlich, daß auch bisherige Abgeordnete, welche am 23. und 24. Mai nicht von den Gründen überzeugt wurden, „die dem Geiste der Anderen entsprungen", am 2. Juni sich mit der Regierung sehr viel leichter verständigt hätten, als acht Tage vorher. Dabei braucht man durchaus nicht an die Annahme des „Socialistengesetzes", und auch nicht nothwendig an die Genehmigung einer, auf ähnlicher Grundlage ruhenden Vorlage zu denken. In den Debatten über das erstere war das Hauptargument, in welchem alle Gegner desselben übereinstimmten: daß die Gefahr nicht plötzlich so außerordentlich gewachsen sei, um auf Grund einer unhaltbaren Wortfassung dictatorische Vollmachten zu ertheilen; wenn nach dem zweiten Attentat nun in der That die Gefahr als eine enorme, wenn sie größer erschien, als offenbar die Regierung selbst sie im Mai beurtheilt hatte, dann konnten auch Gegner des Socialistengesetzes mit ihr zunächst in der Ueberzeugung zusammenstimmen, daß die sofortige Anwendung schärferer Abwehrmittel, als in jenen Debatten bezeichnet worden, geboten sei; und sehr wahrscheinlich ist, daß aus solcher Uebereinstimmung auch eine Einigung über die zu ergreifenden Maßnahmen hervorgegangen wäre, wenn man ernstlich und gemeinsam nach solchen gesucht hätte, was im Mai durchaus nicht geschehen war. Die Gegenüberstellung von allgemeinem und Special- oder Ausnahmegesetz — lauter Ausdrücke von zweifelhafter Correctheit und daher zweifelhaftem Sinne — erledigt die Frage durchaus nicht; diese Alternative erscheint nur so lange als der Weisheit letzter Schluß, bis Jemand ein Gesetz vorschlägt, bei dessen Erscheinen die Theoretiker einander in die Haare gerathen im Streit, ob es ein allgemeines oder ein Ausnahmegesetz sei. Wenn man z. B. bestimmte, daß künftig Vereine verboten, Versammlungen aufgelöst und Druckschriften confiscirt werden sollen, sofern darin gewisse, einzeln und näher zu bezeichnende Bestrebungen verfolgt werden, wie thatsächlich die Socialdemokratie sie betreibt, doch ohne daß die letztere als das Object des Gesetzes genannt würde, so daß darunter auch andere Parteien fallen würden, sofern sie ihrerseits diese näher bezeichneten Tendenzen verfolgten — wäre das ein allgemeines oder ein Ausnahmegesetz? Der Eine wird behaupten, es sei ein allgemeines, weil es die Form eines solchen, der Andere, es sei ein Ausnahmegesetz, weil es dessen Inhalt habe; und während die Theoretiker sich über diesen Zweifel entzweiten, könnte gerade er den Praktikern die Verständigung erleichtern. Doch aus derartigen Schwierigkeiten den Ausweg zu finden, ist Sache der Gewählten, nicht der Wähler; diese können und sollen ihren Abgeordneten zur Pflicht machen, die Unterdrückung — wohlgemerkt: die Unterdrückung, nicht blos die nachträgliche Bestrafung — der socialdemokratischen Agitation herbeizuführen; diese Frage des Ob ist es, welche die Wähler zu entscheiden haben; aber wenn man ihnen hier die Frage des Wie vorlegt, dann verleugnet man eine Aufgabe, welche bei uns der Regierung vor anderen leitenden Elementen des öffentlichen Lebens gestellt ist: die naturgemäß unklar durch einander wogenden Ansichten der Menge zu klären und um eine, aus solcher Klärung erwachsene wirkliche Ueberzeugung zu sammeln — eine Aufgabe, welche freilich seit Jahren ungelöst geblieben: man denke nur an die Verwirrung, welche in den wirthschaftlichen Fragen seit längerer Zeit u. A. dadurch in den Köpfen angerichtet worden, daß die Organe der Regierung zu den Forderungen radicaler Umkehr unausgesetzt eine zweideutige Haltung beobachteten, sie ermuthigten, ohne doch für ihre Erfüllung die Regierung zu verpflichten, die bestehenden Einrichtungen herabsetzten, ohne doch irgend ein greifbares Reform-Programm zu verkünden. Mit der Zweideutigkeit dieses Verhaltens

Digitized by Google

stimmt die Auflösung überein: es ist angeblich auf keinen Kampf gegen die Liberalen abgesehen, aber die Maßregel hat nur dann einen verständlichen Sinn und Zweck, wenn sie zu einer Verstärkung der conservativen Parteien im Reichstag bestimmt ist; man behauptet nicht, daß die Liberalen unter den obwaltenden Verhältnissen ausreichende Mittel zur Verhinderung und Niederhaltung der socialdemokratischen Agitation verweigert hätten, wenn der bisherige Reichstag nochmals berufen ward — aber man wünscht doch zum Kampfe gegen dieselbe einen andern Reichstag, d. h. einen anders zusammengesetzten. Hier wie in den wirthschaftlichen Discussionen das Gelüst, aus Verlegenheiten der Liberalen Vortheil zu ziehen, ohne die letzteren — da man nicht vorhersehen kann, wie weit man sie noch nöthig haben wird — direct vor den Kopf zu stoßen. Man eignet sich nicht den Vorwurf an, daß die Liberalen die deutsche Industrie und das deutsche Gewerbe ruinirt haben (ist die Regierung doch für alle bezüglichen Gesetze mit und in erster Reihe verantwortlich!), aber für den Fall, daß dieser Vorwurf den Liberalen schaden sollte, steht man bereit, dies als einen Gewinn für die gute Sache der Regierung zu verwerthen; man stimmt nicht ein in die Anklage, daß die Verwerfung des Socialistengesetzes das zweite Attentat veranlaßt (hatte die Regierung die Ablehnung doch ziemlich gleichmüthig hingenommen!), aber man bringt durch die Auflösung die beiden Thatsachen in den Augen der Wähler in eine unbestimmte Verbindung, welche den Ausfall der Neuwahlen beeinflussen soll. Zu welchem Zwecke? —

Seit der Reconstruction des Staatsministeriums verwahrt dasselbe sich unausgesetzt gegen den Verdacht, daß es eine „Reaction" anstrebe, und billigerweise wird man das Eine zugeben müssen: so dreist und ungescheut die kirchliche Reaction bereits aufgetreten, so wenig hat das neu ergänzte Ministerium bisher durch Thaten die Vermuthung gerechtfertigt, daß es etwa einen grundsätzlichen Kampf gegen die seit 1867 verfolgte innere Politik eröffnen wollte; es wäre dazu auch seiner außerordentlich heterogenen Zusammensetzung nach außer Stande. Die geschichtliche Erfahrung in Preußen lehrt aber, daß die Reaction, wenn sie auf dem kirchlichen Gebiet in der Gestalt der Intoleranz sich erhob, allemal nach kurzer Frist auf das politische übergriff; und eine solche Entwickelung einzuleiten, dazu bietet der Mangel an Einheitlichkeit im Ministerium die Handhaben dar; es könnte sich sehr allmälig umbilden; ein erster Versuch, darauf hinzuwirken, ward bekanntlich nur durch die unerwarteten Ereignisse der jüngsten Zeit zum Stillstand gebracht. Gegen diese Gefahr gilt es zunächst, auf der Hut zu sein; sie wird um so drohender wiederkehren, da mit Recht die Aufmerksamkeit aller ernsthaften Beobachter unseres Volkslebens sich der Abkehr weiter Classen der Nation von aller Religiosität zugewendet hat, zur Ausbeutung dieser Stimmung aber sehr rührig die sich herbeidrängen, von denen das Wort des Dichters gilt:

An den entweihten Tempeln sind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Priester schuld.

Diese Priester fühlen trotz ihrer äußerlichen Zuversichtlichkeit sehr wohl, daß sie das Volk nicht in die Kirchen zurückzuführen vermögen, und ihr Streben ist, zu diesem Zwecke die staatliche Gesetzgebung und Verwaltung als Werkzeug zu benutzen. Diese Tendenz aber ist ihrem innersten Wesen nach ganz unbegrenzbar: weil keine staatliche Maßregel ihr Genüge thun kann, indem jede den unerreichbaren Zweck verfehlt, folgt nur zu leicht auf einen gehässigen Schritt ein noch gehässigerer; was hier auf dem Spiele steht, ermißt man, sobald man sich erinnert, daß auf staatlichem Gebiete die Gesetzgebung über die Schule und daß deren Verwaltung der Angelpunkt des alten, jetzt neu entbrannten Kampfes zwischen den Wortführern der Intoleranz und denen der Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Richtungen ist. Die Competenzgrenzen zwischen dem Reiche und dem Einzelstaate, zwischen dem Reichstag und dem Abgeordnetenhause können in dieser Hinsicht Niemanden beruhigen: einer conservativen oder einer schlechthin unselbständigen Reichstagsmehrheit würde

Digitized by Google

rasch genug eine solche im Abgeordnetenhause, der Bewilligung einiger hundert Millionen neuer Steuern ohne Bürgschaft für ihre Verwendung würde bald genug eine „Revision" der unvollendeten Selbstverwaltungs-Gesetzgebung, des Civilehegesetzes und des im Ministerium liegenden Entwurfes eines Unterrichtsgesetzes folgen. Die Zerstörung mühevoll gepflegter Keime einer besseren Zukunft unter dem frevelhaften Vorwande, daß es gelte, Unkraut auszutilgen — das ist die Gefahr, welche aus der Auflösung erwachsen kann, und der die liberalen Parteien sich gerade dann entgegenwerfen müssen, wenn sie zur äußerlichen Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation die wirksamsten Mittel zu bewilligen bereit sind; denn diese Unterdrückung kann nur bezwecken, einer positiven Thätigkeit zur Versöhnung der verfeindeten Gesellschaftsclassen das Feld frei zu machen; und wer könnte eine solche von Männern erwarten, deren Feindseligkeit gegen den besten Bildungsinhalt der Zeit — nicht blos gegen ihre Ausschreitungen — in allen Wechseln der Zustände nur den Ausdruck verändert hat, die vor zwanzig Jahren predigten, „als ob die ganze Bibel ein Buch der Könige sei", und jetzt durch keinen conservativen Uebereifer vergessen zu machen vermögen, daß sie vor kurzer Frist die socialdemokratischen Lehren aus dem Evangelium begründet haben?!

Achtete bei uns, wie es in England geschieht, beim Wechsel der parlamentarischen Majoritäten und der Richtungen in der Regierung regelmäßig im Großen und Ganzen die siegreiche Partei das, was die unterliegende geschaffen, so könnten wir deutschen Liberalen gegenwärtig vielleicht *wünschen*, in eine Minoritätsstellung versetzt zu werden, welche uns das Recht und die Pflicht der bloßen Kritik dessen, was die Conservativen thäten, zutheilte; denn wir haben lange genug die dornige Doppelstellung einer nicht in der Regierung vertretenen Majorität inne gehabt, lange genug die Verantwortlichkeit zugleich für das, was die Regierung that und die Opposition unterließ, ertragen müssen; nachdem das Scheitern der Barziner Verhandlung die *eine* Möglichkeit, aus dieser auf die Dauer unhaltbaren Position herauszukommen, ausgeschlossen, wäre von bloßen Parteigesichtspunkten jetzt der Eintritt der *anderen* vielleicht durchaus nützlich für den Liberalismus: gegenüber einer conservativen Mehrheit, unbeengt durch die bisherige verantwortliche Stellung, nur die Pflichten der Opposition zu übernehmen. Doch bei uns in Deutschland bedeutet ein Systemwechsel leider stets, daß niedergerissen wird, was vorher geschaffen worden, und namentlich gilt bei uns diese destructive Thätigkeit als conservativ. Darum werden die Liberalen ihr *Partei*-Interesse, das in diesem Augenblicke durchaus nicht dringend auf eine liberale Majorität hinweist, unterordnen müssen dem des *Landes*, welches eine solche erfordert zum Schutze schwer errungener politischer Güter. Und darum werden die Liberalen im Lande die zweideutige Wahlfrage, welche die Regierung gestellt, bei Seite zu schieben haben unter der Parole: Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation ohne Rücksicht auf doctrinäre Bedenken — aber Wahrung der Errungenschaften zwölf arbeitsvoller Jahre durch eine liberale Reichstagsmehrheit!

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Ludwig Bamberger über den Socialismus in Deutschland.

Deutschland und der Socialismus. Von Ludwig Bamberger. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Diese kleine Schrift, welche in der ersten Form ihrer Veröffentlichung, im Februar- und Märzheft der „Rundschau" das größte Aufsehen erregte und wenige Wochen nach ihrem Erscheinen in Buchform bereits in zweiter Auflage vorliegt, gewinnt eine noch erhöhte Bedeutung, wenn man sie unter dem traurigen Lichte der jüngsten Ereignisse betrachtet. Als Bamberger seine Aufsätze schrieb, da konnte Niemand ahnen, wie bald ihr Gegenstand aus dem Stadium der theoretischen in das der praktischen Erörterung treten würde. Niemand aber auch konnte, damals schon, das Uebel deutlicher erkannt, Ursprung, Ausbreitung und Richtung desselben klarer gezeichnet haben, als der Verfasser genannter Schrift, welche man jetzt, nachdem die Mordversuche vom 11. Mai und 2. Juni die blutigen Consequenzen der socialdemokratischen Irrlehren gezogen haben und die Leidenschaften erregt sind, mit vermehrtem Nutzen lesen wird. Denn es ist naturgemäß, daß Alles, was unter der Herrschaft eines solchen Momentes gesprochen oder geschrieben wird, das Merkmal desselben an sich trägt. Um so werthvoller ist eine ruhige, leidenschaftslose Betrachtung der Gefahr, die wir haben wachsen sehen, bis sie die Gesellschaft, den Staat und die Dynastie bedrohen konnte; und es wäre wol zu wünschen, daß jetzt, wo in einer ernsten Stunde das deutsche Bürgerthum auf's neue berufen ist, seine Pflicht an der Wahlurne zu thun, Bamberger's Untersuchungen über den Socialismus in den weitesten Kreisen Eingang fänden und beherzigt würden.

Zwar meint Bamberger in dem (vom Ende März datirten) Vorwort, daß diejenigen Leser vielleicht enttäuscht sein würden, welche, wenn nicht Vorschläge zur „Lösung der socialen Frage", um so mehr Vorschläge zur „Bekämpfung der socialistischen Agitation" von ihm erwartet hätten. „Es ist ganz richtig", sagt er, „daß Staat und Gesellschaft nicht verpflichtet sind, philosophisch zuzuschauen, wenn Anstalt gemacht wird, den ihnen offen erklärten Krieg auch thatsächlich in's Werk zu setzen." Bekanntlich hat Bamberger zu der überwältigenden Majorität gehört, mit welcher der Reichstag am 24. Mai die Regierungsvorlage gegen die Socialdemokraten ablehnte; und in einer, in der „Nationalzeitung" vom 29. Mai abgedruckten Replik (gegen den Abg. Lucius) sagt er: „Nicht die Socialdemokraten allein conspiriren gegen die Grundlagen der Gesellschaft, sondern mit ihnen conspirirt ein großer Theil der friedlich gesinnten Deutschen." Dieser Satz enthält die Quintessenz dessen, was Bamberger in seiner Schrift weiter ausführt. In keinem anderen Lande der Welt ist die Socialdemokratie unter den Augen derjenigen Schichten der Gesellschaft, welche als die gegebenen Stützen der staatlichen Ordnung erscheinen sollten, so emporgekommen, ja durch die Connivenz derselben geradezu großgezogen worden, wie bei uns in Deutschland.

Wenn man das Verbrechen des 11. Mai mit dem des 2. Juni vergleicht, so wird auch dem naivsten Zuschauer plötzlich der ganze Zusammenhang, der Umfang und die Natur des furchtbaren Uebels offenbar werden; er wird erkennen, daß

Digitized by Google

nicht nur jene Classe, welche als die erklärte Trägerin der socialdemokratischen Tendenzen gilt, von dem Gifte derselben inficirt ist, und er wird sich hüten, irgend eine Classe oder Partei allein für das verantwortlich zu machen, was wir schaudernd erlebt haben. Hat die deutsche Socialdemokratie ihre Lehre selbst erzeugt oder hat sie dieselbe nicht vielmehr empfangen und war es nicht die Classe der Hochgebildeten und Reichbegüterten, aus welcher sie zu jener herabstieg? Haben nicht Viele von uns mit dieser Lehre coquettirt und mit den Apostoln derselben geliebäugelt? Und hat die widerwärtige Liebesaffaire des Widerwärtigsten von ihnen nicht ganz vor kurzem noch unsere Lesewelt in Athem und Spannung gehalten? Hat man nicht fort und fort experimentirt und ist dem Katheder-socialismus nicht neuerdings sogar ein Socialismus der Kanzel gefolgt? — Wir Alle sind schuld daran, die Einen durch ihre offene oder geheime Unterstützung, die Anderen durch Unthätigkeit oder Unklarheit, daß die deutsche Socialdemokratie wirklich eine Gefahr für uns geworden ist. Aber es ist die höchste Zeit, daß sich Licht und Finsterniß scheide; daß wir wissen, wer mit uns und wer gegen uns ist; daß wir aufhören, gutmüthig oder leichtgläubig zu sein, und anfangen, nüchtern zu werden.

Denn in keinem anderen Staate hat „diese Zwittersaat von Civilisation und Barbarei" eine solche Verbreitung gefunden und bereits solche Verwüstungen angerichtet, als in Deutschland. — „Deutschland ist der einzige Großstaat, in welchem eine socialdemokratische Partei existirt — Partei in dem Sinne eines geschulten politischen Verbandes, welcher sein officielles Bekenntniß in wählenden und gewählten Körperschaften mit dem Anspruch vorträgt, über kurz oder lang die Herrschaft in Staat oder Gemeinde an sich zu bringen." Frankreich hat den Communismus mit bewaffneter Hand im Straßenkampf zu Boden geschlagen, im Congreß der amerikanischen Union sitzt noch kein Repräsentant der Socialdemokratie und die beiden Vertreter des Arbeiterstandes im englischen Hause der Gemeinen, Burt und Macdonald, sind weit entfernt von den socialistischen Anschauungen unserer Propaganda. Der eben aufgelöste deutsche Reichstag allein bot der Welt das Schauspiel von 12 socialdemokratischen Abgeordneten!

Keineswegs verschließt sich Bamberger der Gefahr des allgemeinen Stimmrechts, wiewol er und wir mit ihm dasselbe als eine vollendete Thatsache acceptiren müssen, die jedes Versuchs, sie rückgängig zu machen, spottet. „Mit Hinsicht auf das praktisch Mögliche," fährt er alsdann fort, „ließe sich nur in Erwägung ziehen, ob nicht gewisse Formen der Ausübung des Stimmrechtes vervollkommnet werden könnten, vor Allem, ob nicht die Dauer der Wahlperioden, welche mit gar zu leichtem Sinn nur auf drei Jahre begrenzt wurde, zu verlängern, und ob nicht demzunächst etwa noch die Thatsache des Wohnsitzes, welche Eintragung in die Wählerliste bedingt, an eine Niederlassungszeit zu binden wäre. Aenderungen nach dieser Seite hin würden nicht nur dem Damm gegen den Andrang der socialistischen Fluth mit partiellen Ausbesserungen, sondern auch nach anderen Richtungen hin der politischen Entwickelung des Reiches zugute kommen."

Wir lehnen es an dieser Stelle natürlich ab, aus den obigen Andeutungen irgend welche Folgerung zu ziehen, welche für uns und noch weniger für den Verfasser der angezeigten Schrift verbindlich sein könnte. Vorläufig haben wir nach dem bestehenden Recht zu wählen, und wir haben keinen Grund, an dem Ausgange zu zweifeln, wenn wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß es sich zunächst für Alle darum handelt, ein gemeinsames Uebel zu bekämpfen. Anklagen, welche während der letzten Reichstagsverhandlungen auf der Tribüne erhoben und vom Tische des Bundesrathes nicht genügend widerlegt worden sind, haben gezeigt, von welcher Seite man sich mit der Socialdemokratie verbündet hat, um die Wahl eines freisinnigen Gegners zu verhindern. Vor solchen Alliancen wenigstens hoffen wir sicher zu sein, seitdem das Spiel, welches ein unkluges und unehrliches immer war, auch ein gefährliches geworden ist.

Mm.

Digitized by Google

q. **Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch.** Lebens- und Charakterbild aus eigenen Aeußerungen und amtlichen Kundgebungen. Von Ludwig Hahn. Volksausgabe. Berlin, W. Hertz. 1877.

In diesem Augenblicke besonders wird obiges Buch warmer Theilnahme in den weitesten Kreisen begegnen. Denn frisch in allen Herzen ist noch das Gefühl der Dankbarkeit, daß das Leben des milden und gerechten Herrschers, welchen wir Alle lieben, des Wiedervereinigers Deutschlands, zum zweitenmal von verruchter Mörderhand bewahrt geblieben; und keine der vielen Kaiser-Wilhelm-Biographien gibt das Bild desselben treuer und des schlichten Helden würdiger wieder als das Hahn'sche Gedenkbuch. Der erhabenen Einfachheit, die einen wesentlichen Hauptzug im Charakter des Kaisers ausmacht, widerstrebt der rhetorische Pomp, dessen sich die Biographen von Fürsten mit Vorliebe bedienen. Hahn hat deshalb die Ausführung seiner Arbeit eigentlich gänzlich dem Leser überlassen und ihm nur eine — allerdings durch seltene Vollständigkeit sich auszeichnende — Skizze geboten. In streng chronologischer Folge und einer, den Hauptepochen des kaiserlichen Lebens entsprechenden Capitelgliederung reiht er in knappen Andeutungen Ereigniß an Ereigniß und gibt, so weit dies möglich ist, einen scharf charakterisirenden Commentar durch die Mittheilung von Erlassen, Briefen und Aeußerungen des Kaisers, wie auch amtlichen und zum Theil privaten Kundgebungen. Mehr als die beste Schilderung es vermöchte, wird so das Einheitliche, das durch alle Thaten und Handlungen des verehrten Monarchen hindurchgeht, und gleicherzeit die gradezu wunderbare Entwickelung seines Lebens in voller Deutlichkeit hervorgehoben. Der Sammelfleiß und die Sorgfalt, mit denen Hahn an sein Werk gegangen, verdienen alle Anerkennung; ein edleres literarisches Denkmal war unserm Kaiser nicht zu weihen, als dieses, welches sich aus dessen eigenen Worten zusammensetzt. —

r. **Social-Correspondenz.** Herausgegeben von Dr. B. Böhmert u. A. von Studnitz. Dresden.

Niemand kann sich mehr der Erkenntniß verschließen, daß die betrübenden Erscheinungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, das Emporwachsen und die Ausschreitungen der Socialdemokratie, die Fehler und Sünden der Gründerzeit, die anhaltenden Stockungen im Verkehrsleben, das Ueberhandnehmen von Verfälschungen der Nahrungsmittel ꝛc. erheblich gefördert wurden durch eine, die Mehrzahl der Gewerbe- und Handeltreibenden beherrschende Unkenntniß der natürlichen Verkehrsgesetze. Diese lehren, daß der Einzelne seinen Vortheil am besten wahrt, wenn er das Interesse des großen Ganzen nicht aus den Augen verliert. Für jene Kreise bedarf es keines tief eingehenden Studiums, sondern nur einer elementaren volkswirthschaftlichen Bildung — wie sie z. B. in England sich allgemein verbreitet findet, also gerade in dem Lande, wo Industrie und Handel am höchsten entwickelt und dennoch der Socialismus keine Wurzel fassen kann — und der Ueberzeugung, daß der diesseits landläufige Glaube, alles das sei lediglich Sache der Gelehrten und Regierungsmänner, grundverkehrt ist. Daß die Arbeiter sich ungemein eifrig um Kenntniß der „socialen Frage" bemühen, diesen sie aber stets im künstlichen Lichte der Parteiagitation und des Classenhasses vorgeführt wird, sollte ein Sporn mehr sein für die Bürgerclasse, — an welche neuerdings in der „Rundschau" der Reichstagsabgeordnete Bamberger sich so eindringlich gewendet hat — auch ihrerseits das Nöthige zu erlernen, damit nicht, wie es jetzt an der Tagesordnung ist, Fabrikanten, Werkführer, Meister, Principale vom ersten besten social-demokratisch geschulten Arbeiter, mit dem sie sich in Erörterungen über sociale Dinge einlassen, in Verlegenheit und Verwirrung gesetzt werden.

Der von der Socialdemokratie bisher fast unbehindert betriebenen Agitation muß auch dadurch entgegengetreten werden, daß die von ihr verbreiteten Irrlehren widerlegt und eine richtigere Beurtheilung, eine genauere Kenntniß der einschlagenden Fragen in immer weitere Kreise getragen werden. Es muß dies als eine Hauptaufgabe der allgemeinen periodischen Presse bezeichnet werden, und zwar in erster Reihe der Provinz-, Local-, Kreis-, Tage-, Wochenblätter, Neuesten Nachrichten ꝛc., welche sich in den verschiedensten Bildungs-, Berufs- und Rangclassen bereits eingebürgert haben und hier von Hand zu Hand gehen. So lange sich nicht eine größere Anzahl dieser Organe der Sache nachhaltig annimmt, wird Alles beim Alten bleiben. Gerade in diesem, für den in's Auge gefaßten Zweck besonders wichtigen Theile der Presse fehlt es nun aber meistens an Kräften, welche in den socialen Fragen hinlänglich orientirt sind, um darüber in geeigneter Weise schreiben zu können.

Diesem Bedürfniß entgegenzukommen, hat der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen in Berlin" ein Correspondenzblatt gegründet, die „Social-Correspondenz", herausgegeben von Dr. B. Böhmert und A. v. Studnitz, welche wir hiermit der Beachtung empfehlen. Das Blatt erscheint in Dresden, ein bis sechs Mal wöchentlich als Manuscript für Redactionen, und acht Tage später in einer Wochenausgabe für's Publicum.

σr. **Stambul und das moderne Türkenthum.** 2 Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1878.

Dieses von einem, in türkischen Diensten stehenden deutschen Gelehrten geschriebene Buch besteht aus einer Sammlung zusammenfassender Darstellungen des türkischen Staatsorganismus und seiner Verwaltung, sowie aus Charakteristiken der meist genannten osmanischen Staatsmänner und Feldherren der neueren Zeit, d. h. der drei Regierungen, welche seit dem Krimkriege und dem Abschluß des Pariser Vertrages von 1856 auf der Balkanhalbinsel und in Anatolien ihr Wesen getrieben haben. Namentlich wegen dieser biographischen Schilderungen, welche allenthalben durchsehen lassen, daß der Verfasser aus eigener Anschauung und aus zuverlässigen Quellen zu schöpfen vermocht hat, ist das vorliegende Buch Allen zu empfehlen, welche sich eine wenigstens annähernde Vorstellung von der moralischen und intellectuellen Beschaffenheit der Menschen und Zustände schaffen wollen, welche im Mittelpunkte der jüngsten Abschnitte unserer jüngsten Vergangenheit gestanden haben und wenigstens zum Theil für die Gestaltung der nächsten Zukunft des südöstlichen Europa maßgebend sein werden.

Digitized by Google

Die Geschichte absolutistisch-despotisch regierter Staaten und Völker ist mit derjenigen der maßgebenden Würdenträger einmal gleichbedeutend, und von der Mehrzahl dieser unaufhörlich wechselnden und periodisch immer wieder auftauchenden Namen weiß auch der gründlichste deutsche Zeitungsleser gewöhnlich nicht mehr, als während der Periode ihrer Geltung im Palaste von Dolmabagtschi über sie bekannt geworden. Wesentlich ebenso ist es um die Durchschnittsbekanntschaft des westeuropäischen Publicums mit den verschiedenen Richtungen und Parteien bestellt, welche das türkische Leben bewegen und deren Namen alltäglich wiederholt werden, obgleich sich Niemand die Mühe genommen, dieselben zu definiren und auch dem occidentalen Verständniß zugänglich zu machen. Die Gelegenheit, sich aus dem vorliegenden Buche über diese Verhältnisse zu orientiren, ist um so dankenswerther, als dasselbe durchaus populär gehalten und knapp genug gefaßt ist, um eine rasche Belehrung möglich erscheinen zu lassen. — Während der erste Band vorwiegend biographischen Inhalts ist, erörtert die kürzlich erschienene „Neue Folge" (323 S. in kl. 8°) mit besonderer Ausführlichkeit die „Verwaltung der Provinzen" und das „Finanzwesen" oder das, was so genannt wird. An den, die Provinzialverwaltung behandelnden Abschnitt (82 S.) reiht sich ein eingehender Bericht über des vielgenannten Midhat Pascha Person und bureaukratische Laufbahn. Midhat's Hauptverdienst ist bekanntlich sehr viel älter als die jüngste Krisis: der letzte hervorragende Großvezier war der ausgezeichnetste Provinzialstatthalter, den das türkische Reich seit Jahrzehnten besessen, der Begründer jener wirthschaftlichen Prosperität Bulgariens, welche das Erstaunen der russischen Eroberer dieses Landes bildete, und endlich der Schöpfer des Systems der Bilajete (General-Gouvernements), das bestimmt war, den Bedrückungen und Willkürlichkeiten der zahlreichen kleinen Provinzial-Verwaltungen ein Ende zu machen und eine wirkliche Einheit der Administration vorzubereiten. Daß dieser Zweck nicht erreicht wurde, hatte seinen Hauptgrund in den unaufhörlichen Personalveränderungen, welche während der letzten Regierungsjahre des unglücklichen Abdul-Aziz ihr Wesen trieben und die für Midhat ebenso verhängnißvoll wurden, wie für das gesammte Reich. — Ebenso ausführlich wie auf die Provinzial- und Finanzverwaltung geht der Verfasser auf diejenige des Auswärtigen Amtes ein, der nahezu ein Viertel des zweiten Bandes gewidmet ist. — Eine Charakteristik der einzelnen Nationalitäten und Bevölkerungsgruppen, welche das türkische Reich und dessen Hauptstadt bewohnen, hat leider außerhalb des Plans dieser verdienstlichen und den weitesten Leserkreisen zu empfehlenden Schrift gelegen.

ρ. **Paris und Nord-Frankreich.** Zweite Auflage. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1878.

Zum gelegensten Moment kommt diese neue Auflage des zuerst zur Weltausstellung von 1867 erschienenen Pariser Führers, der hier zu einem Reisehandbuch für Nord-Frankreich erweitert ist und, zusammen mit dem in gleichem Verlage vor kurzem herausgekommenen Süd-Frankreich, ein, ganz Frankreich umfassendes Reisewerk bildet — das erste, welches bisher in deutscher Sprache vorhanden. Der vorliegende Band zeichnet sich durch alle diejenigen Eigenschaften aus, welche „Meyer's Reisebücher" bei dem reisenden Publicum mit Recht so beliebt gemacht haben. Der Text ist zuverlässig und genau, mit all' den Veränderungen, welche Paris, mehr als irgend eine andere Stadt, in den letzten Jahren erfahren hat, und außerdem für die Gelegenheit höchst praktisch eingerichtet, sowol durch übersichtliche, mit Plänen und Karten versehene Wanderungen durch Paris, als auch besonders noch durch eine Zugabe, welche den Specialplan der Weltausstellung nebst kurzer Beschreibung enthält, so daß der deutsche Reisende sich vorher schon über Alles zu unterrichten vermag, was ihn in diesem Sommer in Paris erwartet und den Hauptgegenstand seines Interesses ausmacht. —

ρ. **Wippchen's sämmtliche Berichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. I. Der orientalische Krieg. Mit Wippchen's Porträt von Gustav Heil. Berlin, B. Brigl. 1878.

Ein gar drolliges Büchlein, in welchem der witzige Herausgeber der „Wespen" eine Reihe höchst amüsanter und unter sich zusammenhängender Artikel dem Publicum gesammelt übergibt. Dieser Kriegscorrespondent Wippchen, welcher den Ereignissen bis Bernau — erste Station der Stettiner Bahn und von Berlin in etwa 15 Minuten zu erreichen — gefolgt ist und von dort aus — mit Hilfe der „Kölnischen Zeitung", der „Neuen Freien Presse" und last not least, des Bernauer Kreisblattes „orientalisirt" — seinen Committenten unaufhörlich die blutigsten Schlachten liefert, ist eine vorzüglich erfundene und durchgeführte Figur. Zu Wippchen's vornehmsten Eigenthümlichkeiten gehört, daß er beständig Vorschuß verlangt und, als der phantasievolle Kopf, der er ist, anstatt den Kriegspfad zu wandeln, beständig auf Abwegen schweift, z. B. eine Courierschrift erfindet, sich einen Ehrensäbel überreichen will, oder Unmögliches von seiner Redaction verlangt, z. B. einen Luftballon, um seine Briefe zur Eisenbahnstation zu befördern. Die Redaction muß ihn daher auch stets zur Ordnung rufen, was übrigens nicht viel hilft; denn seine Phantasie reißt ihn gleich wieder zu den unglaublichsten Dingen hin, und am Ende schildert er ganz treuherzig seine eigene Erschießung, bei deren Beschreibung er sich für die Nacht vor der Execution Goethe's Egmont, und für den traurigen Act selber Mosen's Andreas Hofer zum Muster nimmt. Das aber geht der Redaction zu weit; denn sie möchte sich ihren Correspondenten, der ihr zwar Last genug macht, trotzdem gern für eine künftige Mission reserviren. Sie wirft daher seinen Brief in den Papierkorb, und wir sind ihr dankbar für diesen Act der Selbstverleugnung; denn auch wir haben Gefallen an dem komischen Gesellen gefunden, dessen „sämmtliche Berichte" schon in vierter Auflage erschienen sind.

γ. **Das Haus Fragstein.** Roman von Friedrich Uhl. Wien, Manz'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.

Vornehme Romanschreiber sind eine Seltenheit in Wien. An Lyrikern und Epikern verschiedensten Werthes ist ebensowenig Mangel, als an dramatischen Schriftstellern. Aber für den Roman und seine kunstvollen Verschlingungen

Digitized by Google

ist Wien offenbar nicht der rechte Boden. Zu untersuchen, inwieweit diese Erscheinung mit dem Naturell der Bevölkerung zusammenhängt, ist hier nicht am Orte; doch drängt sie sich unwillkürlich hervor, wenn einmal ein Roman von noblerer und künstlerisch anspruchsvollerer Factur zu Tage kommt und zu der Schauerprosa der heimischen Romanciers in einen wohlthuenden Contrast tritt.

Friedrich Uhl's neuester Roman „Das Haus Fragstein" ist in diesem und noch in einem anderen Sinne eine hervorragende dichterische Leistung. Ein Mann von seiner Bildung und durchdringendem Verstande, ein Stilist ersten Ranges erzählt eine Familiengeschichte aus dem höheren Gesellschaftsleben Wien's; er besitzt kein apartes Compositionstalent, und die Handlung fügt sich nicht überall präcis zusammen; es sind Lücken vorhanden, die man überspringen muß, und Unliebsam auffährt; aber trotz alledem ist man vom Anfang bis zum Ende gefesselt und legt nach beschlossener Lectüre das Buch mit dankbaren Empfindungen gegen den Autor aus der Hand. Womit erzielt Friedrich Uhl diese Wirkung? Ist es der pikante Beigeschmack, den man kostet, indem man für diese oder jene Gestalt des Romanes wohlbekannte Personen zu substituiren vermag? Wird der alte Graf Fragstein oder dessen „natürliches" Enkelkind Friedberg, werden die Bankiers Wollberger senior und junior, der Weltmann Dr. Hasting und dessen stille „Flamme", Frau Blume, dadurch interessanter, daß man in ihnen wirkliche und leibhaftige Menschenkinder aus halbvergangener Zeit wiederzuerkennen vermeint? Es mag sein, daß ein Theil der Wirkung diesem „Schein des Lebens" zuzurechnen ist, obwol wir überzeugt sind, daß die Absicht des Verfassers weit davon entfernt war, mit so wohlfeilen Mitteln seine Leser zu gewinnen. Er bedurfte derselben nicht; denn was Friedrich Uhl's literarische Physiognomie ausmacht, ist erstens die scharfe Charakteristik seiner durchwegs wahr und richtig gestalteten Figuren, zweitens eine herbe, realistische und dabei so fein ausgemeißelte Darstellung, daß man stellenweise an beste Muster erinnert wird und doch von dem Gesammten den Eindruck empfängt, es sei eine ganze, festgefügte und selbstschöpferische Individualität, mit welcher man es zu thun hat.

Die Intrigue — wenn man die Handlung so benennen will — ist schwach und lückenhaft. Sie dreht sich um die Irrfahrt zweier Kästchen, welche auf verbrecherische Weise aus einer versteckten Wandhöhlung entwendet worden sind und aus einer in die andere Hand geben, um schließlich an die richtige Adresse, an den Grafen Fragstein und den Helden des Romans, den jungen Friedberg, zu gelangen, für die sie von einer verlassenen Maitresse des Ersteren bestimmt waren. Der alte Wollberger stahl sie im Hause Fragstein, der junge Wollberger stahl sie seinem Vater; Dr. Hasting entnahm sie dem Cigarrenschranke des jungen Wollberger, schenkte sie der Frau Blume, welche hinwiederum nichts Eiligeres zu thun hatte, als damit zu einer Dame der haute finance zu laufen, bei der sie sich in Gunst setzen wollte. Auf der Thatsache, daß die beiden Kästchen während dieser Odyssee uneröffnet, man kann sagen unbesehen blieben, beruhen Gang und Lösung des Problems. Das ist der organische Fehler des Romans, und er ist bedenklich genug. Aber nun überschaue man, welche Fülle von Geist und Schilderungstalent, von sprachlichem Glanze und Menschenbeobachtung dazwischen sich zusammendrängt, und man wird begreifen, wie berechtigt das Paradoxon ist, daß trotz, nicht wegen der Handlung dieser Roman auf jeden gebildeten Leser eine starke Anziehung üben muß. Gegen die „Theaterprinzessin", mit welcher Uhl sich als Erzähler in die Literatur einführte, ist ein ungeheurer Fortschritt bemerkbar; Alles an dem Autor ist reifer geworden, namentlich das künstlerische Bewußtsein. Uhl war einst der beliebteste Sonntagsplauderer in den Feuilletons der ersten Wiener Zeitungen; dann wendete er dem leichten Genre den Rücken und widmete sich der Theaterkritik als Referent über das Burgtheater in der „Wiener Zeitung", deren Chefredacteur er ist, und heute zählt seine Stimme auf dramaturgischem Gebiete zu den weitaus respectirtesten in Wien. Ganz ähnlich war sein Entwickelungsgang im Bereiche des Romans. Die „Theaterprinzessin" war leichtere Waare; das „Haus Fragstein" ist eine ernste, von künstlerischen Intentionen durchaus belebte und getragene Dichtung. Man kann darüber zweifelhaft sein, ob Jedermann an dem „Haus Fragstein" Gefallen finden werde; es ist keine Concession, sondern eher eine Zumuthung an das Niveau des Leihbibliotheken-Publicums. Aber oberhalb dieser Linie dürfte es Wenige geben, die nicht an diesem Romane sich erfreuen werden, da er eine Blüthe moderner Bildung und seiner psychologischer Beobachtung ist.

*. **Barthold Heinrich Brockes.** Nebst darauf bezüglichen Briefen von J. U. König an J. J. Bodmer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Alwin Brandl. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh. 1878.

Der Sprachfehler auf dem Titel darf die Freunde der deutschen Literaturgeschichte nicht abhalten, von dem vorliegenden Bande Kenntniß zu nehmen. Das Buch ist im allgemeinen gut und klar geschrieben, es enthält gründliche Forschung und fördert unser Wissen von dem Gegenstande, den es behandelt. Der Hamburger Brockes, der sein „Irdisches Vergnügen in Gott" durch acht dicke Bände hin ausbreitete, aber mit den ersten dieser Bände wirklich einen großen Erfolg, einen der frühesten unserer deutschen Poesie des vorigen Jahrhunderts, erreicht hat, verdiente vollkommen die Monographie, die ihm hier gewidmet wird; und die „darauf" bezüglichen Briefe sind theilweise sehr interessant. Den Zusammenhang von Brockes mit der Aufklärung und speciell mit H. S. Reimarus hatte schon Strauß dargelegt; Herr Brandl führt uns nun des Näheren ein in die Entwicklung von Brockes' Weltanschauung, in sein Verhältniß zur zeitgenössischen Philosophie; er sucht auch in Stil und künstlerische Technik einzudringen und die Wirkung auf gleichstrebende Zeitgenossen darzulegen. Innerhalb des eintönigen Hauptwerkes gewahren wir Stufen der Fortbildung, freilich nicht zum Besseren; in die literarischen Kreise des damaligen Hamburg, in die Beziehungen zu England u. s. w. werden wir eingeführt. Man merkt freilich oft, daß man es

Digitized by Google

mit einer Erstlingsschrift zu thun hat; die Composition läßt zu wünschen; es fehlt der historische Blick für das Ganze der damaligen deutschen Dichtung und die Reife des Urtheils, welche jede Erscheinung an den richtigen Platz zu stellen und die inneren Zusammenhänge aufzudecken weiß; wir finden unsere Meinung bestärkt, daß sich nur wenige Gegenstände der neueren Literatur für die wissenschaftliche Behandlung durch Anfänger eignen. Trotzdem verdient der Verfasser Ermunterung. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade unter den jungen Oesterreichern das Studium der neueren deutschen Dichtung immer mehr um sich greift; und wenn sich, wie das vorliegende Buch zeigt, jetzt auch die liberalen Tiroler daran betheiligen, so können wir ihnen nur Glück wünschen, daß sie den Geist des achtzehnten Jahrhunderts als Bundesgenossen gegen den Ultramontanismus herbeirufen.

c. **Rückblicke auf die Anfänge der deutschen Oper in Hamburg.** Eine Festschrift von Ludwig Meinardus. Hamburg, Karl Grädener. 1878.

Die Veranlassung zu dieser Schrift war die in Hamburg vom 14.—19. Januar d. J. stattgefundene Jubelfeier zur Erinnerung an das zweihundertjährige Bestehen der deutschen Oper in Hamburg. Der Verfasser, welcher sich als Componist, namentlich durch sein letztes, in Weimar und Elberfeld aufgeführtes Oratorium „Luther in Worms" Anerkennung erworben hat, ist auch schriftstellerisch thätig gewesen und schreibt im Augenblick die musikalische Kritik im „Hamburger Correspondenten". Kunstschriftsteller, die zugleich Künstler sind, zählen in unseren Tagen zu den Seltenheiten. Sie werden aber vor den rein ästhetisirenden Kritikern immer den Vorzug gründlicherer Orientirung besitzen. Die vielseitige musikalische Bildung des Autors, verbunden mit dem sorgfältigsten Quellenstudium, geben der Meinardus'schen Arbeit, welche ihr schwer zu behandelndes Material auf noch nicht hundert Seiten abhandelt, die Anwartschaft auf viele dankbare Leser. Namentlich sind es die Figuren Gerhard Schott's, des kühnen Grundlegers der deutschen Opernbühne, und des fleißigen Reinhard Keiser (1673—1739, er hat gegen 120 Opern geschrieben), welche in der Geschichte der frühesten deutschen Oper zu hoher Bedeutung gelangen. — Die Verlagshandlung hat das Schriftchen so billig wie möglich herstellen wollen und in einem Anklang an frühere Anspruchslosigkeit das Maß der Bescheidenheit in der typographischen Ausstattung wol etwas zu weit getrieben. Eine Festschrift sollte auch ein festliches Gewand tragen, wenigstens einen Paletot in Gestalt eines geschmackvollen Umschlages.

c. **Mozart's Briefe.** Nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1877.

Die erste Auflage des Buches ist schon 1864 erschienen. Diese zweite Ausgabe ist um einige wichtige Briefe vermehrt, namentlich um das Abschiedsgesuch Mozart's an den Erzbischof Hieronymus von Salzburg, „den einzigen Menschen, welchen Mozart", wie Nohl richtig bemerkt, „wirklich gehaßt hat". Beigegeben ist dem Buche ein Porträt aus der römischen Zeit (M. war damals 14 Jahre alt) und ein Facsimile des erschütternden Pariser Briefes über den Tod seiner Mutter. Leider fehlen aus der wichtigsten Zeit, der Entstehung „Figaro's" und „Don Juan's", alle Briefe. Aus dem Jahre 1786 ist kein schriftliches Zeugniß da, das nächstfolgende ist nur durch fünf Briefe vertreten. Auch über die Genesis der „Zauberflöte" erfahren wir Nichts. Reich ist die Sammlung an Zeugnissen aus der Jugend und der Zeit des „Idomeneo" und der „Entführung". Beide Opern sieht man act-, oft nummernweise entstehen. Der Hauch ungekünstelter, manchmal etwas derber und für unseren Geschmack kindischer Fröhlichkeit durchzieht die ganze Correspondenz, die man hier gern gesammelt sieht, während man sie sich früher bei den verschiedenen Biographen zusammenlesen mußte. Wehmüthig ist der unausgesetzte Kampf um die kleine Noth des Daseins. Selbst nach der Vermählung mit Constanze Weber, nach dem Erscheinen der beiden weltverbrannten Opern ist Mozart in beständiger Geldverlegenheit. Auch mit dem Vater, so ideal das Verhältniß im Ganzen ist, hat er seine liebe Noth. Dem rohen und rücksichtslosen Erzbischof von Dienst zu künden, kann der conservative Mann nicht für recht erkennen. Ebenso zögert er, seine Zustimmung zur Ehe zu geben. Nur der unermüdlich liebevollen Fürsprache des Sohnes gelingt es endlich, des Vaters Abneigung zu besiegen. Es wird wenig Leser geben, welche diese Briefe nicht mit steigender Theilnahme verfolgen werden. Das Verhältniß Mozart's zu Vater, Schwester und Gattin, vor allem sein Verhältniß zur Kunst, dieses grundgesunde Streben nach natürlicher und höchster Entwickelung seiner Fähigkeiten, dieser grundgesunde Stolz gegen unberechtigte Anmaßung und falsche Würde, ist erhebend und ganz besonders erhebend an einem Manne, der in einer Zeit trostlosen Kastengeistes inmitten einer erlauchten, und noch häufiger unerlauchten Gesellschaft, durch sein rein bürgerliches Genie unvergänglichen Ruhm zu gewinnen verstanden hat.

c. **Norwegische National-, Volks- und Tanzmelodien.** Christiania, C. Warmuth's Musikverlag.

Es liegt hier eine Sammlung von norwegischen Volksweisen vor, welche große Beachtung verdient. Man hat sie zwei-, auch vierhändig in sehr einfachem Clavierſatz herausgegeben. Halfdan Kjerulf bringt gleichzeitig eine moderne, harmonisch sehr geistreiche Claviербearbeitung derselben, die man als einen erlesenen Genuß für feinere musikalische Ohren bezeichnen darf, wiewol sie den Charakter des Volksliedes nicht immer streng einhält. Trotz aller Originalität, die man dem norwegischen Volksliede zusprechen muß, finden sich gelegentliche Berührungen mit fremden Weisen. So beginnt der Nationalgesang Nr. 3 genau wie unser „Was ist des Deutschen Vaterland". Gibt es vielleicht einen geheimnißvollen Rapport der Volksseelen unter einander, begegnen sich Liebe, Wehmuth, Patriotismus und ähnliche Grundempfindungen des Menschen unter den verschiedenen Racen im gleichen künstlerischen Ausdruck? Einige der hier gesammelten Weisen, wie das „Bergische Fischerlied", erinnern stark an Chopin, andere, so das „Lied von der Müllerstochter" (Möllervisen) und das „Launige Lied" erscheinen ganz selb-

Digitized by Google

ständig und in hohem Grade urwüchsig. Die Rhythmen, obgleich straff und charakteristisch, sind einfach, wiewol auch complicirtere, z. B. der fünftactige, vorkommen. — Bei dieser Gelegenheit sei auf die von dem Norweger Johan S. Svendsen in demselben Verlag erschienenen „Norwegischen Rhapsodien" (op. 17, 19, 21) hingewiesen. Es sind Variationen für Orchester über norwegische Volkslieder, in Partitur gedruckt. Erkennt man auch ihr Vorbild, die Glinka'sche „Kamarinskaja", so haben sie doch ihren selbständigen Werth, sind mit großem contrapunktischen und harmonischen Geschick componirt und entwickeln einen Wechsel orchestraler Klangfarben, der in Verwunderung setzt. Allen denen, die das Bedürfniß fühlen, einmal andere Musik zu hören, als sie die sieben Wochentage bringen, seien diese Publicationen der nordischen Verlagshandlung dringend empfohlen. Halfdan Kjerulf führt sich auch durch einen Band eigener, recht bemerkenswerther Lieder ein: „Sänger och Visor". Die Gedichte sind von Edmund Lobedanz verdeutscht.

3. **La Rassegna Settimanale** di Politica, Scienze, Lettere ed Arti. Firenze. 1878.

Man könnte nicht behaupten, daß Italien an periodischen Zeitschriften allgemeinen Inhalts Mangel leide. Dennoch fehlte es bisher an einem Organ, welches sich rückhaltslos die Aufgabe gestellt hätte, dem Bewußtsein des neuen Italiens, der jüngeren Generation zum Ausdruck zu verhelfen, welches die hier, wie überall, in Politik und Literatur, in Wissenschaft und Kunst bestehenden Mängel offen aufzudecken kein Bedenken trägt und auf die Mittel zur Abhilfe hinweist.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint in Florenz eine Wochenschrift, La Rassegna Settimanale, welche unumwunden auf ein solches Ziel hinarbeitet, und von der man sich nach den bis jetzt vorliegenden Nummern einen durchgreifenden Erfolg versprechen darf. Leopoldo Franchetti und Sidney Sonnino, ihre Begründer, haben sich unter der strebsamen jüngeren Generation Italiens bereits durch glänzende literarische Leistungen hervorgethan. Ihre ersten Studien haben sie bekanntlich auf das sociale Gebiet gerichtet. Dies war vor kurzer Zeit noch eine terra incognita hier zu Lande. Es hat wirklich erst der literarischen Bewegung des letzten Jahrzehntes, namentlich einiger bemerkenswerthen Schriften Villari's bedurft, um den Wahn zu zerstreuen, daß in Italien eine sociale Frage überhaupt nicht existirt. Dann aber haben die von den Herausgebern der „Rassegna" veröffentlichten Arbeiten am meisten dazu beigetragen, die ökonomischen und socialen Zustände einzelner Provinzen bekannt zu machen. Das von Beiden zusammen publicirte Werk über Sicilien ist in Aller Händen. Aber schon vorher waren die nicht weniger bedeutenden Studien Franchetti's über die ökonomischen und administrativen Verhältnisse der neapolitanischen Provinzen erschienen. Und diesen Beispielen krankhafter socialer Zustände hatte Sonnino als Gegenbild die toscanische Mezzeria gegenübergestellt, in der eins der am tiefsten greifenden, socialen Probleme, das agrarische, eine Lösung gefunden hat, welche mit Rücksicht auf die natürlichen und Culturverhältnisse dieses Theiles von Italien mit Recht als mustergültig betrachtet wird.

Den vorzugsweise nach dieser Seite hin gerichteten Interessen der Begründer der Rassegna entspricht die bedeutende Rolle, welche den ökonomischen und socialen Fragen in der neuen Wochenschrift zugewiesen wird.

Nicht minder entschieden ist die politische Haltung des Blattes. Nach dieser Seite hin ist der Umstand, daß die „Rassegna" in Florenz, fern vom Parteiwesen der Hauptstadt und unbeeinflußt von den parlamentarischen Cliquen erscheint, eben so bedeutungsvoll, wie der persönlich unabhängige Standpunkt der Begründer. Hier vernehmen wir ein offenes Wort nicht blos über die Willkürlichkeiten der inneren Verwaltung, die auch von anderen, namentlich von radicalen Organen, aber mit allzuviel rhetorischem Schwulst, und darum ohne nachhaltige Wirkung gegeißelt werden; sondern auch über den Charakter der auswärtigen Politik, namentlich aber über das Verhältniß des Staats zur Curie. Begreiflicherweise tritt in der Kirchenpolitik der polemische Standpunkt der „Rassegna" am offensten hervor.

In Italien wird offen eingestanden und bisweilen als ganz selbstverständlich betrachtet, daß Alles, was fortschreiten und gedeihen will, sich auf eine der bestehenden Camorren stützen muß; sei dies nun die Camorra der Priester oder die der Freimaurer, die der Mazzinisten oder die der Camarilla. Selbst das geistige Leben der Nation in seinen verschiedenen Richtungen hat sich von diesem Mißbrauch nicht frei zu halten vermocht. Auch in Literatur und Kunst treibt der Cliquengeist sein Wesen, so daß oft ein unbedeutendes Erzeugniß durch Lobhudelei emporgehoben wird, während eine selbständige neue Leistung sich schwer Bahn brechen kann. Indem die „Rassegna" sich jeder Reclame enthält und in ihrem literarischen und bibliographischen Theil ein unparteiisches Richteramt ausübt, bekämpft sie diesen Uebelstand am wirksamsten. Verwöhnte Italiener wollen sogar finden, daß die neue Zeitschrift nach dieser Seite hin in ihrer Offenherzigkeit zu weit gehe. Dem literarischen Gebiet ist übrigens das florentinische Medium, in welches die „Rassegna" versetzt ist, besonders förderlich. Denn in dieser Richtung ist Florenz den übrigen Hauptstädten Italiens noch immer überlegen.

Deutscher Wissenschaft und Literatur wendet die „Rassegna" eine weitgehende sympathische Aufmerksamkeit zu, was wir um so höher zu schätzen geneigt sind, als in diesem Fall eine vollkommene Aufrichtigkeit der Beweggründe vorauszusetzen ist, die auch den Tadel da, wo er angebracht ist, nicht scheut, sich aber gewiß nie durch Schwankungen in der öffentlichen Meinung oder vorübergehende Verstimmungen und Mißverständnisse zwischen den beiden Nationen beirren lassen wird.

Schon nach der kurzen Zeit seines Bestehens hat sich das neue florentiner Blatt auf einen Rang emporgeschwungen, auf dem es den Vergleich mit altberühmten Wochenschriften, wie z. B. der „Saturday Review", der es in äußerer Einrichtung und Mannigfaltigkeit am nächsten steht, nicht zu scheuen braucht.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 11. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus den Tagen eines **erloschenen Regentenhauses** in seiner ehemaligen Residenz. Hessische Nachrichten aus alter und neuer Zeit. Aus dem größeren Nachlasse eines kürzlich verstorbenen Staatsdieners (Officiers). Hannover, Verlag von C. Meyer. 1878.

Bach. — Trug-Gold. Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert von Paul Bach. Berlin, Verlag von A. Goldschmidt.

Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der Oesterreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Heft 24. 25 und Schlussheft Wien, Commissions-Verlag von Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhandlung. 1878.

Berliner. — Die wirthschaftliche Krisis, ihre Ursachen und ihre Entwickelung von Adolf Berliner. Hannover, Verlag von C. Meyer. 1878.

Biedermann. — Philosophie als Begriffswissenschaft von Dr. med. & phil. Gustav Biedermann. I. Theil. Die Wissenschaft des Geistes. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1878.

Biermann und **Oderfeld,** Neuestes illustrirtes Jagdbuch. Erfahrungen und Anweisungen zu einem rationellen Betriebe der Mittel- und Niederjagd für Jäger und Jagdliebhaber. Nebst ausführlicher Belehrung über die Dressur der Jagdhunde und alle in der Jetztzeit üblichen Jagd- und Fang-Methoden, sowie einem Monatskalender für Jäger. Herausgegeben von A. Biermann und Dr. Oderfeld. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 20 Illustrationen von Friedrich Lossow, 64 weiteren in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde u. s. w. von L. Hofmann. Hannover, Verlag von Ph. Cohen. 1878.

Breymann. — Friedrich Diez, sein Leben, seine Werke und deren Bedeutung für die Wissenschaft. Vortrag gehalten zum Besten der Diez-Stiftung von Dr. Hermann Breymann, Professor an der kgl. Universität München. München, Verlag von Th. Ackermann. 1878.

Brinkmann. — Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen von Dr. Friedrich Brinkmann, Oberlehrer. I. Band. Die Thierbilder der Sprache. Bonn, Verlag von Adolph Marcus. 1878.

Bücher-Schätze. Auslese von Werken der bedeutendsten Schriftsteller des In- und Auslandes. Lieferung. 1. Leipzig, Verlag von H. Junge.

Bullinger. — Der endlich entdeckte Schlüssel zum Verständniss der Aristotelischen Lehre von der tragischen Katharsis. Von Anton Bullinger. München, Th. Ackermann. 1878.

Butsch. — Die Bücher-Ornamentik der Renaissance. Eine Auswahl stylvoller Titeleinfassungen, Initialen, Leisten, Vignetten und Drucker-Zeichen hervorragender italienischer, deutscher und französischer Officinen aus der Zeit der Frührenaissance. Nach der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. Lfg. III. Leipzig, Verlag von G. Hirth. 1878.

Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistor. Landesmuseum in Kärnten. Redigirt von Markus Freiherr von Jabornegg. 67. Jahrg. 1877. Klagenfurt.

Carmina Clericorum. Studenten-Lieder des Mittelalters. Edidit Domus quaedam vetus. Supplement zu jedem Commersbuche. Vierte, vermehrte und berichtigte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1878.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1742. The Russians of To-Day by E. C. Grenville: Murray. In one volume. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

Cotta. — Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

Creizenach. — Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust von Wilhelm Creizenach. Halle a/S., Verlag von M. Niemeyer. 1878.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band II. Nr. 10. 11. Herisau. 1878.

Dreher. — Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Eine philosophische Untersuchung von Dr. Eugen Dreher. Dritte, durch „Beiträge zur Theorie der Farbenwahrnehmung" vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von G. Hempel. 1878.

Droz. — Meine Tante als Venus und andere Geschichten. Humoristische Blätter von Gustav Droz. Leipzig, R. Eckstein. 1878.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort dargestellt von unseren ersten Künstlern. Herausgegeben von Georg Ebers. Lfg. 4. 5. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

Faulmann. — Stenografische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenografie nach Gabelsberger's System. Von Karl Faulmann. Lfg. 17—24. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.

Flügel. — Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe von O. Flügel. Cöthen, Verlag von O. Schulze. 1878.

Fornelli. — Storia del Medio Evo specialmente d'Italia per N. Fornelli. Torino, Peravia e Comp. 1878.

(Fortsetzung im nächsten Heft!)

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Eisen.

Novelle

von

G. zu Putlitz.

IV.

Als Heinrich am anderen Morgen erwachte, war der Alte schon in voller Thätigkeit, und man hörte ihn im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, laut reden. Jedes Stück seiner Sammlung begrüßte er mit feierlicher Anrede, wie ein Kind am Weihnachtsmorgen die neuen Spielsachen. So war er ab- und zugegangen und hatte sich mehrmals des festen Schlafes seines jungen Hausgenossen gefreut. Jetzt, da er ihn erwacht fand, grüßte er ihn mit freudigem Morgenwunsch und stieß die Laden auf, durch die der helle Tage einfiel. Ein starker Regen hatte die Nacht durch das Gewölk geleert, und der scharfe Wind, der durch's Thal schnob, den Rest fortgefegt vom klaren Himmel, der sonnig auf die feucht-dunstigen Bergwände niederglänzte. Heinrich sah sich verwundert um und mußte sich erst besinnen, wo er sei. Alles, was ihm am gestrigen Abend so abenteuerlich erschienen war, sah im Tageslichte ganz anders aus, ärmlich und zerlumpt und doch ungewöhnlich und überraschend. Selbst die Reste alter Pracht, aus denen er sein Lager zusammengetragen hatte, verblaßten zu Lumpen im Morgenlicht. Schnell war er auf, und es war ihm erst wohl, als er am Brunnen im kleinen Hof, einer immer sprudelnden Bergquelle, Stirn und Wangen gekühlt hatte, als er in dem sauberen Arbeitsanzug, den er aus dem Ranzen nahm, schmuck und tüchtig dastand. Es kam ihm vor, als hätte er eine verstaubte und schmutzige Verkleidung abgestreift und sei so erst wieder er selbst. Er bat auch gleich den Alten, ihm nur sofort Arbeit anzuweisen, ihn in die Werkstatt zu führen, von der er ihm gesprochen hätte, und ihm nun endlich einmal zu erklären, was er von seiner Geschicklichkeit verlange.

„Hoho, mein junger Bursch," sagte dieser, „soweit sind wir noch lange nicht. Du trittst hier in eine neue Welt, die vor Dir fürerst, wie vor dem neugeborenen Kinde, noch vollkommen fremd ausgebreitet ist. Allmälig erst

Digitized by Google

wird Dir das Verständniß aufgehen, aber das ist die Hauptsache, und ehe Du das nicht hast, kann Dir alle Arbeit nicht helfen. Aber das wird schnell kommen, denn Dein Verstand ist heller und gebildeter, als der aller der Esel, mit denen ich es vor Dir versuchte. Verstehen konnten sie mich nie, aber sie bildeten sich bald ein, mich zu durchschauen, und dann war es vorbei, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als sie zum Hause hinauszuwerfen. Vor der gläubigen Dummheit besteht das Geheimnißvolle noch, vor dem profanen Zweifler verschwindet es zu Nichts, und nur vor dem hingebenden Verständniß wird es lebendig. Das kommt aber nicht auf einen Schlag, und man muß d'rum werben und dienen, wie der Liebende um die Braut. Bist Du dazu gewillt, gut, so wollen wir gleich beginnen, bist Du aber in der Stimmung, zu zweifeln oder gar Spott zu treiben mit dem Ehrwürdigen, so gestatte ich Dir keinen Schritt in mein Heiligthum, bis ein Augenblick kam, der Dich erleuchtete."

Er hatte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür gestellt, sah Heinrich scharf an und erwartete die Antwort.

Der junge Mann besann sich nicht lange. „Meister," fing er an, „laßt einmal die räthselhaften Reden und versucht es, Euch schlicht und kurz verständlich zu machen. Das ist meine Weise, und wenn ich mir die Eurige gefallen lasse, müßt Ihr auch mit der meinigen zufrieden sein. Ich denke, zum Faullenzen habt Ihr mich nicht in Euer Haus genommen. Daß Ihr mit Alterthümern handelt und solche sammelt, habe ich mir ja gleich zusammengereimt, und ob sie echt sind oder nicht, das verstehe ich nicht und will mir auch darüber den Kopf nicht zerbrechen. Nun werdet Ihr allerlei zusammenzustellen, zurechtzuschmieden, zu ergänzen haben, und ich denke, ich bin geschickt genug, das so zu schaffen, wie Ihr mir angebt. So kann ich Euch nützlich werden, und an Fleiß und gutem Willen soll es nicht fehlen. Weiter kann ich Euch aber auch Nichts versprechen."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Es liegt in der Zeit," sagte er, „die neue Generation wird zu klug und achtet das Alterthum nicht mehr in seiner Ueberhebung. Seit die Geistergeschichten aus der Welt kamen, und Niemand mehr eingestehen darf, daß er sich vor Gespenstern fürchtet, ging das Vertrauen, die Achtung vor den greiflichen Spuren vergangener Jahrhunderte mit unter. Wo der Aberglaube aufhört, bricht immer ein Stück Glauben mit ab. Sie sind nun einmal Geschwisterkinder. Was ist da zu machen? Die Romantik hört auf und die Poesie geht mit ihr davon. Aber es ist Nichts als eine Lüge und Prahlerei, die wir überstehen werden, denn schließlich ist noch Jeder voll Aberglauben, Jeden graut es zuweilen, und kein Mensch ist so aller Romantik unzugänglich, daß er nicht doch noch vom Geheimnißvollen, vom Verschleierten gereizt wird. Glaube mir das, mein Sohn. Zunächst will ich Dich aber nicht zwingen. Nur Eins mußt Du mir zu Gefallen thun, Du mußt mit mir durch mein Museum schreiten, wie einer der Fremden etwa, die hier durchreisen, im Vorbeigehen, meist aus Langerweile, ungläubig eintreten und doch Alle dem Einfluß nicht widerstehen können, den das Alterthum mit den greifbaren Zeugen seines Lebens, Schaffens und Denkens auf jedes feinere Gemüth ausübt."

Er trat zurück und ließ Heinrich vorschreiten. Da zeigte sich denn ein

Digitized by Google

buntes Durcheinander in scheinbarer Unordnung und doch wohlberechneter Schaustellung. Antiquitäten und Merkwürdigkeiten aller Länder und Jahrhunderte waren ausgebreitet auf alten Tischen und geschnitzten Schreinen. Auf alterthümlichen Sesseln und geschnitzten Schemeln hingen und lagen Waffen, Kleiderstoffe, Pferdegeschirre. In Kästen mit Glasdeckeln war Schmuck aller Zeiten ausgestellt, von den grünen Broncekette und Ohrgehängen der etruriſchen Frauen an bis zu dem Roccocoſchmuck aus Wachsperlen, der vielleicht auf ſchwarzem Sammetband den Hals einer Hofdame bei den Feſten Ludwig's XIV. in Verſailles geziert hatte. Da deckten die Wände römiſche Waffen, Opfermeſſer und Schwurringe der Druiden, eine Armbruſt, die in der Schlacht bei Sempach mitkämpfte, Morgenſterne und Keulen, Bogen, Pfeile und Bolzen aus Indien, die ſchweren und ungefügigen Gewehre mit Radſchlöſſern des Mittelalters, bis auf die in Perlmutter und Elfenbein ausgelegten zierlichen Büchſen und Pulverhörner des 18. Jahrhunderts. Darunter ſtanden Krüge und Sanduhren, an denen die Vehmrichter die Stunden zählten, bis das Gericht geſprochen, der Wahrſpruch erfüllt ſein mußte, Thonurnen mit klirrenden Ringen, mit denen die Veſta-Prieſterinnen zum Opfer ſchritten und zum Dienſte ihrer Gottheit riefen. Kurz, es war zuſammengeſpeichert, was ſeit Jahrhunderten der Schoß der Erde oder vergeſſene Gemäuer oder die Schatzkammer eines alten Feudalſchloſſes vor der Zerſtörung geſchützt hatten.

Heinrich ſah verwundert allen den Kram, aber das Staunen, das der Alte erwartet hatte, malte ſich doch nicht in ſeinem Geſicht, und er ſah, er mußte auch jetzt zu ſeinem letzten Mittel greifen. Wie er damals im Wirthszimmer den Tod des Schwedenkönigs in Scene geſetzt hatte, fing er, in erweitertem Maße, an, auch ſein Muſeum lebendig zu machen. Er ergriff dies oder jenes Waffen- oder Schmuckſtück und ſchilderte Zeit und Gelegenheit, bei der es gedient hatte. Halb wie ein Seher, dem der Schleier der Vergangenheit ſich lüftete, halb wie ein Improviſator, der dichtend das Epos längſt verrauſchter Thaten erzählt, wie es ihm die Begeiſterung des Momentes eingibt, ſtand er da. Wie oft hatte er das ſchon wiederholt, und wenn er es auch darſtellte wie ein Schauſpieler eine unzählige Mal geſpielte Rolle, ſo war er doch ſelbſt ſo erregt und ſo ſelbſtüberzeugt, daß der Eindruck nicht ausblieb. Wenn er durch Erfindung täuſchte und fälſchte, ſo hatte er durch die eigene Lüge doch zuerſt ſich ſelbſt überführt und in dem Augenblick glaubte er ſich.

Viele Dinge erſchienen dem Zuhörer nun doch in neuem Licht, und Manches, über das er erſt wie über werthloſen Plunder fortgeſehen hatte, bekam Reiz und Werth in ſeinen Augen. Am meiſten aber veredelte ſich der alte Mann vor ſeiner Empfindung; wie eine Unwahrheit, die im Gewand der Poeſie verklärt und gewahrheitet uns entgegentritt. „Ich danke Euch, Meiſter," ſagte er, „wenn ich Euch auch noch nicht ganz zu folgen vermag. Nun aber führt mich in die Werkſtatt. Mein Kopf iſt mir ſchwer von Allem, was ich in den letzten Tagen erlebte und hörte, und da gibt es kein beſſeres Heilmittel als tüchtige Arbeit, das habe ich oft erprobt."

Der Alte lächelte, zufrieden mit dem Eindruck, den er gemacht hatte.

Digitized by Google

Er führte Heinrich über den engen Hofraum in einen Anbau, der an die Felswand des Berges anlehnte und eigentlich wol zum Holzschuppen bestimmt gewesen war. Wenn er ihn zur Werkstatt umtaufte, so war das wieder eine der Uebertreibungen, mit denen er Alles, was ihm gehörte, mit tönenderen Namen belegte. Freilich stand da eine alte Drechsel- und Schnitzbank, um die Späne lagen, während Stücke alter zerbrochener Stühle und Tische in der Ecke aufgespeichert waren; freilich war der kleine Herd an der Hauptwand mittels eines sehr einfachen Blasebalges als Schmiedeofen hergerichtet; aber Alles war so primitiv, daß Heinrich den Alten lächelnd und fragend ansah. Dieser verstand den Blick wol, aber er ließ die Frage gar nicht laut werden, sondern rief gleich in scherzendem Ton: „So und nicht anders sahen die Werkstätten aus, in denen manch großer Künstler der alten Zeit, in Einsamkeit, Werke schuf, die wir noch heute bewundern. Jetzt hat man Dampfmaschinen, große Säle, wo Hunderte von Händen und Kräften sich in die Arbeit theilen. Was aber bringen sie da zu Wege? Schablonenarbeit, Fabricate, nicht Kunstwerke. Hier sind schon solche entstanden, und wenn auch nicht Originale, so doch Copien, würdig der großen Vorbilder. Hier ist wieder fest, tüchtig, neu geworden, was die grausame Zeit und die dumme Mißachtung der modernen Menschen vernichtete, hier ist manch ein Phönix aus der Asche wieder erstanden, ja, Neues zu Wege gebracht, nach den Mustern meiner Bibliothek. Hier ist das Allerheiligste, das nur mein verschwiegener Mitarbeiter mit mir betreten darf, denn hier ist nicht allein die Heilstätte ehrwürdigen Hausrathes und biederer Waffenstücke durch Eisen und Feuer, hier ist, und das darf nur mein zuverlässiger Knappe wissen, auch ihre Wiege. Ich selbst arbeite an der Drechselbank, dort ist Dein Herd, da glüht die läuternde, kräftigende Flamme, die Dein Werk mit glühenden Funken umstrahlen soll."

Heinrich prüfte den Blasebalg und die Handwerksgeräthe. So mangelhaft Alles war, so hoffte er doch, damit zurecht zu kommen, aber es war nöthig, daß ihn die Persönlichkeit des alten Mannes so sehr anzog, daß ihm das Schaffen in der Einsamkeit so lockend erschien, um nicht die so eilig geschlossene Verabredung wieder zu lösen. Meister Jobst schien das zu fürchten und bot Alles auf, dem entgegenzuarbeiten. Er hatte zuviel mit den verschiedenartigsten Menschen verkehrt, um nicht Menschenkenner genug zu sein, sofort zu fühlen, daß er es hier mit einer Persönlichkeit zu thun hätte, wie er sie nicht vortrefflicher für seine Zwecke und zu seiner Hilfe finden könnte, und er war Schwärmer genug, um sich nicht nach einem Verkehr, einer Freundschaft zu sehnen. Deshalb lag ihm daran, vor dem jungen Manne, der ihm noch immer mit einer Spur von Mißtrauen begegnete, in möglichst vortheilhaftem Lichte dazustehen. Deshalb nahm er ihn unter den Arm und zog ihn aus der sogenannten Werkstatt wieder in das Museum zurück. „Heute sollen wir noch nicht arbeiten," sagte er. „Der erste Tag, den Du unter meinem Dache verlebst, ist mir ein Festtag, und als solchen will ich ihn feiern. Nicht mit Gelag und Schlemmen, aber mit traulichem Gespräch. Niemand soll uns stören. Die Hausthür ist verschlossen. Aber einen Willkommenstrunk will ich Dir zubringen, und Du mußt mir Bescheid geben, so ist's echte deutsche Art und geheiligte Sitte unserer Väter.

Digitized by Google

Sieh diese Pocale, geschmückt mit fürstlichen Wappen, geziert mit sinnigen Sprüchen. Nie hast Du kostbarere an Deine Lippen gesetzt. Und der Wein, den ich Dir hole. Geklärt durch zwei Jahrhunderte. Ich erstand die Flasche, auf der der Staub von manchen Menschenaltern liegt, für wenig Kreuzer. Ich sparte ihn auf für eine glückliche Stunde."

Er hatte einen alten Tisch frei gemacht, zwei schwere, geschnitzte Sessel, die Prachtstücke seiner Sammlung, herangeschoben, einen alten, kostbar in Goldlahn gestickten Teppich, der freilich kaum noch eine bestimmte Farbe zeigte, aufgedeckt, und füllte nun die hohen Gläser. „Heinz," sagte er, „so kann kein König Dich bewirthen, und die stummen Zeugen vieler Jahrhunderte schauen auf Dich herab." Heinrich ließ sein Glas gegen das dargereichte klingen, es war ein dumpfer, feierlich wehmüthiger Ton, und dann nippte er von dem Wein, der so herb und schwer auf der Zunge lag, und doch wie verglühtes Feuer duftete, wie lange verhaltene Kraft durch die Adern rollte.

„Heinz," fing der Alte wieder an, „ich weiß, was Du von mir dachtest, vielleicht noch denkst. Ich nehme es Dir nicht übel. Für einen Narren hast Du mich gehalten, als unsere Wege zum ersten Male sich kreuzten, für einen Lügner, wol gar für einen Betrüger. Ich muß aber sein, wie ich bin, und das Kleid ist noch nicht der Mann, den aber darf nicht Jeder erkennen, und er zeigt sich auch nur in besonders geweihter Stunde. Du aber sollst ihn kennen lernen, denn so Gott will, werden wir ein Stück Weges mit einander wandern, vielleicht bis an mein Ziel, das ja doch nicht mehr fern sein kann, denn es ist lange, lange her, seit ich jung war wie Du jetzt, und damals war ich ein gährender Most, der über jeden Pocal überschäumte. Nun kam ein Merkpfahl auf dem Scheidewege meines Lebens, aber das erzähle ich Dir erst, wenn Du mich lieb genug hast, mich nicht zu verdammen. Nur so viel: gefehlt habe ich, wie Jugend fehlt; nicht frei von Schuld, bin ich mir doch keines Verbrechens bewußt. Genug, vom Reichthum, der mir jeden Wunsch gewährte, vom Glück, das ich ruhig hätte genießen können, wurde ich arm, elend, einsam. Die Gegenwart war mir zertrümmert, jede Aussicht auf die Zukunft geraubt, und so warf ich mich der Vergangenheit an die Brust, und sie hat mich getröstet, geschützt, gerettet, ja sie hat mich beglückt durch ein langes Leben. Wie ich dazu kam, weiß ich nicht, wie mir das Verständniß aufging, kann ich Dir nicht sagen. Ich hatte Nichts, gar Nichts, aber damit fing ich an, zu sammeln. Doch, einen Ring bewahrte ich noch, von dem ich mich nicht trennen wollte, obgleich der Hunger mit seiner Qual mir die Wangen höhlte. Endlich trieb die Noth, auch den hinzugeben. Schüchtern trat ich in den Trödelladen eines alten Hebräers, der mit allerlei Schmucksachen, auch sonst noch mit manchem seltenen Stück handelte, wie es der Zufall ihm in die Hand lieferte. Ich bot ihm den Ring an, und er betrachtete mich verwundert; vielleicht dachte er, ich hätte das Kleinod gestohlen. Jedenfalls hatte er Verdacht gegen den Ring selbst, der freilich nicht an den Finger eines Bettlers gehörte. Er wollte ihn erst genau prüfen, ehe er ein Gebot stellte, und ging dazu in ein anderes Zimmer, indessen ich seine Entscheidung erwarten sollte. Da stand ich nun in dem engen, halbfinsteren Gewölbe. Die Frau beobachtete mich mit ihren stechenden Augen,

Digitized by Google

während sie sich über eine Handarbeit beugte. Sie gab Acht, daß Nichts entwendet werde, so glaube ich wenigstens, denn der Mann hatte ihr einen Wink gegeben, der darauf deuten ließ. Sprechen konnte ich nicht mit ihr, denn sie war stocktaub und schüttelte den Kopf, wenn man sie anredete, indem sie auf ihre verhüllten Ohren deutete. Ich sah mir alle die Raritäten an, aber ohne Verständniß, fast ohne Theilnahme, nur aus Neugierde und um die Zeit des Wartens zu kürzen. In der Ecke stand ein altes Waffenstück, Helm und Harnisch, Beinschienen und Schwert, aber es war zerbrochen und hing wie ein Trödel um einen alten, schiefen Kleiderriegel. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich die Rüstung auf einmal lebhaft beschäftigte. „Wenn wir noch in den Zeiten lebten," dachte ich bei mir, „als solch Stahlgewand die Männer schmückte, dann wäre mir geholfen. Kampf und Fehde gab es überall, und der kräftige, ritterliche Arm war immer zu gebrauchen. Schließlich war es besser, im mannhaften Streite zu fallen, als verachtet auf der Landstraße zu verhungern." In den Gedanken lebte ich mich hinein, und es schien mir, als sei die alte Rüstung ein Werkzeug der Rettung. Endlich kam der Jude wieder. Er war ein ehrlicher Mann und verhehlte es nicht, mein Ring trüge kostbare Steine. Die Fassung freilich könne er nicht rechnen und nur die Demanten bezahlen. Er bot aber doch eine hübsche Summe. Mir kamen doch Gewissensbisse, denn der Ring war mir ein werthes Andenken, aber der Jude redete zu zum Verkauf. Mir sei ja doch das Geld mehr nütz. Wir handelten hin und her, und ich behielt immer die Rüstung im Auge, die es mir nun einmal angethan hatte. Endlich sagte ich, fast unüberlegt: „Ja, wenn ich die alten Waffenstücke drauf bekäme." Der Mann stutzte, überlegte aber doch, und da ich mich darauf verbiß, machte er ein schnelles Ende, steckte den Ring ein, schob mir das Geld, das er schon in der Tasche bereit hielt und wieder und wieder davon mit der Hand ab- und zugezählt hatte, auf den Tisch, packte die Eisensachen zusammen und warf sie mir rasselnd vor die Füße. Ich raffte sie auf und schleppte sie fort, kaum wissend, was ich mit diesem unerwarteten Besitz anfangen solle, aber doch mit einem Gefühle von Reichsein, das wunderbar abstach gegen die hoffnungslose Verzweiflung, mit der ich das Gewölbe des Trödlers betreten hatte. Aber wohin damit? Ich miethete mich in einer elenden Herberge mit dem Gelde ein, und nun fing ich an, wie ein Kind, mit dem erworbenen Spielzeuge zu spielen. Ich suchte alle Theile an einander zu passen und festigte sie dann mit Draht und Zange. Das dauerte viele Tage, und doch arbeitete ich von Sonnenaufgang bis in die Nacht; aber noch konnte ich die Geräthe nicht handhaben und brachte die Arbeit nur mit unsäglicher Mühe zu Stande. Dann ging es an das Putzen und Poliren, unverdrossen, wenn es nicht gleich gelingen wollte, und wenn ich dann endlich das Richtige ausprobirt hatte, fühlte ich mich zufrieden, fast beglückt, wie nie vorher. Die Arbeit wurde mir zum Lethe, und die alte Rüstung rettete mich aus Verzweiflung und Lebensüberdruß. Ein glücklicher Zufall ließ einen reichen Sammler auf meinen Schatz aufmerksam werden, und wie schwer ich mich auch von demselben trennte, die Noth zwang mich dazu, den hohen Preis anzunehmen. Wieder kaufte ich, richtete her und verkaufte. Ich zog von Ort zu Ort, spürte auf, fand und restaurirte, was mir

Digitized by Google

merkwürdig schien, erst ohne Verständniß, aber mit glücklichem Blick und Instinct, später, als ich studirte und im Handel andere Sammlungen kennen lernte, mit Bewußtsein. Wenn ich aber einen Schatz gefunden hatte, wie hing ich mein ganzes Herz an denselben, wie unglücklich und vereinsamt fühlte ich mich, mußte ich ihn wieder fortgeben. Und immer derselbe Kampf, der durch Jahre dauerte. Da kam ich so weit, daß ich selbst sammeln, behalten, besitzen konnte, was mir echt, werthvoll schien, daß ich nur fortgab, was Unverstand mir abnahm und was ich selbst kaum achtete. Nur wer selbst Sammler ist, kann das Glück des Auffindens, das Fieber des Erwerbens, das Entzücken des endlichen Besitzes verstehen, und daneben die Unersättlichkeit, die sich mehrt, wie die Sammlung wächst. Das ist nicht die Krankheit des Geizhalses, der im ewigen Durst nach Mehrgewinn, doch nur an Zahlen, an eingebildeten Besitz sein Streben setzt; es liegt in dem Immermehrbegehren des Sammlers das Bewußtsein eines unermeßlichen Glücks, das er erlangen kann, und ein ewiges Hoffen hält ihn jung und lebensfroh. Und unser Suchen und Finden! Wie der Jäger sein Wild beschleicht, wie sein Ohr jedem Laute horcht, sein Auge jede Spur verfolgt, so spürt der Sammler mit der Wünschelruthe seines Instinctes, und wie die Quellensucher mit dem inneren Ohre die Wasser sprudeln hören tief in der Erde, so entdeckt sein geschärfter Sinn aus Wust und Trümmern das Werthvolle und hört aus stummem Klang die Sprache der vergangenen Zeit, die sich ihm allein offenbart. Sieh um Dich, Heinz, das Alles habe ich mir erworben aus Nichts, das ist mein, auch das Häuschen, das Thorheit und Beschränktheit an den Felsengrund des Berges klebte, das Niemand bewohnen wollte, und das nun ein Tempel wurde, dessen Mysterien ich allein verstehe. Denn die dumme Menge da draußen, die Gaffer, die hier im Vorbeischlendern eindringen, wissen Nichts, selbst nicht die sogenannten Kenner, die Gelehrten und Professoren. Das lernt sich nicht aus Büchern noch aus Bildern, das erschließt sich nur dem Geweihten. Ich habe sie noch Alle getäuscht, so viele da sind, den Einen so, den Anderen auf andere Weise. Ist das ein Unrecht? Ihre Schuld ist's und nicht die meine, und wenn die Täuschung sie freut, weshalb soll ich ihnen diese Freude nicht gönnen. Und dann, ihre Blindheit bezahlte mir das, was ich nie fortgeben würde, und um den Werth der Kiesel und Glassplitter erstand ich meine Brillanten. Auch Gutes werfe ich fort, aber ich thue es, um Besseres damit zu gewinnen. Und, Heinz, das ist auch ein Vergnügen, ein Kitzel, nicht feil um den höchsten Genuß, die Ueberklugen, die Aufgeblähten aus Bücherweisheit hinter's Licht zu führen. „Was weiß denn der altersstumpfe Trödler?" denken sie und feilschen so zum Schein mit geringschätzender Miene, und wenden immer wieder die abgebrauchten Künste an, die ich auswendig weiß wie das ABC. Sie wollen mich überlisten und betrügen, und wenn sie anfangen die Grube zu graben, weiß ich sicher, daß sie selbst hinein fallen. Zuweilen habe ich den Uebermuth zu weit getrieben. Den Siegelring Ulrich's von Hutten habe ich wenigstens zwanzig Mal verkauft, denn er war sehr begehrt, aber man kam dahinter, und weil doch Keiner gern eingesteht, daß er sich hat täuschen lassen, gaben sie die Fälschung weiter, und so kamen sie oft nach Jahren durch so und so viel Hände, durch die sie gegangen waren, zu mir zurück, und die ich

Digitized by Google

für Goldstücke verkaufte, erhandelte ich um eine Kupfermünze wieder. Den echten Ring aber habe ich, und nicht für Crösus' Schätze gäbe ich ihn her. Den Dolch Ravaillac's habe ich einmal kurz hinter einander an zwei Britten verkauft. Die treffen sich zum Unglück dann auf dem Dampfboot zusammen, Jeder prahlt mit seiner Curiosität, Jeder behauptet ihre Echtheit, und es hätte nicht viel gefehlt, daß sie die Schärfe an einander geprüft hätten. Das aber hat auf lange Zeit mein Renommee erschüttert. Gestehe aber, lieber Gast und Knappe, daß es keine beneidenswerthere Lebensaufgabe geben kann als die meinige, reicher an Aufregungen, an Befriedigtsein, und daß Dir das Glück besonders lächelte in der Stunde, als Du mich fandest. So habe ich Dir denn unter dem Weihesegen des Traubensaftes, der vor ein und einem halben Jahrhunderte reifte und aus der Kelter quoll, die erste Stufe meiner Mysterien entschleiert, und Dich dabei einen Blick thun lassen in mein eigenes Herz. Ich fordere dafür nur Schweigen, und Dein biederer Handschlag genügt mir, mein Sohn. Die weiteren Offenbarungen mußt Du aber durch Hingabe und Studium verdienen. Ich werde Dir meine Bildwerke erschließen, und dann wollen wir aus dem rostigen Eisenwerk, das noch in den Kisten liegt, Waffen schaffen aller Jahrhunderte, und Truhen schnitzen und fügen aus halb verkohlten Holzsplittern, die mit in die Luft flogen, als der Erbfeind das Fürstenschloß in Heidelberg mordbrennerisch sprengte, und Du sollst die Beschläge dazu schmieden aus altem Eisen, nach den Zeichnungen, die ich Dir gebe, und ich habe Fetzen wurmzerfressenen Leders genug, die ich darüber spanne. Das wird ein lustiges Arbeiten, denn wir wollen Prächtiges zusammen schaffen. Wenn's aber Frühling wird und die Fremdenzüge kommen, lasse ich Dir ein Wamms machen, wie meines, nur kürzer und jugendlicher, und setze Dir ein schwarzes Baret auf die blonden Locken, die bis dahin fast die Schulter erreicht haben werden. Dann sollst Du sehen, wie die Weiber erpicht werden auf meine Alterthümer und am liebsten handeln werden mit meinem schmucken Enkel, und dann bringen wir auch noch wieder ein Paar von den Siegelringen Ulrich's von Hutten an, die dort in der Ecke des Schubfaches verachtet liegen."

Heinrich erröthete. Es schien ihm, als sähen ihn gerade ein Paar dunkle Augen an, die ihn vor zwei Tagen so freundlich grüßten. „Meister," sagte er, und stand auf, „die Arbeit will ich mit Euch theilen, aber den Handel müßt Ihr allein besorgen. Für das Geschäft tauge ich nicht, eben so wenig als mir die Verkleidung taugen würde, die Ihr mir zugedacht habt. Jeder Vogel muß mit seinen Federn zufrieden sein."

Der Alte schien ihn nicht gehört zu haben. Er war in seinen Stuhl zurückgesunken und schlief. Uebrigens richteten sich die Beiden vortrefflich mit einander ein. Nur zu den Mahlzeiten, die sie in einem kleinen, abgelegenen Wirthshaus, so bescheiden als möglich, einnahmen, verließen sie das Haus und die Arbeit, und über die prächtigen Zeichnungen, die der Alte vor ihm ausbreitete, über die alten Muster, die er ihm in Natur zeigte, vergaß Heinrich ganz, daß er eigentlich für den Betrug arbeite, und dachte nur daran, was er für sein Handwerk lernen könne, das ja oft in künstlerische Aufgaben hinübergriff. Sei es nun, daß der Alte im intimeren Verkehre natürlicher wurde, sei es, daß

Digitized by Google

Heinrich sich mehr und mehr an seine Art gewöhnte, sie stimmten immer besser zusammen. Ein Paar Naturen, die, wie diese, nach allen Richtungen, in allen Auffassungen, in den Grundzügen der Charaktere verschieden sind, werden sich entweder schroff abstoßen, oder in der gegenseitigen Ergänzung anziehen. Hier war Letzteres der Fall, und der alte Mann zeigte das unumwunden in freundlichstem Aussprechen und fast väterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt. Heinrich blieb zurückhaltender, aber die Freundlichkeit des neuen Freundes verfehlte doch nicht ihre Wirkung, und er schloß sich ihm um so leichter an, als doch durch alle Thorheiten und schlauen Verirrungen des Sonderlings ein Zug kindlicher Poesie und wahrer Begeisterung ging, der ihn entschuldigte und liebenswürdig erscheinen ließ. So verstrichen die ersten Tage und gaben eine Zuversicht für längeres Zusammenleben.

V.

Wir müssen wieder in das kleine Wirthshaus einkehren, in dem wir unsere Erzählung beginnen ließen, und zwar wieder zurückgreifen zu der Stunde, in der Heinrich von der Freundin aus seiner Kindheit etwas übereilt Abschied nahm. Tante und Nichte blieben allein, erstere etwas ermüdet zurückgelehnt in die Sophaecke, Christa schweigend und ernst auf- und abgehend in dem kleinen Zimmer. Sie biß die Lippen zusammen und hatte Thränen in den Augen. Eine selbständige Natur, die sie durch Anlage und Erziehung war, pflegte sie ihre Stimmungen, ja Alles, was sie in der Empfindung durchzukämpfen oder durch Ueberlegung zum Entschluß zu reifen hatte, erst mit sich selbst abzumachen, ehe sie es mit Anderen besprach. Die Tante kannte diese Weise und ließ sie gewähren, und schloß sogar die Augen, wie im Schlummer, um ja nicht ein erstes Wort zu sagen. Es dauerte auch eine ganze Weile, ehe Christa das Schweigen brach. Erst aber trat sie an die Tante heran und legte leise den Arm um ihren Nacken. „Tante," fing sie an, „ich bin recht unzufrieden mit mir, denn ich habe mich, fürchte ich, sehr ungeschickt benommen und hatte doch die allerbeste Absicht."

„Wie meinst Du das?" fragte die Tante.

„Ich hätte nicht den Ton des Kinderverkehrs anschlagen müssen, in den der arme Heinrich nicht eingehen konnte, und während ich meinte, uns wieder auf den gleichen Boden alter Freundschaft stellen zu können, mußte er den Abstand unserer jetzigen Lebensstellungen erst recht empfinden, ja, wenn ich ihm „Heini" erwiderte auf sein steifes „gnädiges Fräulein", klang das, als rede ich zu einem Untergebenen. Ich fürchte, ihn gekränkt zu haben, und das thut mir weh."

„Nicht doch," beruhigte die Tante, „es mußte ihn vielmehr freuen, daß Du so treu der alten Freundschaft gedachtest, und daß Du nicht die Absicht hattest, ihn zu verletzen, mußte er ja sehen."

„Das Unglück macht so empfindlich," warf Christa hin.

„Aber Kind," sagte die Tante, „unglücklich schien er gar nicht zu sein. Im Gegentheil, er war befriedigt, durch eigene Arbeit und Tüchtigkeit sich sein Brod verdienen zu können. Und dabei sah er gut aus. Ich hätte nicht gedacht, daß aus dem schmächtigen, verhätschelten Knaben ein so kräftiger, hübscher Mensch

Digitized by Google

hätte werden können. Aufrichtig gesagt, er gefiel mir jetzt viel besser als damals das verwöhnte Mutterſöhnchen."

Christa fuhr auf, halb erzürnt, halb lächelnd. „Tante, sage mir Nichts auf meinen Heini von damals. Ich habe ihn lieb gehabt, so viel ein Kinderherz nur lieb haben kann, vielleicht mehr als meine Eltern noch, und hätte ich einen Bruder gehabt, er hätte meinem Herzen nicht näher stehen können. Heute kam mir wieder ganz diese Empfindung. Alle Freuden meiner schönsten Kinderjahre, und also eigentlich meines ganzen Lebens, kann ich mit dem Namen Heini zusammenfassen. Mir war der junge Mann heute freilich nicht mehr der Heini von damals, aber das war es ja gerade, was mich so unsicher machte, mich peinigte, so lange er da war, und jetzt verdrießt, daß ich weinen könnte."

„Du bist nicht geschеidt," lachte die Tante. „Was solltest Du denn thun?"

Christa rang die Händchen. „Ja, das weiß ich nicht. Sieh, Tantchen, wenn man mir damals, als Papa versetzt wurde, als wir fortzogen und ich von Heini Abschied nahm, schluchzend, unbändig in meinem Schmerz, als sei nun alles Glück vorbei, — wenn man mir damals gesagt hätte: du wirst den Heini in so und so viel Jahren wieder sehen, ich hätte mir gedacht, dann falle ich ihm um den Hals und lasse ihn gar nicht wieder los, vor Glück und Seligkeit."

Die alte Dame lachte laut auf: „Das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn die Baroneß Christa, die bei allen jungen Officieren in der Garnison ihres Papa's als unnahbar und hochmüthig verschrieen ist, und nicht ganz mit Unrecht, einem hübschen Handwerksburschen auf offener Landstraße um den Hals gefallen wäre, nur weil er mit ihr als Kind gespielt hatte."

„Bitte, Tante," sagte das junge Mädchen, „mache keinen Scherz; mir ist so ernst zu Muth, und ich bin seit lange nicht so unzufrieden, so im Zwiespalt mit mir gewesen als heute."

Es war gut, daß die neue Postchaise gemeldet wurde und Christa's ganze Thätigkeit beanspruchte, um das Gepäck sorgfältig unterzubringen, das, Dank Heinrich's Geschicklichkeit, wieder leidlich fest und reisetüchtig geworden war.

Die beiden Damen fuhren schweigend hin. Die Tante meinte bei sich, heute sei nun einmal ein Tag, an dem mit Christa Nichts anzufangen wäre, sie würde heftig, wenn man ihr widerspräche, und wenn man ihr beistimme, spränge sie gleich zu einer anderen Ansicht über und zanke mit sich selbst. Und doch war Christa weder launig noch eigenwillig, sondern nur eine Natur, die es nicht ertragen konnte, eine unklare Stellung irgend Jemand gegenüber zu haben. Hätte Heinrich sich über die Wendung seines Geschickes offen mit ihr ausgesprochen, wären sie vielleicht in alter, erneuter Freundschaft auseinander gegangen. So meinte sie wenigstens, und daß es nicht geschah, verdroß sie und beschäftigte alle ihre Gedanken. Es wäre besser für die Ruhe des kleinen Köpfchens gewesen, hätte es sich nicht soviel mit diesen Grübeleien beschäftigt, denn sie steigerten die Kinderfreundschaft, und sie konnte doch nicht anders als in dem großen Heinrich den kleinen Heini suchen, wenn es auch schwer war, ihn wiederzufinden. Der Tante war es bei dieser Einsilbigkeit der Reisegenossin sehr erwünscht, daß sie einige Tage Station machten, um mit Freunden zu-

Digitized by Google

sammenzutreffen, die verabredeter Maßen die Reise nach Italien mit ihnen gemeinsam machen wollten, mit einem reichen Officier nämlich, der seit einem Jahre den Dienst quittirt hatte, auf seiner Besitzung lebte und mit einer Freundin Christa's verheirathet war. Es war das eine Freundschaft, wie die Gesellschaft sie so leicht zwischen jungen Mädchen knüpft, ohne daß gleiche Neigungen oder Interessen viel damit zu thun haben. Natalie, so hieß die junge Gräfin, war, neben Christa, die gefeiertste junge Dame der Garnisonstadt, mehr wegen ihrer, sehr bewußten, Schönheit und Eleganz, als wegen ihres Verstandes. Christa dagegen galt für klug, ihre schlagfertige Zunge für gefährlich. Die beiden jungen Mädchen hätten Nebenbuhlerinnen werden müssen in der Auszeichnung der Gesellschaft, wenn sie nicht vorgezogen hätten, sich zu Freundinnen zu machen. Das war jedenfalls das Gescheidteste, und als Natalie die glänzendste Partie des Ortes machte, war Christa die Vermittlerin gewesen, nicht ganz ohne Egoismus, denn sie fürchtete, der Graf könne sich um sie bewerben, was ihr Papa sehr gewünscht hätte, und da sie entschieden war, seine Werbung nicht anzunehmen, brachte sie ihn mit der Freundin zusammen, um nicht in Conflict mit den Wünschen ihres Vaters zu kommen. Das junge Ehepaar langweilte sich aber auf dem Lande, und so wurde die gemeinsame Reise erst wie ein bon mot besprochen, dann aber, wie eine Extravaganz, aus Eigensinn festgehalten. Damals war es in der That noch ein Unternehmen, Italien zu bereisen, namentlich für Norddeutsche. Wochen, fast so viel als jetzt Stunden, gehörten dazu, nur über die Alpen zu kommen.

Der Graf besonders liebte das überstürzte Reisen nicht, nur desto mehr den Confort der Hotels; Nataliens Hauptinteresse bestand darin, in elegante Läden zu gehen und allerlei kleine Modesachen zusammenzukaufen, die sie, beim ersten Sehen, ravissant fand, mit denen sie, wenn sie dieselben bekam, ein paar Minuten spielte, und die sie dann bei Seite warf. Außerdem machte sie drei Mal des Tages andere Toilette. Die kluge Tante sah gleich am ersten Tage des Zusammenseins, daß sie keine unpassenderen Reisegefährten hätten finden können; Christa aber amüsirte sich noch über die heitere, spielende Freundin, über den Effect, den ihre Schönheit machte, wo sie sich zeigte, und noch hielten die gemeinsamen Ballerlebnisse von früher, die kleinen Bosheiten über gemeinsame Bekannte für die Plaudereien des Zusammenseins aus.

Der Graf, der sich vor der langweiligen Fahrt in den unbequemen Extrapostwagen fürchtete, und dem es gar nicht darauf ankam, so schnell als möglich die Kunstschätze Italiens zu bewundern, hielt jeden Vorwand aufrecht, sich in dem vortrefflichen Hotel auszuruhen, und so verlängerte sich der Aufenthalt von Tag zu Tag, zum Leidwesen der Tante, die ihre Zeit möglichst auszunutzen gewillt war und Alles sehen wollte, wozu aber das junge Ehepaar nicht zu bewegen war. So flanirten sie gemächlich, hielten sich bei jedem Laden, vor allen Buden mit Früchten auf, hatten immer noch Etwas vergessen, das dann erst aus dem Hotel geholt werden mußte, sei es ein Sonnenschirm, ein Taschentuch, und oft war es dann in einem Kaufgewölbe liegen geblieben, oder Natalie hielt das noch in der Hand, wonach sie eben den Diener einen weiten Weg geschickt hatte. Das fand sie dann „zu amüsant".

Digitized by Google

Mit Mühe hatte die Tante einen Spaziergang durchgesetzt, der einen Bergweg hinauf zu einem berühmten Aussichtspunkt führte, als Natalie plötzlich wieder stillstand. „Nein, Alexander, sieh das komische Haus, man sollte glauben, es müsse sich jeden Augenblick von der Bergwand ablösen und einem auf den Kopf fallen, und wie possirlich ausgeputzt der Weg, der hinaufführt." Sie hatte Recht, der Aufgang sah wunderlich genug aus. Die schmalen Wege waren mit Muscheln und Steinstücken eingefaßt. Auf trockenen, halb verwitterten Baumästen, die am Wege entlang eingegraben waren, hatte man allerlei Raritäten aufgestellt, bald ganz werthlose Köpfe oder Glieder gebrochener Sandsteinfiguren, mit denen man die steifen Gänge und Hecken der Gärten im achtzehnten Jahrhundert zu schmücken pflegte, bald Aschenkrüge, bald mehr oder weniger geschmacklose Porcellanvasen oder Töpferwaaren, die einst zum Ofenschmuck gedient haben mochten. Ueber der Thür des Häuschens stand mit großen gothischen Lettern: „Sammlung und Ausstellung seltenster Alterthümer", getragen von einem auf Holz gemalten Ritter in Tournirrüstung.

„Das müssen wir sehen," rief Natalie, „da gibt es gewiß die reizendsten Nippessachen!"

Die Tante machte Einwände, aber der Graf, weniger aus Galanterie für seine Frau, als weil er das Bergsteigen, auch das bequemste, verabscheute, zeigte auf einmal eine, vorher sehr glücklich verheimlichte Leidenschaft für alte Waffen und Geräthe. „Das ist gerade, was ich suchte," sagte er. „Ich richte mir auf Schloß Bornow das Eßzimmer neu ein, und da ist nichts moderner, als solche alte Geschichten. Es wäre unverantwortlich, diese Gelegenheit nicht zu benutzen." Er war auch schon an der Thür, suchte erst vergebens die Hausklingel, entdeckte endlich aber den schweren, eisernen Klopfer, mit dem er sich dann möglichst bemerkbar machte. Es dauerte lange, ehe die Thür sich öffnete, denn der alte Jobst, namentlich in der Zeit, in der er kaum noch auf Besucher rechnete, mußte sich immer erst herrichten zum Empfang von Fremden. Er gab viel auf den Eindruck seiner Person. Endlich, nachdem des Grafen kräftige Hand den Hammer mehrere Male, und zuletzt ungeduldig, in Bewegung gesetzt hatte, flog die Thür durch den Druck einer Feder auf, und die Fremden traten ein. Düster, wie der Eingang einer Vehmgerichtshalle, war der kleine Vorflur hergerichtet, der Todtenkopf mit dem memento mori, das Kreuz auf dem schwarzen Grunde fehlten nicht, und der fensterlose Raum war matt von einer trübe brennenden Ampel erleuchtet. Natalie schrak zurück. Sie klammerte sich an den Arm ihres Mannes und verlangte gleich wieder in's Freie. Solche Spukgeschichten könne sie nicht ausstehen, behauptete sie; aber Alexander lachte sie aus, und nun öffnete auch Jobst, der diesen Eindruck nur wirken ließ als Vorbereitung, nicht um die Kunden zu verscheuchen, die Nebenthür, und forderte auf, einzutreten. Er trug einen dunklen Talar und ein schwarzes Käppchen mit Nackenstück, und sah, mit seinem langen, weißen Bart, selbst aus wie ein Bild aus alter Zeit, schön und würdevoll. Er wußte immer, mit wem er zu thun hatte, und richtete Anzug und Wesen danach ein. Als er diese Gesellschaft durch den kleinen Vorgarten hatte heraufkommen sehen, flüsterte er vor sich hin: „Feine Leute, Aristokraten,

Digitized by Google

aber Deutsche. Gott sei Dank, keine Gelehrte; müssen mit Vornehmheit behandelt werden!"

Natalie hatte schnell ihr erstes Grauen vergessen, als sie nun alle die bunten Gegenstände sah, eine Hutagraffe der Marion Delorme, das sammetne Gürteltäschchen der Philippine Welserin, das kleine Ebenholzkreuz der Jane Gray, denn jedes Stück hat seinen historischen Namen, selbst der Briefstreicher mit dem Gemshorn war eine Jagdbeute der Margaretha Maultasche. Sie hatte schon einen ganzen Haufen merkwürdigster Dinge zusammengeworfen, von denen sie behauptete, davon könne sie sich schwerlich trennen. Ihr Gatte war vorsichtiger. Er hatte freilich auch schon mancherlei in's Auge gefaßt, was er zur Decoration seiner Speisesaalwände gebrauchen konnte, aber er that nicht, als ob er sich davon imponiren ließe, sah es vielmehr mit mitleidig verachtender Miene an. Jobst ließ sich dadurch keineswegs einschüchtern, sondern bezeichnete die Gegenstände, von denen er wußte, daß der Graf sie vorzugsweise bemerkte, einfach als unverkäuflich, zu werthvoll, sie seiner Sammlung zu entziehen, und er gäbe überhaupt nur aus Gefälligkeit an andere Sammler ab, wenn ihm der Raum zu enge werde.

Der Graf wollte davon Nichts wissen und stellte seine Gebote, aber Jobst betheuerte, der Preis sei Nebensache, ihm käme es nur auf die Vollständigkeit seiner Sammlung an, die könne er nicht zerreißen. Schließlich mußte ihm der Graf die paar Waffenstücke fast mit Gewalt abdringen, und selbst wenn der Alte sie bereits zugestanden hatte, nahm er sie noch zurück und versicherte mit tragischem Pathos, er könne sich nicht von denselben trennen. Endlich war doch eine Auswahl getroffen, und nun machte Jobst seine Preise. Der Graf erschrak etwas, denn sie waren hoch, aber auf den Preis kam es ja nicht an, nur auf den Werth, hatte ja der Alte als Grundsatz aufgestellt. Er überhörte auch den Einwand gegen seine Forderung vollkommen und wollte immer wieder Alles zurücknehmen, aber dann rief ihn Natalie zu ihrer Auswahl. Da war er gefügiger. „Kleine Nichtigkeiten!" sagte er, „die nur durch die Namen ihrer früheren Besitzerinnen Werth haben, und als Zeichen der Kunstfertigkeit ihrer Zeit. Was Sie dafür geben wollen, gnädige Frau. Das kann man nur in vornehme Hände legen." Er nannte einen Preis, aber nur ungefähr, und als die schöne, junge Frau einen viel geringeren Preis dagegen bot, lachte er: dafür fände man es auf der Straße, aber es mache ihm Freude, es halb zu verschenken, sie möge es behalten als Erinnerung an sein Museum. Das erschwerte nun dem Gatten das Geschäft, aber auch das kam zu Stande, und Jobst bat nur um die Erlaubniß, die Gegenstände noch einmal nachsehen und aufputzen zu dürfen, in höchstens zwei Stunden würde er Alles, mit der Rechnung, in's Hotel schicken.

Hätte er die Totalsumme gleich genannt, würde sie den Käufer doch vielleicht erschreckt haben und der Handel zurückgegangen sein.

Während das junge Ehepaar so die Aufmerksamkeit des alten Antiquars ausschließlich in Anspruch nahm, hatte die Tante sich gründlich umgesehen und mit Interesse die verschiedenen Gegenstände betrachtet. Sie richtete auch ab und

Digitized by Google

zu eine Frage an den alten Mann, die zwar das Geschäft aufhielt, aber doch verbindlich beantwortet wurde.

Christa blieb stumme Zuschauerin, und zwar war es besonders der schöne Greis, der sie beschäftigte. Er hatte ihr im ersten Augenblick einen so ehrwürdigen Eindruck gemacht, und es that ihr nun weh, daß sie seine kleinen Kniffe und gespielte Komödie durchschaute. Dann wieder machte es sie verlegen, wenn der Graf den alten Mann mit einer unabsichtlichen Geringschätzung behandelte, die dieser, ohne dadurch verletzt zu scheinen, hinnahm. Schließlich wurde ihr der Aufenthalt peinlich, und sie drängte leise die Freundin zum Aufbruch. Aber jetzt hatte die Tante in ihrer Gründlichkeit noch Allerlei zu fragen, und Christa entschloß sich, das Zeichen zum Fortgehen selbst zu geben. Sie trat auf den alten Jobst zu, der sie bis dahin gar nicht beachtet hatte, reichte ihm die Hand und wollte ihm eine flüchtige Anerkennung über sein Museum aussprechen. Als der ihr aber in's Auge sah, fuhr er zusammen, seine im eifrigen Sprechen errötheten Wangen erbleichten, und anstatt die dargereichte Hand zu ergreifen, tappte er nach der Lehne eines Stuhles, angstvoll das junge Mädchen anstarrend. Schnell aber faßte er sich, lächelte mit einer tiefen Verbeugung und wandte sich dann zur Tante, scheu vermeidend, den Blick wieder auf Christa zu lenken. Diese ergriff Nataliens Arm und verließ mit ihr das Häuschen. Die Gräfin war besonders heiter, denn ihre Einkäufe hatten ihr „zu viel Spaß" gemacht. „Ich begreife nicht, Christa," sagte sie, „daß Du Dir nicht auch Etwas von dem Zeug aussuchtest, und ich habe Alles für einen Spottpreis. Die alte Mumie versteht Nichts von Damenschmuck, sonst hätte sie es mir dafür nicht gelassen. Aber was hatte der Mann nur zuletzt? Ich glaube, Du hast eine Eroberung an ihm gemacht, Christa."

„Spotte nicht," erwiderte diese, „der Greis thut mir leid. Ich weiß eigentlich nicht weshalb. Sein Geschäft, meine ich, paßt nicht zur Würde seiner Jahre."

Natalie hatte wieder eine kleine Neckerei auf den Lippen, oder eigentlich dieselbe, denn es war ihre Gewohnheit, solche durch kleine Varianten todt zu hetzen, aber Christa zog sie fort, denn nun kamen auch die Tante und der Graf, Letzterer etwas verstimmt, denn er sagte: „Ich glaube, der alte Fuchs hat mich mit seiner Vornehmthuerei und seinen gelehrten historischen Auseinandersetzungen gründlich angeschmiert."

„Davon bin ich überzeugt, Graf!" erwiderte die Tante, etwas schadenfroh lachend, denn sie freute sich, Jenen zu ärgern. Sie hatten sich bereits gegenseitig auf den Kriegsfuß gestellt und widersprachen sich bei jeder Gelegenheit. Hätte nicht die vortreffliche table d'hôte, zu der sie nun gingen, wieder ohne den Spaziergang gemacht zu haben, auf den die Tante schon seit Tagen drang, den Grafen etwas aufgeheitert, namentlich da er als Nachbarn einen alten Bekannten von den Rennbahnen traf und sich mit ihm auf das Interessanteste unterhielt, er wäre nicht in bester Laune gewesen. Nach Tische mußte er mit den Damen den Kaffee auf dem Zimmer nehmen, was Natalie nun einmal verlangte, und da lag er wieder einsilbig im Fauteuil, was die Tante nicht hinderte, ihn immer wieder mit dem vortrefflichen Geschäft in alten Waffen auf-

Digitized by Google

zuziehen. Er war schon mehrere Male nahe daran, heftig zu werden, hätten nicht doch seine guten Formen ihn verhindert, sich das einer Dame gegenüber zu erlauben, aber er wartete nur darauf, einen Gegenstand zu finden, an dem er seinen Aerger auslassen könnte. Vorläufig zerbrach er die Schwefelhölzer des Feuerzeuges eines nach dem anderen, und schon wollte er gegen den Kellner auffahren, weil der Kaffee ihm nicht geschmeckt hatte, woran der Kellner gewiß vollkommen, vielleicht auch der Kaffee unschuldig war, aber der meldete einen jungen Menschen, der verbrochenes Eisenwerk brächte aus dem Trödelgeschäft des alten Jobst Eisenreiter.

Nun hatte der Graf seinen Gegenstand gefunden. Ehe er ihn aber eintreten ließ, fragte er den Kellner: „Was hat der alte Trödler denn eigentlich für eine Reputation.“

Der Kellner lachte. „Die Einheimischen,“ sagte er, „lassen sich nicht viel mit ihm ein, denn er betrügt fürchterlich, und seine Narrheiten hat man hier schon satt. Dafür hält er sich an die Fremden, namentlich an die Engländer, und die lassen sich noch immer von ihm hinter's Licht führen. Fast Jeder bringt Etwas von dem Kram in's Hotel.“

Die Tante lachte und konnte sich gar nicht zufrieden geben, worüber dem Grafen der Zorn dunkelroth in's Gesicht stieg. Das that ihr doch leid, und sie verließ das Zimmer. Die Thür wurde geöffnet und Heinrich trat ein mit dem schweren Eisenwerk, das er mühsam geschleppt hatte. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Christa, die mit Natalie am Fenster saß, wurde dunkelroth, als sie den Jugendfreund erkannte, und doch machte sie eine Bewegung zum Aufstehen, um ihn zu begrüßen, wenn sie gleich nicht wußte, wie sie die Anrede finden solle. Aber Natalie, die freilich nicht ahnen konnte, welche Beziehung zwischen den Beiden bestand, ergriff ihren Arm und zog sie auf den Fauteuil zurück. „Bitte, Christa,“ flüsterte sie, „laß Alexander allein gewähren. Deine Tante hat schon genug verdorben, und ich sehe, daß er nahe daran ist, heftig zu werden.“

Der Graf herrschte den jungen Mann an, der einen geeigneten Platz suchte, seine Bürde niederzulegen: „Nun, wird es bald? Ich denke doch, es wird nöthig sein, daß ich genau prüfe, ob ich wenigstens dasselbe bekomme, was ich aussuchte! Also hingelegt und vorgezeigt!“

Heinrich sah ihn befremdet an, biß aber die Lippen zusammen und öffnete, scheinbar ruhig, die Schnüre, die die Lanzenschafte zusammenhielten, nachdem er ein Paar Schilde und Sturmhauben auf den Tisch niedergelegt hatte.

Der Graf machte ein paar Schritte durch's Zimmer. „Die Rechnung!“ sagte er barsch.

Heinrich zog sie aus der Tasche und reichte sie hin. Ein flüchtiger Blick zeigte dem Grafen, wie er übervortheilt war, und sein Zorn wäre nicht ungerechtfertigt gewesen, wenn er sich nur nicht gegen einen völlig Unschuldigen gewandt hätte. Er überschüttete Heinrich mit Vorwürfen, wiederholte, daß er von dem ganzen Kram nicht ein Stück behalten wolle, daß er nicht der Mann sei, sich in so alberner Weise betrügen zu lassen, kurz, er polterte heraus, was die Empörung ihm eingab, und schloß damit, dem jungen Mann die Rechnung

Digitized by Google

vor die Füße zu werfen und ihm zu befehlen, mit allem dem Zeug unverzüglich das Zimmer zu räumen.

Nun war auch Heinrich's Selbstbeherrschung erschöpft; er trat einen Schritt zurück und war im Begriff, ein solches Begegnen zurückzuweisen; als er aber den Blick hob, erkannte er Christa, die, dunkelroth vor Verlegenheit, ängstlich auf ihn sah und schnell das Auge zu Boden senkte. Das Wort erstarb auf seinen Lippen. Bleich vor Empörung stand er da und wartete. Sollte sie kein Wort haben für ihn, nicht einmal einen Gruß, Christa, die vor wenig Tagen noch in so warmer Erinnerung an die Kindheit ihm so treu, so liebenswürdig erschienen? Und heute, wo er gedemüthigt, ungerecht beschimpft dastand, nicht den Muth eines Wortes! Er vergaß den fremden Mann, ja, er entschuldigte ihn. Konnte er doch nicht wissen, wie fern er selbst dem Handel stand, der ihn, mit Recht vielleicht, empörte. Er zürnte dem alten Jobst, der ihn in solche Lage gebracht hatte, aber Alles das war Nichts gegen das Gekränktsein, das ihm Christa's Verstummen, das Verleugnen durch ihr Schweigen bis in's Herz hinein weckte. Er sah sie an mit so schmerzlichem Blick, mit so bitterem Zuge um die bleichen, zusammengepreßten Lippen, er wartete einen Augenblick, nicht um seinetwegen, nein, um ihretwillen. Sie sollte Zeit haben, sich zu fassen, denn er wollte sich das Bild nicht zerstören, das ihr Wiederfinden, er wußte selbst nicht wie glänzend, in seiner Erinnerung heraufbeschworen hatte, und das mit jeder Secunde mehr und mehr sich verzerrte und verblich.

Der Graf sah ihn befremdet an. Auf eine freche Erwiderung wäre er gefaßt gewesen, ja, ihr hätte er zu begegnen gewußt. Jetzt aber achtete er zum ersten Male auf das Wesen, die Haltung des jungen Mannes, den er zuerst kaum eines prüfenden Blickes würdig gehalten hatte. So schien kein ungebildeter Lastträger, der Helfershelfer eines betrügerischen Trödlers, auszusehen. Das Selbstgefühl, die Selbstbeherrschung des Jünglings, bei allem Zeigen, daß er die Beleidigung empfände, imponirte dem vornehmen Manne. Er hätte gern das übereilte Wort zurückgenommen, aber er wußte die Form eines Einlenkens nicht zu finden. Was sollte es bedeuten, daß der junge Mensch auf Christa blickte, und daß diese so verlegen schwieg?

Jetzt trat die Tante wieder ein, ganz unbefangen, denn sie hatte keine Ahnung davon, was inzwischen vorgegangen war. Sie hatte wieder eine kleine, unschuldige Neckerei gegen den Grafen ersonnen, und so harmlos die war, konnte sie doch nicht wohl dieser Freude am Aufziehen rechtzeitig widerstehen. Da sah sie Heinrich, sah auf den ersten Blick, wie Christa verwirrt und erröthend dasaß, sah des Grafen Staunen und Nataliens ängstliches Abwarten, und ohne im Geringsten die Situation zu verstehen, fühlte sie doch, daß sie eingreifen müsse.

„Heinrich!" rief sie mit herzlichstem Ton, „Sie hier? Welche freundliche Ueberraschung. Sie waren neulich so schnell verschwunden, daß ich Ihnen gar nicht danken konnte für die Freundschaft, mit der sie unserer Hilflosigkeit entgegenkamen. Gut, daß ich jetzt nachholen kann, was ich damals versäumte." Sie war auf ihn zugegangen und streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff eine Hand, drückte die Lippen auf dieselbe und wandte sich dann zum Grafen:

Digitized by Google

„Ich werde Herrn Eisenreiter sagen, daß er die Sachen wieder abholen lassen kann!“ sagte er scheinbar ganz ruhig, verbeugte sich dann, und ohne einen Blick wieder auf Christa zu lenken, hatte er das Zimmer verlassen.

Eine lange, verlegene Pause trat ein. Christa brach in Thränen aus und verließ das Zimmer. Natalie wollte ihr folgen, aber die Tante hielt sie zurück: „Lassen Sie sie allein, liebes Kind,“ sagte sie. „Sie findet sich am besten zurecht, so oft sie unzufrieden mit sich ist, wenn sie sich ohne Zureden noch Widerspruch aus eigener Ueberlegung durcharbeitet. Aber erklären Sie mir, was hier vorging.“

Der Graf, dessen Aufbrausen längst vorüber, versuchte ruhig den Hergang zu schildern, halb sich selbst anklagend, halb sich entschuldigend. Gerade und wohlwollend, wie er war, sah er wol ein, daß er seinen nicht ungerechtfertigten Aerger an einem Falschen ausgelassen hatte, und das war ihm bereits klar geworden, als er den jungen Mann genauer beobachtet hatte. Aber welche Beziehung zwischen diesem und der Freundin seiner Frau stattfinden könne, das fragte er die Tante. Mit wenig Worten war Alles erklärt. Nun war der Graf wirklich recht böse auf sich. „Wie fatal!“ sagte er. „Ich fühle mich niemals gedemüthigter, als wenn ich Jemand, und sei es ganz wider Willen, Unrecht gethan habe. Uebrigens erinnere ich mich jetzt des Namens, ja vielleicht des jungen Mannes selber, der, wenn auch ein paar Jahre jünger als ich, mit mir dieselbe Schule besuchte. Dessen aber erinnere ich mich deutlich, daß mein seliger Papa mit seinem Vater Verbindungen hatte und durch den Tod und das Zusammenbrechen der Vermögensverhältnisse dieser Familie sehr afficirt war.“

„Es waren vortreffliche Menschen,“ sagte die Tante.

Der Graf griff nach Hut und Ueberzieher.

„Wohin willst Du, Alexander?“ fragte die junge Frau.

„Versuchen, ob ich eine Uebereilung nicht gut machen kann!“ erwiderte er und war schon aus der Thür.

„Alexander ist doch ein prächtiger Mensch!“ rief Natalie. „Und an allem dem Mißverständniß waren Sie selbst Schuld, Tantchen, Sie hatten ihn in den Aerger hineingeneckt. Ueberhaupt bin ich böse auf Sie, und will mir das bei dieser Gelegenheit auch gleich vom Herzen sprechen. Bei jedem Anlaß machen Sie ein spöttisches Gesicht, als wollten Sie sagen: Das verstehen Sie nicht! oder: Mein Gott, wie ungebildet! Freilich ist er kein Professor, und ich sage, Gott sei Dank! denn was hätte ich mit solchem anfangen sollen? Aber ein ganzer Mann ist er doch, der immer weiß, was er will, und was er will, ist immer das Edelste und Beste. Ich bin überzeugt, daß er jetzt auch das Richtige und gleich im ersten Augenblicke trifft, wenn ich auch keinen Begriff davon habe, was er vorhat.“

Sie fuhr fort, ihren Mann herauszustreichen, und dabei war sie so allerliebst, daß die Tante, die eigentlich fortwährend ausgescholten wurde, denn Frauen können die Gewohnheit haben, nur auf Kosten eines Anderen zu loben, ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre; dazu ließ sie nur der unaufhaltsame Strom der Rede nicht kommen. So hielt sie ganz geduldig still, wickelte

Digitized by Google

aber dabei, wie zufällig, eins von den Schmucksachen nach dem anderen aus, die Natalie bei dem Antiquar ausgewählt hatte, und die noch unerdöffnet auf dem Tische lagen. Die alte Mythe von den goldenen Aepfeln der Atalante wiederholte sich. Der überstürzte Lauf von Nataliens Rede wurde durch ein Schmuckstück nach dem anderen gehemmt und abgelenkt, und schließlich, ohne an das Ziel gekommen zu sein, saß sie da, spielend mit den niedlichen Sachen, heiter und kindlich, und hatte alles Andere vergessen, ja so sehr, daß, als Christa wieder eintrat, sie nur noch von dem Schmucke sprach, ihn anprobirte und vorschlug, wie sie ihn sich zurecht machen wolle, denn daß sie ihn nicht wieder herzugeben die Absicht hätte, das war selbstverständlich, wenn auch Alexander ganz Recht hätte, seine verrosteten Piken und garstigen Trödel nicht in sein elegantes Schloß mitzuschleppen. Sie hätte ihm nur nicht einreden wollen, aber das hätte sie gleich beschlossen, den Kram sofort in die Polterkammer zu verbannen. Christa ging auf die Tändeleien ein, nur um das Gespräch nicht auf die Begegnung mit Heinrich zu lenken, und die Tante beobachtete sie schweigend. Was hatte dies selbständige Köpfchen bei sich beschlossen?

Indessen hatte der Graf sich in den ersten bereitstehenden Lohnwagen geworfen und diesen angewiesen, so schnell als möglich zu dem Häuschen des alten Antiquars zu fahren. Der Weg war weit, und er berechnete ganz richtig, daß er vor Heinrich ankommen müsse und daß er diesen vor dem Hause erwarten könne. Er überlegte zwar kaum, wie er den jungen Mann anreden, was er ihm sagen wolle, aber er vertraute der Sicherheit seiner Form, seinem Tact und dem guten Willen, den er mitbrachte. War doch auch nur ein Mißverständniß zu lösen, eine Uebereilung gut zu machen, und kam ihm doch dabei eine halbe Bekanntschaft, eine Beziehung aus der Kindheit zu Statten. Wirklich stieg er aus dem Wagen, ehe Heinrich, der, nach der Aussage des Portiers im Hôtel den Fußweg am Berge entlang eingeschlagen hatte, angekommen sein konnte, und er wartete. Die Sonne ging eben unter und färbte die Höhenzüge jenseits der breiten Stromebene mit dem dunkel-orange Farbenton, den nur die klaren Herbstabende zeigen; das gelbe Laub lag auf den Wegen, und Alles war still um das kleine Häuschen. Der Graf, schnell orientirt als guter Jäger, sah den Bergweg entlang, den Heinrich kommen müsse. Die schon fast ganz entlaubten Bäume gaben weite Durchsicht. Er wartete nicht lange, da schritt der junge Mann um eine Biegung des Weges, und der Graf ging ihm eilig entgegen. Heinrich bemerkte ihn erst, als er auf ihn zukam, und trat einen Schritt zurück, als er ihn erkannte; aber der Graf reichte ihm gleich die Hand entgegen und sagte in heiterem, verbindlichem Tone: „Herr Heinrich Wendeling, sollten wir nicht alte Bekannte aus der Schulzeit sein?“

Heinrich ergriff die Hand nicht, sondern erwiderte ernst: „Möglich, Herr Graf. Ihr Name war mir nicht fremd, als ich es übernahm, Ihnen zu überbringen, was Sie bei meinem Principal ausgewählt hatten.“ Er zog leicht den Hut und wollte seinen Weg fortsetzen.

„Herr Wendeling,“ sagte der Graf hell auflachend und trat an seine Seite, „Ihr Principal, wie Sie ihn nennen, ist ein alter Gauner, und ich habe mich wirklich schwer über ihn geärgert. Rechnen Sie es dem zu gut, daß der Zorn-

Digitized by Google

ausbruch, der nur ihm galt, Sie traf, und daß ich es gleich ausspreche: ich bin hergekommen, um Ihnen das zu sagen, damit die Sonne nicht über einem Mißverständniß untergeht, das mir leid ist. Wollen Sie auf diese Erklärung meine Hand annehmen, die ich Ihnen eben vergebens reichte?"

Heinrich sah eine Weile vor sich nieder, dann hob er fest das Auge auf den stattlichen, vornehmen Mann an seiner Seite und ergriff die Hand desselben. „Ich danke Ihnen," sagte er, „und weiß Ihr Wort, Ihre Freimüthigkeit zu schätzen."

Wieder wollte er gehen, aber jetzt schob der Graf den Arm unter den seinigen. „Unsere Väter waren befreundet, soviel ich mich erinnere," fing er an, „und wenn ein Zufall uns so eigenthümlich zusammenführte, so glaube ich, sind wir es jener Freundschaft schuldig, nicht allzuflüchtig aneinander vorüberzueilen. Schenken Sie mir eine Stunde und lassen Sie uns von der Heimath plaudern."

„Herr Graf," erwiderte Heinrich, „vergessen Sie nicht, daß ich ein armer Handwerker bin und nicht in die Gesellschaft eines vornehmen Mannes gehöre."

„Soll ich denn annehmen, daß Sie noch immer gekränkt sind durch mein erstes Begegnen?" sagte der Graf mit heiterem, liebenswürdigstem Tone.

Heinrich mußte selbst lachen. „Wenn Sie es denn so wollen!" rief er. „Mich dünkt, ich könnte Ihre Freundlichkeit nicht besser erwidern, schon weil Sie einer früheren Bekanntschaft mit meinem Vater Erwähnung thaten, als wenn ich Ihnen offen von meinem Leben und der unerwarteten Wendung desselben erzähle. Aber dazu müssen wir allein sein, ganz allein, und in Ihr Hôtel setze ich keinen Schritt wieder."

„Wir finden schon eine einsame Ecke zum Plaudern," sagte der Graf; „gleich hier, sehen Sie, eine Weinstube, in der um diese Stunde noch keine Gäste sein werden."

Sie traten ein, und wirklich war das Zimmer leer.

Trotz seines sehr bescheidenen Anzuges, der sich in Nichts von dem eines Handwerkers unterschied, trotz der Zurückhaltung, die er durchaus bewahrte, hatte Heinrich doch die volle Sicherheit des Selbstbewußtseins, und, unterstützt durch eine sehr angenehme äußere Erscheinung, ganz die Formen der gebildeten Gesellschaft. Die beiden jungen Männer saßen sich erst eine Weile stumm gegenüber, und bei Alexander gewann eine kleine Verlegenheit das Uebergewicht, doch wich sie schnell einer aufrichtigen Theilnahme. „Nehmen Sie es nicht für eine Indiscretion," fing er an, „wenn ich Erinnerungen aus der Vergangenheit wecke, die Ihnen vielleicht, im Vergleich mit der Gegenwart, schmerzlich sind. Man macht, glaube ich, uns Aristokraten oft den Vorwurf, daß wir uns zu sehr abschließen und dadurch die anderen Schichten der Gesellschaft wenig oder gar nicht kennen lernen; dem Officierstande aber, dem ich durch sechs Jahre angehörte, wirft man dazu noch vor, daß er sich wissenschaftlich vernachlässige. Das mag Beides sein, aber eine gewisse Menschenkenntniß gewinnen wir uns doch, als Rückseite dieser Eigenschaften, und auf diese vertrauend habe ich schnell eine Theilnahme für Sie gewonnen, die ein Vertrauen rechtfertigt. Vielleicht kann unser Begegnen uns Beiden ersprießlich werden."

Heinrich erwiderte schnell: „Herr Graf, daß ich Ihrer Aufforderung, Ihnen, in meiner Stellung, zu folgen, ohne Weiteres nachkam, mag Ihnen beweisen,

Digitized by Google

daß ich Ihre Theilnahme empfand, und ich wüßte nicht, daß ich mich scheuen müßte, Ihnen offen meine Lage zu erklären. Wenn ich auch gestehen will, daß ich nicht ohne Kampf meine jetzige Stimmung errang, so muß ich doch gleich vorausschicken, daß ich vollkommen zufrieden bin und Nichts von der Verwöhnung meiner Kindheit vermisse. Das Leben ist hart mit mir umgegangen, da es mir früh meine Eltern, ja meine Heimath raubte, aber es hat mich auf die eigene Kraft gestellt, hat mir gezeigt, daß die ausreicht, und das ist ein Glück, das nur der erkennt, der es sich errang. Als ich nach meines Vaters Tode mit sehr beschränkten Mitteln mit meiner Mutter zurückblieb, ergriff ich ein Handwerk, einestheils, weil ich seit der Kindheit ein gewisses Geschick dafür hatte und eine Freude, dieses auszubilden, anderntheils, weil die Nothwendigkeit mich dazu zwang. Meine arme Mutter aber litt darunter, und ich hielt sie mit der Hoffnung aufrecht, ich würde, wenn ich erst die technische Fähigkeit gewonnen, das heißt, wie man sagt, von der Pike auf gedient hätte, ein Polytechnicum besuchen und mich so für eine Aufsichtsstellung in einer Fabrik brauchbar machen können. Sie erlebte das nicht, und ich mußte darauf verzichten. Inzwischen war mir aber mein Handwerk lieb geworden, und ich denke es nicht aufzugeben, obgleich mir in mehreren Maschinenfabriken, in denen ich arbeitete, schon Stellungen als Werkführer angetragen wurden."

„Und weshalb wiesen Sie das zurück?" fragte der Graf lebhaft. Augenscheinlich hatte er einen Nebengedanken.

Heinrich bemerkte das nicht, sondern erröthete leicht und fuhr fort: „Das fordert ein Bekenntniß, aber ich scheue mich nicht, Ihnen das zu machen. Nennen Sie es Hochmuth, Menschenscheu, Scham, was Sie wollen, so wird keine dieser Bezeichnungen vollkommen passen, aber es ist die Sehnsucht nach möglichst einsamer, möglichst unabhängiger Arbeit, die mich bewog, aus den großen Arbeitssälen, den lärmenden Geschäften auszuscheiden, die kleine Werkstatt aufzusuchen und schließlich als Gehilfe bei dem alten Sammler einzutreten, den Sie so hart beurtheilen und bei dem man wirklich einen besonderen Maßstab anlegen muß, um nicht ungerecht gegen ihn zu sein. Er ist einmal ein vieldeutiges Räthsel, dessen leichteste, oberflächlichste Lösung kaum die richtige, gewiß nicht die erschöpfende ist. Aber ich sollte von mir reden. Gestehe ich es denn: ich habe die Gewohnheit meiner Erziehung nie so überwinden können, daß ich mich in dem, meist ganz bildungslosen, Kreise meiner jetzigen Gesellschaft vollkommen heimisch fühlte, und habe mich doch gescheut, aus der Gemeinschaft mich auszuscheiden, in der ich, neben manchen rohen Elementen, doch Kernmenschen kennen lernte. Ich passe nach keiner Seite mehr, und diesen Zwiespalt suchte ich dadurch aufzuheben, daß ich mich bemühte, in der Arbeit der Tüchtigste zu sein, und ich hoffe, daß mir das gelang. Wenn ich es erreiche, mir einmal ein bescheidenes Geschäft zu gründen, wird sich auch dieser Widerspruch in meinem Empfinden ausgleichen."

Der Graf reichte ihm die Hand über den Tisch. „Ich denke, in der Schule des Lebens haben Sie die Prüfung bestanden!" sagte er.

Heinrich erröthete. „Wenn man in ihr nur nicht immer wieder strauchelte," flüsterte er fast vor sich hin, „das habe ich erst jüngst erfahren. Was man für

Digitized by Google

immer in sich überwunden meint, steht plötzlich und unerwartet wieder auf, und ein neuer Kampf beginnt. Das wissen Sie nicht, denen Geburt und Wohlstand eine Stellung in der Welt gab, die Sie nicht zu erkämpfen hatten, bei denen hinter jedem Wunsch die Erfüllung schon fertig steht. Und dabei sage ich doch, Euch sogenannten Bevorzugten in der Welt fehlt Eins: das Glück der Arbeit. Das mag bei dem schaffenden Künstler ein beschwingteres, zuweilen beseligenderes sein, bei dem Handwerker ist es ein sichereres, ausdauernderes; und Etwas von der Befriedigung des Künstlers empfinden wir doch auch im Gelingen und Fertigwerden."

Alexander sah eine Weile vor sich hin: „Ich verstehe Sie vielleicht nicht ganz," sagte er, „kann nicht voll begreifen, wie Sie das ein Glück nennen können, aber ich fühle aus Ihren Worten, was mir fehlt: eine Befriedigung, die Sie über manche Entbehrung hinaushebt."

Heinrich lächelte: „Es fehlt Ihnen — daß Ihnen Nichts fehlt," warf er hin. „Es fehlt mir, daß ich Alles habe, was ich wünschen könnte, und Nichts davon mir selbst errang!" rief der Graf. „Die meisten Dinge in der Welt werden desto werthvoller, je theurer der Preis, den man dafür zahlt."

„Und doch," sagte Heinrich, „wiesen Sie die alten Waffenstücke meines guten Jobst so mißmuthig zurück."

Der Graf wurde aus dem Nachdenken wieder ganz heiter. „Erinnern Sie mich daran, Heinrich!" rief er und hielt sein Glas hin zum Anstoßen. „Damit beweisen Sie, daß Sie Ihre Gekränktheit vollkommen überwunden haben."

„Ich dächte," sagte Heinrich, und ließ die Gläser aneinander klingen, „das hätten Sie ganz allein gethan."

Der Graf stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Er kämpfte sichtlich mit einem Entschluß. „Glauben Sie an höhere Fügungen?" fragte er, plötzlich stillstehend.

„Die Antwort wäre ein langes Capitel," erwiderte Heinrich, „und das mahnt mich, daß ich doch endlich zum alten Jobst zurückkehren muß."

Er stand auf, aber Alexander ergriff ihn beim Arm. „Noch nicht," sagte er, „es ist mir so wunderbar, daß und wie wir uns trafen, und unser Gespräch hat so Vieles in mir aufgeregt, daß ich es nicht durch einen kurzen Abschied, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, abbrechen kann. Da ich nun aber einmal eine praktische Natur bin, möchte ich nicht, daß wir ohne faßlichen Nutzen für beide Theile, neben der Freude des Begegnens, auseinander gingen. Ich denke schon seit einer halben Stunde über einen Vorschlag nach, den ich Ihnen thun möchte, und es ist sonst ganz gegen meine Soldatennatur, so lange zu überlegen, ehe ein Entschluß reif wird. Lassen Sie uns ruhig wieder Platz nehmen, und ich verspreche Ihnen, in einer Viertelstunde fertig zu sein." Heinrich sah ihn verwundert an, aber er folgte doch der Aufforderung.

„Sehen Sie es dem allersorglosesten Geschäftsmann nach," fing der Graf an, „wenn meine Auseinandersetzung sachlich Vieles zu wünschen übrig lassen wird. Im Wesentlichen steht die Sache so: Zu dem Fideicommiß, dessen Besitzer ich bin seit dem Tode meines Vaters, gehören Eisenbergwerke, die früher einen nicht unwesentlichen Ertrag brachten, ja ich vermuthe, daß sie die Quelle des

Digitized by Google

ganzen Wohlstandes waren, und aus ihren Ergebnissen, schon unter meinem Großvater, die beträchtlichen Gütercomplexe erworben wurden, die jetzt mein Vermögen ausmachen. Aus diesem Betriebe muß auch die Verbindung unserer Väter herrühren, denn ich weiß mich genau zu erinnern, daß, als das Geschäft Ihres Vaters mit seinem Tode zusammenbrach, mein seliger Papa viel Verdrießlichkeiten mit den Eisenwerken hatte, die damit endigten, daß der Betrieb, als unersprießlich, nach und nach eingestellt wurde. „Ja, wenn mein guter Wendeling noch lebte!" hat mein Vater bei der Gelegenheit oft gesagt, aber in dem ersten Sturm meiner Lieutenantszeit achtete ich nicht darauf und hatte auch meine Gründe, das Gespräch zu vermeiden, das den Papa immer verstimmte. Als ich den Besitz antrat, vor zwei Jahren, ließ ich Alles weitergehen, wie es hinterlassen war, und habe mich niemals um die alten Eisengruben gekümmert. Heute, als ich Ihren Namen hörte, nun ich Sie vor mir sehe, fällt mir Alles wieder ein, ja noch mehr, während Sie das Glück der Arbeit priesen, hat mir ein beschämendes Gefühl klar gemacht, daß ich selbst in genießendem Nichtsthun meine Zeit hinbringe. Darüber reden wir noch. Nun aber mein Vorschlag: Ich gebe Ihnen Vollmacht im weitesten Sinne des Wortes und ersuche Sie, die Eisenwerke zu prüfen, gebe Ihnen Zeit, so viel Sie wollen, und fordere nur einen Bericht über den Stand der Sache. Sie kommen da eigentlich nur in Ihr Geschäft, denn Alles, was Sie praktisch lernten, wird Ihnen dabei zu Statten kommen. Sind Sie einverstanden?"

Heinrich war abwechselnd bleich und roth geworden. Er wußte aus Andeutungen seiner Mutter, daß gerade diese Eisenwerke und die geschäftliche Verbindung mit ihnen dem einst so blühenden Geschäft seines Vaters den letzten Stoß gegeben hatten. Und in diese sollte er einen Blick thun, sie sollten ihm zu einer Aufgabe verhelfen, die ihn wieder aus dem bescheidenen Lebensberuf, den er aus freier Wahler griffen hatte, zurückführte in die Kreise, auf welche die Bildung seiner Kindheit ihn hinwies. Er stand wieder vor einem Wendepunkt seines Lebens, und das an dem Tage, an dem er das Demüthigende seiner jetzigen Stellung empfunden hatte wie noch nie zuvor, denn daß Christa ihn nicht grüßte, weil sie sich seiner Bekanntschaft schämte, stand bei ihm fest und kränkte ihn tief in's Herz. Und dann wieder vergaß er sein eigenes Empfinden vor der weiten, allgemein förderlichen Aussicht, die sich vor ihm öffnete. Es ist nicht immer Zufall, der die Wahl einer Lebensaufgabe entscheidet, es ist ein geheimnißvoller, oft unbewußter innerer Drang zu diesem oder jenem Element oder Stoff. Der Bildhauer hat schon als Knabe dem Thonstück oder der Brodkrume nicht widerstehen können, er mußte ihn zur Gestalt bilden; den angehenden Maler reizt der Stift; den Holzschnitzer der Duft des gefällten Baumes, der frische Hauch, den der Stamm ihm unter den Zähnen der unerbittlichen Säge entgegenträgt; den Schmied lockt das Feuer und das gluthathmende, funkensprühende Eisen. Jeder wählt, wie die Verhältnisse es ihm gestatten, aber entschieden hat schon ein innerer Zug, und die Anziehungskraft des Stoffes gibt den Ausschlag über die Wahl der Arbeit, die wieder sich dem Charakter anpaßt und ihn bildet, weichlich bis zum Weibischen, oder kraftvoll und männlich muthig, roh oder zaghaft. Jedes Handwerk trägt einen besonderen Charakter-

Digitized by Google

zug, der sich Denen aufprägt, die es üben. Bei Heinrich war es das Eisen, das ihn zog. Schon als Kind hatte er stundenlang dabei stehen können, wenn in den Speichern seines Vaters die Eisengeräthe verpackt wurden, oder aus der Verpackung gesondert werden mußten. Wie hatte ihn der Anblick der ersten Eisenbahn aufgeregt, die er sah, und wir erinnern daran, daß unsere Erzählung mit den ersten Anfängen dieser weltumwandelnden Erfindung zusammenfällt. Die Herrschaft des Eisens hatte seine Gedanken beschäftigt, wenn er den Blasebalg regte, oder den Hammer über die in der Gluth gefügige, sprühende Masse auf den Ambos niederdröhnen ließ. Jetzt dachte er an die Adern dieses Metalls, die ungenutzt seit der Urzeit im Schoße der Erde schlummerten, und der Gedanke, sie wecken zu dürfen zu den gewaltigen Fortschritten der Industrie, lockte ihn mit unwiderstehlicher Macht.

Der Graf erwartete eine Antwort, Heinrich starrte noch immer, wie überlegend, vor sich hin, aber innerlich hatte er schon entschieden, und so wenig dachte er daran, daß es noch eines zustimmenden Wortes bedürfe, daß, als er plötzlich aus seinem Sinnen aufschreckte, in dem sich eine ganze Lebenszukunft für ihn aufrollte, er nur dem Grafen die Hand reichte und hastig hinwarf: „Morgen, zu welcher Stunde es Ihnen paßt, werde ich Sie hier erwarten!"

„Nun, und Ihre Antwort?" fragte Alexander.

„Die Eisenwerke müssen noch eine Ausbeute geben; Eisen ist der herrschende Stoff der Zeit!" erwiderte Heinrich.

Der Graf lächelte. „Morgen um neun Uhr also, und hier, da Sie es so wollen," sagte er.

„Ich danke Ihnen!" rief Heinrich, griff nach seinem Hut und verließ das Zimmer.

VI.

Alexander drehte lächelnd seinen feinen, blonden Schnurrbart. „Wunderliche Art, ein Geschäft abzuschließen," murmelte er vor sich hin. „Wenn ich noch an den schmächtigen Knaben denke, dessen ich mich jetzt ganz deutlich erinnere, der wie ein Muttersöhnchen das Stichblatt der Neckereien seiner Kameraden war. Und jetzt, in Aussehen und Energie wie Stahl und Eisen. Die Hammerschläge des Lebens härten und gestalten."

Als er in's Hôtel zurückkam, fand er die Damen schon am Theetisch. Keine wollte das Gespräch auf Heinrich lenken, Natalie hatte schon ganz andere Gedanken und spielte mit ihrem Schmuck, Christa war überhaupt schweigsam, und die Tante fühlte wohl, daß die Erwähnung dieser neuen Begegnung mit dem Kindheitsfreunde sie verlegen machen müsse. Alexander aber wurde durch die alten Waffenstücke, die noch immer dalagen, an seine Uebereilung erinnert, und da sie nun gut gemacht war, wollte er sie nicht mehr erwähnt haben. Die Tante fragte, ob er nun endlich an die Weiterreise dächte; er griff nach einem Zeitungsblatte und brach das Gespräch mit der Bemerkung ab, daß er noch erst wichtige Geschäftsbriefe erwarte, die möglicher Weise die ganze Reise in Frage stellen könnten, daß er aber vorerst nicht davon reden könne.

Auf dem nur kurzen Wege zum Häuschen des Antiquitätensammlers über-

Digitized by Google

legte Heinrich, wie er sein Verhältniß zu diesem am schnellsten und einfachsten lösen wolle. Die Sache schien so leicht, und trotz des Interesses und besonders Mitleids, das ihm der alte Mann eingeflößt hatte, gewann doch die Abneigung gegen das Unreelle, ja eigentlich Betrügerische seines Geschäftes so sehr das Uebergewicht, daß es ihm schon deshalb selbstverständlich war, daß er sich aus dieser Verbindung, die ihm jetzt seiner unwürdig erschien, frei machen müsse. Ja, er beschloß, das sofort zu thun, damit er dem Grafen am nächsten Morgen schon ganz frei sich zur Verfügung stellen könnte. Mit diesem Vornehmen kam er vor dem Häuschen an. Mehrere Male ließ er den Klopfer an der Thür dröhnend auf den Knopf fallen, er wartete, er klopfte wieder und horchte. Kein Laut wurde wach in dem Häuschen. Er ging um dasselbe herum und klopfte an die geschlossenen Läden, aus denen kein Lichtschimmer fiel. Er rief den alten Jobst bei Namen. Keine Antwort. Am liebsten wäre er wieder fortgegangen, aber plötzlich überfiel ihn eine Angst um den alten Mann, und allerlei peinigende Vorstellungen flogen durch seine Gedanken. Kurz entschlossen klomm er über die kleine, aber hohe Mauer, die den ganzen Hofraum begrenzte, und tappte sich in die Werkstatt. Er zündete einen Kienspan an und leuchtete sich mit demselben über den Hof durch das Hinterpförtchen. Alles war still und stumm, und dem muthigen jungen Manne wurde es doch unheimlich. Im rothen, flackernden Schein des Kienspans, in dem wehenden Rauch desselben schienen die alten Waffen und Geräthe, der Todtenkopf vor dem schwarzen Kreuze riesige Dimensionen anzunehmen, bei jedem Schritt, den er that, die Schatten, die die Gegenstände warfen, sich zu bewegen, zu verschwinden und wieder aufzutauchen. Nun flammte der Span noch einmal auf, aber Heinrich konnte ihn nicht mehr halten, so war er niedergebrannt. Er ließ ihn fallen und trat die Funken aus am Boden. Jetzt war Alles dunkel, aber er hatte sich soweit orientirt, daß er die kleine Thür fand, die in das Schlafzimmer führte.

Auch hier Alles still, und doch schien es dem in der Aufregung geschärften Ohre, als höre es leise Athemzüge. Heinrich tappte nach dem Feuerzeug auf dem kleinen eisernen Ofen, der Stahl schlug den Stein, die Funken fielen in den Zunder im Eisenkasten, und mühsam weckte er mit dem Schwefelfaden die Flamme an der kleinen Lampe. Er hielt sie hoch und siehe, da lag der alte Mann wie schlafend in dem Stuhl, aber mit stieren, offenen Augen. Heinrich zögerte, ihn anzureden, aber dann faßte er ein Herz, griff nach der fieberhaft zitternden Hand und beugte sich zum Ohre des Alten.

„Meister Jobst!“ flüsterte er, „seid Ihr krank? Legt Euch zu Bett. Es ist kalt hier im Zimmer, ich werde Feuer anmachen im Ofen!“

Der Alte schreckte auf. „Bist Du es, Heinz, mein Knappe?“ sagte er. „Ich meinte, Du würdest nicht wiederkommen. Da bist Du doch. Das ist gut. Krank? fragst Du. Nein, das bin ich nicht. Ganz wohl, wenn nur die Gedanken nicht wären, und der offenbarende Blick in die Vergangenheit. Das ist mein Glück, mein Stolz, daß ich den habe, aber mein Elend und der Fluch meines Lebens zugleich.“

Er richtete sich auf und versuchte zu lächeln. „Siehst Du, Heinz,“ fuhr er fort, „wenn ich eine alte Waffe finde oder Kette, sei es auch nur ein zerbrochenes

Digitized by Google

Glied derselben, dann allmälig, im einsamen Sinnen, fängt das stumme Metall an, zu mir zu sprechen, und seine ganze Zeit steigt auf vor meinem inneren Blicke, und ich lebe, was es lebte. Das ist die Gabe, die mir gegeben als Trost, zum Vergessen. Aber wenn das Todte spricht, das nur lebte in anderem Leben, wie viel mehr das Lebendige, der Blick eines Auges, das Zucken freundlicher Lippen, der Druck einer warmen Hand? Und wenn auch das spricht von vergangenen Tagen, wortlos, aber Erinnerungen heraufbeschwörend, die längst zu Schatten verblichen schienen, dann, Heinz, kommt die Reue, und man könnte wahnsinnig werden. Die Bahn jedes Lebens hat ihre Scheidewege, und welcher Mensch kann sich vermessen zu sagen: stelle mich wieder zurück und laß mich noch einmal wählen, wohin ich mich wende, und immer werde ich wieder dieselbe Richtung einschlagen. Heute hatte man mich wieder gestellt an solchen Scheideweg meiner Jugend, und da habe ich es denn gesehen, daß es Elend war, was ich für Glück hielt durch mein ganzes Leben."

Er sank zurück und schloß die Augen. Heinrich beugte sich über ihn: „Meister," sagte er, „Ihr seid doch krank, Euer Puls fiebert und Eure Wangen glühen."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein, nein!" rief er, „es ist vorüber. Wärest Du nur nicht so lange ausgeblieben, das war der Grund. War ich denn nicht ganz wohl, als Du gingst? Ich prüfte Deine Arbeit. So hat noch Keiner geschmiedet, das Alte geschont und das Neue sinnig hineingefügt. Ich habe ordentlich aufgejubelt, als ich die Klingen, namentlich den Dolch, den wir aus den Kreuzzügen heimbringen lassen, auf dem Hof im Tageslicht prüfte. Dann habe ich sie mit Säure genetzt und später in der feuchten Erde vergraben. Das werden im Frühjahr Prachtstücke der Sammlung. Aber nun dachte ich, Du müßtest zurückkommen, und wartete und wartete. Du kamst immer nicht, und ich sann, was Dich zurückhalten könne, was Dich vielleicht abwendete von mir. Die Leute stellte ich mir vor, zu denen Du gegangen warst mit den Sachen, die sie kauften. Sie bilden sich ein, daß sie mir abzwangen, was ich nicht hergeben wollte, und ich spielte ihnen in die Hände, was meiner Sammlung nicht würdig ist. Sie verstanden Nichts, gar Nichts, am meisten noch die Alte, die habe ich aber abgelenkt durch unsere echten Schätze. Und als ich mir nun vorstellte, was Dich wol aufhalten könnte bei den Leuten, kam mir das junge Mädchen wieder in den Sinn, mit den dunklen Augen und den stummen Lippen. Da war es geschehen. Solche Augen, gerade solche waren einst meine Seligkeit, und weil ich in ihnen alles Glück las, trieb mich der Dämon in mir, ihren Glanz zu löschen in Thränen. Da stand ich wieder an dem Scheidewege meines Lebens, und die Verzweiflung faßte mir an's Herz. Und nun kam die Eifersucht — die Eifersucht auf Dich, Heinz. Jetzt sieht er die Augen, dachte ich, jetzt liest er in ihnen deine Schuld und sein Verderben. Ich gönnte Dir nicht den Blick in diese Augen, und den Leuten gönnte ich es nicht, daß Du vor ihnen stündest, wie ich keinem Menschen gönne, den größten Schatz meiner Sammlung, den Steigbügel Barbarossa's, zu sehen oder gar zu berühren. Denn den habe ich, ja, den habe ich, und der ist echt, das weiß ich, echt wie der Abendstern, der über dem Berge aufgeht und in alle meine Nächte funkelt. Suche

Digitized by Google

ihn nicht, Heinz, Du wirst ihn nicht finden, der ist nur für mich, und auch nicht zu jeder Stunde. Nur wenn ich recht elend bin und gedemüthigt von Menschen und Geschick, dann hole ich ihn aus seinem Versteck und werde glücklich und stolz in dem Bewußtsein, daß ich ihn besitze. Siehst Du, wie ich auf den eifersüchtig bin, so war ich es heute auch auf Dich — und Du kamst nicht. Nun bist Du wieder da, und Alles ist gut. Aber Du darfst mich nicht wieder verlassen, das versprichst Du mir."

Er zog den jungen Mann, dessen Hand er krampfhaft gefaßt hatte, zu sich nieder, schlang beide Arme um seinen Nacken und drückte ihn an's Herz. „Du verstehst mich nicht, Heinz," fuhr er fort. „Das Herz der Jugend treibt Blüthe auf Blüthe, wie der junge Lenz, und man meint, die Fülle sei unerschöpflich, aber das Alter findet unter Reif und Schnee nur spärlich eine Blume, und wenn wir sie betrachten, ist es eine verirrte, die früherer Jahreszeit gehörte. Wir pflegen sie, denn sie kommt uns nicht wieder. Frage mich nicht, weshalb ich Dich lieb habe, weshalb ich meine, ich könnte es nicht überleben, Dich zu verlieren. Was treibt die Blüthe aus der Wintererde? Sie ist da und muß zu Grunde gehen. So ist's mit meiner Neigung, sie muß sterben, und ich mit ihr vielleicht. Aber der Mensch hängt sein Herz an einen Anderen und weiß nicht, weshalb. Ich habe jetzt auf der ganzen Welt nur ein Wesen, das ich lieb habe, und das bist Du. Es ist Thorheit, das weiß ich, denn Du wirst von mir gehen und Dein junges Leben nicht an mein verrostetes Dasein fesseln. Du bist der blanke, reine Stahl, ich bin das von den Flecken der Schuld, von dem nagenden Zahn der Zeit verwitterte Eisen. Ich müßte Dich hassen, denn wie Du vor mir stehst im verklärenden Spiegel meiner Liebe, hast Du, was mir fehlt, meidest Du, woran ich scheiterte, und wie einen Vorwurf für mich, erkenne ich Deine Vorzüge. Das ist's vielleicht. Wenn ich Dich neben mir habe, erscheine ich mir besser, reiner, gesühnter. Verlaß mich nicht, Heinz, nicht gleich. Was Du mir jetzt bist, kannst Du keinem Anderen sein, jetzt auf der Welt. Ich verspreche Dir auch, Du sollst ihn sehen, ihn berühren, den Steigbügel Barbarossa's — ja er soll Dir gehören — nicht jetzt, aber wenn ich todt bin. Niemand sollte ihn haben, ich wollte ihn vergraben, wo kein Auge ihn sände, wenn der Tod anklopft bei mir. Ich verspreche es Dir — ich will ihn nicht vergraben, Du sollst ihn finden, aber bleibe bei mir." Erschöpft sank er zurück in den Stuhl.

Heinrich suchte ihn zu beruhigen, ohne ihm Etwas zu versprechen. Das aber fühlte er: so plötzlich konnte er den alten Mann nicht verlassen, und doch opferte er ihm, wenn er bliebe, die unerwartet beglückende Wendung seines Geschickes, die hoffnungsreiche Aussicht auf eine neue Zukunft.

Die Beiden saßen nun beim spärlichen Licht der kleinen Oellampe neben dem Ofen, in dem Heinrich ein flackerndes Feuer angemacht hatte, das den Raum behaglich erwärmte und dabei seine Streiflichter über den wunderlich aufgeputzten Raum warf. Der Alte lehnte in dem antiken, barock geschnitzten Armstuhl und war wieder ganz ruhig geworden, ja er lächelte vor sich hin, als hätte er nun wieder Alles, was er wünschte. „Heinz," sagte er, „es gibt Menschen, die Alles, was sie denken und empfinden, wenigstens was sie zu denken und zu empfinden

Digitized by Google

meinen, auf der Zunge tragen, und da glaubt man, die wären offen und aufrichtig, und man läse ihnen Alles ab, was sie im Herzen und im Kopfe haben. Aber ihre Worte sind nur die falschen Schleier, mit denen sie ihr Inneres verhüllen, so daß sie selbst es nicht mehr kennen, weil sie an ihre eigenen Lügen glauben. Andere halten sich für einen verschlossenen Schrein, in den Niemand hineinschauen kann, aber sie vergessen, daß sie Thüren von Glas sind, und Jeder, von seinem Standpunkt, neugierig erforscht, was da aufbewahrt liegt. Nur in die verborgenen Fächer der Seele dringt kein unbefugtes Auge, und um die zu öffnen, braucht man den Schlüssel, und den hat nur Einer, und nicht zu jeder Stunde. Ja, den Schlüssel unseres eigenen Schreins halten wir nicht immer in den Händen, er ist verlegt, verloren oft für lange Zeit, und ein Zufall nur, ein unerwartetes Geschehen, läßt ihn uns wiederfinden; ein unerklärliches Verlangen heißt uns das Schloß öffnen. Ich hatte den Schlüssel, der das verborgenste Fach meiner Erinnerung verschließt, selbst von mir geworfen, ich wollte es nicht wieder an's Licht ziehen. Da muß mir heute ein gleichgültiger Blick aus einem Mädchenauge den Schlüssel zeigen, und die Eifersucht auf Dich läßt ihn mich selbstquälerisch ergreifen und aufreißen, was so lange verschlossen war. Nun aber wollen die eingerosteten Federn dem Drucke nicht mehr gehorchen, die Thüren schlugen auseinander, die Fächer flogen heraus. Ich verberge Nichts mehr, und ich will es auch nicht, denn Du sollst hineinsehen und erfahren, was Niemand mehr weiß, der lebt auf der Erde. Aber auch wenn ich jedes Fach Deinen Augen öffne, kommen wir auf Thürchen, die kein Schlüssel mehr erschließt, keine Feder mehr auseinander treibt. Jedes Leben ist reich an Räthseln, und das meine begann mit einem solchen, das Niemand löste, Niemand mehr lösen wird. Höre mich an, aber unterbrich mich durch keine Frage, laß mich scheinbar allein sein und meine Lippen erzählen, was sich dem rückschauenden Blick von längst vergangenen Tagen entrollt. Ein Wort dazwischen würde den Glauben brechen, schrillend drückten die Federn die Thüren, sie schlössen sich und würden sich nicht wieder aufthun."

Er starrte eine Weile vor sich hin, das Auge ziellos in das Leere gerichtet. Dann fing er leise, fast flüsternd an, unsicher, als suche er im Dunkel die Bilder, und dann immer kräftiger, wenn sie scheinbar deutlicher vor ihm auftauchten:

„Da ist der Sohn einer alten Adelsfamilie, deren Name jetzt längst der Geschichte angehört, den kein Lebender mehr trägt. Er und sein Vater sind die beiden Letzten ihres Stammes. Der junge Mann soll die Welt kennen lernen, was man damals, es ist Anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Welt nannte. Er bereist die Hauptstädte Deutschlands und soll endlich Paris sehen. Ein Ehrenhandel hält ihn auf, und die Kugel seines Gegners macht der Reise, dem jungen Leben ein Ende, und setzt allen Hoffnungen, die auf dies Haupt gesetzt waren, ein plötzliches Ziel. Die Nachricht kommt erst nach Wochen auf das Schloß des Vaters und stürzt ihn, zwei Schwestern, das ganze Haus, dessen Liebling, Stolz und Abgott der junge Mann war, in Verzweiflung und Trauer. Da meldet sich ein altes Weib, aus dem niedrigsten Stande, Wäscherin in der Universitätsstadt, in der der Sohn das letzte Jahr zubrachte, und läßt schreiben, daß dieser mit ihrer Enkelin ein flüchtiges Verhältniß gehabt hätte.

Digitized by Google

Sie sei gestorben, nachdem sie einen Sohn geboren, dessen Vater der junge Graf sei. So unsicher, so unbewiesen die Sache klingt, die fast einer frechen Bettelei gleich sieht, trifft sie doch die Stimmung der Angehörigen, in der jede Erinnerung an den so jäh Verlorenen wie ein Vermächtniß erscheint. Man zieht Erkundigungen ein, die natürlich wenig Sicherheit und Aufklärung geben können. Die Enkelin und auch die verstorbene Alte waren übel berüchtigt, und doch stellt sich eine Wahrscheinlichkeit für die Angabe heraus, und das reicht hin, das Kind nicht in der Obhut der Urgroßmutter zu lassen, die sich gern durch eine Summe Geldes abfinden läßt. Der Knabe wird dem alten Grafen gebracht und soll erst im Verborgenen aufgezogen werden. Aber die Theilnahme für das Kind wächst; und bald ist es der Liebling, das Spielzeug des vermeintlichen Großvaters, der jungen Tanten, die sich in ihrer Zärtlichkeit einbilden, das Ebenbild des vergötterten Bruders in dem Knaben wiederzufinden. Da sie an seine Abstammung glauben, ist der Knabe ihr Enkel, ihr Neffe — und als solcher wird er erzogen, verhätschelt, in allen Unarten bestätigt.

„Der Knabe bin ich. Da haben wir schon das Räthsel. Ich habe oft, in früheren Zeiten, darüber gegrübelt. Ich hätte ein Stück meines Lebens darum gegeben, um dafür die Gewißheit einzukaufen, wem ich es verdanke. Ich, geboren als eine Waise, ohne irgend ein Recht in der Welt, namenlos und ein Spielball der Lüge, des Betrugs, der willkürlichen Liebe. Was liebten der Graf und seine Töchter an mir? Nicht meine Eigenschaften, nicht meine Liebenswürdigkeit, sie liebten eine Einbildung. Hätte man sie enttäuschen können, falls es eine Täuschung war, die sie zu mir zog, wäre ich ein Nichts gewesen, ein Schein. So bin ich aufgewachsen, ohne Boden unter den Füßen, ohne irgend welche Berechtigung, eine fata morgana, die sich aufbaut im trügerischen Wallen der Nebel, mit ihnen verweht und schwindet vor dem wahren Lichte des Tages.

„Aber man gab mir Rechte — die eines Pflegesohns, eines Findlings. Der Graf setzte es durch bei dem Fürsten, daß mir der Name eines seiner Güter mit einer Adelsbezeichnung beigelegt wurde, er sparte für die Puppe, die er herausgeputzt hatte, wie für ein kostbares Denkmal auf dem Grabe seines Sohnes. Die Freude an mir war Nichts als eine verkleidete Trauer um den Tod eines Berechtigten.

„Kindheit, Jünglingsjahre! Welche selige Erinnerungen für den, der sie, wenn auch noch so karg, im Schutze der Elternliebe genießt, auf dem festen Boden der Familie. Mir verflossen sie in der Uebertreibung einer Zärtlichkeit, die sich aufschminkte, weil sie sich schämte, ihr wahres Gesicht zu zeigen. Und als ich es nun erfuhr, wer ich war, oder vielmehr, wer ich nicht war, wie wandelte sich mein ganzes Empfinden, wie wurde der lebensfrohe Uebermuth zur vergrollten Frechheit! Was man mir so verschwenderisch zuwarf, demüthigte mich wie ein Almosen; was man mir versagen mußte, die ungeschmälerten Rechte eines Sohnes, erschien mir ungerecht entzogenes Gut, und anstatt die zu lieben, deren Wahn ich so viel verdankte, fing ich an, sie zu beneiden, zu ertrotzen, was man mir zu willig bot.

„Höhnendes Bild meiner zügellosen Jugend, verzerrte Fratze üppiger, im Rausch verlorener Jahre, versinke in den Nebel des Vergessens. Ich will dir

Digitized by Google

nicht wieder in's Auge sehen. Schließe dich, du Schrein meiner Erinnerung, und tief in den Abgrund den Schlüssel, der ihn erschließen könnte. Ich wälze über ihn den Felsen eines neuen Lebens, Jahr auf Jahr, einen Riesengrabstein der Erinnerung."

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Heinrich wagte nicht, sich zu regen. Er wollte abwarten, bis der alte Mann ihn riefe, seine Hilfe forderte. Der aber richtete sich nach einer Weile wieder auf und fuhr fort:

„Es half Nichts. Heute habe ich den Schlüssel wiedergefunden, er lag da, und wie ich mich sträubte, ich mußte ihn ergreifen, alle Thüren sprangen auf, und nichts fehlt von dem, was ich durch Jahrzehnte für immer vernichtet und begraben meinte. Das waren zwei Augen, derselbe Blick, der wie ein reines Licht in meine wüste Jugend fiel. Da bin ich auf dem Schloß meines Pflegevaters, eines von Kummer gebeugten Greises, von Kummer auch über den Undank seines Pfleglings, der in maßlosem Leichtsinn, wie es schien, in Wahrheit im Groll über seine Halbheitsexistenz, vergeudete, was ihm so großmüthig geschenkt wurde. Jeder Vorwurf, auch der liebevollste, reizt meinen Zorn, mein Auflehnen gegen eine Bevormundung, der ich kein Recht zugestehe, seit ich weiß, wer ich bin, oder für wen ich gehalten werde. „Wenn Ihr Euch das Recht anmaßt, mich zu tyrannisiren, mich als Marionette tanzen zu lassen an den Fäden der Gunst oder Ungunst, gebt mir auch das Recht, das solche Macht über mich bedingt!" Ich fahre auf, trotzig und frech, der Dämon meines ganzen Lebens kommt über mich. Ich sehe den Glanz der Vergangenheit, die mir gehört und nicht gehört, und fordere ungestüm, ihn zu besitzen. Da fällt ein Blick auf mich, den ich früher nie beachtete. Eine junge, schöne Verwandte des Hauses lenkt ihn flehend zu mir. Sie bittet für den Oheim, dessen Tage gezählt sind. Schonung für ihn war es, und ich hielt es für Neigung, die mir galt. Gebannt und gebändigt stehe ich von diesem Blick. Ich liebe, aber wieder mit dem Ungestüm, der verlangt, ohne Etwas zu gewähren. Man will mich retten von dem Verderben, dem ich zueilte in zügelloser Ausschweifung, und glaubt, den Weg gefunden zu haben, der mich umlenkt. Sterbend beschwört mein Pflegevater die Nichte, man sagt ihr, daß ich sie liebe, daß sie allein mich retten könne. Endlich willigt sie ein und wird die Meine. Ein Jahr der Seligkeit, aber der Täuschung! Unechtes Glück, das nicht den Probirstein weniger Monate erträgt. Juliane hat mich nie geliebt, und je mehr sie mich erkennt, desto mehr graut ihr vor mir. Sie allein von der ganzen Familie glaubt nicht, daß ich ein Recht habe, mich zu derselben zu zählen, und hält sich für entehrt, weil sie meine Gattin ist. Als ihr in der Aufregung, nach einer heftigen Scene, das Geständniß entschlüpft, versinke ich wieder in mein ganzes früheres Elend. Schuld häuft sich auf Schuld, und nach einem Jahre ist unser Bund getrennt, sie trägt wieder den Namen ihrer Familie, man verbietet mir, den meinigen, das Geschenk meiner Kindheit, zu führen; der Pflegevater ist todt, alle Anderen verstoßen mich, und ich bin wieder ein Nichts, was ich war, als ich in's Leben trat. Ein Ring blieb mir, Julianens erstes Geschenk. Du weißt das Uebrige. Aus diesem Ring, ein zufällig bewahrtes Reis meiner Vergangenheit, schlägt der Baum des neuen Lebens auf, und in seinem Schatten verträume ich, was hinter mir liegt.

Digitized by Google

„Das Mädchen heute hatte Julianens Augen. Heinz, wenn Du einen Blick gethan hast in diese Augen, stürze Dich in Vergessen, so lange es noch Zeit ist. Werde nicht elend, wie ich es wurde. Aber nein, Du bist nicht ich, Du bist, wer Du scheinst, und das ist's, was mich zu Dir zieht, daß Du der Gegensatz bist von meinem Wesen, und daß, wenn ich Deine Hand fasse, ich meine, daß Du mich sühnst und läuterst. Nicht Gleiches zu Gleichem zieht die Menschen an einander, nur entgegengesetzte Pole sprühen Funken in der Berührung, und der Funke ist das Göttliche, das nie stirbt, nur schläft, das ewig ungelöste Räthsel des Ueberirdischen."

Er hatte sich aufgerichtet, aber mit der Gewalt des Fiebers, und wäre zusammengebrochen, hätte Heinrich's kräftiger Arm ihn nicht gehalten. Und nun ließ er es sich gefallen, daß dieser ihn sorgsam zu seinem Lager führte und die Hand auf seine heiße Stirn legte, bis er einschlief. Noch lange saß der junge Mann neben ihm, sein eigenes Wollen und Empfinden vergessend, über das Geschick des Gefährten, mit dem ihn der Zufall in wunderlicher Laune zusammengeführt hatte. Als er dann, spät in der Nacht, die Lampe hob und den Schein auf die Züge des Alten fallen ließ, waren sie ruhig und lächelnd, ja es spielte ein Zug heiteren Spottes um die bleichen Lippen.

Am anderen Morgen schien der alte Jobst frisch wie immer, harmlos wie ein Kind, wenn auch sein schlaues Auge Heinrich zuweilen mißtrauisch streifte. Es war, als hätte der fieberhafte Ausbruch seiner Erregung die Erinnerungen, oder doch deren Wirkung, erschöpft, die so plötzlich Gewalt über ihn gewonnen hatten. Ihn beschäftigte nur ein Gedanke: die Furcht, Heinrich könne ihn verlassen. Seine Bekenntnisse vom vorigen Abend erwähnte er nicht wieder, nur als Heinrich ihn fragte, wie er sich fühle, erwiderte er ablenkend: „Frisch, mein Knappe, wie der Baum nach dem Gewitter. Es sauft wol von Zeit zu Zeit der böse Sturm der Erinnerung durch die knorrigen Wipfel, aber der Stamm steht fest. Todt, Alle todt! Der einsame Baum wird härter im Unwetter, als der, der im Schutz des Waldes aufsprießt."

Dann ging er in sein Museum und sprach mit jedem Gegenstand scherzend und lachend, bald dies verspottend und ironisirend, bald jenes anredend, als hätte es zu ihm gesprochen. Heinrich beobachtete ihn staunend. Der alte Mann war ihm ein Anderer geworden, seit er einen Blick gethan hatte in sein wunderbar verpfuschtes Leben, in die Empfindungen, die er durch seine Liebhaberei in Schlummer wiegte.

„Das ist mein, Alles mein, Heinz," fing er an. „Bin ich nicht reich? Freilich, wer kann das schätzen? Fast ein halbes Jahrhundert habe ich gebraucht, das zu sammeln! Wenn ich nur Raum hätte, dann könnte ich noch mehr aufspeichern. Bezahlen könnte ich es schon. Aber das darf Keiner wissen, und das ließ ich auch noch Niemand errathen als Dich!"

Mit einigem Zagen eröffnete ihm nun Heinrich, daß er ihn auf eine Stunde verlassen müsse, er hätte gestern auf dem Heimweg einen Bekannten aus der Heimath getroffen, der auf der Durchreise sei, und hätte versprechen müssen, ihn noch einmal aufzusuchen. Der Alte fuhr wie wüthend auf: „Du willst fort, Heinz!" rief er, „willst mich verlassen, ich weiß es. Aber ich lasse Dich

Digitized by Google

nicht. Du würdest es mit fortnehmen, das Geheimniß meines Lebens, das Du mir ablauschtest, und es darf nicht hinausgetragen werden in die weite Welt. Niemand weiß es als Du und ich, sonst auf alle Lippen, die es hätten ausplaudern können, hat der Tod sein Siegel gedrückt."

„Meister!" sagte Heinrich, „ich will nicht fort, wenigstens nicht jetzt, obgleich sich mir ein neuer Beruf eröffnet, der für mein Leben entscheidend werden könnte. Aber Ihr habt mir Vertrauen geschenkt, und das weiß ich zu ehren. Am wenigsten braucht Ihr zu fürchten, daß ich Geheimnisse verrathe, die nicht mir gehören."

„Einen Beruf, der für Dein Leben entscheidet?" rief der Alte. „Hast Du solchen nicht hier gefunden? Wer kann Dir bieten, was ich Dir biete?"

„Ihr zwingt mich," erwiderte Heinrich, „Euch offen meine Meinung zu sagen. Für Eure Sammlung fehlt mir das Verständniß und Euer Geschäft widerstrebt meiner ganzen Empfindung, streitet gegen Alles, was ich recht und würdig halte. Ich könnte für mein Fach Vieles bei Euch lernen, denn Ihr habt hübsche Muster und manch altes Meisterstück, das ich bewundere. Auch in Euren alten Bildwerken ist Manches zu finden, woneben unsere heutige Arbeit gar karg und schmucklos erscheint. Da hätte ich noch lange zu studiren, ehe ich mir alle die Zeichnungen, die Kunstgriffe, die mühsame Arbeit, die ich hier finde, zu eigen gemacht hätte. Aber der Gedanke, das nicht nachzubilden, weil es schön oder zweckmäßig ist, sondern um es den Leuten für etwas Anderes auszugeben, als es ist, sie damit hinter's Licht zu führen, würde mir alle Freude an der Arbeit rauben. Selbst aber an dem Handel Theil nehmen, ja nur die verkauften Gegenstände abliefern werde ich nie wieder. Ich habe es gestern erfahren, welchen Mißverständnissen und unliebsamen Begegnungen mich das aussetzt."

„Thorheiten!" rief Jobst. „Dir fehlt alle Romantik. Euch Leuten dieser Zeit ist der Zauber der „blauen Blume" verschlossen, aber es kommt nur darauf an, Euch den wiederzugeben."

„Gebt Euch keine Mühe," sagte Heinrich. „Ich denke, Ihr werdet leicht einen Gehilfen finden, der Hammer, Zange und Feile eben so geschickt handhabt als ich, und dabei seinen Spaß daran haben wird, mit Euch die Waare an den Mann zu bringen. Ich werde mir Mühe geben, Euch solchen zu suchen, und dann laßt mich wieder meines Weges gehen."

„So!" rief Jobst, „das ist also die Consequenz Deiner Grundsätze? Einen nachgemachten Beschlag an einer alten Truhe, oder den Griff an einer antiken Klinge für echt auszugeben, das widerstrebt Deiner Redlichkeit, einen zweifelhaften und unsicheren Menschen aber für einen echten und getreuen einschieben, das scheint Dir ganz in der Ordnung. Meine Neigung für Dich, und sie ist immer das Beste, was ein Mannesherz geben kann, ist echt, und Du schiebst sie bei Seite wie falsche Waare. Ihr betrügt mit Menschen- und Herzensempfindungen, und ich nur mit verrostetem Metall und Thonscherben. Was ist mehr zu verwerfen? Echt? muß ich immer das Wort hören! Was ist denn echt in der Welt? Die Wagschale meines ganzen Geschickes schwankte von der Geburt an an der Spitze der Zunge, die das Gewicht zeigte, und sank und fiel

Digitized by Google

mit dem Zweifel der Echtheit, bis sie mich in den Abgrund geschleudert hatte. Die Welt will getäuscht sein, weil sie Freude hat an der Täuschung. Wenn ich ihr nun die Täuschung gebe, und mir die Freude daran bezahlen lasse, habe ich sie betrogen?" Er lachte dabei, als er das aussprach, und schnitt damit jede Discussion über seine Weisheit ab, denn sie gab sich als Scherz, und gegen den Scherz streitet man nicht. Wenn man aber eine Ansicht nicht widerlegt, hat man sie halb zugegeben.

Heinrich fühlte das und schwieg. Aber nun brach bei dem Alten die volle Empfindsamkeit wieder hervor. Er beschwor den jungen Mann, ihn nicht zu verlassen, und that das mit solcher Hingabe, daß dieser sein Wort gab, wenigstens keinen Schritt zu thun, ohne ihn erst mit dem Freunde besprochen zu haben, ja, sich zu Nichts zu verpflichten, was eine Trennung bedingen würde.

Heinrich ging nun, freilich in etwas gedrückter Stimmung. Er, der eine für seine Bildung untergeordnete Lebensaufgabe gewählt hatte, nur um in derselben frei zu sein, auf eigener Kraft zu stehen, eigener Arbeit seine bescheidene Stellung zu danken, sah sich auf einmal so unerwartet gebunden und durch eine fremde Neigung gefesselt, die er doch nur halb theilte, denn Mitleid war die stärkste Empfindung, die ihn zu dem alten Manne hinzog. Wie sollte er nun dem Grafen entgegentreten, dem er sich in der Gewissenhaftigkeit seiner Natur, nach der gestrigen Zusage, für verpflichtet hielt? Konnte er ihm sein Bleiben bei dem alten Sammler erklären, ohne dessen Lebensgeheimniß zu verrathen, und durfte er sich ohne Erklärung als der Genosse des Mannes hinstellen, den der Graf, nicht ohne Berechtigung, für einen Schwindler hielt? Es war ihm fast lieb, daß der Graf ihn beinahe eine Stunde warten ließ, während der Zeit er vor dem Hause, in dem sie sich treffen wollten, auf und ab ging, denn dem fleißigen Arbeiter wäre es nicht eingefallen, daß man kostbare Morgenstunden in der Weinstube, hinter dem Tische vergeuden könnte.

Endlich kam der Graf mit heiterem Gesicht, eine flüchtige Entschuldigung seines Verspätens auf den Lippen. Er war wirklich vergnügt, denn er hatte eben seiner Frau auseinandergesetzt, daß er gar keine Lust hätte, mit ihren Freundinnen auf einen ganzen Winter nach Rom zu reisen, um zerbrochene Marmorgruppen, langweilige Heiligenbilder und verräucherte Kirchen zu bewundern, denn die beiden ersten Tage hätten ihm gleich sein Schicksal klar gemacht. Sie, Natalie, halte sich an die Freundin und entzöge sich ihm, er sei auf die alte, überkluge Tante angewiesen, die sich an ihn hänge, nur um ihn zu ärgern, und mit der er es nächstens zu einem Scandal bringen würde. Nun riefen ihn Geschäfte zurück, die ihn interessirten, denn er hätte endlich einen Mann gefunden, von dem er die Zuversicht hätte, daß er ihm die vollkommen brach liegenden Eisenwerke wieder in Gang bringen würde. Er war erstaunt, weniger Widerspruch bei Natalie zu finden, als er gefürchtet hatte, und hatte keine Ahnung davon, was diese Willigkeit hervorrief. Natalie war in ihren Mann verliebt und eifersüchtig auf Christa, freilich mit jener kindischen Eifersucht, die keinen anderen Grund hat, als die Selbstquälerei der Liebe, denn daß Christa wirklich durch Geist und Bildung sie in den Schatten stellte und selbst für Alexander gefährlich sein könnte, das merkte sie nicht. Kurz, sie wollte ihren eleganten,

Digitized by Google

schönen Mann ganz allein haben, und welche Gefahr in einer gemeinsamen Reise läge, das war ihr auf einmal klar geworden.

Die Verabredung mit Heinrich hielt der Graf für abgemacht, und die angenehme Empfindung, der Beschützer zu sein, dem jungen Manne, wie er sich ausdrückte, ein sort zu machen, stimmte ihn heiter, denn er war, trotz allem aristokratisch exclusiven Selbstbewußtsein, eine leutselige und wohlwollende, durchaus vertrauende Natur. Das ist so leicht bei Menschen, die in dem vollen Sonnenschein des sogenannten äußeren Glückes aufgewachsen sind, und denen keine Sorge noch Noth den harten Druck der Nothwendigkeit auf's Herz legte. Aber so wenig auch war er daran gewöhnt, daß sich irgend ein Hinderniß seinen Plänen entgegenstellte, daß es ihn sichtlich verstimmte, als Heinrich ihm gleich nach der Begrüßung eröffnete, eine kurze Frist müsse er ihm noch gewähren, ehe er sich ihm zur Verfügung stellen könne, denn der Zustand des alten Mannes, den er am vergangenen Abend in beunruhigend krankhaft erregtem Zustande angetroffen hätte, lege ihm die Verpflichtung auf, ihn nicht zu verlassen, ehe nicht ein anderer Gehilfe gefunden sei."

„Thorheiten!" rief Alexander. „Sie sind da in eine Verbindung gekommen, die Ihrer nicht würdig ist, und Sie dürfen sich nicht durch Ihr gutes Herz in derselben festhalten lassen, noch weniger eine Aufgabe dafür opfern, in der Ihre Erziehung, Bildung, Ihr Charakter und Ihre technischen Kenntnisse erst zur richtigen Würdigung kommen."

„Herr Graf," entgegnete Heinrich, „wir müssen so oft im Leben das beschließen und thun, was uns selbst das wenigst Zusagende ist, nur weil wir es für das Richtige erkennen. Ich kann den alten Mann nicht so plötzlich verlassen!"

„Lassen Sie das meine Sorge sein," fuhr der Graf fort. „Ich werde mit dem wunderlichen Schelm ein vernünftiges Wort reden und Sie frei machen, sollte ich mir dafür auch noch einmal einen Haufen von seinem Plunder anschmieren lassen müssen, den ich diesmal bezahlen würde, ohne ihn dann abzuholen."

Heinrich wies das zurück. „Sie beurtheilen den Mann falsch," sagte er, „da Sie nur eine, und zwar die schwächste Seite seines Wesens kennen lernten. Ich habe Ursache, nicht hart mit ihm zu sein, und muß allein versuchen, mich von ihm frei zu machen. Da darf es denn auf einige Wochen nicht ankommen, die ohnehin nicht verloren zu sein brauchen, denn ich muß mich noch in vieler Beziehung zu instruiren suchen, soll ich nicht gleich den Boden verlieren den Leuten gegenüber, in deren Händen bisher Ihre Geschäfte lagen."

Der Graf mußte ihm Recht geben und fühlte sich sehr imponirt durch die ruhige Ueberlegtheit des doch noch sehr jungen Mannes, den freilich das Leben vor der Zeit gereift hatte. Nichtsdestoweniger wollte er doch auch gleich in der Sache einen Schritt thun, und er griff mit praktischem Sinne und offener Freimüthigkeit das Zweckmäßige. „Lassen Sie mich nun, als alten Schulkameraden, einmal ganz objectiv reden," fing er an, und legte sich mit der Sicherheit des vornehmen Mannes in seinen Stuhl zurück. „Sie haben Ihre praktischen Vorstudien gemacht, haben die Arbeit von Grund auf gelernt, ja Sie haben als Wanderbursche ein Stück unseres Vaterlands kennen gelernt und das Leben und die Menschen studirt. Jetzt rücken Sie wieder vor in die gesellschaftliche Sphäre,

Digitized by Google

in der Sie geboren, zu der Sie erzogen sind. Das wird Ihnen nicht schwer werden, aber dazu gehört auch noch etwas rein Aeußerliches. Sie müssen sich der neuen Stellung angemessen kleiden, und das so schnell als möglich. Hier sind die Mittel dazu, die Sie nicht zurückweisen dürfen, da Sie ja nur in meinem Interesse diesen Schritt thun."

Heinrich erröthete und war im Begriff, die sehr genereuse Gabe, die der Graf in Banknoten aus der Brieftasche zog, zurückzuweisen, aber dieser ließ ihn garnicht dazu kommen. „Ich weiß," sagte er, „daß mein Vater dem Ihrigen vielfach zu Dank verpflichtet war, und wenn ich einen Theil seiner Schuld abzutragen versuche, so haben Sie kaum ein Recht, das abzulehnen. Uebrigens müssen Sie eingestehen, daß mein Wunsch ein gerechtfertigter ist. Er ist aber auch ebenso schnell als leicht zu erfüllen. Ich werde Ihnen dabei behilflich sein. Wir werden hier, denke ich, Alles fertig finden."

Heinrich lächelte unwillkürlich. „Sie gehen schnell zu Werke, Herr Graf," sagte er, „und ich will Ihnen beweisen, daß ich im Leben gelernt habe, meinem Brodherrn zu gehorchen."

Die beiden jungen Männer gingen in ein Kleidermagazin, und schnell war die Metamorphose geschehen und die nothwendigste Ausstattung durch den Grafen besorgt. Als Heinrich in dem immerhin einfachen, aber eleganten Anzug aus dem Zimmer trat, in dem er sich umgekleidet hatte, war der Graf überrascht, ihn so stattlich und scheinbar viel männlicher zu finden. „Nun erst erkenne ich den alten Schulkameraden ganz wieder!" rief er und legte ihm die Hand zutraulich auf die Schulter. Er war ganz glückselig über das Resultat seines Einfalls. Heinrich aber sah ernst vor sich hin. Er fühlte es, wie durch diese scheinbar so gleichgültige Umwandelung er einen neuen und bedeutungsvollen Schritt in's Leben that, wie dieser ihn ablenkte von dem bescheidenen Wege, den er sich vorgezeichnet hatte. Fast bereuete er, nachgegeben zu haben.

Der Graf mochte das fühlen und fuhr fort, die Nothwendigkeit seines Wunsches zu motiviren. Menschen von schnellem Handeln folgen meist einem plötzlichen Einfall, der Eingebung des Augenblicks, und erfinden sich hinterher ihre Motive für das, was sie eilig, oft überstürzt thaten. „Es wird nothwendig sein," sagte Alexander, „daß wir jetzt unsere geschäftlichen Besprechungen genauer führen, denn bis jetzt steht Alles, wenn auch auf dem festen Grundstein gegenseitigen Vertrauens, doch noch ziemlich haltlos in der Luft. Praktische Männer sollen aber keine Luftschlösser bauen, sondern solide, wohlgefügte Gebäude. Nun ist es aber in jeder Beziehung angenehmer für unser Zusammenkommen, daß Sie auch äußerlich sich als zugehörig zu unserem Verkehrskreis darstellen, und die Leute, die uns zusammen treffen, sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen nöthig haben, wer von uns verkleidet einhergeht. Sie müssen gleich heute mit uns essen und werden damit unseren Reisegefährtinnen Freude machen, da ich von dem alten Fräulein höre, daß Christa Ihre Jugendgespielin ist."

Heinrich hatte auch schon diese Consequenz seiner Umwandlung überlegt und gefürchtet. Der Gedanke, Christa wieder zu begegnen, die ihn am Tage vorher so tief verletzt hatte, war ihm unerträglich, und mit Entschiedenheit lehnte er die Einladung ab. Der Graf hielt das für falsche Bescheidenheit und wollte

Digitized by Google

nicht nachgeben. In der Verhandlung gingen sie noch eine Strecke die Straße entlang, als aus einem Laden Natalie mit ihren Freundinnen trat, und Alexander, der mit seinem Begleiter schon einige Schritte vorüber war, jubelnd anrief. Während dieser umkehrte, blieb Heinrich, dessen scharfes Auge die Damen schon hinter den Scheiben des Ladens bemerkt hatte, stehen, scheinbar gleichgültig die ausgelegten Schriften in dem Schaufenster eines Buchladens musternd.

„So," lachte Natalie, „Du sprichst mir von wichtigen Geschäftsconferenzen, und statt dessen flanirst Du mit einem fremden Herrn, der übrigens gar nicht Lust zu haben scheint, sich uns vorstellen zu lassen."

„Das wäre keinenfalls nöthig," erwiderte der Gatte, „denn Ihr kennt ihn Alle, aber er will Nichts von Euch wissen und hat mir gerade jetzt rund abgeschlagen, zu uns zu Tisch zu kommen."

„Also ein Damenfeind," scherzte die schöne Frau. „Nun, da käme es ja nur darauf an, ihn zu bekehren, und das können wir gleich in's Werk setzen." Sie wollte auf Heinrich zuschreiten, aber Christa, die ihn freilich nicht ohne Verwunderung über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen, erkannt hatte, hielt sie am Arm zurück und flüsterte: „Nicht hier, Natalie! Ich erzähle Dir Alles, aber kein Begegnen jetzt." Sie wandte sich mit der Freundin und ging nach der anderen Seite der Straße weiter. Heinrich hatte Alles beobachtet, blutroth schoß es ihm auf bis in die Stirn hinein und er biß die Lippen übereinander. Als der Graf aber zu ihm trat, faßte er sich und bat ruhig, sich verabschieden zu dürfen. Jederzeit stehe er auf eine Aufforderung zu geschäftlicher Verhandlung zu Dienst und sei stets im Hause des alten Sammlers zu treffen. Sein Ton war so förmlich, aber auch so bestimmt, daß der Graf nicht weiter in ihn drang, flüchtig grüßte und nur hinwarf, er würde nach ihm schicken, wenn er eine freie Stunde hätte. Er fühlte sich entschieden verletzt, denn er meinte, sein herzliches Entgegenkommen hätte ihm dies zähe Zurückweisen ersparen müssen, da er es einfach für bürgerlichen Hochmuth hielt.

Der Graf folgte den beiden Freundinnen, Heinrich bog durch ein Seitengäßchen ab, um auf kleinem Umwege zum Hause des alten Jobst zurückzukehren. Christa's Benehmen war ihm unerklärlich, aber er war in der Stimmung, es als bittere Kränkung zu empfinden, und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß in diesem Gefühl ein Eingeständniß lag, daß das junge Mädchen seiner Empfindung näher stünde, als er selbst glauben wollte. Die Unterredungen mit dem Grafen hatten alle Erinnerungen an seine Schulzeit, die Stellung, die er nun einnehmen sollte, ja der Anzug, den er trug, die gesellschaftliche Sphäre seines Elternhauses so in seine Gedanken zurückgerufen, daß er sich zurückversetzt meinte in eine alte, so liebe Welt, in die der Kindheit, und der Stern derselben war ja doch die kleine Christa gewesen. Sollte er das schwesterliche Kind Christa verlieren, weil ihn das junge Mädchen Christa zurückwies, oder doch unerreichbar geworden war.

VII.

Mit diesen Empfindungen und Erwägungen kam er vor der Wohnung des wunderlichen alten Freundes an. Vergebens klopfte er wieder an die Hausthür,

Digitized by Google

fand aber die kleine Pforte, die in den Hof führte, nur angelehnt, und schritt, diesmal bei hellem Tage, hinein. Es war ihm erst verlegen, in dem veränderten Anzug sich vor dem Alten zu zeigen, aber er glaubte auch damit einen Schritt zur Trennung zu thun, und diese schien ihm so bald als möglich nothwendig.

Als er durch den verengten Raum der Sammlungen schritt, hörte er im Hinterzimmer laut reden und er unterschied nicht allein Jobst's Stimme, sondern auch eine andere, fremde, ja, als er an der Thür war, hörte er seinen eigenen Namen mehrere Male deutlich aussprechen, als ob man ihn vorbuchstabire, und dann in der Wiederholung feststellte. Wer konnte ihn hier kennen, und sollte der Graf ihm doch zuvor gekommen sein und über ihn mit dem Alten unterhandeln? Aber nein, das war eine andere, tiefere Stimme. Er stand wie festgebannt und hielt den Athem an. Wieder war es still. Er hörte das Rauschen einer Feder auf dem Papier und das Umblättern der Bogen, so lautlos war es in dem ganzen Häuschen. Er dachte daran, sich zurückzuziehen, aber wieder hörte er seinen Namen und um nicht zu horchen, drückte er die Thür auf und trat in das Zimmer, das er ja mit dem Alten theilte. Jobst lag in seinem Armstuhl, aber im Sammetrock und Käppchen, in der Tracht, die er nur für seine vornehmsten Besucher anzulegen pflegte. Ihm gegenüber am Tisch schrieb ein Herr, augenscheinlich eine Gerichtsperson. Jobst fuhr auf: „Wer wagt es, uns zu stören?" rief er. „Wer wagt es, hier einzudringen, wenn ich meine Hausthür schloß?" Heinrich trat gelassen heran: „Ich bin's, Meister," sagte er, „und wußte nicht, daß Ihr in Geschäften wäret."

„Du, Heinz, mein Knappe?" rief Jobst. „Ich erkannte Dich nicht. Fremdartig ist Dein Kleid und Ansehn."

Der Herr am Tische erhob sich leicht, wie zum Gruß, und fragte dann erstaunt: „Sie sind Herr Heinrich Wendeling? Hatte mir doch Herr Eisenreiter von einem jungen Schlossergesellen gesprochen."

„Ich werde nicht stören!" sagte Heinrich und wollte sich zurückziehen. „Bleib!" rief ihn Jobst fast gebieterisch an. „Ich hätte Dich nicht gerufen, aber ich will Dich auch nicht fortschicken. Du kannst es hören, was hier vorgeht. Es erspart mir die Mühe, es Dir später zu wiederholen, wer weiß, ob ich dazu die Kraft fände. Schreiben Sie weiter, Herr Doctor, oder besser, halten Sie ein und hören Sie mir zu. Sie fragten mich, was mich bewogen hätte, Sie herzuholen, zu verfügen über Alles, was ich mein nenne. Ich wollte Ihnen keinen Grund angeben, weil ich keinem Menschen das Recht einräume, mich zu fragen, weshalb ich dies thue oder jenes. Jetzt will ich Ihnen antworten, vor Diesem hier. Er ist der einzige Mensch, dem ich den Schleier lüftete über mein vergangenes Leben, der Einzige, dem mein Herz entgegen schlug seit vielen, vielen Jahren, und Keinem vertraue ich, als ihm. Fragen Sie mich, weshalb, so könnte ich es Ihnen nicht sagen, denn ich kenne ihn erst seit Tagen; mit Widerstreben kam er in mein Haus und war heute Morgen entschlossen, mich wieder zu verlassen, und mein Andenken auszustreichen aus seinem Gedächtniß. Und doch hänge ich an ihm, und weiß nicht, weshalb. Wenn ich mir früher dachte, daß auch meine Stunde schlagen könnte, und daß Alles, was die Frucht eines mühevollen, verspotteten, ja verachteten Lebens war, von rohen Händen auseinander

Digitized by Google

gezerrt werden würde, habe ich oft geplant, ich wollte mit der letzten Kraft der Hand, die Alles das sammelte, die Fackel werfen in dies Haus, und in Flammen aufgehen lassen, was ich keinem Anderen gönne. Das war Thorheit, denn der Tod ist ein heimtückischer Gesell, der uns heimlich überschleicht und oft keine Zeit läßt, zu erfüllen, was ein ganzes Leben beschloß. Aber zerrissen und verlacht soll es nicht werden, und so suchte ich seit Jahren eine treue Hand, in die ich mein Liebstes legen könnte, die mir die Augen zudrückte, und es war hohe Zeit, daß ich sie fand, denn der schlimme Gast klopfte schon mehrere Male an, mit leisem, aber unerbittlichem Finger. Ich muß mein Haus bestellen, und es soll nicht zurückbleiben als keines Menschen Gut, als Beute und Hohn für Jeden, der eintreten und zugreifen will. Sie haben es schon niedergeschrieben, aber das will ich vor ihm erklären, der mich verlassen will, und den ich nicht halte, nicht für ihn thue ich es, denn mehr als ihn liebe ich mein Museum mit den stolzen Zeugen vergangener Zeiten. Nun, jetzt wissen Sie es, jetzt hat auch er es gehört. Schreiben Sie weiter, Herr Doctor, daß mein Wille rechtgültig werde und unantastbar vor den Menschen und ihren Gesetzen."

Er hatte mit Anstrengung gesprochen, hastig bald, wie in der Fieberaufregung die Worte herausstoßend, dann tonlos. Die Rede war wie ein jagendes Gewölk, das der Sturm zerreißt und durch das dann die Sonnenblicke ihre flüchtigen, erhellenden Streifen wirft. Heinrich wollte die zitternde, heiße Hand des Alten ergreifen, aber er winkte ihm fort.

Der Advocat sah die Beiden verwundert an. „Sind Sie verwandt oder seit länger befreundet mit dem alten Herrn?" fragte er den jungen Mann.

„Nein," erwiderte dieser. „Ein Zufall führte uns vor wenigen Tagen auf der Reise zusammen, und er nahm mich in sein Haus, weil ich gelernter Schlosser bin und seine zerbrochenen Eisenwaaren bessern sollte. Ich trat hier ein, bis ich andere Arbeit gefunden hätte."

Der Notar musterte ihn mißtrauisch. „Ich hätte Sie nicht für einen Handwerker gehalten."

Heinrich überlegte eine Weile, dann sagte er: „Weshalb sollte ich vor Ihnen verschweigen, was ich dem Meister Jobst zu sagen kam, und bereits eröffnet hätte, wäre er allein gewesen. Ich traf einen Bekannten aus meiner Schulzeit, einen reichen Gutsbesitzer, zu dessen Besitz Eisen- und Hüttenwerke gehören. Da schon unsere Familien befreundet waren, wollte er mir die Verwaltung dieses Theiles seines Vermögens übertragen, und hat mich zu dieser neuen Stellung angenommen und ausgestattet."

Jobst fuhr auf: „Also deshalb? Was bietet er Dir? Ich überbiete ihn zwei-, drei-, ja zehnfach. Was denken diese vornehmen Reichen? Ich will nur einen Einzigen von der ganzen Menschheit, will ihn nur für die kurze Spanne Zeit, die ein sterbendes Herz braucht bis zum letzten Schlag, und er wirft ein herablassendes Wort, ein halbes Almosen in die Schale, und ich, mit Allem, was ich habe an Neigung und Besitz, werde zu leicht befunden."

Heinrich trat zu ihm hinan. „Regt Euch nicht auf, Meister," beruhigte er. „Ich werde Euch nicht eher verlassen, als bis Ihr mich durch einen anderen, zuverlässigen Genossen ersetzt habt. Aber ich mußte Euch das aussprechen, ehe

Digitized by Google

Ihr Bestimmungen trefft, die vielleicht nur eine augenblickliche Erregung hervorrief, die Ihr später bereuen würdet, und die ich nicht annehmen könnte."

„So?" rief der Alte. „Du könntest sie nicht annehmen. Soll ich Dir noch einmal wiederholen, daß ich Nichts thue für Dich — Alles für mein Museum. Dein soll es werden, nicht um Dich zu bereichern, darin läge freilich kein Sinn, aber um es zu schützen vor rohen und unbefugten Händen. Schreiben Sie weiter, Herr Doctor, wie ich Ihnen sagte. Es bleibt bei meinem Entschluß!"

„Herr Eisenreiter!" fing der Advocat an. „Ich muß erst noch einige Fragen an Sie richten: Haben Sie keine Verwandten, keine Leibeserben. Das Uebergehen derselben würde das ganze Testament ungültig machen."

Jobst lachte höhnisch auf. „Verwandte? Ich bin ein wurzelloser Dorn im Sturm der Welt. Kein menschliches Wesen hat ein Recht an mich, Keinem in der Menschheit bin ich verpflichtet. Bin in die Welt geschleudert, ein ungelöstes Räthsel, werde aus derselben scheiden — ein unenthülltes Geheimniß."

Der Rechtsgelehrte fuhr im Geschäftston fort: „Sie waren nie verheirathet?"

Jobst wurde zornroth. „Wen kümmert das?" fragte er. „Habe ich Sie hergerufen, mich zu verhören, oder um meinen letzten Willen niederzuschreiben? Genügt es nicht, daß ich Ihnen sage: Mit meinem ersten Athemzuge war ich eine Waise. Elternhaus, Geschwister, sind Begriffe, die ich niemals kannte."

Der Advocat stand auf. „Ich frage nicht aus Neugierde," sagte er, „ich thue es, Ihren Wunsch nach dem Gesetze zu erfüllen. Sie wollen ein rechtsgültiges Testament, und so muß ich Sie fragen: War Ihre Ehe, denn ich entnehme aus Ihrer Weigerung einer entschiedenen Antwort, daß Sie verheirathet waren, kinderlos?"

Der Alte schauerte zusammen. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als suche er eine lange entschwundene Erinnerung. Er kämpfte sichtlich, aber die Empfindung war so mächtig, daß er Alles um sich her vergaß. Er ließ die Hände sinken, und in das Leere starrend, sprach er vor sich hin, wie zu sich selbst. War es doch seine Gewohnheit, mit den leblosen Gegenständen laut zu reden. „Das ist der Fluch," sagte er, „daß der erste Ton, der, noch so leise, in unserem Herzen anschlägt, alle die Klänge wieder weckt, die längst zum Schweigen gebracht schienen. Wer sich loslösen will von der Menschheit, darf keinem Lebenden auch nur den Herzschlag des Wohlwollens entgegen tragen, sonst wird er wieder Mensch mit aller Qual des Empfindens, die er durch Jahre ertödtet hatte. Wer das Siegel löst von den begrabenen Erinnerungen, wer auch nur eine weckt im Hauch des Wortes, und sei es zum verschwiegensten Verstehen eines Menschen, der hat sie alle wieder zur Selbstqual, zur Reue. Wer hieß mich Gefallen finden an dem jungen Mann, der mich nicht einmal verstand, ja nicht verstehen wollte? Wer hieß mich zu ihm sprechen, daß die Gespenster der Vergangenheit aufschreckten vor dem reifenden Wort? Nun ist es geschehen, und ich kann sie nicht mehr bannen. — Ja, auch mir war das Glück verheißen, ein Kind mein zu nennen, aber wie das Schicksal mir Alles verhieß, Eltern, einen Namen, eine Familie, Eheglück und Kinderliebe, so erfüllte es mir Nichts, und ich verlor mein Kind, ehe ich es besessen hatte. Heinz, das hatte ich Dir nicht erzählt. Was ging es auch Dich an? Als Juliane sich von mir trennte, hatte

Digitized by Google

Gott uns ein Kind verheißen. Ich habe nie erfahren, ob die Verheißung sich erfüllte, aber oft in einsamen Stunden trat ein Bild vor meine Seele, ein versöhnender Engel, der kaum Gestalt gewonnen in meinen Gedanken, und der doch in der Phantasie ein Glücksgefühl heraufstrahlen ließ, das alle Schatten meiner Empfindungen erhellte. Das ist lange, lange her. Ich hatte diese Gedanken eingesargt wie alle anderen, und nun sind sie wieder da, und ich bin so elend, als vorher. Nein, ich will, will sie nicht heraufbeschwören."

Er sank zurück und schloß die Augen. Heinrich wollte zu ihm treten, aber ein Wink des Advocaten hielt ihn zurück. Der erfahrene Mann sah wol, wie es hier stand, aber er wußte, daß das vorüber ginge. Er kannte auch den alten Mann seit Jahren und rechnete viel auf die Uebertreibung und künstliche Erregung seines Wesens. In manchem Rechtsstreit, wie ihn das veränderliche Geschäft mit sich brachte, hatte er ihn vertreten und immer erfahren, daß der alte Mann sich den Schein einer Schuld, einer Fälschung, fast eines Betruges lieber gefallen ließ, ja muthwillig selber hervorrief, als daß er die edlere Seite seines Wesens hervortreten ließ. Der verständige Mann winkte Heinrich in's Nebenzimmer und es begann eine flüsternde Berathung.

„Es ist mir zwar nicht klar, in welcher Beziehung Sie zu dem alten Jobst stehen," fing der Advocat an, „aber ich sehe, daß Sie allein vielleicht so viel Gewalt über ihn haben könnten, daß er sich Ihnen deutlich ausspräche. Er war stumpf geworden in den letzten Jahren, und seine Heiterkeit, ja seine scheinbare Kraft und Frische war mehr das Fortleben der Gewohnheit, das mechanische Weiterarbeiten des einmal aufgezogenen Räderwerkes, als neues Denken und Thun. Nun habe ich oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß in dem letzten Aufflackern der Lebenskraft die ferne Vergangenheit lebendiger in der Erinnerung wird als die Gegenwart, oder was dazwischen liegt. Jobst muß selbst eine Vorahnung nahen Ausklingens haben, sonst würde er nicht eine so angstvolle Hast haben, über das zu verfügen, das ihm in seiner Uebertreibung viel werthvoller erscheint, als es sicher in Wirklichkeit ist. Wenn wir ihm aber über die Krise des jetzigen Augenblickes noch einmal forthelfen wollen, müssen wir sie zum Abschluß bringen, und das kann nur dadurch geschehen, daß er sich vollkommen ausspricht. Nicht für uns, denn ich kenne ungefähr die Verhältnisse seines Lebensganges, und es würde nicht schwer sein, die Fäden zu verfolgen und aufzudecken zu den Geheimnissen, zu denen er allein den Schlüssel zu haben meint. Wer sich sein Leben lang in Räthsel hüllt, der reizt die Neugierde Anderer, sie zu lösen, und aus allerlei falschen und exaltirten Conjecturen, aus Märchen und Erfindungen, krystallisirt sich doch schließlich ein Ganzes, das ungefähr das vielfach gebrochene Bild der Wahrheit erkennen läßt. Die meisten Menschen halten Jobst für einen Schwindler, alle für einen Narren, aber keiner für einen Verbrecher. Das wird auch ungefähr richtig sein. Daß er in einer vornehmen Familie erzogen wurde, für deren illegitimen Sproß man ihn hielt, weiß man auch. Daß man ihn verheirathete und daß, wahrscheinlich durch seinen Leichtsinn, Trotz und Hang zum Unwahren, die Ehe sich löste, bestätigte sein Gebahren uns selbst, und daß aus dieser Ehe ein Kind erwartet wurde, hat er so gut als eingestanden. Es fehlt uns also nur noch der Name, die

Digitized by Google

Gewißheit, daß solch' Kind existirte, noch lebt, oder doch Nachkommen hinterließ. Für mich ist das keine romantische Geschichte, sondern einfach ein Rechtsfall, und ich möchte Sie bitten, mir beizustehen, diesen aufzuklären. Uebrigens verfolgen Sie damit nur Ihr eigenes Interesse, denn ich brauche Ihnen wol nicht mehr zu sagen, daß Jobst Sie zu seinem alleinigen und uneingeschränkten Erben einsetzte. Uebergeht er aber in dem Testament seine etwaigen leiblichen Erben, so ist es ungültig und Jobst's Absicht geht zu Ihrem Nachtheil verloren."

Heinrich erwiderte schnell: „Von mir und meinem Interesse kann gar nicht die Rede sein. Die Laune, mir sein Eigenthum zuzuwenden, ist eine ganz willkürliche; aber ich erkenne doch die Verpflichtung an, die sie mir auferlegt, wenn auch nicht der Erbe, so doch der Freund des alten Mannes zu werden, und in diesem Sinne will ich thun, was ich kann, von der Seele des alten Mannes die Last zu lösen. Vielleicht kann man ihm auch ein Band an das Leben wiedergeben, indem er nahe daran ist, dasselbe zu verlassen, vielleicht den Scheidegruß von einer vernichteten Existenz zu einem verhöhnten werden lassen."

Der Advocat sah den jungen Mann eine Weile prüfend an. „Ein Talent, oder nennen wir es lieber Instinct, hatte der alte Jobst doch," sagte er, „wie man es ihm auch bestreiten wollte. Er wußte das Echte vom Unechten auf den ersten Blick zu unterscheiden, und möglicher Weise hatte der alte Finder doch Schätze zusammengebracht, die des Erben werth sind."

Heinrich erwiderte Nichts, sondern ging zu dem Alten zurück, den er, durch die offene Thür, keinen Augenblick außer Acht gelassen hatte. Er war wieder ganz ruhig geworden. „Wo ist denn der naseweise Doctor geblieben, Heinz?" fragte er. „Ich habe ihm tüchtig heimgeleuchtet. Diese neugierigen Menschen wollen immer mehr ausforschen, als man ihnen zu zeigen gewillt ist."

„Er that es, Eurem Willen nachzukommen, Meister!" erwiderte Heinrich, „davon ist keine Rede mehr. Ihr sollt Euch nicht aufregen mit solchen Dingen, und wenn Ihr ruhig sein wollt, verspreche ich, Euch nicht zu verlassen und jeden anderen Plan für die Zukunft, wie lockend er auch scheine, aufzugeben."

„Das versprichst Du, Heinz?" rief der Alte, und ein Strahl von Jubel flog über seine nun wieder bleichen Züge. „Ich wußte es. Wenn ich einmal unter dem Kehricht der Jahrhunderte einen reinen Stahl fand, geklärt in der Gluth des Meisters, unberührt vom Rost der Zeiten, mit dem nur meinem Auge sichtlichen Stempel der Geschichte, habe ich ihn noch immer gewonnen, wie hoch ich auch den Preis stellen, wie klug ich auch werben mußte. Den alten Jobst betrog Niemand. Du bist nun mein, Heinz, Du hast es gesagt, und Dein Wort ist mehr werth, als alle Verschreibung. Sie wollten Dich mir schon fortfischen, ich habe es wol gemerkt, ein paar Weiberaugen waren der Köder, aber der alte Jobst hat den Preis davon getragen. Alles muß man sich erkämpfen in der Welt, und Schlauheit ist die Waffe dieser Zeit, die zu marklos geworden ist, das muthige Eisen zu schwingen. Nun lasse ich Dich nicht mehr, Heinz, eher gäbe ich den Steigbügel des großen Rothbartes hin." Er drückte den jungen Mann fest an sich, als wollte er ihn niemals wieder frei geben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Nihilismus in Rußland.

Von

E. von der Brüggen.

I.

Seit bald zwei Jahren wird das politische Publicum Europa's in steigendem Maße von einer Erscheinung in Rußland erregt, welche dem Namen nach bereits längst bekannt, dem Wesen nach aber dem Europäer doch so fremdartig gegenübersteht, daß er vergeblich von seinem entfernten Standpunkte aus den inneren Zusammenhang und die Tragweite all dieser revolutionären Theorieen und autokratischen Kämpfe zu bemessen trachtet. Rußland ist dem Europäer wie ein weites Meer mit ewig glatter Oberfläche, und kräuselt sich dann auf dieser leeren Fläche einmal eine außerordentliche Erscheinung empor, so ist es nur natürlich, daß sie in seinem Auge Formen und Maße annimmt, die weniger durch ihr Wesen selbst, als durch den Hintergrund, auf dem sie sich zeigt, bestimmt werden. Neben solchen Täuschungen, welche die Umgebung dieser socialpolitischen Erscheinung des Nihilismus in uns erregt, wird unser Urtheil dann auch noch beirrt durch die Verschiedenheit der Voraussetzungen, welche zwischen den historischen Gebilden unseres Culturlebens und den Lebensformen des russischen Volkes eine weite Kluft ziehen. Wir selbst sind durchdrungen von gewissen Anschauungen des Volkslebens, welche uns kaum mehr zum Bewußtsein kommen, aber unser Urtheil doch überall beherrschen, welche jedoch auf das Volksleben unserer östlichsten Nachbarn nicht passen, weil diese jene lange Reihe geschichtlicher Entwickelungen nicht durchgemacht haben, auf welcher wir durchaus und trotz aller Revolutionen der neueren Zeit fußen. Es ist daher nicht leicht, aber es ist von Interesse, jenen uns fremden Erscheinungen immer wieder prüfend nahe zu treten.

Ich habe nicht die Absicht, eine Geschichte des Nihilismus zu schreiben, sondern sein neuestes Auftreten zu beleuchten mit den Lichtern, die aus anderen uns verständlicheren Seiten des russischen Volkslebens darauf fallen. Und ich möchte gleich vorweg darauf besonders hinweisen, daß uns Westeuropäern das Verständniß für den Nihilismus vielleicht deshalb so schwer wird, weil wir

Digitized by Google

mehr darin suchen, als darin zu finden ist. Weil wir in allen politischen Doctrinen und Parteien ein größeres oder geringeres Maß von realen Anschauungen und Forderungen zu sehen gewohnt sind, deshalb ist es uns großentheils so schwer zu verstehen, daß Tausende durch feste Bande einer Partei verbunden sein können, deren geistiger Inhalt lange Zeit fast ausschließlich aus idealistischer Gefühlsschwärmerei bestand. Ist es doch selbst einem Turgenjew und selbst der hier, sollte man meinen, passendsten Methode der Darstellung solcher politischer Gefühlsbewegungen, der Methode individueller Verbildlichung in Typen des Romans nicht vollkommen gelungen, die europäische Leserwelt überall zu überzeugen, daß der Nihilismus ein wirklich existirendes Wesen sei. Mir will es scheinen, als ob daran vielfach eben jenes unser Unvermögen schuld sei, die Sache und die Menschen so einfach zu nehmen, als sie in Wahrheit sind. Wenn aber diese Menschen auch einfach sind, so ist es die Gesammterscheinung dieser Bewegung doch nicht, und zwar wieder hauptsächlich für uns, die wir auch der Gesammtheit des russischen Volks- und Staatslebens eben so fern stehen, als dem Denken und Sein des einzelnen Russen. Denn ich halte es für einen Irrthum, wenn man, wie vielfach geschieht, den Nihilismus auf irgend eine der europäischen Schablonen des Socialismus zupaßt. Nur Weniges, nur die einfachen, elementaren Erscheinungen innerhalb der russischen Grenzpfähle darf man nach europäischen Maßen messen; was darüber hinausgeht, ist durchdrungen von jenem slawisch-zarisch-orthodoxen Geiste, der sich nicht den Denkweisen Europa's fügt, weil er nicht der Geschichte des europäischen Denkens angehört, es ist ein verschlossenes Buch, das nur dem lesbar ist, der gelernt hat mit kyrillischen Lettern zu lesen. —

Indessen meine ich nicht, Europa die Befähigung, russische Dinge zu verstehen, abzusprechen oder es aufzufordern, russisch zu werden, um Rußland kennen zu lernen. Ich meine nur darauf hinzuweisen, daß man einen Gegenstand aus dem russischen Volksleben nicht herausgreifen und beurtheilen darf, ohne die Kenntniß seiner Umgebung; daß man russische Dinge nicht nach europäischen Vorgängen, sondern im Lichte russischer Cultur- oder Staatsgeschichte betrachten sollte.

Der russische Nihilismus verfolgt seine Wurzeln bis in das vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zurück, jene Zeit, da der Rationalismus überall hin drang und sich mit den politischen Doctrinen zu den wunderlichsten Ausgeburten einer naturwidrigen Treibhauswelt vermählte. Der starre Absolutismus des Zaren Nikolaus vermochte sein Reich nicht so hermetisch zu verschließen, daß trotz der Zollwächter nicht manches Buch des rationalistischen Jahrzehnts über die Grenze schlich. Als dann die liberale Aera Alexander's II. folgte, ließ sie eine Menge politischen Denkens und Wollens in dem bis dahin für diese Dinge so unfruchtbaren Boden aufkeimen. Die fünfzehn ersten Regierungsjahre des Zaren Alexander waren eine Periode der Reformen, welche die Wünsche der politisch erwachenden Jugend bald weit überflügelten. Zum Theil eben diese Wirkung der Reformen, daß sie in der zu politisch eigenem Denken aufstrebenden Jugend nur immer radicalere Erwartungen anregten, war der Anlaß, daß der ersten Reformperiode eine zweite von fast entgegengesetzter Tendenz folgte. Nicht daß die großen Principien nun bei Seite geworfen worden wären; aber

Digitized by Google

während man das Princip stehen ließ, lenkte man seine Anwendung in Bahnen, die oft kaum von einer Verleugnung des Princips selbst zu unterscheiden waren. Und die Wirkung war ein gesteigertes Bewußtsein in den Anhängern der rationalistischen Ideen, die nun immer entschiedener ihre Spitze gegen den Staat richteten. Wie die Bakunin und Tschernischewski in dem rationalistischen Europa der nikolaitischen Zeit erwuchsen, so gehörte in den sechziger Jahren Netschajew der liberalen russischen Aera, in den siebziger Jahren Tschaikowski und Myschkin der reactionären Aera Alexander's II. an. Innerhalb dieser praktisch reactionären Periode befindet sich Rußland noch heute und sie ist nicht zum geringen Theil hervorgerufen worden eben durch den Nihilismus, der zugleich mit jener Reaction sich ausbreitete und durch den Gegensatz sie in ihren Tendenzen nährte. In jeder staatlichen Krise Rußlands innerhalb der letzten Jahrzehnte sehen wir die nihilistische Bewegung in erweiterten Maßen auftreten: die Studentenunruhen der sechziger Jahre, dann am Schluß des Jahrzehnts der Proceß Netschajew, dann seit 1873 die steigende Agitation, welche 1875 den offenen Kampf des Staates gegen den Nihilismus herbeiführte, einen Kampf, der heute noch fortdauert.

Seit zehn Jahren hat der Nihilismus ansehnlich an Kraft gewonnen. So ungleich überall da, wo er offen gegen die Staatsgewalt auftrat, der Kampf war, er hat nirgends eine tödtliche, eine entscheidende Niederlage erlitten. Die Auslieferung und Verurtheilung Netschajew's hat eher den Nihilismus gefördert, der Tumult vor der Kasan'schen Kathedrale in Petersburg im December 1876 wurde zum Martyrium gestempelt, die Auflösung der weiblichen Studentenverbindungen in Zürich verpflanzte die weibliche Propaganda in die Schule für Geburtshilfe und andere weibliche Anstalten Petersburg's, der Proceß der 193 vom letzten October wurde beantwortet mit dem Proceß Sassulitsch. Liest man die Reden der Angeklagten vor Gericht und die Schriften der Genfer Nihilistenpresse, so staunt man über den ungebrochenen Fanatismus für die Sache, der überall sich kund thut. Der Zusammenstoß von 1875 bedeutete für den Nihilismus eine verlorene Schlacht, aber auch nicht mehr. Es war nicht die erste Niederlage, welche er erlebt, und wird nicht die letzte sein. Welche Mittel die Staatsgewalt aber auch angewandt hat, ihm einen tödtlichen Streich zu versetzen: der nächste Kampf fand ihn immer kräftiger als der vorhergehende. So äußerlich angesehen, könnte man leicht zu der Meinung gelangen, daß wir es hier mit einer beginnenden, mit einer bereits feststehenden Revolution des gesammten Volkes zu thun haben. Alle Schichten der Gesellschaft, vom Fürsten aus Rurik's Stamm bis zum Sohne des früheren Leibeigenen, sind in den Reihen der Nihilisten zu finden. Und dennoch täuscht man sich hierin leicht. Denn zuletzt ist der Nihilismus, wenigstens bis jetzt, wol eine merkwürdige, aber keine tiefgreifende Erscheinung im russischen Volksleben.

II.

Wäre der Nihilismus nur die gewöhnliche Kinderkrankheit, wie sie auch anderwärts aufgetreten ist, wäre er nur die ideelle Ausschreitung eines Volkes, welches soeben den ersten Luftzug der Freiheit verspürte und von ihrem Wehen

Digitized by Google

trunken ward, er wäre heute schon wieder verschwunden oder doch entschiedener, als es geschehen, in andere Bahnen eingelenkt. Denn solche Ideen, wie sie den Inhalt des Nihilismus in seiner ersten Periode ausmachen, vermöchten kein Volk, welches in einem gesunden Entwickelungsgange zur Freiheit begriffen ist, dauernd zu bewegen. Durfte man denn eigentlich überhaupt von Ideen als Inhalt des Nihilismus der sechziger Jahre sprechen? Darf man die nackte Verneinung des Bestehenden schon eine Idee nennen? Ist es nicht vielmehr der eigenthümliche Inhalt des Nihilismus, keinen Inhalt zu haben?

Es ist eine alte Beobachtung: je weniger ein Volk oder ein Mensch die Freiheit am eigenen Leibe erprobt hat, je weniger er von ihr versteht, um so überschwänglicher, radicaler faßt er sie auf. Radicalismus, Maßlosigkeit in politischen Dingen sind hervortretende Erscheinungen im russischen Volk. Aber Radicalismus gibt es auch anderwärts, und doch wenden sich selbst unsere Radicalen von einem Bakunin entsetzt ab. Worin liegt das?

Wir Westeuropäer kennen keine politischen Ideen, die nicht mehr oder minder positiver Natur wären und mehr oder minder an das Bestehende anknüpften. Die radicalen Parteien der westeuropäischen Socialisten und Communisten haben immerhin eine gewisse geschichtliche Begründung hinter sich, sie haben bestimmte, wenn auch noch so phantastische Formen vor sich, in welche sie die Gesellschaft und den Staat gießen wollen. Nicht darum war es dem Nihilismus zu thun, denn ihm galt es nicht, eine neue Form zu schaffen, sondern die alte zu zerschlagen. Zerstören, vernichten war und ist großentheils noch heute der Inhalt seiner politischen Idee. Ihm ist alles Bestehende ein Greuel, soweit es staatlicher, socialer, kirchlicher Natur ist; sein Streben ist im Grunde darauf gerichtet, eine Auflösung der menschlichen Gesellschaft zur völligen Individualisation, zur gänzlichen Zusammenhangslosigkeit der Einzelnen herbeizuführen. Das ist seine leitende Idee, an welche sich dann die Hoffnung knüpft, daß aus diesem künstlich geschaffenen Urzustande sich eine bessere Weltordnung von selbst aufbauen werde. Ueber die Art dieser neuen Ordnung macht er sich weiter keine Sorgen, da möge ein Gott in das Chaos das Licht bringen. Und eben so wenig kümmert es ihn, wenn mit dem Untergang des Bestehenden auf staatlich-gesellschaftlichem Gebiet auch dasjenige auf jedem anderen Gebiete einer zweitausendjährigen Cultur zertrümmert würde. Der Zustand des Heerdenthieres wäre die zu erstrebende Grundlage künftiger Organisationen.

Und solche oder ähnliche Gedankengänge können sich in Tausenden dauernd festsetzen, können in jahrelangem Wachsthum einem ganzen Staate gefährlich werden? Es müssen eigenthümliche Verhältnisse wirksam sein, um solche Erscheinungen hervorzutreiben. Suchen wir diesen Verhältnissen wenigstens in den Hauptquellen nachzuspüren.

Eine Geistesrichtung wie der russische Nihilismus kann zunächst nicht wohl erklärt werden ohne Berücksichtigung der Natur des Volkes, in welchem sie auftritt. Der Grundzug des slawischen Volkscharakters ist die Sinnlichkeit. Der Slawe wird beherrscht von dem äußeren Eindruck, den ihm Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. vermitteln, und da diese Eindrücke häufig wechseln, so ist auch sein geistiges Leben ein wechselvolles, vom Augenblick geleitetes. Ein reges seelisches

Digitized by Google

Gefühl entspricht dieser Unbeständigkeit und vermehrt sie. Was der Slawe thut, geschieht aus dem Antriebe der augenblicklichen Stimmung, er lacht mit dem Fröhlichen, weint mit dem Traurigen, ist großmüthig, wo der Anblick oder die Phantasie des Elends ihn packt, gleichgültig gegen fernliegende Leiden; er ist ehrlich unter Ehrlichen, wird leicht ein Dieb unter Dieben, er ist leichtgläubig, phantasievoll, rasch aufflammend und rasch verlöschend. So fehlen ihm die wesentlichen Eigenschaften, welche dasjenige bilden, was wir Festigkeit des Charakters nennen: er ist abgeneigt, aus gründlicher Ueberlegung, allseitiger Beurtheilung sich Grundsätze zu gestalten und diese Grundsätze zur Richtschnur seines Handelns zu machen. Um so leichter ist er aber bereit, den Schattengebilden der Grundsätze nachzujagen, Theorieen anzuhängen, die der Wind des Tages ihm herbeiweht und die ihn um so rascher mit sich reißen, je glänzender, allgemeiner, durchsichtiger sie sind. Ohne philosophische Tiefe hat er doch einen bedeutenden Scharfsinn, welcher ihn solchen Theorieen am ehesten zuführt, deren einfache und abstracte Logik ein rasches Durchlaufen bis zum äußersten Ziele gestattet.

Mit diesem Charakter ausgerüstet hat das russische Volk bis in die neueste Zeit unter einer Autokratie gelebt, welche jede selbständige staatliche Regung, jedes eigene Denken und Thun in staatlichen Dingen ausschloß. Der Einzelne stand unmittelbar nur dem Kaiser gegenüber, der durch alle Rangstufen der Büreaukratie hindurch vertreten ward; der Begriff des Staates neben dem Herrscher war eben so ausgeschlossen, als irgend welche neben, unter dem Herrscher selbständig lebendige Organismen des Standes, der Körperschaften. Alle Gemeinsamkeit ging in dem Staat, und zwar in dessen persönlichem Oberhaupte auf. So war es nicht möglich, daß das Volk praktisch am eigenen Leibe die Erfahrungen machen konnte, aus denen politisches Denken, politischer Charakter und Ueberzeugungen sich aufbauen. Den politischen Charakter, wie ihn der Engländer versteht, erlernt nicht der Einzelne, wie er etwa wol ein guter Jurist, ein tüchtiger Mathematiker wird. Erst eine politische Geschichte seines Volkes verleiht dem Einzelnen politischen Charakter. Und das russische Volk hat bis auf den heutigen Tag keine politische Geschichte gehabt. Die Enthusiasten des russischen Nationalgeistes rühmen an ihrem Volke, daß es keine Stände kenne, daß es nie ständische Gliederung gekannt habe. Eben darum kennt es auch keine staatliche Organisation, denn diese ist nur möglich in der Gliederung der Massen. Aus dem ständischen Staatswesen Europa's hat sich alles heutige politische Volksbewußtsein des Westens entwickelt: in Rußland lag eine formlose Volksmasse unter den Füßen von Despoten, und diese Formlosigkeit verhinderte jedes organische Leben, alle politischen Gebilde, an denen und aus denen ein politischer Volkscharakter erblühen konnte. Seit der Tartarenherrschaft sind die Keime eines politischen Volkslebens allmälig völlig verdorrt, welche ehemals in den einzelnen Stämmen noch lebendig waren. Der Adel hat durch Katharina's Gesetzgebung ebensowenig sich zu einem politischen Stande erhoben, als der Leibeigene ein staatliches Wesen war, und diese beiden Volksscharen erfüllten das Reich. Sie haben sich beide daran gewöhnt, in allem Staatlichen an sich etwas Feindliches zu erblicken, denn sie sahen nichts Staat-

Digitized by Google

liches außer der Büreaukratie, und mit dieser lebten sie von jeher in einem Kampfe, in welchem von beiden Seiten alle Mittel für erlaubt galten. Was seit Peter dem Großen an politischen Ideen und Institutionen des Westens in Rußland bekannt wurde, das hatte im Ganzen die Wirkung von Romanen: man vertrieb sich damit einige müßige Stunden, aber man *verstand* es im Grunde nicht einmal, denn man hatte eben nicht politisch denken gelernt. —

So war das russische Volk politisch ein unbeschriebenes Blatt auch dann, als in rascher Folge die Leibeigenschaft aufgehoben, eine Selbstverwaltung der Provinzen und Kreise, dann auch der größeren Städte eingeführt ward, und als unmittelbar darauf, durch den Bau eines weiten Eisenbahnnetzes ein Verkehr im Reich und mit dem Auslande erschlossen ward, der erst jetzt wirklich die politischen Ideenkreise des Westens größeren Massen im Volke nahe brachte. Man hatte zwar auch seinerzeit in Rußland Anhänger von Montesquieu, von Rousseau, von Voltaire, von Hegel u. s. w.; doch waren das Spielereien einer vornehmen Hofaristokratie, der es im Ernst nie einfallen konnte, mit den Lieblingsschriftstellern ihrer Theestunden in Rußland praktische Politik treiben zu wollen. Jetzt war das ein anderes Ding. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hatte das entfesselte, niedere Volk vorläufig nicht innerlich berührt, verändert: aber sie weckte in den oberen Schichten das Bewußtsein von der Bedeutung der Freiheit überhaupt, und steigerte dasselbe oft über das Maß der augenblicklichen Veranlassung hinaus. In den neuen Landschaftsversammlungen, den grundlegenden Körperschaften provinzieller Selbstverwaltung, erwachte gleichzeitig zum ersten Male die Empfindung staatlichen Wesens, gemeinheitlicher Berechtigung. Man ward sich bewußt, als Volk auch gegenüber dem büreaukratischen Staat ein, wenn auch beschränktes Recht zu haben und freute sich kindlich der Ausübung der Macht, welche daraus floß. Ein Ansatz von corporativem Geist durchwehte hin und wieder diese Versammlungen in der ersten Zeit ihres Bestehens, und fachte oft jenes Freiheitsbewußtsein zu noch lustigerem Flackern an.

Diesen Bewegungen ging eine Episode zur Seite, die von hervorragendem Einfluß auf die Geistesrichtung des letzten Jahrzehnts geworden ist; wir meinen das Auftreten der Presse gegen die Regierung. Man sah in der „Glocke" Herzens plötzlich eine Macht erstehen, welche äußerlich zwar hinter den Grenzen des Staates stand, im Grunde aber doch ihre Hauptkämpfer in den Reihen des russischen Beamtenthums und Volks zählte; man sah diese Kämpfer, freilich unter dem Schutz des persönlichen Geheimnisses, mit einer schrankenlosen Offenheit die vorhandenen Uebel bloslegen, mit vollendeter Rücksichtslosigkeit sich *neben* die seitherige Allgewalt stellen und erfolgreich auf diesem Standpunkte sich behaupten und *wirken*. Man sah dann die „Moskauer Zeitung" Katkow's sogar *innerhalb* der Marken des Reiches, unter den Augen der Regierung eine Stellung erringen, wie sie nie die ersten Minister des Zaren inne gehabt hatten. Hier war plötzlich eine politische Gewalt aus dem Volke selbst emporgeschossen, und behauptete sich neben und trotz der Regierung. Da geschahen große politische Thaten ohne Zuthun von Staatsbeamten! Eine dunkle Ahnung unbegrenzter Volkskraft kam über die aufstrebende Jugend. Welch' eine Fülle von Gewalt mochte in dem Volke schlummern, die nur zu wecken wäre! Ein

Digitized by Google

wie weites Feld der Politik lag plötzlich offen da, das, um bearbeitet zu werden, nur der Köpfe und Hände aus dem Volke wartete! In diese Stimmungen hinein ergossen sich auf den neuen Verkehrswegen die mannigfaltigsten Geistesfrüchte des Westens. Eine freiere Censur unterstützte seit 1865 diese Zuflüsse, die Druckereien schossen überall hervor und verbreiteten Uebersetzungen der fremden Literaturen in russischer Sprache.

Der Theil des russischen Volkes, welcher einer mäßigen Schulbildung theilhaftig war, glaubte sich nun zur Führerschaft berufen. Das Volksbewußtsein war heftig und plötzlich erwacht, man verspürte ein starkes Begehren nach politischer Bethätigung. Zu diesem instinctiven Wollen bedurfte es der leitenden Gedanken. Wo sollten die herkommen? Sollte man in langsamer Arbeit an sich selbst die ersten Grundsätze des politischen Wirkens erwerben? Konnte man das von einem Volke erwarten, welches mehr als andere den Impulsen eines raschen Temperaments folgt? Da lagen ja die Recepte fertig vor; und je radicaler diese Recepte waren, je theoretischer, um so besser. Denn diese waren für den rein speculativen Verstand des russischen Studenten, Schülers, Beamten, Officiers um so leichter faßlich. Die praktischen Einschränkungen, welche gemäßigte Lehren auf Grund empirischer Motive durchsetzen, waren diesen Herren unverständlich. Unbildung und Radicalismus stimmten hier um so voller zusammen, als sie von der eigenthümlichen, bereits charakterisirten Natur des russischen Volkes getragen wurden. Mit den Gaben eines reinen Naturmenschen ausgestattet, stürzt sich der Russe in die Gebiete einer vielhundertjährigen Cultur und *überspringt so die unendliche Reihe der Läuterungsstationen*, welche der Geist abendländischer Völker durchwandert hat. Das heutige Abendland schaut nicht blos auf die Jahrhunderte eigenen nationalen Schaffens zurück, sondern ruht auch auf dem mächtigen Unterbau der altclassischen Geistesarbeit. Die Russen entbehren des Einen wie des Anderen. Und doch wird jeder einzelne Deutsche, Engländer, Franzose von dieser Vergangenheit seines Volkes getragen, doch vermögen nur ungewöhnliche Naturen durch persönliche Arbeit dasjenige für sich zu ersetzen, was ihrem Volke an historischer Arbeit abgeht. Wie viel weniger Der, dessen Geist mit dem unzulänglichen Unterricht schlechter russischer Lehranstalten oder dem encyklopädischen Studium der russischen Universitäten genährt worden ist. In der Kluft, welche die Uncultur des russischen Volkes von Formen einer alten Cultur trennt, in der Leere, die es bei einem Sprunge über diese Kluft durchmißt, liegt zum großen Theil *die historische Erklärung des Nihilismus und die Gefahr für die Nation*.

Mit sehr oberflächlicher Schulbildung, mit einem seichten Fachwissen von der Universität oder anderen höheren Lehranstalten her treten die jungen Leute in's Leben. Da begegnen sie überall der Politik als einer Sphäre der modernsten, höchsten Bethätigung des Geistes. Wer im Lande einen großen Namen hat, errang ihn auf politischen Wegen, sei es im Dienste des Staates oder im Kampfe mit ihm. Die Wissenschaft ist zu mühsam und zu armselig, der Soldatenstand — für untergeordnete Köpfe; allenfalls mit dem Staatsdienst wird ein Versuch gemacht. Und wie Viele kommen auch dazu nicht, weil sie in der Lehrzeit schon sich zu Politikern vorbereiteten und das Lernen dabei versäumten, ohne Examen

Digitized by Google

die Anstalten verließen und dann gleich als Feinde des Staates, der ihren hohen Ideen und niederem Wissen kein Obdach bot, in die Welt traten.

Allen diesen zeigt sich in der Politik das Feld des patriotischen Ehrgeizes, und rund um sich her sehen sie eine politisch unerfahrene, todte Masse, die unfähig ist zu beurtheilen, was echt und was falsch ist.

Die hohlste Phrase genügt, um den entlaufenen Secundaner zu einem Politiker zu stempeln. So macht er es sich leicht, er holt sich die Phrase aus den Speichern des Auslandes. Er braucht nicht zu fürchten, viel ernste Einwürfe zu erfahren; keine Reflexionen, keine Erfahrungen hindern ihn oder seine Zuhörer, die speculative Leiter der neuesten Sätze Büchner's oder Moleschott's, Louis Blanc's oder Proudhon's bis an's Ende zu durchlaufen; — Freiheit, Gleichheit sind ja so leicht faßliche, so einleuchtende Begriffe! Dazu noch die Brüderlichkeit, und der junge Weltbefreier stürzt schwärmerisch dem Bruder in die Arme. Geht er dann in seinen Studien weiter, so findet er bald, daß Materie, Kraft, Gott eben so einfache Begriffe seien, und er zögert keinen Augenblick, die Geschichte von Jahrtausenden als historischen Irrthum lachend bei Seite zu werfen. Er erklärt alles Bestehende für Unsinn und wird Nihilist.

Es kommt noch ein anderes Moment hinzu, um den Irrungen des Nihilismus praktische Resultate zu ermöglichen. Der Nihilismus ist an sich nicht national, sondern kosmopolitisch: ihm ist Russenthum oder Deutschthum, Katholicismus oder Orthodoxie gleich verächtliches Gerümpel; nur der Mensch in völliger Nacktheit hat Anspruch auf seine Achtung. Aber in den Mitteln, die zu dieser Entkleidung des Menschengeschlechtes führen sollen, begegnet er einer Bevölkerungsgruppe, welche ähnlich phantastisch-radicale Ziele verfolgt. Es ist die Menge Derjenigen, welche wirklich eine Kinderkrankheit des erwachenden Volkslebens in ihrer Geistesrichtung durchmachen. Dieselben Motive, die wir oben als die ersten Wurzeln des Nihilismus betrachtet haben: die ersten Regungen eines eigenen Volksbewußtseins, das Selbstgefühl der noch unerprobten und darum scheinbar unbegrenzten Volkskraft, sie erzeugen in den aufstrebenden Köpfen das Bedürfniß, ihre Kraft zu erproben, und während die Einen radical gleich das ganze Menschengeschlecht für ihre Zwecke wählen, verschmilzt sich der Thatendrang der Anderen mit den Strömungen nationalen Gemeinsinns. Kaum erst in das wirkliche Leben als Nation eingetreten, findet das Russenthum sich bereits auf einer Höhe der Schätzung bei den Völkern der alten Cultur, welche dasselbe schwindeln macht. Das Russenthum vergißt leicht, daß diese hohe Schätzung lediglich auf die physische Masse, auf die zerstörende Kraft der militärischen Mittel gegründet ist, und dann auf die natürliche Productionsfähigkeit eines so weiten Reiches. Die bedeutende Stellung, die Rußland in der Welt einnimmt, vindicirt sich das nationale Russenthum einfach aus dem Titel eines großen Culturvolkes, und folgert dann weiter, daß es auch heute schon eine große Stellung und große Aufgabe innerhalb des Culturlebens der Welt erfülle. Welches aber ist diese Aufgabe? Da das Volksleben in Rußland so ganz anders ist als im Westen, so folgert der russische Chauvinist daraus, daß auch seine Culturmission eine ganz andere sein müsse; und da Rußland und sein Gewicht in der Welt groß sind, so muß auch die Culturmission groß

Digitized by Google

sein. Also völlig anders, als anderswo, und sehr groß! Da liegt es denn nahe von den kleinen, embryonischen Culturverhältnissen des wirklichen Lebens ganz abzusehen und sich großen Principien zuzuwenden. Und diese werden wiederum vom Westen importirt und müssen so umfassend, so großartig, so radical sein als möglich, damit die Erfahrung des Alltagslebens sie nicht jeden Augenblick widerlegen, verletzen könne. Hier aber ist der Punkt, wo sich der russische Chauvinist mit dem russischen Nihilisten begegnet. Beide bewegen sich in von dem Leben unerreichbaren Höhen des Doctrinarismus; beide verfolgen radicale Umsturzpläne, der Eine zum Wohle der Menschheit, der Andere zum Heile Rußlands.

Es ist aber doch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Chauvinismus und Nihilismus der Russen. Der Chauvinismus wird in der heutigen Form seines Auftretens vorübergehen. Der Chauvinist will Unerreichbares, oft Unsinniges: aber seine Motive sind jugendlich schwärmerischer Eifer, Unverstand aus mangelnder Erfahrung. Die Erfahrung wird kommen und ihn das Maßhalten lehren. Den Nihilisten der sechziger Jahre aber leitete der Cynismus eines alten Wüstlings, vereint mit der rücksichtslosen Gewaltsamkeit eines jungen Fanatikers. Und hier muß ich betonen, daß ich eine Entwickelung in den Nihilismus wahrnehme, welche seit den sechziger Jahren stattgefunden hat. Man ist gewöhnt, bei jungen politischen Schwärmern hinter den Irrwegen der Vernunft edle Triebe der Seele, große sittliche Grundideen zu suchen. Nicht beim Nihilismus durfte man in seinem ersten Auftreten diese Verbindung voraussetzen. Er hatte auch die Ethik aus seinem Katechismus verbannt; denn auch sie war ihm nichts als eine schlau ersonnene Formel der Pfaffen und Herrscher. Die individuelle Moral war ihm eine alberne Gewohnheit, die beseitigt werden mußte, zusammen mit der anderen Gewohnheit der Religiosität, wenn man sich von ihren klugen Erfindern, den großen und kleinen Tyrannen, befreien, wenn man ein wahrhaft freier Mensch werden wollte. So sagte der Nihilist denn vor Allem sich selbst los von Moral und Religiosität, und daß ihm das gelang, in wie hohem Maße er dessen fähig war, darin lag das individuell Eigenthümliche, Zerstörende des russischen Nihilisten. Wenn irgendwo, so ist hier in Rußland der crasse Materialismus wirklich in's Leben übersetzt worden. Dem Nihilisten der Bakunin-Tschernischewski'schen Schule war und ist nichts heilig und jedes Mittel recht, eine sittliche Kennzeichnung, die vielleicht hier eher zutrifft, als sonst, wo sie so gern und oft falsch angewandt wird. Und in dieser persönlichen Entsittlichung liegt eine große Gefahr für die Ethik der Nation. In die Adern dieses weichen Organismus träufelte ein Gift, das auf das ganze künftige Leben unheilvoll wirken mußte. Andererseits wieder mag man die Folgen einer Propaganda für das Volksleben ermessen, welche direct gegen die Familie gerichtet ist.

III.

Solcher Natur war, und ist zum Theil noch, eine Geistesrichtung in Rußland, die seit Jahren immer weiter um sich griff, die ihre Märtyrer gehabt hat und ihre Verfolgungen, und die heute gegen den Staat wieder eine Schlacht

Digitized by Google

verloren hat, wo Tausende ihrer Kämpfer auf der Wahlstatt blieben. In 37 Gouvernements, fast dem ganzen europäischen Gebiet des Reiches, mit Ausnahme der Ostseeprovinzen und Polens, wird von Männern aus allen Volksschichten an der Verbreitung von Ideen gearbeitet, die auf jenen Lehren der Genfer Nihilistenschule ruhen. Aber schauen wir näher zu, so bemerken wir doch einen Unterschied zwischen dem Nihilismus der Nationalisten von 1848 und den Tendenzen der Leute, welche in unseren Tagen auf der Anklagebank sitzen oder saßen.

Der Nihilist der ersten Periode wandelte als ein Träumer auf einer ihm feindlichen Welt umher. „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht" — war sein Motto; aber der allgemeine Ekel, in dem er sich gegenüber aller socialen Einrichtung gefiel, war zu abstract, zu sehr in's Allgemeine gerichtet, um ihn zum Handeln heftig anzuregen. Ueber diesen Gestalten, wie sie uns in zahlreichen Bildern der damaligen Literatur aufbewahrt worden sind, ruht eine tiefe, schauerliche Melancholie, eine Oede, welche oft mit der tiefsten Tragik den Beobachter ergreift. Alles, Staat, Gesellschaft, Familie, Genuß, Freude, Arbeit widert diesen jungen Greis an, der erkannt hat, daß Alles verkehrt geworden und doch keine Umkehr möglich sei. Nur die unberührte Natur vermag ihn noch zu reizen; aber auch sie läßt er an seinem kritischen Blick mit einer kalten Objectivität vorüberziehen. Vollkommene Apathie gegen die Außenwelt und ebenso gegen sich selbst, ein Hinträumen in Geist und Gefühl, das jede Thatkraft lähmt. Die Oede, wie sie auf dem Volke und Lande lag, diese freudlose Leere ist erträglich für Denjenigen, der, selbst von ihr durchdrungen, in ihr und mit ihr dahinlebend den Reiz des Lebens nicht kennt: aber diese nationale Leere wird zur Hölle für Denjenigen, dem sie zum Bewußtsein kommt. So sehen wir den Sklaven ruhig, ja fröhlich sein Joch tragen, so lange er die Freiheit nicht kannte: erst das Bewußtsein von dem Dasein der Freiheit erweckt das Bewußtsein von dem Dasein der Sklaverei, und damit die Empfindung ihres Druckes. Und mit diesem Bewußtsein von der unausfüllbaren Oede des Lebens im Busen wanderten jene rationalistischen Träumer umher, thatenlos weil hoffnungslos, sittlich und geistig erstorben im sittlichen und geistigen Nichtsthun. Denn eben von dem, was Bücher und Lehrer des Westens sie hatten kennen gelehrt, was unerfahrener, jugendlich stürmischer Geist weiter fortgesponnen hatte zu den barocksten Phantasieen, war der Abstand zur umgebenden Wirklichkeit zu gewaltig, um eine Brücke bauen zu können. Die Nihilisten in Genf befanden sich in anderer Lage als ihre Jünger in Rußland; sie lebten inmitten der wechselvollen Ereignisse Europa's, wo auch die radicalsten Lehren eine Verbindung mit dem wirklichen Leben gestatteten. Tschernischewski schrieb seine Schriften im Anschluß an das Wirken der französischen, schweizerischen, deutschen Communisten und Materialisten; Bakunin wurde eifriger Förderer jener extremen communistischen Richtung, welchen neuere Vorgänge nicht mit Unrecht den Namen des Anarchismus beigelegt haben. Was aber hatte der Anhänger dieser Lehren tief im Innern Rußlands für ein Feld seiner Thätigkeit vor sich? Der mit aller Schärfe ausgebildete Absolutismus des Zarenthums und der Büreaukratie, die

Digitized by Google

todte Masse des hörigen Volkes boten keinen Angriffspunkt dar; denn sie waren selbst der Feind und zugleich der Inbegriff Rußlands.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft eröffnete neue Aussichten. Zwar die ersten überschwänglichen Hoffnungen, daß nun eine plötzliche Umkehr eintreten werde, erwiesen sich bald als eitel. Aber die Periode des vorschreitend liberalen Regiments ließ jenen ungeheuren Gegensatz zwischen Theorie und Wirklichkeit doch Schritt um Schritt geringer werden. Die Einführung einer grundlegenden Selbstverwaltung der Provinzen in der Landschaftsverfassung von 1864, dann in der Städteverfassung von 1870, die Einführung der Oeffentlichkeit in den Gerichten und der Geschworenen in der Criminaljustiz, die Förderung des Volksschulwesens und des Verkehrswesens, der Anfang einer freieren Preßordnung im Jahre 1865: das waren Alles eben so viele Breschen in der bisher unübersteiglichen Mauer, die sich vor den angreifenden Nihilisten erhob. In den Versammlungen der Selbstverwaltung, vor den Geschworenen, in der Presse, auf den Eisenbahnen in's Land dringend, konnte der nihilistische Gedanke leichter als bisher hoffen, hie und da praktisch Wurzel zu schlagen. Ihm kamen unerwartete Hilfstruppen von den Hochschulen, wo, nach jahrelangem Streit über Realismus und Classicismus, der letztere endlich, unter Aegide des einst so mächtigen Publicisten Katkow und des Unterrichtsministers Tolstoi, gesiegt hatte. Man mag in Westeuropa den Classicismus so hoch stellen, als man will, man wird es thun dürfen in dem Bewußtsein, daß die Culturvölker Europa's mit und in ihm das geworden sind, was sie sind. Aber die Russen sind kein Culturvolk in europäischem Sinne. Unsere Cultur hat sich auf der politischen römischen Weltherrschaft und der Renaissance des Geistes der Griechen und Römer aufgebaut, aber in einer fortdauernden Arbeit von Jahrhunderten. Diese Arbeit fehlt den Russen. Wenn Rußland seine Cultur nun heute plötzlich auf den Classicismus gestellt hat, so ist es natürlich, daß das rein äußerlich geschehen ist, und von einer classischen Renaissance dabei keine Rede sein kann. Der Geist des Classicismus kann nicht mit einem Schulcursus, nicht mit einem Lebensalter, nicht mit vielen Jahrzehnten einem Volke eingeflößt werden, am wenigsten einem Volke, welches jedem geistigen Leben noch so unendlich fern steht als das russische. Daher thaten die Begründer des Classicismus in Rußland in ihrer Weise dasselbe, was die Nihilisten auf allgemeinerem Gebiete thaten: sie übersahen völlig die grundsätzliche, ungeheure Andersartigkeit der Beschaffenheit des Volksgeistes in Rußland gegenüber dem Volksgeiste Europa's, sie übersahen dieselbe ungeheure Kluft zwischen der uralten Cultur des europäischen Geistes und der völligen Culturlosigkeit Rußlands, sie stellten Forderungen einer tausendjährigen Entwickelung an ein Volk ohne jegliche Entwickelung; sie thaten, was die Nihilisten thaten, indem diese Gedanken eines Büchner und Proudhon nach Rußland trugen.

Die Folge war, daß die Natur des russischen Volkes selbst sich gegen die Gewaltmaßregel auflehnte. Der russische Schüler mochte mit all seiner Begabung, mit seiner raschen Fassungskraft doch die Wohlthaten eines Geistes nicht aufnehmen, der gerade die tiefe Verinnerlichung des Stoffes verlangt. Die russische Natur ist vorzüglich realistisch angelegt, die exacten Wissenschaften sind es gerade, in welcher der russische Gelehrte am ehesten mit Erfolg schöpferisch auf-

Digitized by Google

treten wird. Alles drängt den Russen gerade auf praktisch-analytisches Denken, auf realistische Studien hin. Und nun verlangte man von ihm gründliche Kenntniß der alten Classiker für den Zulaß zur Hochschule! Ich will hier nicht darüber urtheilen, ob und in wie weit der Classicismus etwa in dem russischen Unterrichtswesen einzuschränken wäre. Ich will blos auf den ungeheuren Unterschied aufmerksam machen, der zwischen der Stellung des Classicismus in Rußland und in Europa besteht, sowie auf den Gegensatz, in welchem es sich zu dem heutigen Volksthum in Rußland befindet. Seit drei Jahrhunderten stecken wir Westler in der Schuljacke des Humanismus und Classicismus: drei Jahrhunderte, die dem russischen Volksleben fehlen. Die Folge jener Maßregel, daß die große Mehrzahl der Schüler der Mittelschulen die Prüfung nicht bestand und nun plötzlich von der erhofften Lebensstellung im Staatsdienst sich abgeschnitten sah. Man berechnet aber die Zahl der Freischüler auf den russischen Universitäten auf 80 bis 90 Procent aller Studenten, d. h. fast $^9/_{10}$ aller Studirenden gehört den ganz unbemittelten Classen an. Dieselbe Vermögenslosigkeit herrscht in den Mittelschulen, und jene plötzlich von dem wissenschaftlichen Beruf Ausgeschlossenen sind also zum weitaus größten Theil arme Jünglinge, denen nun nur die Wahl bleibt zwischen dem Leben im heimathlichen Dorf als Landbauer, Krämer, Handwerker, oder dem Militärdienst. Das heimathliche Dorf mit seiner Oede ist dem Schüler, der die größere Stadt gesehen und etwas vom Culturleben wenigstens gespürt hat, ein Gegenstand des Abscheues geworden; ihm ist der Soldatenstand mit seinem Garnisonsleben eben wieder in dem Bauerndorfe gleich sehr verhaßt: er ist reif, Jedem in die Hand zu fallen, der ihm eine Thätigkeit auf eigenem geistigen Gebiete verspricht, zumal wenn diese auf so unerhört gewaltige Ziele gerichtet ist, wie der neuere Nihilismus sie sich gesteckt hat. — Diese Ziele haben sich herausgestellt durch die Wechselwirkung jener abstracten westeuropäischen Doctrinen und der praktischen Propaganda, in welche der Nihilismus seit etwa 1873 eingetreten ist. Was man auch gegen die Doctrinen sagen mag, mit denen der Nihilismus damals über die Grenze her in's Land einbrach, es wird dem Urtheil nicht zu Gute kommen können, das man über die Haltung der Regierung, oder richtiger über den Zustand der staatlichen Institutionen fällen muß, welche jener Propaganda gegenüberstanden.

IV.

Gewiß ist die gegenwärtige Staatsverwaltung nicht die schlimmste, welche Rußland erlebt hat, noch auch etwa schlimmer, als sie vor dreißig oder sechzig Jahren war. Wer objectiv hinblickt, muß gestehen, daß Recht und Gesetz zu den Zeiten der Zaren Nikolaus' oder Alexander's I. nicht fester standen als heute, ganz zu schweigen von den Zuständen unter Kaiser Paul, unter Katharina oder noch weiter zurück. Man schickt heutzutage nicht mehr ganze Regimenter der Garde vom Paradeplatz in Petersburg mit „rechtsum kehrt" nach Sibirien in die Verbannung, man kann sein Recht suchen auch gegen einen General oder Geheimrath, man darf freier reden und denken als jemals, man spürt überall, daß das Volk nicht ausschließlich für Zar und Beamtenthum geschaffen ist.

Digitized by Google

Aber eben darin liegt es, daß man in diesen zwei Jahrzehnten hat spüren gelernt, welche Anforderungen man an den Staat stellen müsse oder dürfe. Weil man heutzutage mehr zum Bewußtsein dessen gelangt ist, daß der Staat Pflichten und welche Pflichten er gegenüber dem Volke habe, darum spürt man auch doppelt und dreifach die Nichterfüllung der Pflichten. Weil man Besseres kennen lernte, fühlt man das Schlechte. Und an Schlechtem fehlt es nicht. Denn alle jene liberalen Maßregeln und Gesetze aus der ersten Periode der alexandrinischen Zeit sind durchlöchert worden in dem Kampfe der Büreaukratie gegen die Selbstverwaltung und die Unabhängigkeit der Institutionen. Die Omnipotenz der Büreaukratie bäumte sich auf gegen eine Beschränkung ihrer Gewalt durch unabhängige Gliederungen im Volke. Die natürlichen Mißbräuche der freiheitlichen Neuerungen wurden zu Anlässen von Angriffen der Büreaukratie gegen dieselben, und da der Kaiser inzwischen nicht mehr den Schutz seiner Ideen in der Praxis selbst auf sich nahm, so hatte die Büreaukratie freie Hand. Sie rührte nicht am Princip, tastete nicht die vom Kaiser ausgegangenen Institutionen im Ganzen an, unterband sie aber praktisch und im Einzelnen überall. Die Landschaftsversammlungen standen der Büreaukratie eben so feindlich gegenüber als die Friedensgerichte und Geschworenen. Jeder Friedensrichter war der gegebene Feind des Ministers des Innern und seiner Gouverneure und sonstigen Beamten; jeder Präsident eines Landschaftsamtes hatte sich vor Allem zu erwehren der Angriffe auf seine Competenz durch den Gouverneur, den Domänenminister, die Militärverwaltung, wie er andererseits freilich auch oft sein Gewicht gegenüber der Staatsgewalt all zu eifrig förderte und damit selbst den Kampf provocirte. Aber bei der Schwäche der neuen Institutionen, die noch kaum im Volke einige Wurzeln zu schlagen vermocht hatten, war es natürlich, daß die Büreaukratie siegte. Es erschien bald eine Verordnung des Ministers des Innern gegen die Selbstverwaltungskörper, bald eine Verordnung des Justizministers gegen die Geschwornengerichte, durch welche diese Institutionen eingeschränkt wurden. Die Presse bekam täglich die Zügel zu spüren, die höheren Classen des Volkes wurden überall belehrt, daß sie in keiner Weise berufen seien, sich um öffentliche, um staatliche Dinge zu kümmern. Dabei nahm die Willkür der unteren zahllosen Beamtenwelt in einem steigenden Maße zu, seit von oben her gegen die freiheitlichen Einrichtungen der Kampf eröffnet wurde. Die Büreaukratie stützte sich auf den Bauern, um den Edelmann zu vergewaltigen, auf den Arbeiter, um gegen die Stadtverordneten einen Schlag zu führen. Seit der beginnenden Agitation der Nihilisten verdoppelte sich die Gewaltstellung des Beamtenthums, die Willkür der polizeilichen Verwaltung. So kam es, daß da, wo vor der Aera der Reformen man die büreaukratische Willkür ruhig ertrug, weil man seit lange nichts Anderes gekannt hatte, jetzt die Unzufriedenheit mit der Willkür sich erhob und eine Menge von Leuten der Regierung entfremdete. Diese schlossen sich zu einem Theil der nihilistischen Propaganda an, zum größeren Theil schwächten sie durch ihre regierungsfeindliche Haltung wenigstens die Widerstandskraft des Volkes gegen die Propaganda.

Diesen Widersprüchen und Wirren im Regierungssystem, welche, nach der polnischen Erhebung von 1863 beginnend, zu Anfang der siebziger Jahre einen

Digitized by Google

weit verbreiteten Kampf der Büreaukratie mit den oberen Volksclassen hervorgerufen hatten, gesellten sich schwere Mißstände in den unteren Volksclassen noch hinzu. —

Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 wurde es durchgehendes Regierungsprincip, das gesammte Staatsleben auf die unterste Volksclasse, den Bauernstand, zu stellen. Hier vereinigte sich das Interesse der Büreaukratie mit dem nationalen Idealismus zu gleichem Streben. Die Büreaukratie erkannte in dem freigewordenen Bauernstande das Material zu ihrem Feldzuge gegen die vorschreitenden Selbständigkeitsgelüste der oberen Classen. Gleich bei der Ablösung des bäuerlichen Grundbesitzes vom Großgrundbesitz begann der Kampf. Das Beamtenthum benutzte diese Ablösung, besonders dort, wo sie zwangsweise geschah, dazu, den grundbesitzenden Stand zu Gunsten der Bauern in jeder Weise einzuschränken, zu bedrücken, angeblich um den Bauern gegen die Willkür des früheren Leibherrn zu schützen, der ja in der That vielfach der Reform abhold war; in Wahrheit aber, um den Bauern von dem Großgrundbesitzer völlig loszulösen und sich selbst zu unterwerfen. Die Schwärmer der nationalen Idee ergaben sich immer mehr der Lehre, daß all das Uebel, welches sie überall im Lande sehen mußten, ein Ausfluß der unrussischen, nicht rein nationalen oberen Volksschichten sei; daß hingegen das wahre, unverfälschte Russenthum nur im russischen Bauern liege, und daß daher von dem Bauern die goldene Zukunft der Nation erwartet werden müsse. Auch sie, die nationale Partei, unterstützte daher alle Maßregeln, welche von dieser politisch-socialen Richtung, die man „Mushikophilie" (von Mushik = Bauer) genannt hat, eingegeben wurde. Der Bauer wurde seitdem das Schoßkind sowol der verderbten Büreaukratie, als der idealistischen Nationalpartei. Den Vortheil davon zog aber weder der Bauer noch die Nationalpartei, sondern blos die Büreaukratie. Sie „schützte" überall den Bauer gegen jeden anderen Staatsbürger, vorzüglich gegen den Adel, indem sie jeder Klage des Bauern ein williges Ohr lieh und mit unbefangener Parteilichkeit die Forderungen des Bauern unterstützte. Der Bauer merkte alsbald diese Stellung und ward nie müde, neue Forderungen zu erheben, wobei denn der Adel durch Praktiken und Verordnungen des Beamtenthums immer wieder belästigt, geschädigt, gedrückt wurde. Aber andererseits that das Beamtenthum seinen Liebesdienst dem Bauern auch nicht umsonst. Dafür, daß es ungerechtfertigte bäuerliche Forderungen gegen den Adel durchsetzte, mußte der Bauer ungerechtfertigte Forderungen der Beamten gegen ihn erfüllen; dafür, daß dem Bauern mehr Land zugesprochen wurde, als ihm zukam, daß einer Gemeinde Weidestrecken gegeben wurden, auf die kein Gesetz ihr ein Anrecht verlieh, mußte dem büreaukratischen Wohlthäter eine Abgabe entrichtet werden. In manchen Provinzen war die Landdotation zu Ungunsten des Bauern vorgenommen worden. Hier war es Sache des Beamtenthums, die Unbill gut zu machen; sie that es auf ihre Weise, und der Bauer wurde in der Gewohnheit erhalten, Gesetz und Recht für Nichts, den Beamten für Alles zu achten. An die Stelle der früheren gutsherrlichen Willkür trat allmälig die Willkür der Beamten. Da nun aber der Gutsherr gewöhnlich derselbe blieb durch Jahrzehnte und die Willkür daher sich vertheilte auf lange Jahre, auch durch persön-

Digitized by Google

liche Wechselbeziehungen zwischen Grundherren und Leibeigenen gemildert wurde, die Beamten aber in stetem Wechsel waren, so wurde die Herrschaft der Büreaukratie oft drückender, als die alte Leibeigenschaft. Niemand zwang den Bauern mehr zur Arbeit, und er arbeitete daher weniger, wie es in der Natur jedes rohen Volkes und so in der Natur des russischen Bauern liegt. Er arbeitete gerade nur so viel, um zu bezahlen was der Staat und der Beamte forderten, und um — seinen Rausch in der Schenke sich holen zu können. Denn die Trunksucht, welche man der Leibeigenschaft zur Last zu legen pflegte, verminderte sich seit der Befreiung keineswegs. Den Wünschen der Regierung entsprechend, begannen die Beamten freilich überall eine Agitation gegen die Trunksucht in Scene zu setzen. Es wurden Mäßigkeitsvereine, Verordnungen der Gemeinden, der Landschaften, der Dorfschaften gegen das Trinken zu Stande gebracht, Schenken geschlossen, Trinker bestraft. Aber wenn die Gemeinde auf Anregung des Friedensvermittlers oder des Polizeimeisters ihre Schenken schloß, so that der Gutsherr dafür die seinigen auf, oder der Gemeindevorsteher machte sich ein Monopol daraus, und das Trinken ging nach wie vor weiter. Man sah bald ein, daß dem Laster nicht auf büreaukratische Weise abzuhelfen sei, und die Agitation dagegen erlosch.

Seitdem hat die Trunksucht unter dem freien Bauernstande sich in einer Weise ausgebreitet, daß sie zu den schwersten staatlichen und volkswirthschaftlichen Bedenken Grund gibt. Die nicht allzu hohen Steuern und Abgaben werden entrichtet; aber eine Besserung der bäuerlichen Ackerwirthschaft im eigentlichen Rußland ist kaum bemerkbar, um so weniger, als sie dort noch dazu durch den Gemeinbesitz des Landes innerhalb der Gemeinde und die Umtheilung der Parcellen vollkommen gefesselt wird. Denn auch hieran, an den Gemeinbesitz knüpfte das nationale Russenthum seine phantastische Nationalfahne, indem es in diesem Institut etwas ganz besonders Russisches zu sehen meinte und Rußland für ewige Zeiten von dem europäischen Uebel des Proletariats dadurch geschützt wähnte, daß in Rußland kein mündiger Mann eines Grundbesitzes entbehre. So einfach für jeden Unbefangenen die Sinnwidrigkeit und Schädlichkeit dieser Einrichtungen ist, so gläubig hängt an ihr noch heute ein großer Theil der russischen Nationalpartei.

Das Ergebniß im Ganzen ist nicht ein Vorwärtsgehen, sondern ein Stillestehen, vielfach ein Zurückgehen des Bauernstandes gewesen. Man darf sich hiebei nicht durch die Erfahrung täuschen lassen, daß die landwirthschaftliche Production Rußlands zugenommen hat und noch stetig wächst. Der Export Rußlands und seine Production sind zwei sehr verschiedene Dinge. Der Export hängt zu einem Theil von der Production, zum anderen Theil aber von den Exportmitteln ab, und diese sind seit zehn Jahren in größtem Maßstabe gewachsen. Sehr fraglich bleibt dabei aber, ob die Production an Getreide, welche ja fast die einzige des Bauern ist, gewachsen, und ob sie gerade in den nationalrussischen Landstrichen gewachsen ist. Der leichtere Absatz hat ja wol auch größeren Erwerb gebracht; aber ich zweifele daran, daß der russische Bauer im Durchschnitt und abgesehen von seinem ihm durch Gesetz zugesprochenen Besitz, einen größeren Wohlstand sich durch seine Arbeit erworben habe.

Digitized by Google

Der Bauer blieb im Ganzen arm wie vorher, nur auf eigene Rechnung; trunksüchtig wie vorher, nur zu seinem ausschließlich eigenen Schaden; gedrückt wie vorher, nur statt früher durch den Edelmann, jetzt durch die Beamten. Der Beamte tröstete den Bauern, der nicht arbeiten, aber Geld gewinnen wollte, damit, daß neue Gesetze neue Vorrechte, neue Vorrechte neue Einnahmen ihm bringen würden. Bald aber merkte der Bauer, daß es damit nicht ganz so gewiß sei, als der Vertreter des Väterchens Zar ihm vorspiegelte. Er wurde unzufrieden. Und nun fand der Nihilist sogar in diesem, allem Umsturz so grundsätzlich abgeneigten, gutmüthigen, wanderlustigen, weichen, ehrlichen, bedürfnißlosen, anstelligen, freigebigen, der Arbeit ungewohnten russischen Bauern, der blindlings für Alles sich opfert, wozu der Zar ihn aufruft, gelegentlich offenes Ohr für seine Lehren. Nicht daß der Bauer in größeren Massen nihilistisch geworden wäre oder es werden könnte; aber es fanden sich leichter als bisher Söhne dieses Standes, denen die Unzufriedenheit mit den bäuerlichen Verhältnissen den Sinn öffnete für die Prophezeiungen eines plötzlichen Anderswerdens, das hereinbrechen müsse, sobald nur erst das Jetzt vertilgt, sobald dem Edelmann auch der Rest seines Grundbesitzes entwunden, dem verderbten Beamten seine Macht genommen, dem unbefleckten, duldenden Volke sein angestammtes Recht zurückgegeben sei.

V.

Alle diese Erscheinungen unterstützten die Nihilisten, als sie 1873 beschlossen, daß nun die Frucht zur Ernte reif sei; daß nur die Schnitter, von Genf her befehligt, auszuziehen hätten zur Mahd.

Wie es diesen jugendlich schwärmenden Aposteln einer neuen Welt, einer neuen Gesellschaft, neuen Glaubens, neuen Menschenwesens — darf man sagen — auf ihrem Zuge „in's Volk" erging, davon führt uns so mancher Roman, manche Novelle, zuletzt das „Neuland" Iwan Turgenjew's anschauliche Bilder vor. Anschaulich aber doch, wie es scheint, nur für Den, welcher schon eine Anschauung von dem Grundcharakter Rußlands und der Russen mitbrachte. Was die Romanliteratur, die Culturschilderung uns brachte, beschränkt sich auf Schilderungen des Einzelnen, des Typus der Nihilisten, auf Charakter und Denkweise jener Apostel sowol als des Volkes, dem sie die neue Lehre brachten. Es ist die Aufgabe der politischen und Culturgeschichte, die Wirkungen dieser Bewegung im *Ganzen* zu verfolgen.

Europa hat seit zwei Jahren mit Ueberraschung die letzten Wirkungen vernommen, welche der Nihilismus in Rußland zu Tage förderte. Mit dem Mittelpunkt in Petersburg spannte die Agitation ihre Fäden über den größten Theil der russischen Gubernien des Landes aus, griff hinüber in die unzufriedenen Volksclassen der polnischen Provinzen, drang in die Schulen ein, predigte in den Fabriken und Dörfern und versorgte sich mit dem gedruckten Material aus Genf auf dem Wege des Einschwärzens. Mit großer Hingabe und muthig gingen die Genossen an's Werk. Ein strenger Communismus vereinigte alle materiellen Mittel der Einzelnen für die Zwecke der Partei, ohne Widerrede folgten die Sendlinge dem Befehl der leitenden Comité's, mit großer Selbst-

Digitized by Google

entsagung ertrugen sie die Mühen ihrer Arbeit, die Entbehrungen, die Verfolgungen der Polizei, die Mißhandlungen des Volkes, welches sie beglücken wollten. Das Martyrium, der Fanatismus ist diesen Leuten auf die Stirn geschrieben. Oft der Sohn, die Tochter im Wohlstande lebender Aeltern, gewöhnlich aber unbemittelt und nur mit jener Halbbildung ausgestattet, welche erkennen lehrt, daß es viele Uebel im Staate gibt, ohne die Vernunft zu der Reife zu bringen, welche die Gründe der Uebel erfaßt, zogen diese Apostel aus dem Dachstübchen einer Winkelgasse von Petersburg, darin sie lebten, auf Geheiß eines Oberen nach dem vorgezeichneten Ort, Hunderte von Meilen in's Land hinein. Mit einigen wenigen Rubeln, dafür aber vielen Schriftchen ausgerüstet, legten sie die städtische Kleidung ab, das grobe Kleid des Bauern an, wurden gemeine Arbeiter in einer Fabrik oder auf einem Gut, Volkslehrer im Dorfe, Schneidergesellen in irgend einem entlegenen Neste. Nach der Arbeit wurden die Mitarbeiter versammelt und die Schriftchen vorgelesen, erläutert, Reden gehalten. Und der Inhalt war: wie der Arbeiter kaum seine Frau ernähren könne, wie dem Bauern das schlechteste Stück Land zugetheilt sei, wie nur der Bauer Steuern zahle, wie er sein Leben im Kriege zu Markte trage, und Alles nur für die Vornehmen, die Beamten, die Gutsbesitzer, den Zaren, die Pfaffen. Alles müsse zerstört werden und vertilgt, was über dem einfachen Arbeiter stehe, und dann müsse Alles stets unter Alle gleichmäßig vertheilt werden; dann dürfe kein Adel, kein Reicher, kein Zar mehr bestehen. Revolution aber ist die erste und letzte Forderung, welche diese Apostel erheben, Revolution vor Allem, Umsturz, Anarchie. „Die Zustände sind schlecht, darum erhebt Euch gewaltsam gegen sie.“ Das ist der Ruf, das Zauberwort, mit dem sie „in's Volk gehen.“ Nicht das „Arbeitet!“ sondern das „Nehmt!“ ist die Moral der Lehre. Und wenn man erwägt, wer sie predigt und wem sie gepredigt wird, so ist vielleicht diese brutale Einfachheit der Moral noch die einzige, welche Aussicht auf Verständniß finden könnte. Politische Schulknaben lehren sie politischen Kindern. Was verstände ein russischer Bauer von der Verderblichkeit des Eigenthumsrechtes, von der Schädlichkeit des Zarthums oder der Kirche? Er hängt mit allen Fasern an diesen Grundorganen des russischen Volkslebens, es wäre vergeblich, ihn davon intellectuell losreißen zu wollen. Und darum erhebt er sich leicht mit dem Knüttel gegen den unvorsichtigen Eiferer, der ihm all zu ernstlich und aufdringlich mit diesen Maximen auf den Leib rückt. Nur jener einfache Hinweis auf die Schlechtigkeit alles Bestehenden mag hie und da einen Proselyten im eigentlichen Volk, dem Bauernstande, finden. Die Masse bleibt unempfindlich gegen die Lockungen des Nihilismus; nur wo die geistige Cultur eben angefangen hat, da beginnt auch das Gebiet für die Wirksamkeit des Nihilismus.

Nicht vergeblich haben die Nihilisten seit 1873 gepredigt. Denn eben das unterscheidet den Nihilismus der siebenziger Jahre von dem Nihilismus, der sich auf die Ideen von 1848 gründete, daß er aus dem weltschmerzlichen Traumleben herausgetreten ist zu praktischem Handeln und aus der Rückwirkung, aus der Berührung mit dem Volk selbst seine Kraft gezogen hat. Hunderte, Tausende haben sich ihm angeschlossen. Das Jahrzehnt begann für den Nihi-

Digitized by Google

lismus mit dem Proceß, welchen der Staat dem von der schweizerischen Regierung auf Andrängen Rußlands als „gemeinem" Verbrecher ausgelieferten Netschajew machte. Hier trat der Nihilismus zuerst auf der offenen Bühne des Gerichts vor das Volk, es war die erste offene Schlacht, die der Staat dem Nihilismus lieferte. Und schon hier war der Sieg keineswegs glänzend. Netschajew wurde zu den Bergwerken verurtheilt, aber durch das Land verbreiteten sich Darstellungen über den Gang des Processes, die der Regierung Fälschung der Rechtsprechung, Vergewaltigung des Urtheils vorwarfen. Netschajew und seine Genossen unternahmen nicht ohne Erfolg jene Märtyrerrolle mit ihren muthvollen, stolzen Reden, mit ihrer Verachtung der Staatsgewalt und der Strafe, die seitdem typisch wurden in den Processen der Nihilisten.

Seit 1873 begann die Regierung ein wachsames Auge auf die Umtriebe zu richten, Einzelne einzufangen und vorläufig in Gewahrsam zu halten. Im Mai 1875 wurde dann die große Verfolgung plötzlich, an einem und demselben Tage in 37 Gubernien des europäischen Rußland in Scene gesetzt. Zahlreiche weitere Verhaftungen folgten, bis endlich im October 1877 in Petersburg vor einem eigens für politische Verbrechen eingesetzten Gerichtshof des Senates, welcher die Oeffentlichkeit der ordentlichen Geschwornengerichte einschränkte, die Aburtheilung erfolgte. Von den 193 Angeklagten wurden 99 verurtheilt, 63 mit Anrechnung der Untersuchungshaft entlassen, 36 aber nach Sibirien zu mehr oder minder schwerer Strafe verbannt. Inzwischen war im December 1876 aber schon jener Tumult auf dem Platze vor der Kasan'schen Kathedrale von den Nihilisten erregt worden, der wiederum eine Anzahl junger Männer und Mädchen nach Sibirien brachte. Aus der Untersuchungshaft, in welcher sich Wera Sassulitsch lange Jahre befunden, aus der Haft, in welcher Bogoljubow in dem Petersburger Gefängnisse auf Befehl des Stadthauptmanns Trepow gezüchtigt wurde, entwickelte sich dann das Attentat der Sassulitsch gegen Trepow im Februar dieses Jahres. In Warschau, Kiew, Moskau tauchten die studentischen Unruhen wieder auf, in Petersburg fachte die Freisprechung der Sassulitsch durch die Geschworenen am 12. April d. J. den Muth der Nihilisten zu allerlei kleinen Demonstrationen an. Wie in Odessa beim Ausbruch des Türkenkrieges, so erschienen Mitte Mai d. J. in Petersburg Plakate, in denen der Regierung die Proclamation einer Constitution in den Mund gelegt wurde. Während die Heere jenseit der Grenze standen, warfen die Revolutionsmänner in großer Menge aufrührerische Schriften unter das Militär, was hier leichter bewerkstelligt werden konnte, als daheim, weil die heimische Preßpolizei nicht hindernd im Wege stand. Kurz, seit dem Beginn der Orientwirren, der merkwürdiger Weise gerade mit jener großen Verfolgung der Nihilisten zusammenfiel, hat sich die Energie der Propaganda nur immer gesteigert, und ist, wie es scheint, nicht erfolglos gewesen. Es fehlt diesen zwanzigjährigen Mädchen und fünfundzwanzigjährigen Jünglingen nicht an sittlicher Kraft, um für ihre Meinung einzustehen. Wenn man die Verhandlungen vor den Gerichten liest, so erhält man ganz den Eindruck, welchen man aus den Verhandlungen gegen die Girondisten, gegen die französischen Revolutionsmänner der Zeit Ludwig Philipp's, gegen so viele Fanatiker der Politik oder der Religion in allen Ländern kennt. Verächtlich weisen sie alle Vertheidigung zurück oder benutzen

Digitized by Google

die Freiheit der Vertheidigung zur donnernden Verkündigung ihrer Lehren und zum letzten Angriff gegen die Gewalt, welcher sie zum Opfer fallen. In dieser Jugend steckt das Feuer des Glaubens, die Kraft der vollen Hingabe, sie blinzelt nicht unter dem drohenden Schwert. Und das ist ihre schärfste Waffe. Solche Vertheidigungsreden, wie Myschkin sie am 27. November 1877 vor seinen Richtern hielt, Reden, die als flammende Anklagen mit gewaltiger Energie sich gegen die Richter und den Staat erheben, bleiben nicht ohne Wirkung. Und Myschkin ist der Sohn bäuerlicher Eltern, er wurde verhaftet in seiner revolutionären Wirksamkeit im fernen Sibirien.

Die heutigen Nihilisten kümmern sich nicht viel mehr um die Doctrinen, welche ihren Vorgängern Alles waren. Seit Bakunin in der Schweiz gestorben, Tschernischewski im Jahre 1863 nach Sibirien verbannt wurde, von wo er 1875 einen vereitelten Fluchtversuch machte, ist die neue Generation des Nihilismus ihrer theoretischen Gründer beraubt. Aber sie steht auf festeren Füßen als in der ersten Periode, und ist durch die Decimirungen der letzten Jahre nicht unschädlich gemacht worden. Dieselben Gründe, welche dem Nihilismus bis vor zwei Jahren Anhänger zuführten, die Mißstände im Reiche und das sich ausbreitende Bewußtsein auf politischem und allgemein intellectuellem Gebiet führen immer wieder jene kleinen, wie zufällig zusammenschießenden Kreise zu einander, die als Kreis der „Artilleristen", der „Tschaikowzen", der Orenburger", der „Samaraer", als Kreis „für Zusammenrottungen", Kreis „Kowalik's, Woronzow's" u. s. w. in dem großen Proceß aufgedeckt wurden. Je mehr Bewegung in die Volksmasse getragen wird durch die Reformen modernen Staatslebens, durch allgemeine Wehrpflicht, Eisenbahnen, Verbreitung von Unterricht und Literatur, freieres Wort und Schrift, um so empfänglicher wird das Volk für die Agitation, um so leichter findet auch der Nihilist seinen Stoff zur Arbeit. Nur ist schon heute bemerkbar und wird sich immer mehr herausstellen, daß der Nihilismus allmälig in sich eine Wandlung erfährt, welche ihm seinen ursprünglichen Sinn nehmen wird. Die reine Verneinung, der eigentliche „Nihilismus" verwandelt sich in eine *positivere* politische Richtung, gewinnt festere politische und sociale Ziele; der Name stimmt schon heute nicht mehr mit dem Wesen. Radical zu sein ist der russischen Denkart zu sehr eigen, als daß man hoffen dürfte, die revolutionäre Propaganda werde so bald zu maßvolleren, vernünftigeren Forderungen gelangen. Anarchistisch ist sie im Princip noch gegenwärtig und wird es voraussichtlich bleiben, wenigstens so lange, als sie die einzige politische Idee gegenüber dem absoluten Zarenthum bleibt. Erst ein politisches Leben auf breiterer und staatlicher Grundlage könnte diese äußerste Richtung in sich verschlingen. Aber trotz des Radicalismus und des anarchischen Zuges erkennt man in den neueren Nihilisten mehr praktische Anschauungsweise als ein Bakunin sie je besessen hat.

Der Communismus, die Socialdemokratie stehen in Europa vorwiegend auf socialem Princip. Es gilt ihnen den höheren Volksclassen die Machtmittel zu entwinden, welche sich durch eine mannigfaltige Culturentwickelung dort angehäuft haben. Die Früchte der geistigen und vornehmlich der materiellen Arbeit kommen in Europa in erster Reihe und in überwiegendem Verhältniß den in der Minder-

Digitized by Google

zahl befindlichen oberen Schichten zu Gute. Je mehr sich Gewerbe, Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft entwickeln, um so mehr häuft sich der Reichthum, der Genuß, die Kenntniß, die Macht in den dadurch bevorzugten Classen. Der Arbeiter nimmt an dem Fortschritt theil, er ißt und trinkt besser, kleidet sich besser, lernt mehr, hat mehr Gelegenheit zu Vergnügen, sein Bedürfniß nach Wohlleben und die Befriedigung desselben steigt. Aber doch nicht in gleichem Maße als bei den oberen Classen, und da die Zunahme der Schätze der Cultur immer in ungleichem Verhältniß fortschreitet, so kommt das scheinbare Mißverhältniß dem Arbeiter zum Bewußtsein und er fordert einen gewaltsamen Ausgleich. Es ist ein vorzüglich *socialer* Kampf, nicht ein Anstürmen gegen den Staat und dessen Macht als solche, sondern ein Anstürmen gegen die leitenden Volksclassen, wobei die staatlichen Machtmittel nur angestrebt werden, um sie gegen die Gesellschaftsform zu verwenden.

Anders in Rußland. Nicht die wenn auch eingebildete Uebermacht oberer Classen, sondern der *Mangel* solcher ist ein Haupthebel des Nihilismus. Rußland entbehrt, besonders seit der Adel durch die Trennung vom Bauernstande gebrochen ist, einer Aristokratie sowol der Geburt, als des Besitzes, als der Arbeit. Die Folge ist, daß der Fortschritt der Cultur gehindert ist, daß er blos ruht auf der Kraft eines Surrogates der Aristokratie, auf dem *Beamtenthum*. Was in den cultivirtesten Ländern Europa's hauptsächlich von den leitenden Volksclassen geleistet wird, ist in Rußland die Aufgabe der Büreaukratie, des Staates. Der Beamte leitet das geistige und materielle Leben des Volkes überall und jederzeit, unmittelbar und dictatorisch. Der Staat schreibt die Art des Landbaues dem Bauern vor, verbietet dieses Gewerbe und fördert jenes, regelt die geistige wie die leibliche Nahrung, befriedigt das religiöse Bedürfniß und ordnet jede eigene Bewegung des Volkes nach staatlichen oder büreaukratischen Interessen. Die büreaukratischen Interessen aber sind nur zu oft die vorherrschenden und üben in ihrer Schrankenlosigkeit leicht einen Druck auf das Volk aus, welcher schlimmer ist als derjenige, welchen früher die Aristokratie des Landadels ausübte, nicht freilich in absolutem Sinne, aber im Verhältniß zu den Bedürfnissen von jetzt und einst. Es ist das der Zustand, welchem wir in Deutschland in dieser Beziehung entgegengehen, wenn etwa die Socialdemokratie ihr Ziel erreichte, an die Stelle leitender Volksclassen den Staat zu setzen.

In Rußland ist die Demokratie einer übermächtigen Büreaukratie gegenüber und ist daher nicht eigentlich socialistisch, sondern politisch. Der Nihilismus schließt sich unmittelbar an die ausschweifenden Phantasieen der ersten Zeit des Communismus, an. Mit Babeuf und St. Simon mag man in ihm Verbindungen erkennen, mit den Lehren Lassalle's, Marxens oder der heutigen Socialdemokratie hat er nichts gemein als die Gefährlichkeit der Mittel. *Der Nihilismus ist politischer, nicht socialer Richtung.* Er kämpft gegen den Staat, nicht gegen die Gesellschaft, obwol er von den europäischen Lehrern die Verdammung von Adel, Reichthum u. s. w. mit herübergenommen hat. Seine Spitze ist gegen den Thron und das Regierungssystem gekehrt und muß immer schärfer dieses Ziel in's Auge fassen. Denn der Staat stützt sich selbst hauptsächlich auf das niedere Volk; *Rußland ist ein Bauernstaat,*

Digitized by Google

beherrscht von einer Büreaukratie mit monarchischer Spitze. Der Nihilismus findet kaum eine Gewalt sich gegenüber als diese Büreaukratie, und mit ihr brennt der immer erbitterter werdende Kampf. In seinen Reihen stehen nicht blos der Arbeiter, der niedere Mann: der Nihilismus umfaßt vielmehr eben so gut den Bauern wie den Handwerker, den entlassenen Beamten, den Städter, den Edelmann. Namen vornehmsten Klanges tauchen in seinen Kreisen auf. Fürst Krapotkin war einer der Hauptagitatoren in Petersburg, Fürst Urussow war der Vertheidiger Netschajew's. Der russische Liberale von bester Abstammung kennt keinen Unterschied des Standes, sein Liberalismus aber ist gerichtet gegen das Beamtenthum, den Staat. Der gebildete Liberale niederer Herkunft fühlt keinen Groll gegen den Fürstentitel seines Nachbarn, dem er sich gesellschaftlich völlig gleichgestellt fühlt, aber sein Zorn ist gegen die staatlichen Einrichtungen leicht gereizt. Nirgend stehen sich die Stände, die Classen der Geburt so nahe als in Rußland, nirgend besteht so wenig Gliederung im Volk, nirgend empfindet man die Gliederung so wenig. Der Staat aber ist seinerseits nicht bestrebt, eine Gliederung herbeizuführen, leitende Classen zu schaffen, sondern drängt die Ansätze dazu zurück unter die gleichförmige Masse des Volkes. Es ist ein demokratischer Caesarismus, der manche Aehnlichkeit mit dem neueren Napoleonismus hat. Die Beibehaltung dieses Systems dürfte den Nihilismus immer weiter zu einer wirklichen positiv-politischen Partei umformen.

Erst von diesem Augenblicke an hätte der Nihilismus — der dann diesen Namen nicht mehr mit Recht tragen dürfte — eine politische Zukunft vor sich. Denn wie sehr er auch seit einem Jahrzehnt sich ausgebreitet haben mag, wie sehr er in seinen letzten Ausfällen auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat: eine wirkliche Gefahr für die Existenz des Staates enthält er in seiner gegenwärtigen Gestalt dennoch nicht. Auch die Halbbildung ist in Rußland so dünn gesäet, daß sie wenig in Betracht kommt gegenüber der Masse des politisch völlig unselbständig denkenden Volks. Die Masse schwört nach wie vor auf das Zarenthum, und wollte der Nihilismus ernstlich gegen dasselbe Gewalt gebrauchen, so würde ein Wort des Monarchen genügen, um in wenig Augenblicken einen solchen Versuch unter den Keulenschlägen des niederen Volkes zu begraben. Nur das Fortschreiten der Bildung und Halbbildung, des selbständigen politischen Denkens kann die Bedeutung des Nihilismus erhöhen, muß jedoch zu gleicher Zeit ihn in seinem innersten Wesen umformen und aus einer rein negirenden, zerstörenden Kraft in eine wirklich politische Partei mit maaßvollen positiven Zielen verwandeln. Die äußere Tendenz gegen das absolute Zarenthum braucht dabei nicht verloren zu gehen, sondern würde das Ferment bilden für eine politische Regeneration des heutigen büreaukratisch-zarischen Rußland. Daß aber eine solche Regeneration in nicht ferner Zeit sich Bahn brechen werde, glaube ich annehmen zu müssen; nur wird sich dabei das bisherige Lebensprincip des russischen Staatswesens, die Initiative von oben, von dem Zarenthum aus, voraussichtlich noch einmal als maßgebend erweisen. Die Verbreiterung des politischen Lebens und Denkens wird nicht durch demokratische Propaganda, sondern durch zarisches Decret zu festen Formen entwickelt werden.

Digitized by Google

Lord Macaulay's Leben und Briefe.

Von

Julius Rodenberg.

The Life and Letters of Lord Macaulay. By his nephew George Otto Trevelyan, M. P. Copyright edition. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1876.[1])

In der Westminster-Abtei zu London, wo die Könige von England gekrönt werden und wo sie begraben liegen, in diesem Tempel nationalen Ruhms, desgleichen keine zweite Stadt der Erde besitzt, und in jenem Winkel der Abtei, Poet's corner genannt, welcher, am Eingang derselben, noch bevor man zu den Gräbern und Denkmalen von Englands Königen gelangt, uns die Gräber und Denkmale von Englands unsterblichen Schriftstellern zeigt: da, zu den Füßen von Addison's Monument und nicht weit von der Büste Milton's[2]), liegt eine Steinplatte mit folgender Inschrift:

Thomas Babington, Lord Macaulay,
Geboren zu Rothley Temple, Leicestershire,
October 25, 1800,
gestorben zu Holly Lodge, Campden Hill,
December 28, 1859.
„Sein Leib ist begraben in Frieden,
aber sein Name lebet für immerdar."

Fast ein Menschenalter früher hatte Macaulay diesen gothischen Dom, der bestimmt war, ihn einst in sein feierliches Schweigen aufzunehmen, in seinem höchsten Glanze gesehen. Es war der 9. September 1831, der Krönungstag Wilhelm's IV., und Macaulay damals ein junger Mann, am Anfange seiner Laufbahn. Als Mitglied für Wiltshire stand er an jenem Tage, voll von Lebenslust und mit warmer Empfänglichkeit für alles Schöne, was das Leben bot, auf einer der Galerien von Stein, welche die hohen Säulengänge des Domes verbinden. „Ganz hinunter jene ungeheure Vista dämmeriger Bögen war ein einziger Schimmer von Scharlach und Gold. Zuerst kamen Herolde in Röcken steif von gestickten Löwen, Einhornen und Harfen;

[1]) Leben und Briefe Lord Macaulay's. Herausgegeben von seinem Neffen G. O. Trevelyan, M. P. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger. 2 Bde. Mit Porträt. Jena, Hermann Costenoble. 1876, 77.

[2]) Die sterblichen Ueberreste beider ruhen nicht im Poet's corner; Addison liegt allerdings in Westminsterabtei begraben, aber in der Capelle Heinrich's VII., und Milton in einer Citykirche, St. Giles's, Cripplegate.

Digitized by Google

dann Edelleute, welche die Reichsinsignien hielten, mit Pagen in reichen Anzügen, welche deren kleine Kronen auf Kissen trugen; dann der Decan und die Präbendare von Westminster in Chorgewändern von gewirktem Goldstoff; dann eine Schaar schöner Mädchen und Frauen, als Gefolge der Königin. Ihre Schleppe von Purpursammt und Hermelin ward von sechsen dieser holden Wesen getragen. All' die großen Staatswürdenträger in vollen Roben, der Herzog von Wellington mit seinem Marschallsstab, der Herzog von Devonshire mit seinem weißen Stabe, Lord Grey mit dem Staatsschwerte und der Kanzler mit seinen Siegeln kamen in Procession. Dann alle die Königlichen Herzoge, mit ihren Schleppen hinter sich getragen, und zuletzt der König, gestützt auf zwei Bischöfe. Die ganze Abtei war ein Lichtmeer von strahlenden Gewändern und lieblichen Gesichtern. Als der Erzbischof die Krone auf das Haupt des Königs setzte, schmetterten die Trompeten, und die ganze Zuhörerschaft rief aus: „God save the King." Dann setzten alle Peers und alle Peeresse ihre Krönlein auf, und der Schimmer und Glanz schien verdoppelt durch die Abtei" (I. 289, 290)[1]).

Neun Jahre seit jenem Tage waren verflossen, und Macaulay, kaum ein Vierziger, stand, wenn noch nicht auf, so doch nicht weit von dem Gipfel seines Ruhmes. Er hatte die bewundertsten seiner Essays geschrieben und trug sich mit dem Plane seiner „Geschichte von England". Er hatte seinem Vaterlande erfolgreich als Mitglied des höchsten Gerichtshofes in Indien gedient und war, kurz nach seiner Heimkehr, Minister geworden. Da, abermals an einem Herbsttage, betrat er die Abtei. Sie strahlte heute nicht mehr in jenem feenhaften Glanze, sie war zu der ahnungsvollen Dämmerung zurückgekehrt, welche hier, fast ununterbrochen, seit Eduard's I. Zeit geherrscht; und Macaulay hatte, mitten in den höchsten Triumphen des Lebens, auch die Bitterkeiten desselben schon gekostet. In seiner Begleitung war ein Mann, gleichfalls ein Historiker und ein Staatsmann, dessen Name sobald nicht vergessen werden wird — ein Franzose, Guizot, damals französischer Gesandter am Hofe von St. James. Wie mag das weithin hallende Echo der Abtei gedröhnt haben von den Schritten dieser beiden Männer, von denen der eine die Geschichte Carl's I. und Cromwell's geschrieben hatte, der andere die Geschichte von Jacob II. und Wilhelm III. zu schreiben sich eben anschickte. Der berühmte englische Historiker hatte sich erboten, den berühmten französischen Historiker durch die Kirche zu führen, welche „in allen Theilen des Gebäudes bevölkert ist mit todten Königen, Königinnen, Kriegern, Politikern, Richtern, Rednern, Schriftstellern". Guizot war bezaubert. „Wie die großen Todten Italiens bei dem Vorübergange Dante's, so stiegen vor mir die Berühmtheiten der englischen Geschichte und Literatur aus ihrem Grabe bei der Stimme dieses ihrer würdigen Repräsentanten." Nachdem sie die Ruhestätten des großen Lord Chatham und seines nicht minder großen Sohnes William Pitt besucht, wobei Macaulay Fragmente aus den berühmtesten Reden beider citirte, kamen sie zu den Denkmalen der großen Schriftsteller,

[1]) Die Citate, sowol der Biographie, als auch der Schriften Macaulay's sind überall nach der Tauchnitz-Edition.

Digitized by Google

Prosaisten und Dichter, welche in ihm dieselbe Fülle, denselben Schwung der Erinnerungen weckten. „Milton und Addison waren seine Lieblinge," berichtet Guizot, „und er hielt mich mehrere Minuten lang vor ihren Namen fest, indem er sich ebenso sehr ergötzte, mir einige Züge aus ihrem Leben zurückzurufen, oder einige Stellen aus ihren Werken zu citiren, als ich entzückt war, ihm zuzuhören" [1]).

Hier aber, wo Macaulay damals stand, mit dem glänzendsten Theile seiner Arbeit noch vor sich, ist genau die Stelle, wo er, nachdem er sie gethan, so weit sein allzukurzes Leben ihm gestattet, neunzehn Jahre später begraben werden sollte, nicht unwerth jener Beiden, welche die großen Führer seines Lebens gewesen und deren Bilder nun die Hüter seines Grabes und seiner Unsterblichkeit sind: des Einen, welchem er als dem unerschrockenen Verfasser der „Vertheidigung des englischen Volkes" und dem heiligen Sänger des „Verlorenen Paradieses" sein erstes Essay; des Anderen, welchem er, als „dem unbefleckten Staatsmann" und „dem Muster einer reinen und anmuthvollen Schreibart" eines seiner letzten gewidmet hat.

I.

Indem wir uns anschicken, den Genius Macaulay's zu studiren, legen wir uns die Frage vor: worin die Größe desselben bestanden, und welches das Geheimniß seines Erfolges gewesen? Er war ein bewunderter Parlamentsredner und ein hervorragender Staatsmann; er war ein ausgezeichneter Jurist und ein verdienstvoller Gesetzgeber; er war ein eminenter Kritiker und kein gewöhnlicher Dichter. In diesen Zweigen geistiger und praktischer Thätigkeit, die wir gewöhnlich als Gegensätze zu bezeichnen pflegen, hat er sich nicht etwa nur als Dilettant gezeigt, sondern er war in allen bedeutend, mit den dazu nothwendigen Fähigkeiten, den erforderlichen Kenntnissen und der sichersten Technik ausgerüstet. Er besaß eine staunenswerthe Gelehrsamkeit. Unerschütterlich in und außer dem Amte, stand er zu seiner Partei; „sein Muth war hoch, und seine Feder schnitt tief" (I. 148). In vorderster Schlachtreihe hat er mitgestritten in den Debatten über die Reformbill, über die Emancipation der Juden in England, über die Aufhebung der Sklaverei in Westindien. Er hat sich große Verdienste um Britisch-Indien erworben; er hat den öffentlichen Unterricht daselbst verbessert, durch erfolgreiche Vertheidigung des competitiven Systems den Beamtenstand dieses Reichs gehoben und vor Allem in dem Strafgesetzbuch für Indien ein Werk geschaffen, welches — mit unwesentlichen Zusätzen und Aenderungen — noch heute gilt und als meisterhaft betrachtet wird. Als Dichter hat er, außer einigen Jugendproductionen, welche, so viel wir wissen, erst nach seinem Tode bekannt geworden sind [2]), die Gesänge von „Ivry" und der „Armada", sowie die „Lieder des alten Rom" geliefert, welche von dem englischen Publicum noch immer geschätzt werden. Jede dieser

[1]) Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome V, p. 154. 155. Paris, 1868.

[2]) Sie finden sich, mit Ausnahme des ersten (Pompeji), vom Vers. obigen Artikels übersetzt, am Schlusse des III. Bandes von „Thomas Babington Macaulay's ausgew. Schriften", Braunschweig, Westermann. 1860.

Digitized by Google

Leistungen für sich allein würde hingereicht haben, ihm einen hohen Rang unter seinen Zeitgenossen und in England zuzuweisen; aber ich bezweifle, daß sie alle zusammen hingereicht haben würden, seinen Namen außerhalb Englands bekannt zu machen oder ihm irgend welche Dauer bei der Nachwelt zu sichern. Wenn man die großen Politiker seiner Zeit und seines Landes nennt, so nennt man Lord Russell und Lord Palmerston, Sir Robert Peel und Disraeli, nicht Macaulay. Wenn man die großen Dichter nennt, so nennt man Lord Byron, Walter Scott und Tennyson, nicht Macaulay; und wiewol der Ruhm seines Lebens und seine Stellung in der Literatur auf seiner „Geschichte von England" und den „Essays" beruht, so muß doch gesagt werden, daß eine nachweisbare Bereicherung oder Erweiterung die historische Wissenschaft als solche von ihm nicht erhalten hat. Aber unbestritten ist, daß sein nationales Geschichtswerk eine solche Wirkung hervorgebracht hat und so begierig gelesen worden ist, wie nicht viele andere, seitdem die großen nationalen Geschichtswerke der Griechen und Römer der modernen Welt zurückgegeben wurden.

Die wunderbare Macht, welche Macaulay als Historiker über den Geist und das Gemüth der Menschen geübt, findet ihre Erklärung darin, daß er nicht nur Büchermensch, sondern auch ein Mann der Welt, und mit allen ihren Wegen auf das intimste bekannt; daß er nicht nur Gelehrter, sondern auch im höchsten Sinne des Wortes Künstler war, und zwar Beides mit einer so vollkommen harmonischen Vereinigung der charakteristischen Eigenschaften, welche den Einen vom Anderen in der Regel unterscheiden, und mit einer so gleichmäßigen Ausbildung derselben, wie wir es in der Literaturgeschichte selten, wenn überhaupt noch einmal, wieder finden[1]). Mit einem durchdringenden Verstande, welchem das Kleinste nicht entging, verband er eine Phantasie, fruchtbar an Bildern und Vergleichen; mit einer Belesenheit ohne Beispiel und einem ungewöhnlichen Gedächtniß, so stark und reich und sicher, daß er es selbst einmal „ein gefährliches Ding" nennt, ein durchaus klares und praktisches Erfassen der Wirklichkeit; mit einem scharfen Blick für das Wesen der Erscheinungen ein feines Empfinden für die Schönheit ihrer Formen, und mit dem Bedürfniß der logischen Deduction die Kraft der schöpferischen Gestaltung. Den mannigfachen Zügen dieser in ihrer Gesammtheit so merkwürdigen und einzig dastehenden Begabung nachzuforschen, gibt uns das vorliegende Buch Mr. Trevelyan's erwünschte Gelegenheit.

Mr. George Otto Trevelyan, Parlamentsmitglied für Hawick (geb. 1838), ist der Neffe Macaulay's, der Sohn von dessen Schwester Hannah, welche dem

[1]) Es ist lehrreich und gewährt einen wehmüthigen Einblick in die Geheimnisse der ringenden Menschenseele, hiermit zu vergleichen, was David Friedrich Strauß über den Mangel dieser Harmonie in Bezug auf sich selbst in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten" mit rührender Offenheit sagt. Auch er fühlte den Drang künstlerischer Gestaltung. Auch er war nicht nur Gelehrter, nicht nur Theologe und Philosoph. Aber seine künstlerische Begabung war „fragmentarisch". Ihm fehlten, nach seinem eigenen Ausdruck, „die Flügel". Seine sinnliche Receptivität war durch die Schwäche seines Gesichts „höchst mangelhaft" und in seiner Phantasie, „was das schöpferische Vermögen betrifft, nahezu ein Vacuum vorhanden" (Gesammelte Schriften, Band I, S. 10 und 11).

Digitized by Google

Herzen des Bruders am nächsten stand, ihn um einige Jahre überlebt und seiner testamentarischen Verfügung gemäß den letzten Band seiner „Geschichte von England", soviel davon in seinem Nachlaß sich vorfand, herausgegeben hat. Ein höchst vertrautes Seelenverhältniß bestand zwischen diesen beiden Geschwistern. Hannah begleitete den Bruder nach Indien und vermählte sich dort mit Trevelyan, einem ausgezeichneten jungen Manne von edler Abkunft[1]), damals Unterstaatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten in der indischen Regierung zu Calcutta. Dort und später nach der gemeinsamen Heimkehr in London bildete Macaulay, der unverheirathet blieb, mit der Familie der Schwester einen Hausstand, und selbst, als dieses Verhältniß gelöst werden mußte, blieb, bis an's Ende seines Lebens, der gegenseitige Verkehr ein ununterbrochener, täglicher. Die Kindheitserinnerungen dieser Schwester, die Briefe des Bruders an sie, an ihre Schwester Margaret und an die Eltern, die Correspondenz mit seinem Jugendfreunde Mr. Ellis, einem Londoner Advocaten von tiefer classischer Bildung, und mit Mr. Napier, dem damaligen Herausgeber der „Edinburgh Review", endlich die Marginalnoten in den von ihm benutzten Classikerausgaben und seine eigenen Tagebücher: das sind die wesentlichen Bestandtheile der Lebensbeschreibung, zu welcher Mr. Trevelyan, welcher seinen großen Oheim noch sehr wohl gekannt und innig geliebt hat, gleichsam nur den verbindenden Text zu liefern hatte. Er hat diese seine Aufgabe mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit und Geschick, als Bescheidenheit und Würde gelöst: wir stehen nicht an, sein Werk als eine der vorzüglichsten Biographieen zu bezeichnen, welche wir kennen, und glauben, daß Macaulay selbst sie gelobt haben würde, wenn er sie noch hätte lesen können und wenn sie ihn persönlich nicht so nahe berührt hätte[2]).

Schon aus dem angedeuteten Verhältniß zu seiner Schwester geht der starke Familiensinn Macaulay's hervor. Mit unendlicher Zärtlichkeit hing er an seiner Mutter, welche nur den Aufgang seines Ruhmes, nicht mehr den vollen Glanz desselben schauen sollte; mit ehrfurchtsvoller Pietät an seinem Vater, Zacharias Macaulay, dessen letzte Jahre dieser Glanz nicht nur erhellte, sondern welchem der Sohn auch, nach einem Leben voll Prüfungen und Enttäuschungen, einen Tag des Glückes bereiten half: jenen Tag, an welchem das Parlament die Abschaffung der Sclaverei in den britischen Colonien zum Gesetz erhob. Zacharias Macaulay war ein Mann von strengen, sowol politischen, als moralischen und religiösen Grundsätzen. Aus schottischem Blut, der Abkömmling einer Predigerfamilie[3]), deren Sitz bis weit in das vorige Jahrhundert hinauf

[1]) Die Trevelyans sind eine ursprünglich cornische Familie, die sich im Laufe der Jahrhunderte auch nach England verzweigt hat. Obwol keines ihrer Mitglieder jemals in das Haus der Lords berufen worden ist, übertrifft sie die meisten der gegenwärtigen Peers an Alter. „Die Englische Geschichte weiß Nichts von einem Zeitraum, in welchem kein Trevelyan war." The Edinburgh Review, Juli 1872: „The Trevelyan Papers", p. 8.

[2]) Nur ein Register haben wir schmerzlich vermißt, und das Fehlen eines solchen, welches in einem englischen Werke fast ohne Präcedenz ist, hat uns unsere Arbeit sehr erschwert.

[3]) Einer von Lord Macaulay's Vorfahren, sein Urgroßvater, der Rev. Mr. Kenneth M'Aulay, genoß als Verfasser einer „History of St. Kilda" eines bescheidenen literarischen Rufes. Sein

Digitized by Google

das entbehrungsreiche Hochland gewesen, hatte er frühe schon, zuerst als Buchhalter einer Sclaven-Plantage in Westindien und hierauf als Gouverneur einer von der Londoner afrikanischen Gesellschaft gegründeten Colonie für entlassene Sclaven, Sierra-Leone an der Westküste von Afrika, den bedauernswerthen Zustand dieser unglücklichen Race kennen gelernt und sein ganzes ferneres Leben ihrer sittlichen Hebung und endlichen Befreiung gewidmet. In Gemeinschaft mit Wilberforce und Sir Thomas Fowell Buxton, den vornehmsten Führern in dieser Sache, hat er das Ziel unausgesetzt verfolgt und zuletzt erreicht; aber jenen fiel der Ruhm zu. — Wilberforce, als er starb, „mit dem Land der Verheißung voll in Sicht," erhielt ein Grab in der Abtei, Seite an Seite mit Canning, zu den Füßen Pitt's und innerhalb zweier Schritte von Fox und Grattan, und Buxton zwölf Jahre später ebendaselbst eine Marmorstatue, deren Kosten durch öffentliche Subscription aufgebracht worden waren[1]). Dem Vater Macaulay's war es bestimmt, in der Dunkelheit zu sterben, welche nur so viel Licht hatte, als sie von dem Sohne empfing; ja sogar das Grab, das er in einem entlegenen Winkel der Westminster-Abtei gefunden und die Büste mit der Inschrift auf dem Piedestal, „welche seine einzige Biographie ist," hat das Mißgeschick gehabt, durch ein eisernes Gitter unzugänglich gemacht zu werden, und spät, sehr spät, und erst Jahre nach seinem Tode erhielt das Verdienst dieses ernsten und bescheidenen Mannes jenen Tribut öffentlicher Anerkennung, welcher, wenn er ihn noch hätte vernehmen können, ihm so wohl gethan haben würde; und zwar aus dem Munde Gladstone's, welcher damals, ein junger Mann von 32 Jahren, im Mai 1841 und in jener parlamentarischen Krisis, deren Opfer das Whigministerium wurde, die folgenden Worte im Hause der Gemeinen sprach: „Ich kann nur aus der Tradition von dem Kampfe für die Abschaffung der Sclaverei reden; aber wenn ich nicht falsch berichtet worden bin, so war ein Mann an ihm betheiligt, welcher der ungesehene Verbündete des Mr. Wilberforce und der Pfeiler seiner Stärke war; ein Mann von tiefem Wohlwollen, von scharfem Verstande, von unermüdlicher Thätigkeit, und von jenem selbstverleugnenden Charakter, welcher zufrieden ist, im Verborgenen zu wirken, zu verzichten auf die Vergeltung gegenwärtigen Ruhmes und nach seinem Lohne zu suchen jenseits des Grabes. Der Name dieses Mannes war Zacharias Macaulay und sein Sohn ist ein Mitglied des bestehenden Cabinets." (III. 105, 106.)

Unter der strengen Obhut eines solchen Vaters wuchs der Knabe heran, in einem Hause der City von London, welches die bunten Zerstreuungen der Welt nicht kannte, dafür aber das reinste Familienglück pflegte, und trotz des puritanischen Ernstes, welcher darüber lagerte, das Gemüthsleben der Kinder in

---

Werkchen ist damals in's Deutsche übersetzt worden: „Geschichte von St. Kilda, worin eine Beschreibung der Insel ꝛc." (Als Anhang zu Thomas Pennant's „Reise durch Schottland" ꝛc. Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung, 1780). — Dr. Johnson, welcher auf seiner Reise nach den westlichen Inseln den Verfasser besuchte, sagte: „It was a very pretty piece of topography", und dieser zeigte seinem Gaste und dessen Begleiter, Mr. Boswell, die benachbarten Ruinen von Calder, d. i. Cawdor, Macbeth's Schloß.

[1]) Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, Bart. etc. In der deutschen Uebersetzung von A. von Treskow. Berlin, 1853, S. 407.

Digitized by Google

seiner Entwickelung nicht hemmte, noch ihrem Frohsinn Fesseln anlegte. Sein Biograph sagt, und wir finden es sehr begreiflich, daß zwischen Macaulay und seinem Vater eine starke, gegenseitige Achtung, aber wenig Sympathie oder Aehnlichkeit der Lebenszwecke bestanden habe. Was in des Knaben, des Jünglings und nachmals des Mannes tieferem Gemüth an Liebe vorhanden war, das widmete er der Mutter, so lange sie lebte, nach ihrem Tode den Geschwistern, und unter diesen namentlich den beiden Schwestern Margaret und Hannah. So eng mit den Jahren ward dieses Verhältniß, und es steigerte sich allmälig für das Gefühl Macaulay's zu einem solchen Grade von Ausschließlichkeit, daß — als die eine der Schwestern, Margaret, sich verlobt — ein jäher Schreck ihn ergreift, wie wenn er beraubt worden. „Niemals wieder," sagt sein Biograph, „gewann er jenen Ton jugendlichen Uebermuthes zurück, welcher hervorgebracht war durch eine lange, ununterbrochene Gewohnheit heiterer, zärtlicher Intimität mit Denen, die jünger als er;" und er selbst, als er mitten in dem heißen Wahlkampf von Leeds die Nachricht empfängt, schreibt an die andere Schwester, Hannah: „Ich sitze in der Mitte von zweihundert Freunden, alle toll von Jubel und Parteigeist, alle voll Siegesfreude über die Tories und mich für den glücklichsten Mann in der Welt haltend. Und Alles, was ich thun kann, ist meine Thränen zu verbergen und meine Stimme zu beherrschen, wenn es nothwendig für mich ist, ihren Glückwünschen zu erwidern. Theuerste, theuerste Schwester, Du allein bist mir jetzt gelassen! Wen habe ich auf Erden als Dich? Wär' es nicht um Deinetwillen, so würd' ich inmitten all' dieser Erfolge wünschen, daß ich bei dem armen Hyde Villiers[1]) läge" . . . Dieser Paroxismus des jugendlichen Schmerzes wich freilich einer ruhigeren Anschauung „von der Natur der Dinge und dem großen, fundamentalen Gesetz aller Gesellschaft, gegen welches sich aufzulehnen die niedrigste und thörichtste Selbstsucht sein würde". Aber er überwand den Schmerz niemals ganz, und derselbe lebte, wenn auch gemildert, wieder auf, als Hannah sich verlobte. Nun schreibt er in einem Briefe aus Indien an Margaret: „Meine Trennung von Dir hat mir fast das Herz gebrochen. Aber als ich mich von Dir trennte, da hatte ich Nancy (so nennt er Hannah mit dem familiären Namen) . . . . Nun habe ich Nichts, außer den Hilfsmitteln meines eigenen Geistes und dem Bewußtsein, nicht unedel gehandelt zu haben." Dieser Brief erreichte die Schwester nicht mehr — lange bevor er über die Tausende dazwischen liegender Meilen nach England gelangte, ja lange bevor er geschrieben worden, „hatten die Augen, welche ihn lesen sollten, sich für immer geschlossen." Jetzt war ihm Margaret wirklich entrissen, und jetzt durfte er der Todten die Thränen nachweinen, die er der Lebenden gegenüber als unberechtigt zurückzuhalten gesucht. Um so fester aber schloß er sich nun an Hannah, und um so uneigennütziger erfreute er sich an ihrem Glück, welches bald auch das seine ward. Ein schöneres und rührenderes Verhältniß zwischen einem Bruder und seiner Schwester hat wol niemals bestanden. Nicht minder schön aber erscheint auch das zu seiner übrigen Familie, zu seinen anderen Geschwistern, zu seinem Vater, und vielleicht noch selbstloser, weil es überwiegend

[1]) Einer seiner Universitätsfreunde, den er kurz zuvor verloren; I, 90.

Digitized by Google

nur aus einem Gebote der Moral hervorging. Als ältester Sohn hielt er sich von frühester Jugend an verpflichtet, für die ziemlich verwahrlosten Vermögensumstände der Seinigen, welche durch zunehmendes Unglück des Vaters in kaufmännischen Geschäften [1]), fast zur Armuth herabgekommen waren, zu sorgen; und dieser Pflicht hat er jedes Opfer gebracht. Sie war es, welche ihn veranlaßt hat, Aemter zu suchen, wiewol er von dem glühendsten Unabhängigkeitssinn erfüllt, und sie war es, die ihn nach dem fernen Indien geführt, obwol sein ganzes Herz an der Heimath hing. Wir möchten nicht so weit gehen, zu behaupten, daß sie es auch war, die ihn bestimmte, unverheirathet zu bleiben, obgleich es vielleicht zwischen den Zeilen dieses Buches zu lesen ist. Vor der Verheirathung der Schwestern hat er überhaupt nicht daran gedacht; nach der Verheirathung derselben hat er nicht mehr daran gedacht. „Jeder Tag macht unwahrscheinlicher, daß ich mich verheirathen könnte," schreibt er in seinem sechsunddreißigsten Jahre seinem Freunde Ellis; und es ist die einzige ausdrückliche Erwähnung dieses Themas, welche wir in seiner Biographie gefunden haben. Er ist diesem Entschlusse treu geblieben, wiewol häusliche Neigungen stets einen Grundzug seines Wesens gebildet haben und mit den Jahren immer stärker hervortraten. Er besaß ein wunderbares Verständniß für das Kindergemüth und eine rührende Liebe zu den Kindern. Niemand konnte besser als er in ihrer eigenen Sprache gleichsam mit ihnen sprechen, ihnen Geschichten erzählen, Verse für sie machen. Als die Kinder seiner Schwester Hannah herangewachsen, wird „Onkel Tom" die gütige Vorsehung, die für ihre kleinen Freuden und Zerstreuungen sorgt. Tagelang führt er sie umher, um ihnen die Sehenswürdigkeiten London's zu zeigen; er macht Ferienreisen mit ihnen und gibt ihnen in seiner Junggesellenwohnung kleine Diners, bei welchen keines ihrer Lieblingsgerichte fehlt. Doch auch an ihrer Erziehung nimmt er ernstlichen Antheil. Nun schreibt er der Nichte Briefe, wie er sie einst ihrer Mutter geschrieben, und in den akademischen Bildungsgang seines Neffen greift er mit seiner eigenen reichen Erfahrung ein. „Ich habe keine eigenen Kinder," schreibt er (IV. 59), „es ist wahr; aber ich habe Kinder, welche ich liebe, als ob sie meine eigenen wären, und welche, wie ich glaube, mich lieben." In welchem Maße sie dies gethan, und wie sein Geist auf den ihren gewirkt: davon gibt das Buch seines Neffen das beste Zeugniß [2]).

Schon in Macaulay's Kindheit finden wir im Keime vorhanden alle jene Züge, welche nachmals bei seiner Entwickelung immer mächtiger hervortraten:

---

[1]) Die afrikanische Firma, an welcher Zacharias Macaulay betheiligt war, hätte falliren müssen, wenn nicht der Sohn, damals (1833) noch auf das Erträgniß eines kleinen Amtes und seiner Feder angewiesen, für mehrere Jahre lang jeden Penny, den er sich vom Munde absparen konnte, dazu angewandt, seines Vaters Gläubiger zu bezahlen. II, 67.

[2]) Auch in seiner parlamentarischen Laufbahn hat Mr. Trevelyan sich bereits vortheilhaft bemerklich gemacht. Er hat wesentlichen Antheil gehabt an der Aufhebung des Stellenkaufes in der britischen Armee und neuerdings eine Bill eingebracht, welche das von seinem Oheim für den indischen Beamtenstand eingeführte competitive System auf den diplomatischen Dienst auszudehnen beabsichtigt. Die Bill ist einstweilen abgelehnt worden, hat aber doch Aussicht, später angenommen zu werden.

Digitized by Google

seinen Verstand und seine Phantasie, seine Liebe zu den Büchern, seinen Fleiß und sein Gedächtniß. Aber er war nicht nur ein außergewöhnlich begabtes, sondern auch ein höchst liebenswürdiges und — wie man sich denken kann — originelles Kind. Seit seinem vierten Jahre las er unaufhörlich, meistens auf der Decke vor dem Kamin liegend, mit seinem Buche auf der Erde, und einem Stück Brod und Butter in der Hand. In die Schule zu gehen war weniger nach seinem Sinn, und als die Mutter ihm einmal erklärte, daß er sich daran gewöhnen müsse, ohne die Hilfe von Brod und Butter zu studiren, antwortete er: „Ja, Mama, Fleiß soll mein Brod und Aufmerksamkeit meine Butter sein . . . .“ „Er spricht wie ein gedrucktes Buch“(quite printed words), sagte das Dienstmädchen des Hauses, welchem er oft, wenn sie Silber putzte, Vorlesungen hielt aus einem Bande, „so groß wie er selbst“. Dennoch hatte diese Frühreife keinen Beigeschmack von Altklugheit, eher etwas sehr Drolliges. Als einmal Mrs. Hannah More, eine der beliebtesten englischen Schriftstellerinnen jener Zeit, von der Classe der sogenannten „moralischen Schriftstellerinnen“, das Haus seiner Eltern, denen sie freundschaftlich nahe stand, besuchte, empfing sie der kleine Tom an der Thüre, mit der Meldung, daß die Eltern ausgegangen seien; wenn sie aber freundlichst hereinkommen wolle, so werde er sie mit einem Glas alten Branntweins bewirthen — ein Anerbieten, welches die gute Dame auf's Aeußerste erschreckte, da sie sich in ihrem Leben niemals höher als zu Schlüsselblumenwein (cowslip-wine) verstiegen. Auf die Frage, was er denn von altem Branntwein wisse, gab er zur Antwort, daß er ihn aus Robinson Crusoe kenne, der ihn zuweilen getrunken. Hannah More, welche die Lehrerin und nachmals lebenslänglich die Freundin von Macaulay's Mutter gewesen, überwachte die erste Entwickelung von deren ältestem Sohne; sie war es auch, welche, gewissermaßen als die Grundlage seiner später so großen Bibliothek, ihm die ersten Bücher schenkte, wir dürfen annehmen, mit dem geheimen Wunsche, daß er etwas Besseres daraus kennen lernen möge, als nur den Branntwein, welchen Robinson Crusoe getrunken[1]). Mit seiner unermüdlichen Leselust — „er las Prosa nach der Elle und declamirte Poesie nach der Stunde“ — erwachte sehr früh schon sein Trieb zur Production. Er war noch nicht neun Jahre alt, als er sich in den Kopf setzte, einen „Abriß der Geschichte, von der Schöpfung

[1]) Wie Dankbarkeit überhaupt ein hervorstechender Zug im Gemüthe M's. war, so bewahrte er auch dieser, die er seine zweite Mutter nannte, stets ein pietätvolles Erinnern. Zwar als Napier ihn (1837) veranlassen wollte, Hannah More's Leben und Schriften für die „Edinb. Rev.“ zu behandeln, lehnte er ab: „Sie war eine sehr gütige Freundin für mich von meiner Kindheit an. Ihre Aufmerksamkeit weckte zuerst meine literarischen Neigungen. Ihre Geschenke legten den Grund zu meiner Bibliothek. Sie war für mich, was Ninon war für Voltaire —“ wobei er, mit seinem Witz, das Andenken der guten Alten um Verzeihung bittet, daß er sie mit einem schlechten Weibe, und Napier, daß er sich mit einem großen Manne verglichen habe. Indessen, ihre Schriften könne er nicht besprechen, da alles Lob, was er ihr zu spenden vermöge, selbst wenn er sein Gewissen zu ihren Gunsten noch so sehr anspanne, weit davon entfernt sein würde, irgend einen ihrer Bewunderer zu befriedigen (II, 253). Dagegen in seiner ersten berühmten Rede über das literarische Eigenthum (Jan. 1841) spricht er öffentlich von ihr mit den Worten: „Eine andere vortreffliche Person, deren ich niemals Erwähnung thun kann ohne Hochachtung und Freundlichkeit, Mrs. Hannah More,“ ꝛc. Speeches, I, 288.

Digitized by Google

an bis zur gegenwärtigen Zeit" zu verfassen, und in der That ein ganzes Buch Papier damit füllte, während er zugleich, oder nicht lange nachher, mehrere epische Gedichte schrieb, darunter „Fingal" in zwölf Gesängen und „Olaus der Große, König von Norwegen", von welchem nur zwei Gesänge fertig geworden, anscheinend, wie der Biograph zu verstehen gibt, weil des Knaben Verlangen nach Papier die väterliche Generosität zu überschreiten anfing. Hier, in dem Neunjährigen, haben wir bereits den zukünftigen Macaulay, den Historiker und den Dichter. Bei dem einen Epos hatte ihm Walter Scott, bei dem anderen Virgil vorgeschwebt, nach dessen Muster er in seinem „Olaus" die sagenhafte Abstammung des Clan Macaulay von jenem nordischen König besang, wie er weiterhin, in dem unvollendeten Theil, die späteren Schicksale seines Vaters und seines Onkels, eines Generals in ostindischem Dienst, prophetisch verkündigen wollte. Beschränkt und eng, wie sein Leben im väterlichen Hause, zuerst in einer kleinen Citygasse, dann in einer Londoner Vorstadt, zu Clapham, war: der Horizont desselben reichte weit nach dem märchenhaften Afrika, dem farbenreichen Indien, und umschloß die neblige Hochlandswelt mit ihrer düsteren und winterlichen Romantik. Es gab Zeiten, in welchen er Verse förmlich hervorsprudelte; die Leichtigkeit, mit der er Reime sprach und schrieb, ist erstaunlich. Doch war der Sinn für Poesie stärker in ihm, als das eigentlich poetische Vermögen. Seine Lieblingslectüre waren und blieben die Historiker, die Dichter und — die Romanschriftsteller, deren Werke er, gute und schlechte, mit einer Art von Leidenschaft las, und zwar unausgesetzt, bis an's Ende seines Lebens. Was er gelesen hatte, das war sein für Immer — Namen, Zahlen und Zusammenhang, ganze Capitel der Prosaisten und ganze Gesänge der Dichter hafteten unauslöschlich in seinem Kopfe. Bekannt ist, daß er zu einer Zeit seines Lebens den Ausspruch that: Wenn durch irgend welches Wunder des Vandalismus alle Exemplare von dem „Verlorenen Paradiese" und „Des Pilgrims Wallfahrt" (pilgrim's progress) von der Oberfläche der Erde hinweggefegt würden, so mache er sich anheischig, sie beide aus der Erinnerung wieder herzustellen [1]). Aber noch erstaunlicher ist, daß er es nicht für unwahrscheinlich hielt, den ganzen Roman „Sir Charles Grandison" aus der Erinnerung niederschreiben zu können — eine wahre Herculesarbeit des Gedächtnisses, wenn er sie wirklich ausgeführt hätte. Denn der genannte Roman enthält in der Ausgabe, die ich besitze, 1914 enggedruckte Groß-Octavseiten, und das Personenverzeichniß (ohne welches man sich, wie in einem Schauspiel, schwer zurecht finden würde) umfaßt 20 Herren, 15 Damen und — 14 Italiener (Herren und Damen zusammen). Um das Gedächtniß zu stärken, übte er es beständig durch Auswendiglernen. In seiner Ausgabe des Lucan fand sich angegeben, wie oft er seine Lieblingsstellen aus demselben sich eingeprägt: die Zahlen wuchsen bis zu Macaulay's sechsunddreißigstem Jahre, und bis an sein Ende lag auf seinem Toilettetisch ein Martial, dessen Epigramme er

[1]) Eine Art von Probe bestand er, als er einmal in einer dunkeln Nacht die Ueberfahrt nach Dublin machte. „Da ich nicht lesen konnte," schreibt er in seinem Tagebuch (16. August 1849), „wandte ich einen vortrefflichen Ersatz für das Lesen an: ich ging im Kopf das „Verlorene Paradies" durch. Ich konnte noch die Hälfte davon hersagen, und zwar die bessere Hälfte." (IV, 27.)

Digitized by Google

beim Anziehen memorirte. Wenn er sich mit seinen Schwestern über ein historisches oder biographisches Werk unterhielt, so würde ein Uneingeweihter gemeint haben, sie hätten in der Zeit gelebt, von welcher der Autor handelte, und wären persönlich mit jedem lebenden Wesen bekannt gewesen, welches in seinen Blättern erwähnt wurde. „Die Vergangenheit war für sie wie die Gegenwart, und das Eingebildete wie die Wirklichkeit." (I. 157.)

Als Macaulay daher, in seinem 14. Jahre, zu seiner Ausbildung für die Universität auf eine gelehrte Anstalt kam, brachte er eine Belesenheit mit, welche sich über die Alten und die Neuen, über die Classiker seiner eigenen und vieler ausländischer Literaturen erstreckte und wol das Staunen seiner Lehrer wecken mochte. Ein Brief an seine Mutter aus seinem fünfzehnten Jahre enthält Anspielungen auf und sehr richtige, wenn auch knappe Urtheile über folgende Autoren: Lord Byron, Southey, Boccaccio, Chaucer, Dryden, Lesage, Mrs. Montague, Shakespeare, Gibbon, Cicero und Macpherson, den Verfasser oder Compilator des Ossian. Dagegen hatte er absolut keinen Sinn für, ja sogar einen sehr heftigen Widerwillen gegen die Mathematik, welcher sich in einem aus Cambridge an die Mutter geschriebenen Brief in den heftigsten Ausdrücken Luft macht. „Disciplin des Geistes!" ruft er aus; „sag' lieber Hungertod, Kerker, Tortur, Vernichtung! Aber es muß sein[1])!" Er gewann auf der Universität zweimal den Preis für das beste Gedicht in englischer Sprache[2]), sowie den Preis für einen historischen Aufsatz; aber die höchste Würde des englischen Studentenlebens, die auch von ihm für die wünschenswertheste gehalten ward, die „fellowship", erlangte er erst in der dritten Prüfung, nachdem er zuvor, zu seiner und der Seinen tiefsten Betrübniß, zweimal — durchgefallen (gulfed) war. Allein er erlangte sie doch, und auf keinen der vielen Titel, die er nachmals im Leben gewonnen, war er stolzer, als auf diesen, „fellow of Trinity" zu sein, „the dear, old college!" „Von allen seinen Aufenthaltsplätzen während seiner freudigen und glänzenden Pilgerfahrt durch die Welt", sagt sein Biograph, „hatte Trinity und Trinity allein, irgend einen Antheil mit dem Elternhaus in Macaulay's Liebe und Anhänglichkeit." Von den „mathematischen Blöcken, die täglich ihre acht Stunden büffeln (plod on)", wandte er seinen Blick auf die Gestalten von Milton, Bacon und Gray, welche einst in diesen Hainen gewandelt; und Nichts ging ihm über diese altehrwürdige Halle, „für welche er bis zuletzt ein Gefühl bewahrte, wie ein alter Grieche oder ein mittelalterlicher Italiener es für seine heimathliche Stadt gehegt haben mag", und welche „so viele Bücher enthielt, als selbst er lesen, und mehr Freunde, als mit denen selbst er sich

[1]) Er hat nachmals allerdings eine rationellere Ansicht über die Mathematik als Bildungsmittel gehabt. In seiner Rede über das Gouvernement von Indien (10. Juli 1833), gibt er zu, daß in der englischen gelehrten Erziehung vielleicht zu viel Gewicht auf die todten Sprachen und die abstracten Wissenschaften gelegt werde, und daß man zuweilen geltend mache, Prüfungen in Latein, Griechisch und Mathematik seien keine Zeugnisse dessen, was ein Mann im Leben leisten werde. Worauf er erwidert: „Ich weiß vollkommen, daß sie keine unfehlbaren Zeugnisse sind: aber daß sie Zeugnisse sind, behaupte ich zuversichtlich." Speeches I, 179, 180.

[2]) Diese beiden Preisgedichte, „Pompeji" (1819) und „Der Abend" (1826), finden sich in der oben angemerkten Uebersetzung seiner Jugendpoesien.

Digitized by Google

unterhalten konnte." Denn wenn es auch zunächst das vorbereitende Studium für eine juristische Laufbahn war, welches ihn hierhergeführt hatte, so überwog doch sein Interesse für die Literatur; und damals, wie später, bildete das Lesen eine Hauptbeschäftigung seines Lebens, ebenso sehr ein Vergnügen, als eine ernstliche Arbeit, welche neben seiner oft höchst anstrengenden Berufsthätigkeit zu bewältigen nur seinem Fleiße möglich war. Er las immer und überall; er las den neuen Band von Thiers gehend in einer Straße der City von London und den Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan in einem irischen „Car", der ihn unter starkem Regen nach seinem Wirthshaus in Dublin zurückbrachte. Zwischen den Myrthen und Lorbeeren der Insel Wight, indem er über dem Meere die Sonne untergehen sah, las er Fra Paolo, zum Dessert die Zeitung und beim Wein einen Roman. Er machte keine Reise ohne seine Bücher. Als er, ermüdet von einer der anstrengendsten Parlamentssessionen im Jahre 1833, mit seiner Schwester Hannah eine Erholungsreise nach Schottland machte, da war seine Postchaise bepackt mit den schweren Bänden von Horace Walpole's Briefen an Sir Horace Mann; und als er die weite Fahrt nach Indien antritt, da sind die Bücher, die er mitzunehmen gedenkt, abermals fast sein erster Gedanke. „Der Vorrath, den ich für die Reise bestimme," schreibt er an seine Schwester, „umfaßt: Richardson, Voltaire's Werke, Gibbon, Sismondi's Geschichte der Franzosen, Davila, den Orlando in Italienisch, Don Quixote in Spanisch, Homer in Griechisch, Horaz in Latein. Ich muß auch einige juristische Bücher haben, und einige, um mich in die persische und hindostanische Sprache einzuweihen." Die Muße, welche sein vierjähriger Aufenthalt in Calcutta ihm gewährt, benutzt er, um das ganze Bereich der beiden classischen Literaturen zu durchwandern, und zwar nicht einmal, sondern drei-, selbst viermal, und manches Werk noch öfter. Wie aus den Aufzeichnungen und Randbemerkungen in seinen Handexemplaren (II, 257 ff.), verglichen mit einem Brief an Ellis (II, 231), hervorgeht, hat er damals gelesen: Aeschylos zweimal, Sophokles zweimal, Euripides einmal, Pindar zweimal, Callimachus, Apollonius Rhodius, Quintus Calaber, Theokrit zweimal, Herodot, Thukydides zweimal, Xenophon's Werke fast ganz und dessen Anabasis viermal, fast den ganzen Plato, die Politik des Aristoteles und einen großen Theil des Organon, Plutarch's Lebensbeschreibungen ganz, den halben Lucian, zwei oder drei Bücher von Athenaeus, Plautus viermal (später in England hat er ihn noch zweimal gelesen), Terenz zweimal, Lucrez zweimal, Catull, Tibull, Properz, Ovid zweimal, Lucan, Statius zweimal, Silius Italicus, Livius zweimal, Vellejus Paterculus, Sallust zweimal, Cäsar und zuletzt Cicero.

Er hörte niemals auf zu lernen und hat, bis an's Ende, den schönen Satz seines Aeschylos bestätigt: „Zum steten Lernen bleibet auch das Alter jung" (Agamemn., V. 542). Sein Geist war ganz eingetaucht in den Geist der Alten, ganz voll davon, ihre Welt eine Wirklichkeit für ihn, in der er lebte, wie in seiner eigenen, und zuweilen sogar mehr, als in seiner eigenen, wenn, wie Mr. Trevelyan sagt, seine Gedanken für ganze Wochen in Latium und Attica weilten, und nicht in Middlesex .... „Er kannte die Laufbahn und die Charaktere der großen Männer, welche das Forum beschritten und im Tempel

Digitized by Google

der Concordia redeten, so genau, wie die seiner eigenen Rivalen im Parlament und seiner eigenen Collegen im Cabinet; Cicero war ihm so wirklich wie Peel, und Curio wie Stanley . . . Er weinte über Homer vor Bewegung und über Aristophanes vor Lachen und konnte die „De Corona" selbst zum zwanzigsten Mal nicht lesen, ohne mit der geballten Faust wenigstens einmal in einer Minute auf den Arm seines Lehnstuhls zu schlagen." Aber er beschränkte sich nicht auf die Classiker des Alterthums, obgleich sie stets den Vorrang bei ihm behaupteten. Wenn er die monatelange Muße seiner Hinfahrt nach Indien, „glücklich und beschäftigt," dazu angewandt hatte, sein Griechisch und sein Latein wieder in gute Ordnung zu bringen, sein Italienisch wieder aufzufrischen, ein bischen Spanisch und gerade genug Portugiesisch „aufzupicken," um den Camoëns in der Ursprache lesen zu können — Französisch las, sprach und schrieb er vollkommen —: so beschloß er nun die Heimfahrt zu verwenden, um die deutsche Sprache zu bemeistern. Schon früher begegnen uns Spuren seiner, wenn auch spärlichen Kenntniß der deutschen Literatur; in den Briefen an seine Schwester Hannah erwähnt er einmal (1831) Goethe und ein andermal (1832) Schiller. Jetzt aber war es sein Vorsatz, sich ernstlich mit unserer Sprache und Literatur bekannt zu machen, und noch aus Calcutta schreibt er an seinen Freund Ellis: „Ich würde Dir sehr verpflichtet sein, wenn Du mir, sobald Du kannst, und zwar so, daß sie mit Bestimmtheit frühe genug ankommen, die beste deutsche Grammatik und das beste deutsche Wörterbuch, eine deutsche Bibel, Schiller's Werke, Goethe's Werke und Niebuhr's Geschichte senden wolltest, sowol im Original, als in der Uebersetzung." Ein halbes Jahr später schreibt er demselben Freunde: „Man sagt mir, daß das Deutsche eine schwere Sprache sei; aber ich kann nicht wol glauben, daß es eine Sprache gebe, deren ich nicht in vier Monaten Herr werden könnte, wenn ich zehn Stunden des Tags arbeite. Ich verspreche mir sehr großen Genuß und Belehrung von der deutschen Literatur" . . . . Abermals ein halbes Jahr später (December 1837) an denselben Freund: „Ich beabsichtige, gut Deutsch zu verstehen bis zu der Zeit meiner Ankunft in England. Ich habe schon, in Momenten der Muße, das Eis gebrochen. Ich habe das halbe Neue Testament in Luther's Uebersetzung gelesen, und schreite nun, für einen Anfänger, rasch genug durch Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Meine deutsche Bibliothek besteht aus Goethe's sämmtlichen Werken, aus Schiller's sämmtlichen Werken, aus Müller's Schweizer-Geschichten, Etwas von Tieck, Etwas von Lessing und anderen Werken von geringerem Ruhm. Ich hoffe, mit allen auf meiner Heimreise fertig zu werden. Schiller's Stil gefällt mir außerordentlich. Seine Geschichte enthält viel richtigen und tiefen Denkens, ausgedrückt in einer so volksthümlichen und angenehmen Sprache, daß Dummköpfe ihn für oberflächlich halten könnten." Lessing und Goethe machen ihm mehr Mühe. „Solche Bücher, wie die Kritik über Hamlet und Wilhelm Meister, erfüllen mich mit Bewunderung und Verzweiflung." Dennoch gab er den Versuch nicht auf; und noch so spät, als 1851, konnte er in sein Tagebuch eintragen: „Ich begann Lessing's Laokoon und las vierzig oder fünfzig Seiten: zuweilen abweichender Ansicht, aber immer bewun-

Digitized by Google

dernd und lernend[1]),“ und in demſelben Tagebuch, bei ſeiner Anweſenheit in Florenz (November 1838) bringt er dem Genius Goethe's den ſchönſten Tribut der Dankbarkeit dar, indem er ſchreibt: „Meine Zimmer blicken in einen Hof, welcher mit Orangenbäumen und Marmorſtatuen geſchmückt iſt. Ich ſehe die Statuen niemals an, ohne an die arme Mignon zu denken.

Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?

Ich kenne keine zwei Zeilen in der Welt, welche ich lieber geſchrieben haben möchte, als dieſe beiden[2]).“

Ich habe geglaubt, bei Macaulay's deutſchen Studien etwas länger verweilen zu dürfen, nicht nur wegen des beſonderen Intereſſes, welches ſie gerade für uns haben, ſondern weit mehr noch, um daran, als einem Beiſpiel, zu zeigen, mit welchem Ernſt und aufrichtigen Eifer er ſich an's Werk machte, wenn es ſich darum handelte, Etwas zu lernen; wie raſch er die Schwierigkeiten überwand und wie direct er dann ſogleich auf den eigentlichen Kern der Sache losging. Nicht Selbſtzweck war ihm das Studium, ſondern nur Mittel zum Zweck; nicht die Sprache wollte er kennen lernen, ſondern die Literatur, nicht die äußere Form, ſondern ihren Inhalt und Geiſt. Das war es, was ihn am meiſten von den einſeitigen Fachgelehrten unterſchied, und das, was ihn am wirkſamſten davor behütete, ein „Bücherwurm“ zu werden, — Etwas, wovor er ſich eingeſtandenermaßen (man vergl. den Brief an Ellis, III, 87) ſelbſt ſehr fürchtete. Doch ſeiner Liebe zu den Büchern entſprach genau ſeine Liebe zu der Geſellſchaft der Menſchen, und ſeinem Trieb zum Wiſſen hielt das Gleichgewicht ſein Trieb zu den Geſchäften der Welt.

Schon auf der Schule von Aspenden Hall, in der ländlichen Einſamkeit, fern von London, ergreift ihn zuweilen eine Ungeduld, eine Sehnſucht, welche für den Knaben nicht weniger charakteriſtiſch iſt, als ſeine Abneigung gegen die Mathematik. Ihm fehlten noch zwei Monate zur Vollendung ſeines fünfzehnten Lebensjahrs, als er Folgendes ſchrieb: „Die Dichter mögen von den Schönheiten der Natur, den Freuden des Landlebens und dörflicher Unſchuld ſprechen: aber es gibt eine andere Art des Lebens, welche, wiewol unbeſungen von den Barden, mir unendlich viel höher ſteht, als die Eintönigkeit des Landlebens. London iſt der Platz für mich. Sein rauchiger Dunſtkreis und ſein ſchlammiger Strom entzücken mich mehr, als die reine Luft von Hertfordſhire und der kryſtallne Lauf des Flüßchens Rib. Nichts iſt vergleichbar den glänzenden Abwechslungen des Lebens in London, dem ſchönen Dahinwogen des Londoner Geſprächs und der ſchimmernden Pracht der Londoner Schauſpiele.“ Dieſer Zwieſpalt, wenn man ſo will, oder, vielleicht genauer geſagt, dieſe beiden Strömungen in ihm, welche wir durch ſein ganzes Leben verfolgen können, und in welchen wir immer wieder den Knaben von Aspenden

[1]) Dem Verfaſſer von „Goethe's Leben“, Mr. Lewes, ſagte Macaulay einmal über Laocoon, daß „die Lectüre dieſes kleinen Buches eine Epoche in der Geſchichte ſeines Geiſtes gebildet und daß er daraus mehr gelernt habe, als jemals irgendwo anders“. Vergl. Saturday Review, Juli 4. 1874 („Lessing's Laocoon“).

[2]) Macaulay citirt dieſelben deutſch. III, 26.

Digitized by Google

Hall erkennen, sie waren es, welche ihn vor den Gefahren der einen und der anderen Richtung behütet, ihn in Wahrheit zu dem gemacht haben, was er geworden ist, sei es, daß sie sich als Gegensätze darstellen, da wo er, der Politiker, aus dem Wirrwarr der Parteien in sein stilles Studirzimmer zurückverlangend, dem Freunde schreibt (II, 229): „daß ein Mann, vor welchem die beiden Pfade der Literatur und der Politik offen liegen und welcher auf eine hervorragende Stellung in beiden hoffen darf, die Politik wählen und die Literatur verlassen sollte, scheint eine Tollheit"; oder der Gelehrte, plötzlich wieder die lockenden Stimmen des öffentlichen Lebens vernehmend (III, 208), mitten in einer heißen Wahlschlacht der Schwester bekennt: „ich war etwas verweichlicht worden in literarischer Ruhe und Muße — Du würdest mich nicht mehr kennen, — jetzt, wo mein Blut wieder in Bewegung ist —", sei es, daß sie sich in jene höhere Einheit zusammenfassen, als welche ihm immer mehr und deutlicher die Literatur erschien, weil hier die feinsten Kräfte seines Geistes am freiesten zusammenwirken konnten mit seiner umfassenden Beherrschung des wissenschaftlichen Materials, seiner reichen und mannigfaltigen Kenntniß des Lebens.

Bei den großen und frühzeitigen Erfolgen, welche Macaulay, so zu sagen, von der Wiege bis zum Grabe in stets wachsendem Maße begleitet haben, konnte doch Niemand freier von Eitelkeit und Hochmuth sein. Die Huldigungen, welche man dem Verfasser der „Geschichte von England" darbrachte, würden hingereicht haben, jeden schwächeren Kopf, als den seinen, zu berauschen. Er schrieb in sein Tagebuch (IV, 256): „Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich niemals die populärsten Stellen meiner eigenen Werke wieder lese, ohne peinlich zu fühlen, wie weit meine Ausführung hinter dem Ideal (standard) zurückgeblieben ist, welches ich im Geiste habe"; ein andermal: „Wenn ich mein Buch mit Dem vergleiche, was meine Geschichte sein sollte, so fühle ich mich niedergeschlagen und beschämt." In der That, wir finden Hochmuth mit irgend welcher Höhe des Charakters unvereinbar. Hochmuth ist ein Fehler des Charakters; Eitelkeit ein Fehler der Bildung. „Ich fürchte, daß ich zu viel von meinem Buch gesprochen habe," notirt er eines Tages, als er aus einer Gesellschaft zurückkehrt, „doch wirklich, es war nicht meine Schuld. Die Leute brachten immer und immer wieder das Gespräch darauf. Ich werde vorsichtiger sein; doch wie schwierig ist es, den rechten Punkt zu treffen! Der Unterhaltung eine andere Wendung geben, könnte unhöflich und affectirt erscheinen." Der eitle Mann ist natürlich auch sehr verletzlich; Macaulay wurde durch die Sorgfalt der Erziehung vor Beidem geschützt. „Kaum jemals kam es vor," schreibt ein Freund, der dem Hause nahe gestanden, „daß Seitens seiner Eltern dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über andere Kinder Ausdruck gegeben ward;" und sein Biograph fügt sehr verständig hinzu: daß eine Wirkung dieser frühzeitigen Disciplin sich in der Freiheit von Eitelkeit und Empfindlichkeit zeigte, diesen Eigenschaften, welche zusammengefaßt in unserem modernen psychologischen Dialekt unter der Bezeichnung „Meinung von sich selbst" als die dem literarischen Charakter anhaftende Schwäche angesehen werden. Viel vom Pedanten war in dem Vater Macaulay's, der uns in manchen Stücken an den Vater Goethe's erinnert. Aber dieses Hervorheben kleiner Fehler, welches den heranwachsenden Knaben und Jüng-

Digitized by Google

ling zwang, fortwährend an sich zu arbeiten, um den Vater zufrieden zu stellen, ließ auch keine Spur von Selbstgefälligkeit oder Selbstbespiegelung in ihm aufkommen; und Nichts, sein ganzes Leben hindurch, war dem Manne aus Gründen des Anstands widerwärtiger, als Selbstlob, und aus Gründen der Sittlichkeit als Reclame. Bekannt ist jenes Essay, in welchem er sich, fast zu Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn, mit catonischer Strenge gegen die literarische Reclame, oder wie man in England sagt, gegen das „Puffen" ausspricht. „Ein Metzger der höheren Classe verschmäht es, sein Fleisch anzupreisen. Ein Krämer der höheren Classe würde sich schämen, Placate in seinem Schaufenster auszuhängen ..... Wir erwarten einige Zurückhaltung, einigen anständigen Stolz von unserem Hutmacher und unserem Schuster. Aber kein Mittel, durch welches Notorietät erlangt werden kann, wird für einen Schriftsteller zu niedrig erachtet . . . . [1])"

Als seine „Lieder des alten Rom" erscheinen sollten, das Erste, was von ihm überhaupt in Buchform herauskam, wollte der Verleger derselben, welcher zugleich Verleger der „Edinburgh Review" war (Mr. Longman), in der letzteren die Aufmerksamkeit des Publicums darauf lenken. „Ich sagte ihm," schreibt Macaulay darüber an Ellis 1840, „daß ich mir Nichts ausbedinge, als daß in keiner Weise Reclame gemacht werde. Ich habe Napier geschrieben, daß ich es als eine persönliche Gunst von ihm erbitte, daß mein Name und meine Schriften niemals in der Edinburgh Review erwähnt werden mögen." Und an Napier selbst schreibt er vier Wochen später: „Mein kleiner Band wird, wie ich denke, im Laufe der Woche heraus sein. Aber alles Das überlasse ich Longman, ausgenommen, daß ich ihn positiv verpflichtet habe, keinerlei Reclame zu machen."

Ebenso sträubte seine vornehme Natur sich gegen Alles, was die Aufmerksamkeit auf seine persönliche Erscheinung lenken konnte. Nichts war ihm unangenehmer, als „den berühmten Mann" zu spielen. Als er in Florenz einige köstliche Gemälde von Raphael und Titian betrachtete, führte sich ein Yankee-Geistlicher bei ihm ein, sagte ihm, daß er erfahren habe, wer er sei, daß er um die Erlaubniß bitte, ihm im Namen seiner Landsleute für seine Schriften danken zu dürfen, u. s. w. „Ich verbeugte mich, dankte ihm und stahl mich fort, die Bilder des Großherzogs ein gut Theil früher verlassend, als ich beabsichtigt hatte," heißt es in seinem Tagebuch, November 1838; und vier Wochen später in Rom: „Ich besuchte den amerikanischen Consul. Er war sehr artig und sprach mit mir à la mode d'Amérique über meine Schriften. Ich gab dem Gespräch sofort eine andere Wendung. Kein Gegenstand der Unterhaltung, ich bin froh es zu sagen, ist weniger nach meinem Geschmack."

Dagegen einmal, an einem frühen Morgen, im Herbste 1838, als er in Frankreich reiste, stiegen an irgend einer Station von dem Dache der Postkutsche sieben englische Arbeiter ab, trefflich aussehende Leute, welche für eine in dieser Gegend zu erbauende Eisenbahnlinie gedungen worden waren. Macaulay erkundigte sich bei ihnen nach ihren Verhältnissen und Aussichten, bat sie, beim

[1]) Mr. Robert Montgomery's poems. Essays, I. p. 271.

Digitized by Google

Abschied, um die Erlaubniß, ihnen ein Frühstück anbieten zu dürfen, und gab ihnen zu diesem Zweck eine Goldmünze. Sie nahmen mit herzlichem Danke an, und als die Kutsche sich wieder in Bewegung setzen wollte, kam Einer von ihnen, ein sehr intelligent aussehender Mann, der ihr Sprecher zu sein schien, an das Wagenfenster heran und wünschte, mit großem Ernst, zu wissen, wie denn Derjenige heiße, der sie so reichlich beschenkt? Macaulay nannte seinen Namen: „Ah, Sir!" sagte nun der Arbeiter, „wir haben alle von Ihnen gehört; Sie sind daheim stets ein guter Freund unseres Landes gewesen, und es wird für alle meine Cameraden eine große Genugthuung sein, zu wissen, daß Sie es sind!"

Diese Anerkennung der sieben englischen Arbeiter in Frankreich war nach dem Herzen Macaulay's, und er gesteht in seinem Tagebuch, daß er fast zu tief davon bewegt worden sei.

II.

Macaulay hatte sein 25. Jahr noch nicht vollendet, er hatte Cambridge kurz zuvor verlassen und erwartete nach Absolvirung seiner juristischen Studien „zu der Barre berufen zu werden," wie der englische Ausdruck lautet[1]): als sein erstes Essay, das Essay über „Milton", in der „Edinburgh Review" erschien.

Es war politisch und social eine sehr bewegte Zeit, der Vorabend großer Entscheidungen für das innere Leben Englands. Nahezu vierzig Jahre waren verflossen, seitdem ein weltgeschichtliches Ereigniß von elementarer Gewalt und unabsehbarer Tragweite den verfassungsmäßigen Gang ruhiger Entwickelung zum plötzlichen Stillstand gebracht: ein Ereigniß, dessen Rückschlag auf England einen seiner hochherzigsten und erleuchtetsten Staatsmänner, mitten in seinen Entwürfen für Reform und Emancipation, zu den Willkürmaßregeln des Absolutismus gezwungen, und einen seiner größten Redner und politischen Schriftsteller aus dem freisinnigen Doctrinär der historischen Continuität in einen finsteren und fanatischen Ankläger jedes modernen Gedankens verwandelt hatte. Unter dem erschreckenden Einfluß der französischen Revolution von 1789 war die britische Politik in eine reactionäre Richtung gedrängt worden, welche jedoch, weit über ihre Veranlassung hinaus, den Jacobinismus in Frankreich, den Anti-Jacobinismus in England, den Tod Burke's, den Tod Pitt's, die Kriege gegen Napoleon überdauern und in ihren beklagenswerthesten Folgen erst nach dem siegreichen Abschluß der letzteren hervortreten sollte. Fast ein Menschenalter, bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinein, ununterbrochen währte die Herrschaft der Tories, die lange Verwaltungsperiode Castlereagh's, welcher ein verfinstertes Leben mit Selbstmord schloß, und

[1]) Er hat es übrigens niemals ernst mit der Praxis genommen und gab sie bald genug auf, obwol er 1824 den „northern circuit" mitmachte, von 1829 bis 1834 „chambers" in Gray's Inn hatte, 1850 zum „bencher" von Lincoln's Inn und 1853 zum „Doctor of Civil Law" von Oxford gemacht ward. Sein ganzer „professioneller" Gewinn bestand in — 1 Guinee für die Verfolgung eines Geflügeldiebstahls. Später noch einmal wollte sein Vater ihm einen Injurienproceß gegen ein Journal übertragen. Diesen Proceß aber hat er abgelehnt.

Digitized by Google

die zehn Regierungsjahre König Georg's IV. umfassend, welcher sich um den Rest sittlicher Achtung durch die Ehescheidungsklage gegen seine Gemahlin gebracht hatte. Die Partei der Tories ward verstärkt durch die Bundesgenossenschaft der Landeigenthümer, der Capitalisten, der Fabrikanten und der Pächter, welche durch Krieg und Hungersnoth unnatürlich reich geworden und seit 1815 durch einen Eingangszoll auf Getreide geschützt waren, während durch dieselben Ursachen, durch Vertheuerung der Lebensmittel und Herabminderung der Löhne, die große Masse des Volkes zu einem unglaublichen Grade von Elend herabgesunken war. Eine merkwürdige Wandlung innerhalb der alten historisch hergebrachten Parteien der Whigs und Tories vollzog sich, oder richtiger gesagt, ward offenbar um diese Zeit.

Die Whigs hatten die Revolution von 1688 gegen die Tories gemacht, und unter den Regierungen Wilhelm's III. und der Königin Anna das Ergebniß derselben, die Ausschließung des Hauses Stuart und die protestantische Thronfolge in inneren Kämpfen und äußeren Kriegen gesichert. In demselben Maße, wie seit der Thronbesteigung Georg's I. die Gefahr einer Gegenrevolution sich verringert hatte und mit dem mißlungenen Versuch des Prätendenten von 1745 gänzlich ausgelöscht war, hatte sich auch verringert und war zuletzt bedeutungslos geworden der Gegensatz zwischen den beiden Parteien, welche keine eigentlich constitutionelle Frage mehr trennte. Der Wechsel von einer Toryregierung zu einer Whigregierung bedeutete daher bis an's Ende des 18. Jahrhunderts nicht sowol den Wechsel des Systems, welches durchaus aristokratisch blieb, als vielmehr den Uebergang der Herrschaft aus den Händen der einen Gruppe großer Adelsfamilien in die der anderen. Zwar verband man traditionell immer noch mit dem Namen der „Whigs" die Vorstellung einer größern Hinneigung für die Ansprüche des Volks, und mit dem Namen der „Tories" die einer höheren Achtung vor der königlichen Prärogative; doch waren die Unterschiede schwankend, oftmals hatten beide Parteien die Rollen vertauscht und von einem demokratischen Element war in keiner der beiden Combinationen die Rede. Die Regierung war oligarchisch, das Parlament eine Versammlung von Aristokraten; das Volk hatte keinen Antheil an der einen, und ward in seinen Interessen nicht vertreten durch das andere, welches — auf Patronage und Bestechung beruhend — nur eine Vertretung von Classeninteressen darstellte. Allmälig aber, seit Beginn des 19. Jahrhunderts, hatte der Gegensatz zwischen Whigs und Tories wieder einen neuen und sehr bestimmten Inhalt gewonnen. Pitt's Bestrebungen für Freihandel und Aufhebung der Sclaverei, für Katholikenemancipation und vor Allem für Parlamentsreform, welche durch die Panik der französischen Revolution unterbrochen worden waren, wurden von den Whigs aufgenommen, nachdem jene Panik geschwunden. Während der langen Toryregierung, welche vor Repressivmaßregeln der schlimmsten Art, bis zur Gefährdung der persönlichen Freiheit und der freien Presse, nicht zurückschreckte, hatte sich jener Umschwung vorbereitet, vermöge dessen — wie Lord Dalling in seiner Biographie Canning's (Historical Characters, II, 157) treffend sagt — die Regierung England's „unmerklich vielleicht, aber nicht langsam aus den Händen einer exclusiven, aber aufgeklärten Aristokratie in die einer Mittelclasse überging, deren Geist, That-

Digitized by Google

kraft und Ehrgeiz allmälig entwickelt worden war unter den gemischten Einflüssen eines Krieges, welcher hervorgerufen hatte die Hilfsmittel, und eines Friedens, welcher auf die Probe gestellt hatte den Wohlstand unseres Landes". Als der Moment des Durchbruchs dieser Erscheinung kann die Premierschaft Canning's bezeichnet werden, welcher nach einer langen — mit wechselndem Glück und wechselnden Principien geführten Administration — durch seine kräftige und erfolgreiche äußere Politik der populärste Mann England's geworden, nunmehr auch in der innern Politik wagen durfte, zu den freisinnigen Anschauungen Pitt's zurückzukehren, als dessen Schüler und Zögling er sich mit Emphase bekannte. Indem er mit der von Jenem vergeblich versuchten Katholikenemancipation auf's Neue hervortrat, brachte Canning Verwirrung in die Reihen der Tories, deren Führer er bisher gewesen, gewann er die Unterstützung der Whigs und ward, dicht vor dem Ende seiner bewegten Laufbahn, gewissermaßen der Organisator jener neuen liberalen Partei, welche, weit über den engen und verknöcherten Begriff der alten Whigs hinaus, Alles in sich sammelte, was England an freiheitlichen Kräften besaß, und durch die Wahlreform in einer nahe bevorstehenden ereignißreichen Periode zur Macht berufen ward. In diese Zeit der Zersetzung und Neubildung fällt Macaulay's erstes Auftreten in der „Edinburgh Review".

Im Jahre 1802 zu Edinburgh begründet durch eine Anzahl whiggistisch gesinnter junger Männer, noch frisch von der Universität und meist dem Juristenstande angehörig, hatte diese Vierteljahrsschrift das Wiederaufleben constitutionellen und administrativen Fortschritts in England begleitet und wesentlich gefördert. Die „Edinburgh Review" war ein Parteiorgan; aber von so großem Einfluß, daß, wer sich in ihr hervorthat, nicht lange unbemerkt bleiben konnte, und daß, wer Einfluß in ihr besaß, nicht mehr weit hatte zum Einflusse in anderen und höheren Sphären. Das Beispiel Lord Brougham's hatte dies bereits bewiesen; das Beispiel Macaulay's sollte es auf's Neue darthun.

Das Erscheinen von Macaulay's erstem Artikel in der „Edinburgh Review" war von augenblicklicher und durchschlagender Wirkung. „Gleich Lord Byron," sagt sein Biograph, „erwachte er eines Morgens als ein berühmter Mann. Die Schönheiten der Arbeit waren solche, daß alle Menschen sie wahrnehmen konnten, und selbst ihre Fehler gefielen —" denn es waren die Fehler der Jugend, Uebertreibungen des Enthusiasmus und vielleicht auch des Stils. Murray, der Verleger Byron's und der „Quarterly Review", des unter den Auspicien Canning's und Sir Walter Scott's im Jahre 1809 begründeten Organs der Tories, erklärte, daß es das Eigenthumsrecht an „Childe Harold" werth sei, Macaulay unter den Mitarbeitern der Quarterly zu haben. Jedes folgende Essay vermehrte den Ruhm und erhöhte die Stellung des jungen Whig-Schriftstellers, welchem die Partei der Tories keinen ebenbürtigen entgegen zu stellen hatte; und Lord Lansdowne, das Haupt einer der großen Whigfamilien von England, welcher Macaulay's Beiträge zur „Edinburgh Review" mit steigender Aufmerksamkeit gelesen, bot ihm (1830) aus freien Stücken und „aus Achtung für seinen moralischen und privaten Charakter" den erledigten Sitz für Calne, einem Wahlflecken in Wiltshire, an.

Digitized by Google

Die politische Laufbahn Macaulay's umfaßt, in der Hauptsache, den Zeitraum von 1830 bis 1847. Es ist bezeichnend für den Geist, der ihn beseelte, daß sein „maidenspeech" der Emancipation der Juden galt (April 1830), der zweiten jener drei Classen von Unterdrückten und Rechtlosen, — die beiden anderen waren die Sclaven und die Katholiken — „für deren Befreiung von den sinnlosen Beschränkungen, welche auf ihnen lasten, — dem letzten Rest des alten Systems von Unduldsamkeit," er mannhaft auftrat in Wort und Schrift. „Ich würde freudig eine Sache fördern, die so gut ist, und Sie —" so schreibt er an den Herausgeber der „Edinburgh Review", welchem er ein Essay über „Die bürgerliche Unfähigkeit der Juden" (Jan. 1831) ankündigt — „und Sie werden Nichts dagegen einzuwenden haben."

Der Erfolg seiner großen Reden für die Reformbill (1831 und 1832) war nicht weniger unmittelbar, als der seiner Essays in der „Edinburgh Review"; sie verschafften ihm sogleich einen Platz unter den politischen Größen Englands und machten ihn zu einer der gesuchtesten Persönlichkeiten in der vornehmen und auserlesenen Gesellschaft Englands. Es war dies, äußerlich betrachtet, vielleicht seine glücklichste Zeit: die Welt noch frisch für ihn und er in der Fülle seiner Kraft und Gesundheit. Mit wunderbarer Genußfähigkeit gibt er sich den neuen Eindrücken hin und thut, zwischen fröhlichen Briefen an seine Schwestern, fast ein Uebermaß von literarischer, amtlicher und parlamentarischer Arbeit, „aufsitzend im Hause der Gemeinen bis 3 Uhr früh fünf Tage in der Woche, und mir den Magen verderbend bei großen Diners an den beiden übrigen." Er fühlt sich äußerst wohl im Hause der Gemeinen — „I feel the character of the place growing upon me" — und wenn er nach einer späten Sitzung im Morgengrauen in seine „chambers" heimkehrt, so macht er sich ein Fest aus dem Käse, welchen ihm seine Wähler, und aus dem Ale, welches ihm Cambridge geschickt. Reizende kleine Bilder aus dem fashionablen Leben jener Zeit ziehen in unaufhörlichem Wechsel an uns vorüber: Holland-House, die classische Stätte von Addison's letzten Jahren, damals noch lebendig von den Erinnerungen an Fox und geschmückt mit den Porträts von Reynolds' und Lawrence's Meisterhand; die Symposien bei Rogers, mit Sidney Smith und Tom. Moore an der Tafel; Drawing-Rooms, voll vom Gewühl großer Leute — „alle Lords, außer mir selber" — voll von schönen Frauen und schöner Musik — „Paganini spielte, Rubini und die Pasta sangen" — voll von den interessantesten Begegnungen — „ich hatte das Vergnügen, eine und eine halbe Stunde lang der Unterhaltung Talleyrand's zuzuhören; wir sprachen über Metternich und Cardinal Mazarin: „J'y trouve beaucoup à redire. Le Cardinal trompait; mais il ne mentait pas. Or, Mr. de Metternich ment toujours, et ne trompe jamais" — voll von Marquis und Marchionessen, von Herzogen und Herzoginnen, die sich um Macaulay drängen. „Willst Du alle Complimente hören, die mir gezollt werden?" schreibt er an Hannah. „Ich werde nicht fertig werden, wenn ich meine Briefe damit vollstopfe."

Als Ersatz für ein kleines Amt als „Commissioner of Bankruptcy", welches Lord Lyndhurst ihm im Jahre 1828 gegeben und welches er durch die Reform verlor, machte Lord Althorp ihn 1832 zum Commissär und bald darauf zum

Digitized by Google

Secretär des Indischen Amtes (Board of Control). Im ersten reformirten Parlament 1833 saß er für Leeds, und im folgenden ging er, als Mitglied des höchsten Gerichtshofes, nach Indien. Im Jahre nach seiner Rückkehr, 1839, ward er für Edinburgh gewählt und nahm, als Kriegsminister (Secretary of War) einen Sitz im Cabinet des Viscount Melbourne ein, bis zum Jahre 1841, wo dieses Cabinet durch Sir Robert Peel gestürzt ward. Unter Lord John Russell, 1846, war er noch einmal im Amt als Generalzahlmeister der Armee; zog sich aber daraus zurück, als er bei den Neuwahlen des Jahres 1847 unterlag. Hiermit war dieser Theil seiner Thätigkeit abgeschlossen; denn wenn er auch 1852 noch einmal für Edinburgh in's Parlament trat, so hatten doch inzwischen seine literarischen Interessen ihn den activ politischen entfremdet; im Jahre 1856 gab er aus Gesundheitsrücksichten seinen Sitz im Hause der Gemeinen auf, und im Jahre 1857 ward er zum Peer gemacht.

Nach den uns vorliegenden Zeugnissen war die parlamentarische Beredtsamkeit Macaulay's nicht von der Art, daß er in jedem Augenblicke zu schlagfertigen Improvisationen gerüstet gewesen [1]); vielmehr machten seine Reden den Eindruck des Vorbereiteten, und sie lesen sich, im Aufbau, nach Form und Inhalt bis auf das Kleinste vollendet, wie die glänzendsten seiner Essays. Dieselbe Beherrschung eines ungeheueren Reichthums an Stoff, dieselbe Meisterschaft über Gegenstände der Dichtung, Politik und Geschichte, dieselbe souveräne Sicherheit in der Anordnung, dieselbe Schärfe der Logik, dieselbe Gluth des Pathos war in beiden, in seinen Schriften und seinen Reden, „jener wundervolle Fluß einer natürlichen und schönen Sprache, jener Vortrag, welcher so reißend dahin stürmt, daß er kaum fähig scheint, seine reiche Fracht an Gedanken und Phantasie zu tragen." So nach einer von Macaulay's ersten oratorischen Leistungen das Urtheil Sir Robert Peel's, seines politischen Gegners. Wenn man sich daher bei Macaulay's Reden des Eindrucks nicht ganz erwehren kann, als ob sie sorgfältig am Studirtisch ausgearbeitet seien, so wirken im Gegentheil seine Schriften vielfach, wie sonst nur das lebendig gesprochene Wort zu wirken vermag, und, fügen wir hinzu, das Wort eines Mannes, welcher mit allen Mitteln der Beredtsamkeit uns zu seiner Ansicht zu bekehren, für seine Ueberzeugung zu gewinnen sucht.

Der Vorwurf, welchen man Macaulay nicht ersparen kann, ist der Mangel an Objectivität. Er ist der Whig-Historiker par excellence. Für ihn ist der Whig ein Wesen höherer Ordnung: immer „in der Vorhut des großen Marsches", in dessen Hintertreffen hoffnungslos der Tory „nachtrottelt" (straggle); der Kopf des politischen Körpers, dessen Schwanz zu bilden für immer der Tory verurtheilt ist (Essays, II, 167). Indem er die Miene des Richters annimmt, hören wir nur zu oft den Ankläger oder den Vertheidiger; und statt eines leidenschaftslosen Resumé's aus den Acten, erhalten wir ein Bild, welches der Haß oder die Liebe gefärbt. Zumal in den Essays, in welchen noch der Ungestüm

[1]) — „mit all' seinem Talent und Geist und all' seiner Kraft ist doch Nichts vom „debater" in seinen Reden, Nichts, was Fertigkeit bezeichnete; aber er hat die Macht, bei großen Gelegenheiten mit einer Rede hervorzukommen, welche das Haus beherrscht." Memoirs of Viscount Althorp etc., p. 328. London, 1876.

Digitized by Google

der Jugend, das Feuer des ersten Mannesalters ist, macht sich zuweilen ein persönliches Element mit solcher Heftigkeit geltend, als ob es sich um einen Faustkampf oder eine andere Kraftprobe handle, nicht um eine Discussion auf dem Gebiete der Wissenschaft. „Ich habe ihn schwarz und blau geschlagen," sagt er von einem seiner Widersacher (I, 291); und „der Herr hat ihn in unsere Hände geliefert" von einem andern (III, 59). Er hat, namentlich in zwei Fällen, sich Härten zu Schulden kommen lassen, deren Spuren noch heute nicht verwischt sind, indem er Persönlichkeiten moralisch vernichtete, deren Sünden, literarische oder politische, nach anderem Zeugniß [1]) ein so exorbitantes Strafmaß nicht rechtfertigten. Er hat sie nicht der Vergessenheit überlassen, die sie verdient, sondern zu einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit verurtheilt, die sie nicht verdient haben. In späteren Jahren, als er seine „Geschichte" schrieb und, zurückgezogen von der zeitgenössischen Politik, mehr in den Parteikämpfen des 17., als in denen des 19. Jahrhunderts lebte, hat der persönliche Charakter seines politischen Gefühls sich abgeschwächt, und Spuren dieser Abschwächung begegnen uns mannigfach in seinen Briefen und Tagebüchern. Es fehlt nicht an Beispielen, wo er in diesen Jahren der Reife zu verbessern suchte, was er in den früheren gefehlt [2]). Er war weder blind gegen die Fehler seiner eigenen Partei,

[1]) Man vergl. die Bemerkungen über Montgomery („ein schlechter Poet, aber achtbarer und geachteter Mann") in dem Artikel „Lord Macaulay", p. 12, 13, und den Artikel über „den Right Hon. John Wilson Croker", p. 83 ff. in der „Quarterly Review" Nr. 283. Der Haß oder Widerwille Lord Macaulay's gegen den Letzteren — von 1807 bis 1832 Mitglied des Hauses der Gemeinen und von 1808 bis 1830 Secretär in der Admiralität — scheint wesentlich in einer bittern Parteifehde zu wurzeln, welche heute noch von ihren beiden Organen fortgesetzt wird, sobald es sich um den Namen des Einen oder des Andern handelt. Die „Edinburgh Review" Nr. 292, p. 573, April 1876, sagt: „Mr. Croker ist todt, aber das Geschlecht der Crokers ist nicht ausgestorben und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aussterben, so lange als das Hauptorgan der Tory-Partei dasselbe beharrlich am Leben erhält;" worauf die „Quarterly Review", deren Mitarbeiter für fast ein halbes Jahrhundert, von 1809—1854, Mr. Croker gewesen, in ihrer Juli-Nummer 1876 (p. 87) erwidert: „Wir nehmen die Herausforderung an, um zu zeigen, was für eine Art von Mann er wirklich war." Auch Guizot, welcher während seiner Gesandtschaft in London (1840) amtlich ausschließlich und gesellschaftlich überwiegend mit den Whigs verkehrte, spricht sich (Mém. V. 164, 65) nicht ungünstig über Croker aus, als über einen Mann „von nicht gewöhnlichem Wissen, von einem scharfsinnigen, lebhaften, einfichtigen und wißbegierigen Geiste", hält ihn aber für einen Politiker dritten Ranges und nennt ihn „l'esprit de parti incarné, intraitable, résolu à tout défendre." Wenn dies schon viel erklärt in dem Verhalten Macaulay's gegen Croker, so kommen hinzu jene Beschuldigungen gegen des Letzteren Privatcharakter, von welchen Trevelyan (I, 149) andeutend spricht, um zu zeigen, daß „seine (M.'s) Animosität gegen Croker aus Unvereinbarkeit moralischer Gesinnungen, und nicht politischer Meinungen" hervorgegangen, und welche die „Quarterly Review" (p. 121—123) wol abzuschwächen sucht, aber nicht widerlegt.

[2]) Wir erinnern nur daran, daß er z. B. bei dem Wiederabdruck des Essay's über Mackintosh's „Geschichte der Revolution" alle jene harten Angriffe gegen den Herausgeber unterdrückte, welche „vorbehalten werden sollten für Versündigungen gegen die Gesetze der Sittlichkeit und Ehre" (vgl. Essays, II, 271, Anmerkung); und daß er, bei derselben Gelegenheit, in dem Essay über „das Leben Addison's von Miß Aikin" — „aus Respect für ihre Unterröcke" — theils milderte, theils ganz fortließ, was er gegen die Verfasserin gesagt, obwol — vielleicht sogar weil — diese „wie eine Furie" gegen den ersten Theil seiner „Geschichte" gewüthet hat. „Sie hat mich übel behandelt," schreibt er in seinem Tagebuch, nachdem er in seinen Correcturen die angedeuteten

Digitized by Google

noch stellte er sittliche Anforderungen an Andere, welche er nicht selbst zu erfüllen bereit war. Für ihn waren Liberalismus und Sittlichkeit identisch; und er wenigstens hat in seinem öffentlichen und Privatleben gezeigt, daß sie es sein sollten. Als er im Jahre 1833 mit dem Whigministerium in der Behandlung der Sclavenfrage nicht übereinstimmt, ist er entschlossen, sein Amt niederzulegen, obwol er damit aller Hilfsmittel beraubt sein wird; und als er im Jahre 1843 die Haltung seiner Partei in einer, die katholische Priesterschaft Irlands betreffenden Debatte mißbilligt, will er der großen Whigreview von Edinburgh das Recht der freien Kritik und Meinungsäußerung gewahrt wissen; „ich würde es für sehr unüberlegt halten," schreibt er an den Herausgeber, „die Regel aufzustellen, daß die Whigreview niemals andere Reformen befürworten sollte, als diejenigen, welche ein Whigministerium vernünftigerweise der Gesetzgebung vorschlagen könnte." Ja, die härteste Niederlage, welche ihn während seiner ganzen parlamentarischen und politischen Laufbahn traf, ward ihm von seiner eigenen Partei bereitet, als die Stadt Edinburgh, deren Vertreter er seit seiner Rückkehr aus Indien gewesen, ihn nicht wiederwählte, und zwar hauptsächlich weil er aus rein praktischen Gründen eine Rede gehalten und ein Votum abgegeben für die staatliche Unterstützung einer katholischen Universität in Irland [1]). Auch wo er unter seinen Parteigenossen Unwürdigkeit des Charakters fand, verstand er das zu sein, was der Engländer „a good hater" nennt, ein guter Hasser. Er hatte einen unüberwindlichen und nur zu gerechtfertigten Widerwillen gegen Lord Brougham. Niemals freilich während seiner Lebenszeit hat er sich öffentlich gegen das einstige Parteihaupt geäußert, aber seine Briefe sind voll seiner tiefen Abneigung gegen ihn; und noch zwei Jahre vor seinem eigenen und fünf Jahre vor dem Tode Lord Brougham's, als Beide sich zum ersten Male im Hause der Lords begegneten, schreibt Macaulay in sein Tagebuch: „Wunderlicher Mensch! Seine Kräfte dahin.

Veränderungen vorgenommen, „und dies ist die ehrenhafte und eines Gentleman würdige (gentleman-like) Rache." Trev., III, 17 und 22, vergl. mit Essays V, 68 und 69.

[1]) Sog. „Maynooth College Bill," 1845. Man vergl. Speeches II, 111. — Aus beiden Thatsachen erhellt, wie sehr Unrecht Taine hat, wenn er von Macaulay sagt, daß dieser „zuweilen englische Vorurtheile gegen die katholische Religion gehegt". (Hist. de la littérature angl. V, 157.) Als Politiker war er wenig geneigt für das, was man heute „Culturkampf" nennt, freilich zu einer Zeit, wo das Dogma der Unfehlbarkeit noch nicht ausgesprochen worden war. Man vergl. sein Essay „Gladstone über Kirche und Staat" (Essays III, 252), und den Brief an seine Schwester (Trevelyan III, 233), in welchem er sagt, man solle nicht vergessen, daß England mehrere Millionen Katholiken in Irland zu regieren habe; daß sie überhaupt zu regieren keine leichte Sache sei, und daß Alles, was wie eine ihrer Religion zugefügte Beschimpfung aussehe, sehr gefährliche Leidenschaft hervorrufen müsse. Als Historiker stand Macaulay der katholischen Kirche nicht minder frei von jeder Verkleinerungssucht gegenüber, wie sein Essay über Ranke's „Römische Päpste" zur Genüge beweist (Essays IV, 96), verglichen mit verschiedenen während seines Aufenthalts in Rom gemachten Tagebuchnotizen, wie z. B. die folgende (III, 49): „Ich war tief bewegt, indem ich über das ungeheure Alter der päpstlichen Würde nachdachte ꝛc." Daß er darum aber über das päpstliche Regiment keine bessere Meinung hatte, als es verdiente, geht aus einem anderen, sehr ausführlichen Eintrag in seinem Tagebuch hervor (III, 39—41), aus welchem wir nur die folgende Stelle hervorheben wollen: „Alte Weiber oben, Lügner und Betrüger unten — das ist die päpstliche Administration."

Digitized by Google

Seine Tücke unsterblich. Eine todte Nessel." Ein schönes Verhältniß dagegen verband ihn mit dem Tory-Geschichtschreiber Lord Mahon (nachmals Earl of Stanhope); und selbst in dem ausgesprochenen politischen Gegner wußte er gegen den Schluß seines öffentlichen Lebens das Verdienst anzuerkennen, wie die warmen, tiefempfundenen Worte beweisen, mit welchen er in der bei seiner Wiederwahl in Edinburgh gehaltenen Rede das Andenken der beiden großen Todten jenes Jahres (1852) ehrt — des Herzogs von Wellington und Sir Robert Peel's — „beide lange Zeit Häupter der Tories — der Eine das Orakel des Hauses der Gemeinen, der Andere das Orakel des Hauses der Lords" [1]).

Macaulay's Verbindung mit der „Edinburgh Review" hat zwanzig Jahre gedauert, und sie ward weder durch seinen Aufenthalt in Calcutta, von wo er der Review eine seiner berühmtesten Arbeiten, das Essay über „Lord Bacon", sandte (November 1836, erschien im Juli 1837), noch durch seine ministerielle Stellung unterbrochen. Erst das große Werk, zu welchem er sich um diese Zeit sammelte, und zu welchem er Alles, was er zuvor geschrieben, nur als Vorstudie betrachtete, schloß eine Periode in der Existenz jener Vierteljahrsschrift ab, deren Glanz und Höhe sie nachmals nicht wieder erreicht — jenen Zeitraum von 1825—1845, während dessen jedes Heft, in welchem sich ein Beitrag von Macaulay befand, begierig vom Publicum verschlungen ward. Er selbst dachte keineswegs gering von der Wirkung, welche diese Arbeiten, jede zu ihrer Zeit, geübt, noch unterschätzte er ihren literarischen Werth. Er war sich wol bewußt, daß das Essay, wenn er es gleich nicht erfunden, doch unter seiner Hand in Form und Wesen eine Gestalt erhalten hatte, die es als etwas ihm Eigenthümliches, als etwas Neues erscheinen ließ. Es war eine Weiterbildung Dessen, was er vorgefunden, und zwar eine Weiterbildung nach ganz bestimmten Principien, über die er sich einmal in einem Schreiben an den Herausgeber der Review deutlich ausspricht. „Die Art und Weise (manner) dieser kleinen historischen Essays," sagt er, „hat dieselbe Aehnlichkeit mit der von Tacitus oder Gibbon, welche die Art und Weise von Ariost mit der von Tasso, oder die von Shakespeare's historischen Schauspielen mit der von Sophokles hat. Ariost, wenn er ernst und pathetisch ist, ist so ernst und pathetisch wie Tasso, aber er nimmt oft einen leichten, flüssigen Ton an, welcher ihm bewunderungswürdig gut steht, welcher aber in Tasso ganz und gar nicht am Platze sein würde. Die Verzweiflung Constanzens in Shakespeare ist so erhaben als diejenige des Oedipus in Sophokles; aber die leichten Scherze des

[1]) Speeches II, 276, 277. — Es scheint einer absichtlichen Unterdrückung der Wahrheit gleich zu kommen, wenn die „Quarterly Review" in ihrem Artikel über „Lord Macaulay" bemerkt (p. 23): „Er erwähnt Peel's kaum während dessen Lebzeit, außer mit einer äußersten Härte; und selbst bei der traurigen Gelegenheit seines Todes, wiewol er freundlich von dem „armen Menschen" (poor fellow) spricht und um seinen Tod weint, gibt er doch nicht einen einzigen Zug der Anerkennung seiner großen Eigenschaften." Doch möchten wir annehmen, daß der Verf. sich der von uns citirten Stelle wirklich nicht erinnert habe, da der Aufsatz, wiewol conform dem Standpunkte des Hochtoryismus und Hochkirchenthums, deren Organ die „Quarterly", und trotz der durch diesen Standpunkt bedingten Einschränkungen, voll der höchsten Anerkennung für den persönlichen und literarischen Charakter Macaulay's ist.

Digitized by Google

Bastards Faulconbridge würden durchaus nicht am Platze sein in Sophokles. Doch wir fühlen, daß sie bei Shakespeare am Platze sind. So mit diesen historischen Artikeln. Wo der Gegenstand es verlangt, mögen sie sich erheben, wenn der Autor es vermag, zu der erhabensten Höhe des Thukydides. Dann wieder mögen sie ohne Unschicklichkeit zu der Leichtigkeit und dem gesprächigen Sichgehenlassen von Horace Walpole's Briefen sinken. Dieses ist meine Theorie." Macaulay, mit einem Wort, beanspruchte für das Essay einen ungebundenen Ton und eine freiere Bewegung, welche er der Geschichte nicht verstatten würde; und eben darum hatte er niemals bisher daran gedacht, die Essays, welche er geschrieben, als etwas Bleibendes und Dauerndes zu betrachten. Aber die Eigenthümlichkeiten, welche sein Geist ihnen aufgeprägt, waren es, welche bei dem Publicum ihr Glück entschieden hatten; wenn auch leicht und unterhaltend in der Darstellung, schimmernd und bestechend in der Form, waren sie doch darum nicht weniger gründlich und sorgfältig gearbeitet und gossen über ganze Perioden der englischen Literatur und politischen Geschichte helles Licht aus. Längst hatte man sich in England daran gewöhnt, da keine Sammlung derselben erscheinen wollte, die einzelnen Essays aus den alten Nummern der „Edinburgh Review" herauszuschneiden und zusammenbinden zu lassen; während „auf der andern Seite des Wassers", in Amerika, wo bekanntlich kein Gesetz den Nachdruck hindert, bereits Auflage nach Auflage der „Essays" in Buchform erschienen war und von dort Hunderte von Exemplaren heimlich den Weg nach England fanden. Lediglich diesem äußeren Umstand, diesem Zwange haben wir es zuzuschreiben, daß wir eine von Macaulay selbst veranstaltete Sammlung seiner „Essays" besitzen. Um wie viel ärmer würden wir sein, wenn wir sie nicht besäßen! Doch selbst jetzt noch widerstrebte er. „Was die Yankees thun mögen, kann ich nicht ändern," schrieb er an Napier; „aber ich will meine Ansprüche auf den Rang eines Classikers nicht auf einen Review-Artikel gründen . . . Wenn ich noch zwölf oder fünfzehn Jahre das Leben behalte, so mag ich vielleicht Etwas hervorbringen, was ich mich nicht scheuen werde, Seite an Seite mit den Leistungen der alten Meister zu zeigen." Ja, selbst als er, dem Drängen des Publicums und seiner Freunde nachgebend, sich endlich im Jahre 1843 zu dem Schritt entschlossen hatte und der Erfolg der „Kritischen und historischen Essays, beigetragen zu der Edinburgh Review", ein ungeheuerer war, konnte er sich noch immer nicht mit der Thatsache aussöhnen. „Trotz des Beifalls und des Ertrages, welche ich beide nicht verachte," schreibt er an Napier, „thut es mir dennoch leid, daß es nothwendig geworden, diese Aufsätze wieder herauszugeben. Es sind wenige von ihnen, welche ich mit Befriedigung lese." Das Publicum war anderer Meinung. Mehr als einmalhundert und zwanzigtausend Exemplare der ganzen Sammlung sind in England allein von einem einzigen Verleger verkauft und beträchtlich mehr als einmalhundert und dreißigtausend Exemplare von den einzelnen Essays gedruckt worden. Und diese Popularität, weit entfernt, mit den Jahren abzunehmen, nimmt vielmehr mit den Jahren zu. Zwischen den Jahren 1843 und 1853 betrug der jährliche Absatz der gesammelten Ausgabe im Durchschnitt 1230 Exemplare. In den folgenden zehn Jahren stieg er auf 4700 Exemplare und seit 1864 auf 6000 Exemplare jährlich.

Digitized by Google

Nicht weniger groß, als die Verbreitung der rechtmäßigen Ausgabe in England, ist die Verbreitung der Nachdrücke in Amerika, welche beständig in neuen Auflagen erscheinen, während der Continent von Europa mit der, wie man weiß, berechtigten Tauchnitz-Edition versorgt wird, so daß Macaulay's Biograph sagt (III, 149): „Diese Erzeugnisse, welche ihr Autor als ephemer betrachtete, sind so begierig gelesen und so beständig reproducirt worden, daß, wenn man die Welt als ein Ganzes nimmt, wahrscheinlich kein Augenblick ist, in welchem sie aus den Händen des Setzers wären. Der Markt für sie in ihrem Heimathlande ist so stetig und dem Anschein nach so unerschöpflich, daß er sichtbar steigt und fällt mit dem allgemeinen Wohlstand der Nation; und es ist kaum zu viel, wenn man versichert, daß die Nachfrage nach Macaulay sich vermindert mit der Nachfrage nach Kohle."

III.

Um die Zeit, wo diese gesammelten Aufsätze dem Namen Macaulay's einen Weltruf verschafft, war er bereits tief in dem größeren Werke, welches jene frühzeitig gewonnenen Ehren rechtfertigen und befestigen sollte, und von welchem er sagte, daß es die Hauptbeschäftigung der ihm noch gegönnten Jahre der Gesundheit und Kraft sein werde. Es war die „Geschichte von England".

Der erste Gedanke dieser Arbeit läßt sich weit zurückverfolgen bis in Macaulay's Jugend; dieser Gedanke lag gleichsam wie ein Keim in ihm, langsam wachsend, von allen Lebenselementen genährt, welche der Mann in sich aufnahm, und dieselben sich assimilirend, bis zur vollkommenen Reife. Schon als Student von Trinity College, im Jahre 1824, hatte er sich um einen Preis siegreich beworben, welcher von einem gewissen Mr. Greaves von Fulbourn auf die beste Arbeit „über die Lebensführung und den Charakter Wilhelm's III." ausgesetzt worden war. „Es ist mehr als wahrscheinlich," sagt Mr. Trevelyan, „daß man diesem alten Cambridgeshire Whig die erste Anregung zu jener Geschichte verdankt, in deren Blättern Wilhelm von Oranien als Centralfigur steht". Und in der That entdeckt man leicht in den Stellen, welche Macaulay's Biograph aus dieser Jugendarbeit mittheilt, bereits unverkennbar angedeutet alle jene charakteristischen Eigenschaften, welche den Historiker nachmals auszeichnen sollten: den weiten Blick, der alle Gebiete des Wissens umfaßt, den klaren Stil, die Gegenständlichkeit der Darstellung, vor Allem aber die politische Gesinnung, der er bis an sein Ende treu blieb und deren Ideal und Verwirklichung zugleich er in diesem seinem Helden sah, der „ein Souverän und dennoch der Vorkämpfer der Freiheit, ein revolutionärer Führer und dennoch die Stütze der socialen Ordnung war". Immerfort, zwischen den Zersplitterungen eines öffentlichen Lebens, taucht, zusammen mit dem Wunsche nach Sammlung und der Sehnsucht nach literarischer Muße, dieser Gedanke wieder auf. Er begleitet ihn nach Ostindien und er verläßt ihn nicht in Italien. „Ich bin mehr als halb entschlossen," schreibt er im December 1835 aus Calcutta seinem Freund Ellis, „die Politik aufzugeben und mich ganz der Literatur zu widmen; irgend ein großes historisches Werk zu unternehmen, welches zugleich

Digitized by Google

die Beschäftigung und das Vergnügen meines Lebens sein soll." Kaum aus dem indischen Reiche nach London zurückgekehrt (Juli 1838), schwebt ihm der Plan bereits in seinen allgemeinen Umrissen vor, und derselbe gewinnt festere Gestalt an jener welthistorischen Stätte, wo schon einmal, drei Viertel eines Jahrhunderts vor ihm, ein anderer großer englischer Historiker, Gibbon, „als er nachdenklich saß zwischen den Ruinen des Capitols, während die Barfüßermönche die Vesper sangen in dem Tempel des Jupiter," die Idee faßte und den Muth schöpfte zu einem ähnlich „mühsamen Werke". — „Ich habe ein gut Theil während der letzten wenigen Tage nachgedacht über meine Geschichte," schreibt Macaulay zu Rom in sein Tagebuch. „Die große Schwierigkeit eines solchen Werkes," fährt er fort, „ist der Anfang .... Wo soll ich es beginnen? Ich kann mich nicht kopfüber in die Mitte der Ereignisse und Charaktere hineinstürzen. Ich kann andererseits nicht eine Geschichte der ganzen Regierung Jacob's II. als eine Vorrede zu der Geschichte Wilhelm's III. schreiben, und wenn ich es thäte, so würde eine Geschichte Karl's II. ebenso nothwendig sein als eine Vorrede zu der Regierung Jacob's II." Sogleich auf den ersten Blick begegnen ihm die Schwierigkeiten seines Unternehmens; aber, „nach vieler Ueberlegung", findet er auch das Mittel, sie zu überwinden, und zwar genau dasjenige, welches er in dem Werke, wie wir es besitzen, angewandt hat. „Ich denke," schließt er jene zweifelnde Betrachtung ab, „daß ich es so machen kann, mit Hilfe eines oder zweier einleitenden Capitel unvermerkt in den vollen Strom meiner Erzählung zu gleiten." Wer kennt nicht jene beiden bewunderungswürdigen Capitel, in welchen Macaulay auf nicht mehr als 274 Seiten (der Tauchnitz-Ausgabe) die ganze Geschichte Englands von der Landung der Römer bis zum Tode Cromwell's, der Wiedereinsetzung der Stuarts und unter Karl II. erzählt? Kaum jemals hat ein Geschichtsschreiber die Begebenheiten von mehr als anderthalb Jahrtausend auf einem so engen Raum lichtvoller dargestellt.

Aber selbst unter dieser Beschränkung war ihm nicht vergönnt, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Ihm sollte nicht beschieden sein, wie seinem großen Landsmann Gibbon, nicht nur den Moment der Conception, sondern dreiundzwanzig Jahre später in tiefer Glückseligkeit auch die Stunde der Vollendung zu verzeichnen — „Nachts zwischen Elf und Zwölf — die Luft war milde, der Himmel war heiter, die Silberscheibe des Mondes ward wiedergespiegelt von den Wassern, und die ganze Natur war stille." Macaulay's Werk sollte nicht mehr als ein Fragment werden, — ein Fragment freilich, welches, wie er gehofft, „die Welt wissentlich nicht wird sterben lassen". Weit, weit war der Weg zwischen dem ersten Satze des ersten Capitels, in welchem er den Plan seines Werkes so zuversichtlich darlegt: „Ich beabsichtige, zu schreiben die Geschichte von England von der Thronbesteigung Jacob's II. bis zu einer Zeit, welche innerhalb des Gedächtnisses noch lebender Menschen ist" [1]) — weit war der Weg, reich an großen Triumphen, den größten, welche ein Schriftsteller jemals erlebt, reicher aber an jener schweigend geübten Tugend der Selbstbeherrschung und der Entsagung — bis zu dem Satze, einem der letzten fast in

[1]) Macaulay, The history of England, I, 1.

Digitized by Google

dem unvollendeten Capitel, welches erst nach seinem Tode bekannt ward — jenem Satze, wo er von seinem Helden sagt, was wir jetzt so wohl auf ihn selber anwenden dürfen: „Er fühlte, daß seine Zeit kurz sei, und grämte sich mit einem Gram, wie nur edle Geister ihn fühlen, zu denken, daß er sein Werk nur halb beendet zurücklassen müsse“[1]). Aber dennoch hat er Das vollendet, was er in jener Skizze seiner Jugend gleichsam vorahnend angedeutet: erzählt hat er den fast halbhundertjährigen Kampf, in welchem das englische Volk seine Freiheiten, auf dem Schlachtfeld und im Parlament, sein Recht und seinen Glauben gegen das Haus Stuart vertheidigt; erzählt hat er den endlichen Sieg dieses Hauses und die Thronbesteigung Wilhelm's III.; erzählt hat er die Regierung dieses Monarchen, welcher das Recht, die Freiheiten und den Glauben des englischen Volkes mit so festen Garantien umgeben, daß kein Nachfolgender mehr ernsthaft daran zu rühren gewagt; und nicht eher entsank, nach siebenzehnjähriger, fast unausgesetzter Arbeit, die Feder seiner müden Hand, bis er den Punkt erreicht, wo gegen das Ende von Wilhelm's Leben und mit Beginn des neuen Jahrhunderts, zum ersten Male, als ein wichtiges Vermächtniß für die Zukunft, jene Doctrin ausgesprochen ward, welche seitdem in der That zu einem Axiom des englischen parlamentarischen und constitutionellen Lebens geworden: daß nämlich die Executive nur demjenigen Ministerium anvertraut werde, welches sich auf die parlamentarische Majorität stützt; daß, mit anderen Worten, die parlamentarische Majorität der entscheidende Factor im Staate sei. Es war, als ob Macaulay, seinem Helden gleich, nicht sterben könne, bevor er diesen Grundsatz noch einmal theoretisch gesichert, nachdem er einst, in den Tagen seiner Jugend, für dessen praktische Geltung so mannhaft kämpfend, so kräftig handelnd mit eingetreten.

In der Vollkraft seiner Jahre begann Macaulay seine „History“ zu schreiben, und die Geschichte dieses Werkes wird von nun ab fast die Geschichte seines Lebens. Die Katastrophe von Edinburgh gab ihm die langersehnte Freiheit. „Ich bin geschlagen worden,“ schreibt er damals an Ellis, „aber darum nicht weniger glücklich;“ und an seine Schwester: „Ich will keine hastigen Beschlüsse fassen; aber Alles scheint darauf hinzudeuten, daß ich diese Gelegenheit ergreifen sollte, mich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen.“

Wie schwer ihm aber dennoch dieser Entschluß geworden, das spricht ein Gedicht aus, eines der schönsten und, so weit meine Kenntniß reicht, das letzte, welches wir von Macaulay besitzen. Er schrieb es in jener Nacht zu Edinburgh, als er keinen Schlaf finden konnte; als der Schmerz noch frisch war, den er nicht einmal dem Freunde, nicht einmal der Schwester anvertrauen mochte. „Der Tag des Kampfes, des Streites und der Niederlage war vorüber,“ so beginnt der Dichter, und schildert nun, wie er sich selber in einem alten Hause sieht, in einer Wiege schlafend „des Lebens ersten, sanften Schlaf“. Nun kommen mit geräuschlosem Schritt die Feenköniginnen herein, welche des Neugebornen Verhängniß sprechen — die stolze Königin des Erwerbs schreitet, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und noch verächtlicher die Königin der Mode an ihm vorüber, die Königin der Macht schüttelt ihr von Juwelen funkelndes Haupt,

[1]) Macaulay, The history of England, X, 89.

Digitized by Google

und die Königin des Vergnügens läßt kaum ein Rosenblatt aus ihrer duftigen Krone niederfallen — und so gehen alle, bis auf Eine, mit Augen voll Licht, und Lorbeern um die hohe Stirn — sie allein bleibt in jener Nacht bei der Wiege, wachend und eine süße, fremde Musik singend:

Ja, Kind, laß Alle ziehn, so klang es weich,
Der Mode Tand, der Sinne Rausch und Glück,
Macht und Erwerb — laß ziehn sie, deren Reich
Die niedre Lust, der flüchtige Augenblick;

Entsage neidlos Dem, was Andre hält,
Der niedren Lust, des Augenblickes Schein:
Mein ist des Traums und des Gedankens Welt,
Mein die Vergangenheit, die ganze Zukunft mein!

Und nun, immer mehr sich zurückziehend von dem Schauplatze des parlamentarischen Kampfes, welchen er einst durch seine Beredtsamkeit beherrscht, immer mehr aus der glänzenden Gesellschaft, welche er lange durch sein Gespräch bezaubert, sehen wir ihn fast ausschließlich seiner ernsten, mühevollen Arbeit hingegeben. Wir sehen ihn in einer kleinen und beschränkten Wohnung, die ihn an seine Studentenwohnung in Cambridge erinnert, zwei Treppen hoch, hoch über dem Brausen der Welt von London, Tag für Tag, Jahr für Jahr, vom Morgen bis zum Abend lesend und schreibend, schreibend und lesend — glücklich in stolzer Unabhängigkeit, frei von der letzten Spur von Eitelkeit und Egoismus, sein Auge fest auf sie gerichtet, die er in jener Nacht gesehn, die Königin des Traums und der Gedanken — „auf sie und auf die Tugend!"

Ende November 1848, nach einer Arbeit von sechs Jahren, erscheinen die beiden ersten Bände seiner „Geschichte von England seit der Thronbesteigung Jacob's II." Wenige Tage später, am 4. December, schreibt er in sein Tagebuch: „Blieb den ganzen Tag zu Haus, Correcturen machend für die zweite Auflage. Shaw, der Drucker, kam, um mir zu sagen, daß sie dringend gebraucht werde und daß die erste Auflage von 3000 fast ganz vergriffen ist. Dann las ich das achte Buch des Thukydides" ꝛc. Mitten in seiner ungeheuren Aufregung, um sich zu beruhigen, liest er ihn, den er als seinen Meister und als sein Muster verehrt. „Ich bewundere ihn mehr als jemals. Er ist der große Historiker. Die Andern mögen sich getrösten, ihn — niemals zu erreichen." Am 12. December kommt Mr. Longman, sein Verleger: „3000 Exemplare meines Buches sind in 10 Tagen abgesetzt worden." Am 11. Januar schreibt er: „Die zweite Auflage von 3000 Exemplaren war vergriffen, sobald sie erschienen war.... Ich hoffe, alles dies wird mir den Kopf nicht verdrehen. Ich fühle keine berauschende Wirkung. Aber man kann trunken sein, ohne es zu wissen." — Am 27. Januar: „Longman hat mir geschrieben, daß nur noch 1600 Exemplare von der dritten Auflage von 5000 vorhanden sind und daß 2000 mehr sogleich gedruckt werden müssen. — Ich bin halb erschreckt von diesem wundersamen Glück . . . An einen solchen Absatz hatte ich nicht im Traum gedacht. Aber ich hatte geglaubt, daß das Buch eine bleibende Stelle in unserer Literatur haben würde, und ich sehe keinen Grund, diese Meinung zu ändern." In weniger

Digitized by Google

als vier Monaten waren 13,000 Exemplare verkauft und am 5. Mai ward der Druck der fünften Auflage begonnen. Seine Popularität durchdrang bald alle Schichten der Gesellschaft, von der höchsten bis zur niedrigsten. Unter den wenigen Besuchen, die er noch machte, stand Windsor Castle obenan. Die Königin amüsirte sich höchlich über seine Geschichten und Anekdoten, die er meisterhaft zu erzählen verstand, und mit Vorliebe zog Prinz Albert ihn in wissenschaftlichen und Universitäts-Angelegenheiten zu Rathe. Ein Herr auf dem Lande bei Manchester lud seine ärmeren Nachbarn zu sich ein, um Abend für Abend, nachdem ihr Tagewerk gethan, ihnen die Geschichte Macaulay's, vom Anfang bis zum Ende, vorzulesen. Am letzten Abend erhob sich aus der Mitte der Versammlung ein Mann, um in seiner nordenglischen Weise ein Dankvotum zu beantragen für Herrn Macaulay, „weil dieser eine Geschichte geschrieben habe, welche der Arbeiter verstehen kann". Macaulay hatte früher einmal gesagt, daß er nicht eher zufrieden sein werde, bis er Etwas producirt habe, was, für einige Tage wenigstens, den eben fashionablen Roman von den Tischen der jungen Damen verdränge. Sein Wunsch sollte mehr als erfüllt werden. In einem Briefe an Ellis schreibt er: „Thackeray schwört, daß er der Augen- und Ohrenzeuge des stolzesten Ereignisses meines Lebens gewesen sei." Beide waren nämlich zusammen gegangen, um — nicht das Rhinoceros, wol aber ein Hippopotamus zu sehen, welches damals in London zur Schau gestellt war. „Zwei junge Damen wollten eben zur Thür hineingehen, in welche auch wir vergeblich zu dringen suchten, als ich ihnen gezeigt wurde. „Mr. Macaulay!" schrie das liebliche Paar. „Ist das Mr. Macaulay? Never mind the hippopotamos — der ist so gut wie das Hippopotamus!" . . .

Inzwischen, im Februar 1849, hatte er den zweiten Theil, welcher abermals zwei Bände umfassen sollte, begonnen. „Kann er möglicherweise dem ersten gleichkommen?" fragt er sich zweifelnd und besorgt in seinem Tagebuche. „Gestattet der Gegenstand solch' lebhafte Beschreibung und solch' ergreifende Erzählung? Wird das Urtheil des Publicums nicht unbillig streng sein? Alles dies stört mich. Aber das Wagniß muß unternommen werden; und was Kunst und Arbeit thun können, soll gethan werden." Fast sieben Jahre später, am 6. November 1855, lesen wir in seinem Tagebuche: „Mein Buch ist fast fertig gedruckt. Es wird, wie ich hoffe, vor Mitte December erscheinen. Es wird mich sicherlich reich machen, was ich Reichthum nenne. Was den Erfolg betrifft, so bin ich weniger sicher; aber ich habe Hoffnung." Und wie damals vor sieben Jahren zum Thukydides, greift er jetzt, um sich über Hoffnung und Furcht zu erheben, zum Herodot. Am 23. November besucht ihn sein Verleger. Das Buch soll Montag, den 27. November, ausgegeben werden; aber heute schon, am Donnerstag ist die ganze Auflage von 25,000 Exemplaren vergriffen. Diejenigen Buchhändler, welche mehr als 1000 Exemplare bestellt haben, sollen ihre Bücher schon am Sonnabend Abend haben. Welch' ein Aufruhr mag an jenem Abend in Paternoster Row gewesen sein! „Der Vorrath, welcher bei dem Buchbinder liegt, ist für 10,000 Pfd. St. versichert. Das ganze Gewicht beträgt 1120 Centner. Es scheint, daß keine solche Auflage jemals publicirt worden ist von einem Werke desselben Umfangs. Ich hoffe ernstlich," fügt Macaulay dieser Tagebuchnotiz

Digitized by Google

hinzu, „daß weder Alter noch Reichthümer mein Herz verengen werden.“ Das Jahr ist noch nicht zu Ende, so muß schon eine neue Auflage gedruckt werden; am letzten Tage des Februar 1856 notirt er: „Longman war da. Es ist nöthig auf's Neue zu drucken. Dies ist wunderbar: 26,500 Exemplare sind in zehn Wochen verkauft worden;“ und am 7. März: „Longman kam mit einer sehr angenehmen Nachricht. Er und seine Compagnons fließen über von Geld .... wir einigten uns dahin, daß sie 20,000 Pfd. St. in Williams' Bank nächste Woche zahlen sollen. Welch' eine Summe, gewonnen durch eine einzige Auflage eines Buches!“

Seitdem, nun schon ununterbrochen durch 23 Jahre, geht, wie die Geschäftsbücher der Firma Longmans nachweisen, das ganze Werk in einer Durchschnittsziffer von 70 Exemplaren per Woche aus ihren Händen in die des Publicums. In zahllosen Auflagen und Ausgaben, theuren und wohlfeilen, Pracht- und Volksausgaben ist das Werk unaufhörlich neu herausgegeben und zuweilen im Verlaufe weniger Monate vergriffen worden. „Im Jahre 1858 sind 12,024 Exemplare des ersten Bandes in Circulation gesetzt worden, und 22,925 Exemplare eines einzelnen Bandes im Jahre 1864. Während der neun Jahre, welche mit dem 25. Juni 1857 endeten, verkauften die Herren Longmans 30,478 Exemplare des ersten Bandes; 50,738 Exemplare während der neun, mit Juni 1866 endenden Jahre,. und 52,302 Exemplare während der neun folgenden Jahre, bis Juni 1875. Innerhalb eines Menschenalters von ihrer ersten Veröffentlichung an werden 140,000 Exemplare des ganzen Werkes in dem Vereinigten Königreich allein gedruckt und verkauft worden sein.“ Jedoch diese Ziffern, ungeheuer wie sie sind, müssen verdoppelt und verdreifacht werden, wenn man einen annähernden Begriff haben will von der Verbreitung von Macaulay's „Geschichte“ über die ganze Erde. Es kommt Amerika hinzu mit einer Zahl, die vielleicht nicht geringer ist, als die des Absatzes in England; es kommt Deutschland hinzu, wo die Firma Tauchnitz während der ersten sechs Monate nach dem Erscheinen des dritten und vierten Bandes allein nahe an 10,000 Exemplare gedruckt und verkauft hatte; es kommen die Uebersetzungen hinzu, von denen in Deutschland allein sechs zu derselben Zeit erschienen [1]), — es gibt kein civilisirtes Land in der Welt, in dessen Sprache Macaulay's „Geschichte“ nicht übersetzt worden wäre — ja, neuerdings ist sie sogar in die persische Sprache übersetzt worden.

Diese fabelhaften, auf dem Gebiete der Literatur und von einem ernsten Werke dieses Umfangs bisher niemals erreichten materiellen Erfolge blieben nicht allein; Ehrenbezeugungen schauerten auf das Haupt des berühmten Geschichtsschreibers herab: die Universität Oxford machte ihn zum Doctor der Rechte, die Philosophical Institution in Edinburg zu ihrem Präsidenten; zu ihrem Mitglied erwählten ihn die Akademien von Utrecht, München, Turin und, auf Guizot's Vorschlag, das Institut de France; der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., ernannte ihn auf Präsentation der königlichen Akademie der Wissenschaften zum Ritter des Ordens pour le mérite und die Königin von

[1]) Damals existirte noch kein Vertrag, das liter. Eigenthum betreffend, zwischen England und den Ländern des deutschen Bundes.

Digitized by Google

England, auf Antrag Palmerston's, creirte ihn, unter dem Titel Baron Macaulay of Rothley[1]) zum Lord und Peer von England. Was die Welt an höchsten Gütern zu vergeben hat, was sie nur selten zusammen vergibt, und fast niemals, ohne daß Widerspruch gehört würde: Rang, Reichthum und Ruhm, waren sein. An dem Tage (28. August 1857), an welchem ihm die Pairswürde angeboten ward, schreibt er in sein Tagebuch: „Vielleicht nie zuvor ist ein solches Anerbieten ohne jede Spur von Bewerbung, direct oder indirect, einem Manne von niederer Herkunft und bescheidenem Vermögen gemacht worden, welcher das öffentliche Leben längst verlassen hat." Und einen Monat später: „Es ist ein allgemeiner Freudenschrei bei meiner Erhebung. Ich bin wahrhaft beglückt, zu finden, wie gut ich mit dem Publicum stehe." Man fühlt, daß es sich hier nicht um einen jener geräuschvollen Triumphe gehandelt hat, welche zuweilen noch vor den Triumphatoren sterben; der unmittelbare Eindruck auf die Mitwelt war vielmehr, daß Macaulay die literarischen Denkmale der Nation um eines vermehrt habe, welches der Nachwelt noch lange sichtbar bleiben werde.

IV.

Macaulay ging, als er seine „Geschichte" begann, von den denkbar höchsten Gesichtspunkten aus. Seine Vorbilder waren Herodot, Thukydides und Tacitus — Vorbilder, von denen er sich immer in ehrfürchtigem Abstand fühlte; und wenn er schrieb, so war es gleichsam die Heiligkeit der unerforschten Zukunft, welche ihn umgab, ihn erfüllte und erhob. „Wer kann dem Lobe trauen, welches Einem in's Ohr geblasen wird?" schreibt er unmittelbar nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände (4. Dec. 1848). „Auf alle Fälle, ich habe hoch gestrebt, ich habe gestrebt, Etwas zu thun, dessen gedacht werden möge; ich habe das Jahr 2000, ja sogar das Jahr 3000 oft in meinem Sinn gehabt; ich habe Nichts den vorübergehenden Moden des Gedankens und Stils geopfert; und wenn es mir mißlingt, so wird mein Mißlingen ehrenvoller sein, als neun Zehntel der Erfolge, die ich mit angesehen habe." Zwei Jahre später (12. Januar 1850), als er sich vielleicht gekränkt fühlen mochte durch einen gewissen geringschätzigen Ton von Seiten einer literarischen Richtung, für deren geheimnißvollen Orakelstil er eben so wenig Verständniß und Sympathie haben konnte, als sie für seine lichtvoll klare Darstellung, finden wir folgenden Eintrag: „Manche scheinen danach zu streben, dunkel zu sein. In der That, sie mögen in einem Sinne recht genug haben; denn viele Leser halten für Tiefe, was dunkel ist, und nennen Alles, was durchsichtig ist, flach. Aber, coraggio! und denk' an das Jahr 2850[2])."...

---

[1]) Rothley Temple, der Sitz seines Oheims Thomas Babington, war die Geburtsstätte Macaulay's, so daß er mit der ihm eigenen Pietät in seinem Titel — welchen er nach englischem Gebrauch selbst zu wählen hatte — diese ganze Familienerinnerung verewigt hat: „Thomas Babington Lord Macaulay of Rothley."

[2]) Macaulay hat hier die Carlyle'sche Schule und speciell den Amerikaner Emerson im Auge gehabt; dieser spricht von ihm in seinen „English traits" (chapt. XIV. Literature) als dem „glänzenden Macaulay, welcher den Ton der herrschenden Classen in England ausdrückt"; er lehre, „daß gut bedeute: gut zu essen, sich gut zu kleiden, materielle Bequemlichkeit; daß

Digitized by Google

Eines der wichtigsten Momente in der Betrachtung von Macaulay's Werk ist, daß er, wiewol ausgerüstet in ausgedehntem Maße mit dem wissenschaftlichen Material, doch nicht an dasselbe heranging wie ein Gelehrter, sondern wie der Mann, der aus Erfahrung spricht, wo Andere nur aus Büchern sprechen. „Er spricht nicht als Historiker, sondern als Zeitgenosse," sagt von ihm in diesem Sinne ganz richtig Taine; und was er selber einmal (Essays II, 274) von Fox und Mackintosh sagt, das paßt genau auch auf ihn: „Sie hatten Etwas, was sie in hervorragender Weise befähigte, Geschichte zu schreiben: sie hatten Geschichte gesprochen, Geschichte gehandelt, Geschichte gelebt." Auch Macaulay, bevor er sich anschickte zu schildern „die Wendungen des politischen Geschicks, die Ebbe und Fluth des populären Fühlens, den verborgenen Mechanismus, durch welchen Parteien bewegt werden", hatte alle diese Dinge selbst durchgemacht und, wie wir wissen, zuweilen in heftigen Schmerzen. Wenn er das bittere Gefühl der Kränkung darstellen wollte, welches sich eines Somers, eines Montague bemächtigt, die noch eben von der öffentlichen Meinung vergöttert, sich nun plötzlich undankbar und schnöde von ihr verlassen sehen: so brauchte er nur an Edinburgh zu denken; und wenn er beabsichtigte, den verwickelten Gang irgend einer stürmischen und verhängnißvollen Sitzung im Hause der Gemeinen zu erzählen, so bedurfte es nur der Erinnerung an jene Debatten, welche er selbst einst leidenschaftlich miterlebt und nicht selten durch sein Wort entschieden hatte.

Er ging als Historiker durchaus erfahrungsmäßig vor und ward darin gefördert durch einen wesentlichen Zug seines Geistes, der vor Allem geeignet war für Erfassung der greifbaren Wirklichkeit. Er war ein streng logischer Kopf; aber er hatte, wie wir wissen, nicht den mindesten Sinn für Mathematik. Er war ein ausgezeichneter Psychologe, aber ihm fehlte jedes Organ für die metaphysische Speculation. Er verstand Bacon; aber er verstand nicht Kant. Von Kant schreibt er, daß er versucht habe, ein Buch von ihm zu lesen, es aber ganz und gar unverständlich gefunden habe, als ob es in Sanscrit geschrieben sei — nicht ein Wort gab ihm Etwas, gleich einer Idee, ausgenommen ein lateinisches Citat aus Persius; Lord Bacon dagegen behandelte er in einem seiner ausgeführtesten und ausgezeichnetsten Essays — es ist, wie er in diesem Essay sagt (Essays, vol. III, p. 119), die Philosophie der Werke, zu der er sich bekennt, im Gegensatze zu der Philosophie der Worte. Dasjenige, was vielleicht einen Defect in seinem Geiste bezeichnet, soweit es sich um philosophische Bildung handelt, und was ihm auf der Universität in der That einige seiner herbsten Mißerfolge bereitet

---

der Ruhm der modernen Philosophie ihre Richtung auf die „Frucht", ... und ihr Verdienst sei, Ideen zu vermeiden ..." Im folgenden Capitel (XV, „the Times") sagt er: „Hunderte ... von Macaulay's machen Gedichte oder kurze Essays für eine Zeitung, wie sie Reden im Parlament oder auf der Wahlbühne machen, wie sie jagen und reiten." Dem gegenüber wird Carlyle mit einer Art mystischer Hoheit bekleidet: sein Ekel vor dem Kleinlichen und der Heuchelei (cant) treibt ihn „into the preaching of Fate". — Mr. Trevelyan bedauert (IV. 258), daß Macaulay in kein Verhältniß zu Carlyle habe kommen können; aber ich glaube, daß das Gefühl gegenseitig gewesen und auf der Grundverschiedenheit in der geistigen Construction beider Männer beruht, die kein Verhältniß zuließ.

Digitized by Google

hat: das läßt die charakteristischen Vorzüge, welche Macaulay als Geschichtsschreiber besitzt, nur um so stärker hervortreten; wir haben, wenn wir ihn lesen, das Gefühl der Wirklichkeit, wie bei keinem Anderen. Er spricht so zu sagen niemals in Worten, sondern immer in Werken, in Wirklichkeiten. Dasjenige, was an sich abstract ist und so vorgetragen nur auf den Verstand wirken könnte, wird unter seiner Hand sogleich gegenständlich, nimmt unmittelbar die concrete Gestalt, die bestimmte Form und die individuelle Besonderheit des Lebens an, welches die Phantasie beschäftigt, den Geist unterhält, das Herz bewegt. Statt der Jahreszahl empfangen wir ein Bild, welches, wenn einmal angeschaut, wir nie mehr vergessen werden; und das Unbekannte, Vergangenes und Zukünftiges, werden uns nahe gebracht, indem er ihnen durch irgend einen glücklich gewählten Vergleich, durch irgend eine kühne Antithese das Bekannte, Gegenwärtige gegenüberstellt. Diese Art zu denken und darzustellen ist seinem Geiste so natürlich, daß er sie selbst in seinen Briefen anwendet. Er will z. B. eine Darstellung von dem Alter der historischen Paläste Venedig's geben. Er nennt keine Jahreszahl, sondern sagt: „Von diesen großen Gebäuden ist kaum eines so neu, als das älteste Haus in St. James's Square. Manche waren gebaut und gedrängt voll glänzender Gesellschaft in den Tagen Heinrich's VIII. und Elisabeth's; einige so weit zurück, als die Tage von Richard II. und Heinrich IV. Denn Venedig war damals im Vergleich zu London, was London gegenwärtig im Vergleich zu Sydney oder Toronto ist." Ein andermal in Rom, bei Gelegenheit eines antiquarischen Fundes, welcher damals die gelehrte Welt in Aufregung versetzt, eines Grabes, in welchem, nach der vielfach bestrittenen und commentirten Inschrift, ein Bäcker mit seiner Frau ruhen soll, ergreift ihn mit einer gewissen Ironie der wehmüthige Gedanke der Vergänglichkeit. „Seltsame Stadt," ruft er aus, „einst Herrin der Welt, deren Neuigkeiten nun in der Entdeckung eines versunkenen Grabes eines Handwerkers bestehen, welcher todt ist seit wenigstens 1500 Jahren!" Aber sogleich verdichtet auch diese Idee sich plastisch, indem er fortfährt: „Um einer Art von Reflexion nachzuhängen, in welche ich oft verfalle: der Tag mag kommen, wo London, dann zusammengeschrumpft zu dem Umfange des Kirchspiels von St. Martin's und in seinem Verfall unterstützt durch die Ausgaben reicher Patagonier und Neuseeländer, keine wichtigere Frage zu entscheiden haben mag, als die Zusammenstellung von „Betrübniß schwer trug ich seither" auf dem Grabsteine des Weibes von irgend einem Bäcker in Houndsditch." Dieser nachmals so berühmt gewordene „Neuseeländer" ist in das Essay über Ranke's „Geschichte der römischen Päpste" übergegangen, wo Macaulay, von der katholischen Kirche sprechend, und ihre Dauer mit derjenigen der Reiche, welche sie überlebt hat, vergleichend, sagt: „Sie mag in unveränderter Kraft noch bestehen, wenn irgend ein Reisender von Neu-Seeland, in der Mitte einer weiten Einsamkeit, seinen Stand nehmen wird auf einem zerbrochenen Bogen von London-Bridge, um die Ruinen von St. Paul's zu zeichnen[1])." Es ist etwas Großartiges und Erschütterndes in diesem Bilde, welches die wunderbare Fähigkeit Macaulay's zeigt, „das Nächste mit dem Fernsten" zu ver-

[1]) Essays IV, 99.

Digitized by Google

binden, — das, was wie ein fließender Nebel der Imagination vor dem Geiste schwebt zu einer fest umschriebenen Form zu „verdichten" — die wahre Fähigkeit des Dichters. Wir bedürfen nicht der Stellen in seinen „Essays" und seiner „Geschichte", die sich zu der Höhe der Dichtung, des Epos erheben; der Dichter in Macaulay ist immer gegenwärtig. Sein ist die schöpferische Kraft, sein die Sprache des Dichters, dahinrollend und kaum fähig, wie Peel von seinen Reden gesagt, seine reiche Fracht an Gedanken und Phantasie zu tragen, oder, wie Henri Taine von seinen Schriften sagt, „vorwärts getrieben von der inneren Leidenschaft, mit sich fortreißend alle Hindernisse auf seinem Wege, und der Gewalt der Beredtsamkeit hinzufügend die unwiderstehliche Kraft seiner Masse und seines Gewichts [1])." Ein solcher Geist war der Geist Macaulay's: immer ausgehend und wieder zurückkehrend zu der gegebenen Wirklichkeit, aber sie mit dem ganzen Sonnenschein einer poetischen Weltanschauung umgebend. Versagt ist es ihm, die Thatsachen in kühler Objectivität darzustellen. Indem sein Gegenstand ihn erwärmt, theilt er auch seinem Gegenstande Wärme mit. „Die Geschichte," so beginnt sein Essay über Hallam [2]), in welchem er sehr frühe schon seine Theorie über Geschichtschreibung niedergelegt, „die Geschichte, wenigstens in ihrem Zustand idealer Vollendung, ist eine Zusammensetzung von Poesie und Philosophie . . . Aber die feindlichen Elemente, aus denen sie besteht, haben thatsächlich niemals, so viel man weiß, eine vollkommene Verschmelzung gezeigt; und endlich in unserer Zeit sind sie vollkommen und eingestandenermaßen getrennt worden." Ihres poetischen Theils haben sich die Romanschriftsteller bemächtigt; die Lehren der Moral und politischen Weisheit aus ihr zu ziehen ist das Geschäft der eigentlichen Historiker geworden. Hören wir nun das Programm, in welchem er, vierzehn Jahre später, zu Anfang des ersten Capitels seiner Geschichte, seine eigene Aufgabe feststellte: „Ich werde zeichnen den Lauf jener Revolution, welche den langen Kampf zwischen unseren Souveränen und ihren Parlamenten abschloß und die Rechte des Volkes und den Titel der regierenden Dynastie in Eines zusammenband . . . ꝛc. Ich würde sehr unvollständig die Aufgabe ausführen, die ich unternommen habe, wenn ich nur von Schlachten und Belagerungen handeln wollte, von dem Steigen und dem Fall der Ministerien, von Intriguen im Palast und von Debatten im Parlamente. Es wird mein Bestreben sein, die Geschichte des Volkes sowol zu erzählen, als die Geschichte der Regierung, zu skizziren den Fortschritt der nützlichen und zum Schmuck dienenden Künste, zu beschreiben das Emporsteigen neuer Secten und die Veränderungen des literarischen Geschmacks, zu porträtiren die Sitten einander folgender Geschlechter, und nicht einmal jenen Umwälzungen mit Vernachlässigung vorüberzugehen, welche stattgefunden haben in Kleidung, Hausgeräth, Mahlzeiten und öffentlichen Vergnügungen. Ich werde gern den Vorwurf tragen, unter die Würde der Geschichte hinabgestiegen zu sein, wenn es mir gelingt, den Engländern des 19. Jahrhunderts ein treues Bild

[1]) Taine, Histoire de la littérature anglaise, V, 178.
[2]) Essays I. 116.

Digitized by Google

ihrer Vorfahren zu geben[1])." In der Ausführung dieser seiner Theorie verfuhr Macaulay mit vollkommener Planmäßigkeit. „Niebuhr," sagt er einmal, in der Vorrede zu seinen „Liedern des alten Rom"[2]), „würde der erste Schriftsteller seiner Zeit gewesen sein, wenn sein Talent, Wahrheiten mitzutheilen, in irgend einem Verhältnisse gestanden hätte zu seinem Talent, Wahrheiten zu erforschen." Er verhehlte sich nicht, daß seine Eigenthümlichkeit Gefahren ausgesetzt sei, die namentlich in der Nachahmung hervortreten. „Meine Manier," sagte er, fast am Ende seines Lebens sein Werk überblickend (IV, 249), „ist, wie ich denke und wie die Welt denkt, im Ganzen eine gute; doch sie grenzt sehr nahe an eine schlechte Manier in der That, und diejenigen Eigenthümlichkeiten meines Stils, welche am leichtesten copirt werden, sind die fragwürdigsten." So wird es freilich immer bei großen Schriftstellern, großen Künstlern überhaupt sein; das, was man als ihr Eigenthum, ihre „Manier" nennt, wird erst auffällig in der Hand der Nachahmer. Allein Macaulay schützte vor jedem unkünstlerischen Uebermaß des Stils seine Liebe, wenn ich so sagen darf, zu dem Kleinen, dem Unscheinbaren, den Nebensachen. Die liebevolle Beschäftigung mit dem Einzelnen bildete in ihm ein Gegengewicht, welches die Phrase nicht aufkommen läßt; aus Einzelnheiten, wie das Leben selber, setzt sich seine Geschichte zusammen, und dieselbe strenge Nothwendigkeit ist in beiden: nur daß hier der Künstler planvoll verbindet, was dort so oft scheinbar planlos auseinander fällt. Diese, auf die minutiösesten Kleinigkeiten gerichtete Sorgfalt wird nun wesentlich unterstützt durch sein fast unfehlbares Gedächtniß, welches, unermüdlich geübt und gestärkt, mit mathematischer Sicherheit ihm die historischen Parallelen und Präcedenzfälle, die Namen, die Zahlen und die Belegstellen zuführt. Er braucht nur einen Ton anzuschlagen, sogleich erklingt die ganze Scala verwandter Ereignisse vorwärts und rückwärts bis an die äußerste Grenze menschlichen Wissens und Erkennens. Jede Thatsache, die er verzeichnet, ruft ein Gegenbild hervor, das sie bestätigt, ein Beispiel, das sie erläutert, einen Vergleich, der sie uns näher bringt. Dieselbe Genauigkeit, dieselbe auf das Kleinste gerichtete Sorgfalt in seiner Darstellung. „Die erste Regel alles Schreibens," äußert er in einem Briefe an Napier (18. April 1842), „die Regel, welcher jede andere untergeordnet erscheint, ist: daß die Worte, welche der Schriftsteller gebraucht, solche sein sollen, welche am vollständigsten und präcisesten seine Meinung der großen Masse seiner Leser zuführen." Demgemäß, wenn auch ausschließlich seiner Arbeit hingegeben, schritt er verhältnißmäßig doch nur langsam vorwärts. „Warum," frägt Thackeray, „ist dieses Beiwort gebraucht? Woher ist dieses Gleichniß entlehnt? Wie fängt er es an, in zwei oder drei Worten eine Persönlichkeit zu malen oder eine Landschaft anzudeuten? ..... Er liest zwanzig Bücher, um einen Satz zu schreiben; er reist einhundert Meilen, um eine Zeile Schilderung zu machen[3])". Es dauerte sechs Jahre, bis seine beiden ersten, und mehr als sieben, bis seine beiden folgenden Bände vollendet waren. Aber auch

[1]) History, I, p. 1. 2. 3.
[2]) Lays of ancient Rome, pref. 5.
[3]) Cornhill Magazine, vol. I, 133. London, 1860.

Digitized by Google

keine Seite darin, die nicht zwei-, ja dreimal geschrieben wäre; einige, wie die Schilderungen von Irland und den schottischen Hochlanden, zunächst in Aufzeichnungen an Ort und Stelle, alle in einem ersten Entwurf, dann in der eigentlichen Ausführung und auch diese noch voll von Strichen und Aenderungen. Auf zwei Jahre Arbeit rechnete er ein Jahr für „Poliren und Retouchiren". Dieselbe peinliche Gewissenhaftigkeit in Bezug auf das Register und den Druck. „Ich bin geneigt zu hoffen," schreibt er an seinen Verleger, „daß das Buch hinsichtlich seiner typographischen Ausstattung nahezu so fehlerlos sein wird, als irgend ein Buch von gleichem Umfang, das in der Welt gefunden werden mag." Wol mochte er daher einmal in seinem Tagebuche ausrufen (6. Febr. 1848): „Welch' eine Arbeit ist es, ein erträgliches Buch zu machen, und wie wenig wissen die Leser, wie viel Mühe das Anordnen der Theile dem Schriftsteller gekostet hat!" Bevor er seine Geschichte beginnt, schreibt er an Napier: „Ich beabsichtige zu besuchen die Schauplätze aller der vorzüglichen Ereignisse, sowol in Großbritannien und Irland, als auch auf dem Continent." Letzteres hat er freilich nicht gethan; wie er denn auch einige Wochen später, als er, mit seinem Essay über „Friedrich den Großen" beschäftigt, an denselben Correspondenten schreibt: „Ich bedauere höchlich, Berlin und Potsdam nie gesehen zu haben."

Macaulay war so sehr Engländer, daß er es auch in seinen Vorurtheilen blieb. Sein Horizont war ungewöhnlich weit. Offen vor ihm lag die Welt der Antike, die großen Dichter und Geschichtsschreiber aller Zeiten und Völker waren ihm vertraute Lebensgenossen. Doch wo das englische Vorurtheil in's Spiel kommt, verschränkt sich plötzlich sein Blick, und sein Herz scheint sich zu verengen. Er haßt mit einem grimmigen, fast persönlichen Hasse Rousseau, den er einen „Verrückten" nennt (IV, 38—48); er nennt Voltaire (III, 117) „einen heillosen Affen" und behandelt Friedrich den Großen in einer Weise, welche großes Aergerniß in Deutschland hervorgerufen hat. „Damals, als Macaulay sein Essay schrieb," sagt Herman Grimm („Friedrich der Große und Macaulay"), „war Preußen ein Gegenstand seiner (Englands) Abneigung und Eifersucht, für deren Bestehen wir überall Beweise finden[1])." Der Unterschied zwischen Macaulay und Carlyle in dieser Hinsicht ist, daß Macaulay dem englischen Vorurtheile, ich will nicht sagen schmeichelt, sich aber doch vor ihm beugt, während Carlyle gegen dasselbe sich auflehnt und in der That nicht wenig dazu beigetragen hat, es allmälig zu besiegen. Macaulay sah nur mit englischen Augen, er schrieb nur für englische Leser und er benutzte nur englische Quellen für eine Geschichte, die allerdings nur eine Geschichte Englands war, jedoch überall mit continentalen Einflüssen verwebt und stellenweise sogar von ihnen bedingt worden ist. Wol spricht er einmal, in der Mitte seiner Arbeit (Februar 1849), die Absicht aus, die holländischen und französischen Archive zu durchsuchen; allein es blieb bei der Absicht. Es muß gesagt werden, daß er die heimathlichen Quellen, namentlich die nach Tausenden und Abertausenden zählende, für die von ihm behandelte Periode so wichtige und so schwer zu be-

[1]) Essays von Herman Grimm. Hannover, 1859. p. 273.

Digitized by Google

schaffende Pamphletliteratur, mit einem Aufwand von Zeit und Mühe bewältigte, und daß er vermittelst ihrer in jene verborgenen Tiefen des damaligen englischen Lebens eindrang, wie Keiner vor ihm. Trotzdem bleibt es ein zweifelhafter Satz, mit welchem er sich gegen den Vorwurf John Kemble's (in seinem Tagebuche IV, 236) vertheidigt: „Ich schreibe eine Geschichte von England, und was das Graben, wie er es empfiehlt, in sächsischen und hessischen Archiven betrifft, um alle die Details der continentalen Verhandlungen jener Zeit zu vergewissern, so würde ich meine Arbeit verdoppelt haben, die jetzt schon hart genug ist." Auch scheint es, daß er sich dieser Einseitigkeit bewußt war, ohne sie jedoch als Fehler anzuerkennen, wenn er einmal sagt (in einem Brief an Mr. Everest, IV, 157): „Das Buch ist ganz und gar englisch im Geiste. Nichts Kosmopolitisches ist an ihm. In der That, so sehr englisch ist mein Buch, daß einige schottische Kritiker ꝛc." Es ist gewiß, daß in dieser und mancher andern Hinsicht, die wir angedeutet, die Geschichte Englands von Macaulay Seitens der historischen Kritik berechtigtem Tadel offen steht; aber eben so gewiß ist, daß sie als ein Ganzes und unter dem Gesichtspunkte des Kunstwerkes betrachtet, jeder Kritik bis jetzt siegreich widerstanden hat.

Es würde der Zukunft vorgreifen heißen, wollten wir fragen, oder versuchen die Frage zu beantworten, ob Macaulay ein Classiker, ob er Einer von denen sei, welche „leben" werden. Doch scheint man in England geneigt, ihn dafür zu halten [1]); und auch für uns hat seine literarische Erscheinung etwas so zugleich Erhebendes und Befreundendes, daß wir nicht wohl glauben können, die Zeit werde darauf irgend einen abschwächenden oder verringernden Einfluß üben. Zwar tritt an keiner Stelle der Autor persönlich hervor; aber doch meinen wir, in der „guten Hoffnung für die zukünftigen Geschicke der Menschheit" [2]) und in der Liebe für sie, die sich überall ausspricht, den Herzschlag eines großen und guten Mannes zu vernehmen. Diese Voraussetzung wird mehr als gerechtfertigt durch die Mittheilungen aus seinen Briefen und seinen Tagebüchern. Es ist unmöglich, sie zu lesen, ohne warm zu werden von jener uneigennützigen Wärme für eine der liebenswürdigsten Naturen, einen der edelsten Charaktere, welcher, nachdem er die Versuchungen des Ruhms bestanden, in der vielleicht noch schwereren Probe der Entsagung nicht unterliegt; welcher bereit ist, die Lehren der Moral, welche er in seinen Schriften gegeben, durch sein eigenes Beispiel zu bekräftigen.

Er hatte sein Werk noch nicht zur Hälfte gethan, in unermüdeter Stärke war sein Geist und seine Brust geschwellt von Schaffensdrang, als der Schatten des Todes auf seinen Weg fiel. Schon an seinem fünfzigsten Geburtstage schreibt er in sein Tagebuch: „Ich wünsche, daß die nächsten zehn Jahre meines Lebens so glücklich sein mögen, als die letzten zehn. Aber ich wünsche es mehr, als ich es hoffe." Sein Ahnen sollte nur zu bald Gewißheit werden.

[1]) Wir finden uns in dieser Ansicht bestätigt durch die Schlußbemerkungen der „Quarterly Review" (p. 47—90), deren Stimme hier ganz besonders in's Gewicht fällt, weil sie die Stimme des Gegners ist.

[2]) Essays II, 92.

Digitized by Google

Seine bis dahin kernfeste Gesundheit war durch Ueberanstrengung erschüttert worden. Seine Nächte wurden schlecht, sein Schlaf gebrochen. Er fühlte sich körperlich mehr und mehr entkräftet und geschwächt. Mit den freudigen Erregungen über den Erfolg des zweiten Theils seiner „Geschichte" mischen sich in seinem Tagebuch unaufhörlich — nicht die Klagen! — aber Bemerkungen wie diese: „In der Mitte meiner Triumphe geht es mir nur schlecht;" oder: „Wie habe ich vor einem Jahre gearbeitet! Und warum kann ich nun nicht so arbeiten?" — oder: „Ich war heute nicht wohl; es geht Etwas vor mit meinem Herzen. — Ich fühlte eine Last auf meiner Brust." Um so weniger er sich aber einer Täuschung über seinen Zustand hinzugeben vermag, desto mehr geht er mit der Ruhe des Weisen dem Unvermeidlichen entgegen. „Meine Augen füllen sich mit Thränen," heißt es in seinem Tagebuch, „wenn ich an Diejenigen denke, die ich verlassen muß; aber keine Mischung von Schwachherzigkeit ist in meiner Zärtlichkeit." Der einzige Wunsch, den er noch an das Leben hat, ist, die Geschichte Wilhelm's zu beenden, bevor er geht. O, wie bescheiden, wie bescheiden wird der Mensch, wenn der Pfad bergab geht! Er, der sich vorgesetzt, sein Werk bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts zu führen, bittet nur noch darum, es an der Schwelle desselben beschließen zu dürfen! .... Aber sein Leiden, das ihm die Brust zusammenschnürt, erlaubt ihm nur noch, langsam und in weiten Zwischenräumen das Tagewerk zu thun. Vor den Augen Derjenigen, die ihn zärtlich lieben, altert er, der jüngst noch ein Bild männlicher Kraft gewesen. Nur mit äußerster Anstrengung kann er noch einmal, kurz vor seiner Erhebung zum Pair, im Hause der Gemeinen reden. Er ist gezwungen, seinen liebsten Gewohnheiten zu entsagen, seinen weiten Spaziergängen, „den Homer oder Goethe in der Hand," seinen Wanderungen durch die winkligen Gassen der City, für ihn so voll von den Gestalten der trauten Vergangenheit! Ein ländliches Besitzthum in der vornehmen Gegend des Palastes von Kensington nimmt ihn auf; aber nur die Liebe der Seinen, seiner Lieblingsschwester Hannah, seines Schwagers Trevelyan, seiner Nichten und seines Neffen vermögen ihm dahin zu folgen. Wo sind die Tage, da er die Freuden der Gesellschaft in vollen Zügen genoß, da sein hinreißendes Gespräch die schönen Frauen, die bedeutenden Männer des Londoner „high-life" entzückt? Er ist dazu verurtheilt, das Leben des Einsiedlers zu leben. Und dennoch ist er so glücklich! Jetzt ist es an ihm, den Satz zu bewahrheiten, den er früher einmal geschrieben, daß Glück und Elend von Innen kommen! „Es ist seltsam," bemerkt er um jene Zeit des zunehmenden Verfalls in seinem Tagebuch, „daß, obwol die Zeit mir sichtbar meine Kraft und meine Vergnügungen stiehlt, ich doch glücklicher und glücklicher werde." — „Nicht, daß ich des Lebens müde bin," schreibt er am 1. Januar 1858. „Ich bin weit davon entfernt, unempfindlich zu sein für das Vergnügen, Ruhm, Rang und diesen Wohlstand zu haben, der so spät gekommen ist." Aber dennoch wünscht er, daß, wenn sein theurer, kleiner Kreis in dem neuen Jahre durch einen Todesfall verkleinert werden solle, es durch den seinigen geschehen möge. Unermüdlich an sich arbeitend, auch als er die Hand des Todes schon nahe fühlt, sein Gedächtniß durch Auswendiglernen stärkend, wie in der guten, alten Zeit, auch als er sich wehmüthig eingestehen muß, daß er es nicht lange mehr wird

Digitized by Google

gebrauchen können: so vollendet sich die schöne Harmonie seines Inneren. Immer nachsichtiger wird er gegen die Schwächen der Menschen, immer mehr fühlt er das Bedürfniß, ihnen Gutes zu erweisen. Seine Wohlthätigkeit, schon früher fast über seine Verhältnisse hinaus geübt, nimmt jetzt einen fast fürstlichen Umfang an. Aus der Prüfung seiner Papiere ging hervor, wie Thackeray sagt [1]), daß er gewohnt war, mehr als den vierten Theil seines jährlichen Einkommens wegzuschenken. Weit hinter ihm verrauscht der Strom des Lebens. Nur die Blumen, die in seinem Garten blühen, nur die Bäume, die sich noch einigemale für ihn mit Frühlingsgrün schmücken, nur der Rasen vor seiner Thür und die Bücher in seiner Bibliothek sind ihm geblieben. Aber je stiller und einsamer es um ihn wird, desto glücklicher in sich kehrt er noch einmal zu diesen ersten Freunden und Vertrauten seiner Jugend zurück; die großen Todten der Vergangenheit umgeben ihn, die Unsterblichen sind rings um ihn versammelt, und sie sind es, die eines Tages ihn zu sich hinüberwinken. Als seine Schwester Hannah und sein Neffe, derselbe, welcher uns sein Leben erzählt, am Abend des 28. December 1859 ihn besuchen wollten, da fanden sie ihn in seiner Bibliothek — in seinem Lehnstuhl, gekleidet wie gewöhnlich, sein Buch offen auf dem Tische neben ihm [2]) — er war todt.

Und so, mit einem Blick auf das friedliche Gesicht dieses Todten, wollen wir scheiden wie von einem Wohlthäter. Denn wenn die großen Schriftsteller wirklich die Wohlthäter der Menschheit sind, so war er auch der unsere; und was er einst von ihnen gesagt [3]), das wollen wir jetzt auf ihn selber anwenden: „Die Zeit gleitet dahin; das Glück ist unbeständig; die Gemüther werden verbittert; Bande, welche unauflöslich schienen, werden täglich getrennt durch Interessen, durch Nebenbuhlerschaft oder durch Laune. Doch keine solche Ursache kann den stillen Umgang stören, welchen wir mit den höchsten der menschlichen Geister pflegen . . . Sie sind die alten Freunde, welche niemals gesehen werden mit neuen Gesichtern, welche dieselben sind in Reichthum und in Armuth, im Glanz und in der Dunkelheit. Mit den Todten gibt es keine Eifersucht, bei den Todten gibt es keinen Wechsel."

---

[1]) Cornhill Magazine, l. c. 134.

[2]) Das Letzte, was er vor seinem Tode berührt, war das erste Heft des „Cornhill Magazine" (für Januar 1860), und es lag aufgeschlagen an der Stelle, wo Thackeray's Roman „Lovel the Widower" begann. Das zweite Heft des „Cornhill" (für Februar) brachte Thackeray's schöne Worte der Erinnerung an den Todten („Nil nisi bonum"), aus welchen wir oben mehrfach citirt haben.

[3]) Essays III, 3.

Digitized by Google

Die wendische Spree,

oder:

Von Köpenick bis Teupitz an Bord der „Sphinx".

Von

Th. Fontane.

Am 6. Juli Vormittags empfing ich folgende vom Tage vorher datirten Zeilen: „Sehr geehrter Herr. Es würde mich außerordentlich freuen, Sie an einer Bootexpedition theilnehmen zu sehen, die Seitens der „Sphinx" am 7. früh von Köpenick aus unternommen und bis Teupitz ausgedehnt werden soll. Es handelt sich, nach vorgängiger Passirung befahrenerer Wasserstraßen, um ein Vordringen bis zu den See- und Quellgebieten der „wendischen Spree", Gebiete, die selbst Ihnen vielleicht auf Ihren märkischen Wanderungen unerschlossen geblieben sind. Einer brieflichen Rückäußerung bedarf es nicht; ich und einige Freunde sehen Ihrem Eintreffen am 6. Abends mit Bestimmtheit entgegen. Sie finden uns an Bord. Ihr Backhusen." — In einer Nachschrift war hinzugefügt, daß die „Sphinx" bereits im Laufe des Tages an der Südspitze der Köpenicker Schloßinsel vor Anker gehen werde.

Diese Zeilen versetzten mich in eine Aufregung, als ob es sich um ein Vordringen bis zu den See- und Quellgebieten des Nils gehandelt hätte. Und so wird es immer sein. Die Erfüllung eines Lieblingswunsches, sei der Wunsch selber wie er wolle, berührt uns wie Weihnachtsfreude. Das Herz bleibt ein Kind. Ich war sofort entschlossen, an der Expedition Theil zu nehmen, breitete den „Kreis Teltow" vor mir aus, und schwelgte vorweg in den blauen Seeflächen, die, auf der bunten Rappard'schen Karte, den ganzen Weg zwischen Köpenick und Teupitz ausfüllen. Hand in Hand mit dem Kartenstudium ging ein Studium des Berghaus, Abschnitt: „Hydrographische Beschaffenheit des Spreeflusses". Was ich dadurch an Orientirung gewann, sei auch dem Leser nicht vorenthalten.

An der Brücke von Köpenick treffen zwei Flüsse beinahe rechtwinklig zusammen: die eigentliche Spree und die wendische Spree, letztere auch „die Dahme" geheißen. Die wendische Spree mehr noch als die eigentliche, bildet

Digitized by Google

eine große Anzahl prächtiger Seeflächen, die durch einen dünnen Waſſerfaden verbunden ſind. Ein Befahren dieſes Fluſſes bewegt ſich alſo in Gegenſätzen, und während eben noch haffartige Breiten paſſirt wurden, auf denen eine Seeſchlacht geſchlagen werden könnte, drängt ſich das Boot eine Viertelſtunde ſpäter durch ſo ſchmale Defilés, daß die Ruderſtangen nach rechts und links hin die Ufer berühren. Und wie die Breite, ſo wechſelt auch die Tiefe. An einer Stelle Erdtrichter und Krater, wo die Leine des Senkbleis den Dienſt verſagt, und gleich daneben Pfuhle und Tümpel, wo auch das flachgehendſte Boot durch den Sumpfgrund fährt. So dieſe Waſſerſtraße. An ihren Ufern hin, ähnlich wie im Spreewald, hielten ſich, bis in unſere Tage hinein, die wendiſchen Elemente. Wer die Gegend kennt, nennt ſie deshalb die „Wendei“. Sie hat wenig Dörfer, keine Städte; ſelbſt der Eiſenbahnzug geht nur wie eine Erſcheinung durch ſie hin.

So ungefähr waren die Reſultate, die mir Buch und Karte bei flüchtigem Studium an die Hand gaben.

Vor Anker in Köpenick.

(Reiſe-Vorabend.)

Am 6. Abends war ich in Köpenick. Ich hatte die Wahl, ob ich von der Land- oder Waſſerſeite an Bord gehen wollte, entſchied mich aber für Letzteres. Alle Dinge haben ihr Geſetz. Wer zu einer Parforcejagd geladen iſt, muß in einem rothen Frack kommen oder wegbleiben. Alſo zu Waſſer. Ein Boot führte mich, um die Schloßinſel herum, bis an die Ankerbucht, in der die „Sphinx“ ſtill und friedlich unter einem Dach weitvorgeſtreckter Ulmenzweige lag. Ein leiſer Rauch ſtieg anheimelnd aus ihrem Küchenſchornſtein auf. Nach kurzem Anruf faßte ich eines der zwiſchen Maſt und Schiffswandung ſtraff ausgeſpannten Taue und kletterte die Stufen, bloße angenagelte Bretſtücke, hinauf. Ich fand die Reiſegeſellſchaft bereits verſammelt. Es waren: Capitän Backhuſen, Lieutenant Apitz, Supercargo Nettermann. Zu dieſen drei Herren, die ſich, als Mitglieder des Seglerclubs, bereits bei mancher Regatta bewährt hatten, geſellte ſich, als einziger Nicht-Gentlemen an Bord, das Factotum Mudy. Er vereinigte in ſich alle niedrigeren Schiffsgrade vom Vollmatroſen bis zum Cajütenjungen, und führte jeden dieſer Titel nicht nur als ſcherzhaften nom de guerre, ſondern mit allervollſter Berechtigung. Mit dem Stoßruder in der Hand hatte er ſein halbes Leben auf Rüdersdorfer Kalk- und Linummer Torfkähnen zugebracht. Seine Dienſte, wie immer die der Subalternen, waren unentbehrlich. Er war auch Koch.

Nach Begrüßung und Vorſtellung durch den Capitän, baten alle drei Herren, ſich auf eine gute halbe Stunde verabſchieden zu dürfen, da eine, meine eigenen Intereſſen mitberührende Frage, die der Verproviantirung, noch zum Abſchluß zu bringen ſei. Mudy werde mittlerweile die Honneurs machen, wenn ich es nicht vorzöge, mich im Köpenicker Schloßpark zu ergehen. Ich entſchied mich für den Park. Mudy blieb mir immer noch; man hat nirgends ſo viel Zeit zu Perſonalſtudien, wie am Bord eines Schiffes. Eine ſchmale Fallttreppe führte mich an's Ufer; dann, meine Richtung auf das Schloß zu nehmend, erreichte ich ein großes, von einem Kiesweg eingefaßtes Wieſenrondeel. Um dieſen

Digitized by Google

Kiesweg herum, in weiter gespanntem Bogen, wuchsen Buschwerk und Unterholz auf, aus deren dichtem Gewirr einzelne alte Bäume, Eichen und Akazien, emporstiegen. Die Akazien füllten die Luft mit Wohlgeruch. Es war ein köstlicher Abend. In den Nischen des Buschwerkes standen halbzerbrochene Sandsteinfiguren, Urnen und trauernde Engel, anzeigend, daß hier, in halbvergessenen Tagen, irgend ein prinzeßlicher Vorleser, irgend ein Mitglied von Hofstaat oder Capelle, begraben worden sei. Nun schlugen die Nachtigallen darüber. Eine dieser Begräbnißstätten — nicht aus Pietät, sondern aus Gärtnerlaune — war von einem Blumenbeet umgeben. Alles Grün fehlte; nur Lilien, weiße und rothe, drängten sich dicht durcheinander. Diese prätentiöse Pracht wirkte beinahe unheimlich. Ein junges Köpenicker Paar ging an mir vorüber, das vielleicht Auskunft geben konnte. „Wer liegt hier?" fragte ich. „Da liegt der Flötenspieler," lautete die Antwort. Und dabei kicherten Beide.

Ich schlenderte noch den Kiesweg auf und ab, als ich meine Reisegefährten, von der Schloßbrücke her, zurückkommen sah. Es folgten ihnen drei paar Träger mit großen Deckelkörben, die den angekündigten Proviant herantrugen. Die Körbe, über den schmalen Steg hin, direct an Bord zu schaffen, war unmöglich; ihr Inhalt mußte also vom Ufer aus in Einzelstücken herübergereicht werden, etwa wie sich Bauarbeiter die Steine zureichen. Dies gab mir Gelegenheit, die Verproviantirung der „Sphinx" im Detail kennen zu lernen. Der Eindruck, den ich davon empfing, war ein gemischter; alles Tröstliche, was er mit sich brachte, wurde durch ebensoviel Beängstigendes balancirt. Durch welche Gegenden mußten wir kommen, um zu solchen Vorsichtsmaßregeln gezwungen zu sein! Es wurden eingeschifft: 120 Flaschen Tivolibier, 120 Flaschen Sodawasser, 30 Flaschen Bordeaux, 3 Filets, 2 Schock Eier, 1 Butterfaß, 1 Zuckerhut, 1 Baumkuchen, 6 Flaschen Scharlachberger und 1 Dutzend Flaschen Champagner. Mehr noch als diese durch Zahl oder Gewicht bemerkenswerthen Quantitäten imponirte mir die Liste der „Kleinigkeiten"; sie füllte einen halben Bogen und wies über hundert Nummern auf. Ich citire daraus nur folgendes: eine Muscatnuß, ein kleines Reibeisen dazu, Salveiblätter, um Aal und Dilldolden, um Schlei zu kochen. Alle diese Dinge, groß oder klein, verschwanden ohne Schwierigkeit in dem Rumpf des Schiffes; die Butter, das Fleisch erhielten ihren Platz auf großen Eisblöcken, und ehe eine halbe Stunde um war, war auch die letzte Flasche „gestaut".

Damit hatten die Vorbereitungen ihr Ende erreicht; Ruhe trat an die Stelle der Arbeit, und während Mudy im Vorderraum des Schiffes sich um den Thee bemühte, saßen wir auf der Rundbank zwischen dem Steuer und dem Cajüteneingang und plauderten.

Es war um die elfte Stunde; in der dunklen breiten Wasserfläche spiegelten sich die Sterne, zugleich auch die Lichter aus Häusern und Villen, die, im Grünen halbversteckt, das Ufer des Flusses einfassen.

Ich fragte nach dem Schiff, nach seiner Bauart, nach seinen Schicksalen, vor Allem auch nach dem Seglerclub, dem die „Sphinx" als eines der schönsten Boote angehört. Capitän Backhusen, im Allgemeinen kein Mann der Rede, war plötzlich in seinem Element und nahm gern das Wort.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, um welche Zeit der Club in's Leben trat, aber seit einer Reihe von Jahren ist er da. Er hat wol an hundert Mitglieder oder mehr, und die Zahl seiner Boote wird nicht geringer sein. Zwischen Treptow und dem Eierhäuschen ankert seine Flotille, die eine Musterkarte schöner und lieblicher Namen aufweist: Sturmvogel und Greif, Komet und Blitz, Libelle und Forelle, Undine und Albatros. Wir haben Corsos und Regatten, Preisrichter und Preisvertheilungen: Chronometer, Flaggen und Becher. Der große Ehrenbecher muß von Jahr zu Jahr immer neu erworben werden; da dies selten glückt, so wandert er meist von Hand zu Hand. Aber das weckt keinen Neid; es herrscht eben ein kameradschaftlicher Geist."

„Die Folge gemeinschaftlich überstandener Gefahren."

„Was Sie scherzhaft aussprechen, trifft doch schließlich im Ernste zu. Aller Sport, der sonst nur Spiel wäre, hat seine Gefahr, aber keiner mehr als der Segelsport. Ob es an uns liegt oder an der Perfidie unserer Gewässer, lasse ich dahin gestellt sein; nur so viel: es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht die Spree hier herum ihr Opfer fordert. Und immer nimmt sie uns die Besten. Ein solcher war auch Heinecke, der auf Neu-Spreeland wohnte, unser Segler-Veteran. Dazu aller Menschen Freund. Er hatte ein neues Boot bauen lassen, fuhr hinaus, kenterte und ertrank. Das machte einen großen Eindruck. „„Wenn das *Dem* passiren konnte!"" sagte sich Jeder und sah einen Augenblick mißtrauisch auf die eigene Kraft."

„Und der Unfall ereignete sich hier, auf der Spree selbst?"

„Nein, weiter aufwärts auf der Müggel. Sie ist das tückischste unter allen Wässern. Gerade so tückisch, wie sie unschuldig aussieht. Plötzlich springt ein Wind auf, wirft sich in die Segel und legt das Boot auf die Seite. Wer sich dann an Mast und Planke hält, der mag gerettet werden; wer es aber durch eigene Kunst ertrotzen will, der ist verloren. Er verfitzt sich im Kraut und geht in die Tiefe. Die guten Schwimmer und die guten Segler, gerade *sie* sind es, die der Müggeltücke verfallen."

„Aber muß es denn immer die Müggel sein?"

„Nein. Es ist freilich die schönste Wasserfläche weit und breit, nicht zu sprechen davon, daß die Gefahr ebenso anzieht, wie sie schreckt. Aber dennoch ist das Ansehen der Müggel im Niedergehen. Sie muß mindestens die Herrschaft theilen. Wir bevorzugen jetzt die wendische Spree. Dort finden auch unsererseits die Regatten statt, deren ich schon flüchtig gegen Sie erwähnte."

„Man hört so selten davon."

„Gewiß. Die Berliner haben keinen Sinn dafür. Man merkt ihnen nicht an, daß sie von den Fischerwenden abstammen. Aber was sie in ihrer Totalität vermissen lassen, das suchen die Einzelnen wieder auszugleichen. Und diese Einzelnen sind wir. Ich wollte, Sie wären einmal zugegen, wenn der Mai anbricht und an unseren Ankerplätzen Alles Leben und Erwartung ist. Wir sind dann in derselben Erregung, wie wenn Oxford und Cambridge an der Brücke von Twickenham ihren Wettkampf führen."

„Und der Schauplatz dieser Wettkämpfe ist jetzt die wendische Spree?"

„Ja, oder doch zumeist. Es ist dasselbe Terrain, das Sie morgen kennen

Digitized by Google

lernen werden. Trotz der Müggel, eine pompöse Wasserfläche; die Themse bietet nichts Aehnliches. Bei Café Lubow, halben Wegs zwischen Köpenick und Grünau, beginnt unsere Segelbahn, durchschneidet der Länge nach den Langen See und läuft dann an der Crampenbaude vorbei auf unser Flaggenschiff zu, das, weithin sichtbar, im breiten Seddin-See das ersehnte Ziel aller unserer Anstrengungen bildet. Das Ziel und den Drehpunkt. Jetzt, mit seitwärts gedrücktem Steuer, die Biegung um das Flaggenschiff herum, und mit verdoppeltem Eifer geht es die Segelbahn bis Café Lubow zurück. Eine Strecke von rund drei Meilen. Ich darf sagen, es wird dabei mehr Kunst gezeigt, als mancher von uns Spreefahrern erwarten möchte."

„Und wer entscheidet über Sieg und Preis?"

„Die Schiedsrichter. Und dieses Schiedsrichteramt ist nun freilich das Schwerste von Allem. Es handelt sich nämlich immer wieder darum, durch minutiöseste Rechnungen festzustellen, wie viele halbe und viertel Secunden Vergütigung jedes Boot im Verhältniß zu seiner Größe zu empfangen oder zu gewähren hat. Nur nach dem Resultat dieser Berechnung werden die Preise vertheilt, so daß es vorkommen kann, daß das drittschnellste Boot leer ausgeht und das drittlangsamste gewinnt."

„Es würde mich freuen, an einer dieser Regatten Theil nehmen zu dürfen."

„Da lad' ich Sie auf nächstes Jahr an Bord der „Sphinx". Sie sollen uns willkommen sein. Ja, es ist ein Vergnügen, wie es kein größeres gibt, solche Wettfahrt mit vollen Segeln, zumal wenn es stark windet, und nun allerhand Unberechenbarkeiten hier zu Havarien führen, dort Boot und Mannschaft mit Niederlage bedrohen. So das letzte Mal. Wir musterten 31 Fahrzeuge, ein wundervoller Anblick; aber nur 25 erreichten das Ziel. Die anderen sechs hatten Schiffbruch gelitten. Der „Elektra", unserem schönsten und größten Boot, brach der Mast glatt über Deck ab und stürzte sammt der Takelage in den Seddin-See; der „Styx" rannte fest; der „Forelle" platzte von dem mächtigen Segeldruck die Wantenverbolzung und hob sich aus dem Schiffskörper heraus; der „Sturmvogel" zog Wasser und mußte Gummiplatten auf die Lecks nageln, um sich zu halten. Ein nicht geringerer Unfall traf die „Undine". Ihr riß der Leitwagen aus, der das Segel hält und zwar gerade in dem kritischen Moment des Lavirens. Aber Willy Krüger, der sie führte, setzte sich als lebender Ballast auf den Leitwagen und ließ sich halb durch die Wellen schleppen. So glückte es ihm, die Regatta wenn nicht siegreich, so doch ruhmreich mit auszufegeln."

„Das klingt gut. Es würde mich nach dem Allem kaum Wunder nehmen, Ihren Seglerclub zu einer Vorschule für unsere Flotte heranwachsen zu sehen."

„Ich sage dazu nicht nein. Ein Jeder nach seinen Kräften. Wie Sie wissen, haben die Mittel-Grafschaften Englands ihren vollen Antheil an dem Flottenruhm der Nation. Lord Nelson war ein Predigerssohn. Das Binnenland hat die Sehnsucht nach der See, und aus dieser Sehnsucht erwächst immer das Beste. Nicht aus der alltäglichen Routine. Wollen Sie glauben, daß wir zwischen Café Lubow und der Crampenbaude mehr als einen Chinafahrer ausgebildet haben?"

Digitized by Google

„Sie ſcherzen.“

„Durchaus nicht. Ich nenne Namen. Einer dieſer Chinafahrer war Victor v. Gräfe, der, zu Mehrung des von Vater und Bruder her ererbten Ruhmes, das Seine getreulich beigetragen hat. Wenigſtens nach unſerer Vorſtellung.“

„Und zwar als Chinafahrer?“

„Gewiß. Es mögen jetzt zwanzig Jahre ſein, daß er in Stettin eine Brigg bauen ließ, ſie befrachtete und mit ihr nach England ging. Er war Schiffsreder und Capitän zugleich. Mit ihm war unſer alter Eichmann, ein Freund und Clubgenoſſe, der die Dienſte eines Steuermanns verſah. In England wurde die Fracht gewechſelt; dann ging es in großer Tour erſt bis Ceylon, dann von Ceylon bis Hongkong. In den oſtaſiatiſchen Gewäſſern verblieben die Freunde längere Zeit, wurden für die Linie Singapore-Calcutta gechartert, und befuhren dieſelbe eine Reihe von Malen. Ihre Ladung war abwechſelnd Thee und Reis. Sie verdienten ein bedeutendes Stück Geld und trafen nach Ablauf von drittehalb Jahren wohlbehalten an unſerer pommerſchen Küſte wieder ein. Ihre Studien zu ſolcher Weltumſeglung aber — denn ich glaube faſt, daß ſie ihren Rückweg um das Cap Horn nahmen — hatten ſie auf der Müggel und dem Seddin-See gemacht.“

Unter ſolchem Geplauder war Mitternacht herangekommen; die Lichter am Ufer hin waren erloſchen, Nichts leuchtete mehr als die Johanniskäfer im Gebüſch und die Sterne zu unſeren Häupten. Die Friſche des Abends ſteigerte ſich zu nächtlicher Kühle und ein Fröſteln überlief uns, trotzdem längſt energiſchere Getränke an die Stelle des von Mudy präſentirten Thees getreten waren. Capitän Backhuſen mahnte zum Aufbruch. In der Cajüte drückte noch die Schwüle des Tages, ſo daß wir übereinkamen, die Thür nicht zu ſchließen. Zum Schutze gegen Mücken und Motten wurde dicht am Steuer ein Windlicht aufgeſtellt, das wir unmittelbar darauf von all den Unholden umſchwärmt ſahen, die ohne dieſe Vorſichtsmaßregel unſere Nachtruhe geſtört haben würden. So aber ſchliefen wir unbeläſtigt unſerem erſten Reiſetag entgegen.

Von Köpenick bis Dolgenbrod.

(Erſter Reiſetag.)

Als ich erwachte, war es heller Tag; die ſchon ziemlich hochſtehende Sonne füllte die Cajüte mit Licht und an dem Lärm auf Deck, nicht minder an einer leichten Schaukelbewegung, ließ ſich unſchwer erkennen, daß unſere „Sphinx“ bereits unter vollen Segeln war. Und ſo war es wirklich. Schloß Köpenick, ſelbſt das preisrichternde „Café Lubow“, das am Abend vorher ſo oft genannt worden war, lagen längſt hinter uns, und die Müggelberge links, die Spree-Haide rechts, fuhren wir mit ſcharfer Morgenbriſe den Langen See hinauf.

Der Nordweſt, der blies, ſo ſehr er unſerer Fahrt zu Statten kam, ließ es doch wünſchenswerth erſcheinen, unſer Frühſtück in der Cajüte zu nehmen, deren etwa nur zehn Fuß im Quadrat meſſender Raum ſchnell gelüftet war. Mudy trug auf, ein Rieſentablet vor uns niederſetzend. Wir verfügten noch über all jene Herrlichkeiten, die auf Seereiſen trotz ihrer Einfachheit die größten Luxusartikel

Digitized by Google

bilden: frisches Wasser, frische Milch und — frische Semmeln. Mit letzteren hatte uns Köpenick noch in aller Frühe versorgt.

Eine heitere halbe Stunde leitete den Tag ein, heiter und schönheitsvoll. In den Rahmen der offenstehenden Cajütenthür stellten sich camera-obscura-artig die Veduten dieser Spree- und Müggelgegenden. Ruhig ging die Unterhaltung; wenn sie schwieg, vernahmen wir deutlich jenen unbeschreiblichen Gluck- und Murmelton, womit sich ein scharfdurchschnittener Strom in nur halb gehobenen und unfertig bleibenden Wellen an die Planken eines Schiffes schmiegt.

Unser Auge richtete sich zumeist auf die wechselnden und doch dieselben bleibenden Landschaftsbilder, die jetzt in immer heller werdender Beleuchtung durch unsere Thür herein schienen; nur von Zeit zu Zeit wandte sich der Blick auch unserer nächsten Umgebung, vor Allem der Cajüte selber und ihrer compendiösen Einrichtung zu. Es fehlte Nichts. Von der in Zapfen hängenden, alle Bewegungen des Bootes mitmachenden Lampen-Vorrichtung an bis zu der kleinen Druckmaschine herab, die die Cigarrenspitzen abschneidet, war Alles da. Flaschen, Gläser und Flacons standen eingepaßt in ihren Behältern; überall Polster und Kissen, jeder Gegenstand des Comforts und der Toilette vertreten. Eß- und Spieltische konnten aufgeklappt oder ausgezogen werden. Das Ganze beständig an jene Carlsbader Etuis erinnernd, die in zwei zusammenpassenden Nußschalen eine Scheere, einen Fingerhut, einen Bindlochstecher und eine Nadelbüchse enthalten, während man doch annehmen sollte, daß der Fingerhut allein schon ausreichen müßte, das Etui zu füllen.

Nach dem Frühstück, dem namentlich unser Supercargo durch allerhand culinarische Aperçus eine höhere Weihe zu geben wußte, stiegen wir auf Deck, und hatten nun die Wald- und Wasser-Landschaft, die wir, während der letzten Stunde, nur in Ausschnitten kennen gelernt hatten, in ihrer Totalität vor uns. Ein klarer, lichter Tag; blauer Himmel und Sonne, und doch ein feiner grauer Nebelschleier, der, über Wasser und Landschaft liegend, Alles milderte und dämpfte. An den Ufern hin — ein seltener Anblick im norddeutschen Flachland — standen hochaufgeschichtete Holzmeiler, bestimmt zu Kohle verbrannt zu werden. Wie mir versichert wurde, eine Folge des Raupenfraßes, der nur noch diese Verwendung der geschädigten Kiefernwaldungen gestattet, oder sie doch als die vortheilhafteste erscheinen läßt. Zwischen den Holzmeilern, und auf eine weite Strecke hin mit ihnen abwechselnd, erhoben sich die Kolossalbauten der Berliner Eiswerke, die, halb wie Riesenschuppen einer Fabrik-Anlage, halb wie die Gradirwände einer Saline dreinschauten. Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich, daß auch zu Zeiten Feuer in ihnen ausbricht.

Eingesprenkelt in diese Meiler und Eiswerke, die, auf weithin, die Ufer beherrschen und ihnen den Charakter geben, präsentirten sich auch Villen-Anlagen, die in allen erdenklichen Spielarten, namentlich im italienischen und englischen Castell-Stil, zu uns sprachen. Dicke und schlanke Flachthürme, mit Pfeilern, Sims und Ballustrade. Alles in Allem ein wunderbarer Anblick, der, nach mehr als einer Seite hin, zu denken gibt. Geflissentlich an den unübertroffenen Vorbildern Schinkel's und seiner Schule vorübergehend, wie sie die Villenstraßen

Digitized by Google

des Thiergartens aufweisen, gefällt sich der Bourgeois unserer östlichen Stadtreviere darin, seinen „Donjon“, und, wenn es sein kann, selbst seinen „Belfroi“ zu haben. Und dieser Schiefheit des Gedankens entspricht die Ausführung, die er erfährt. Eine geschäftsbefreundete „Firma“, die ein Ignoriren nicht wol gestattet, empfängt den Bau in Entreprise, und todt und steif werden nun die Rund- und Spitzbögen aus dem Nürnberger Spielkasten genommen.

Eben wieder lag ein reichgegliederter „Tudorthurm“, dessen hochaufgehißtes Banner allem Stolz von York und Lancaster zu trotzen schien, glücklich hinter uns, als die Wasserfläche des Langen See's sich verbreiterte, und unseren Architektur-Unmuth, soweit er überhaupt an Bord unseres Schiffes getheilt wurde, in dem Imposanten des landschaftlichen Bildes untergehen ließ. Wir waren in das eigentliche Regatta-Terrain eingefahren und befanden uns in Nähe jener haffartigen Stelle, wo sich, Angesichts der Schmöckwitzer Brücke, vier über Kreuz gestellte Seeflächen: der Lange See, der Seddin-See, die Crampe und der Zeuthener-See, ein Rendezvous geben.

Der Nordwester wuchs, rascher ging die Fahrt, feuchter und erquicklicher wurde die Luft.

Das Bild nahm uns gefangen: wir waren begierig, es von einer Hochstellung aus besser überblicken zu können. Eine Strickleiter war nicht da, die wir hätten erklettern können; so festigten wir, rechts und links, ein Klammer- und Hakenbrett an die zwischen Mast und Wanten straffgespannten Schrägtaue, und nahmen auf diesen Brettern hüben und drüben unseren Stand. Capitän Backhusen, den Tubus in der Hand, gab nicht nur die Ordres, sondern auch die Informationen. „Das ist die Crampenbaude, das ist Philippshütte, das ist der Schmöckwitzer Thurm; hier in Front aber, wo Sie die Rohrinsel schwimmen sehen, das ist „Robins-Eiland“, wo unser Flaggenschiff an den Regatta-Tagen zu liegen pflegt. Dahinter steigt der Müggelsheimer Forst an, und wo er sich wieder senkt, das ist Kahniswall.“

„Kahniswall?“ fragte ich einigermaßen überrascht.

„Gewiß, Kahniswall. Kennen Sie es? Eine Colonisten-Anlage; früher ein Fischerhaus.“

„Ja, dann kenn' ich es. Nicht von Ansehn, aber aus einer Erzählung. Und Robins-Eiland, das dort im Rohrgehege mit den drei Pappelweiden schwimmt, muß dann just die Insel sein, wo meine Robinsonade spielt.“

Wir stiegen wieder auf Deck, und die Aufforderung erging an mich zu erzählen, wobei es nicht an Zweifeln und scherzhaften Vorwürfen fehlte, ihnen, „den Halb-Autochthonen dieser Gegenden“, etwas Neues über die nördliche Wendei verrathen zu wollen.

„Wir wissen hier Bescheid, wie in unserer eignen Tasche; wir könnten Civilstandsregister führen und Chroniken schreiben, und nun kommen Sie, um uns auf unserem eigenen Terrain eine Niederlage zu bereiten. Kahniswall, eine Robinsonade; was ist es damit?“

„Ich habe vor Jahren, als ich Geschichten aus dem Teltow sammelte,

Digitized by Google

durch Güte eines Freundes davon erfahren. Es war eine briefliche Mittheilung und trug die Ueberschrift: „der Fischer von Kahniswall".

„Nun so lassen Sie hören."

„Gut denn."

Der Fischer von Kahniswall.

„Fischer Kahnis hielt eine Fähre, da, wo der Rahnsdorfer Spreearm in den Seddin-See eintritt. Das Häuschen, das er bewohnte, war des sumpfigen Untergrundes halber von ihm selber auf einem eigens hergerichteten Damm oder Wall aufgeführt worden, und weil Alles damals noch ohne feste Bezeichnung war, erhielt diese Wallstrecke, wo sein Häuschen stand, den Namen Kahniswall. Die Colonisten von Gosen und Neu-Zittau, seine nächsten Nachbarn, vergaßen über diesen Ortsnamen sehr bald den Namen dessen, der Wall und Häuschen erst geschaffen hatte, und nannten ihn, nach seiner Schöpfung, den „Fischer von Kahniswall". Diese Bezeichnung verblieb ihm auch sein Lebelang, trotzdem er, bei jungen Jahren schon, die nach ihm benannte Heimstätte verließ. In der Geschichte jedoch, die Sie nun hören sollen, werd' ich ihn, der Kürze halber, einfach bei seinem Namen nennen.

Kahnis hatte eine junge Frau, eine Kossäthentochter aus Schmöckwitz, die sehr blond und sehr hübsch war, viel hübscher als man nach ihrem Geburtsort hätte schließen sollen. Er war, bei Beginn unserer Erzählung, drei Jahre mit ihr verheirathet und hatte zwei Kinder, Krauskopfe, die er über die Maßen liebte. Seine Hanne aber liebte er noch viel mehr. Hatte sie doch, allem Dreinreden unerachtet, aus bloßer Neigung zu ihm — er war ein stattlicher Spreewende — eine Art Mesalliance geschlossen.

So kam der October 1806. Eh' der Unglücks-Monat zu Ende war, waren die Schelmen-Franzosen in Berlin, und drei Tage später auch in Köpenick. Hier sah sie nun unser Kahnis. Es waren Kürassiere von der Division Nansouty. Als er hörte, daß ein paar Schwadronen auch auf die umliegenden Dörfer gelegt werden sollten, überkam ihn ein eigenthümlich schreckhaftes Gefühl, eine Eifersuchts-Ahnung, ein Etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Wer wollt' es ihm verargen? Er war gerade gescheidt genug, um zu wissen, daß die Weiber, in ihrer ewigen Neugier, das Fremde und Aparte lieben, und so sehr er seiner Hanne unter gewöhnlichen Verhältnissen traute, so wenig glaubte er ihrer sicher zu sein, wenn es sich um einen Wettstreit mit den Nansouty'schen Kürassieren handelte, die alle sechs Fuß maßen und einen drei Fuß langen Roßschweif am Helme hatten. Ich muß sagen, daß er sich hierin, wie in vielen anderen Stücken, als ein einfacher, aber sehr verständiger Mann bewies."

Capitän Backhusen nickte zustimmend.

„Kahnis sann also nach, wie er der Gefahr entgehen könne, überschlief es und sagte dann anderen Tages früh: „Hanne, komm'; ich mag die Kerls nicht sehen. Sie haben keinen Herrgott und stehlen Kinder. Hier an der Straße sind wir nicht sicher vor ihnen. Ich weiß aber einen guten Platz, wo sie uns nicht finden sollen. Ewig wird es ja nicht dauern." Daß er aus eifersüchtiger Furcht seinen Vorschlag machte, davon schwieg er. Er verfuhr wie immer die

Digitized by Google

Ehemänner in ihrer Bedrängniß und that Alles, „um der Kinder willen“. Hanne war eine gute Frau und zärtliche Mutter; zudem hielt ihre Erkenntniß gerade die Höhe von Schmöckwitz. Sie gab also unserem Kahnis einen herzhaften Kuß, zum Zeichen, daß sie mit Allem einverstanden sei. Und das ist immer das Beste was Frauen thun können.“

Capitän Backhusen nickte abermals zustimmend.

„Gesagt, gethan. Viel Zeit war ohnehin nicht zu verlieren. Unsere Fährleute gingen rasch an's Werk, und das Einschiffen ihrer Habseligkeiten begann. Das große Fährboot hatte ja Platz vollauf. Betten und Wiege, die Bibel und die Kuckucksuhr, die Kinder und die Ziege wurden geladen, und ehe die Sonne unter war, fuhren alle Insassen von Kahniswall, nichts weiter als die kahlen Wände zurücklassend, nach der Insel im Seddin-See hinüber. Da der Seddin-See nur eine Insel hat, so muß es Robins-Eiland gewesen sein. Hier bezogen sie zunächst ein Camp, in dessen Mitte Kahnis aus Balken und Bohlen eine Wohnstätte zusammennagelte, die halb Blockhaus, halb Bretterhütte war. Der Winter setzte alsbald hart ein; aber wer wie Kahnis drei Jahre lang von dem Fährpfennig der Gosener Colonisten und dem Markt-Ertrage seines Fischkastens gelebt hatte, der war eben nicht verwöhnt. Zudem verstand er sich darauf, den Unbilden der Witterung zu begegnen. Schilf, das er in dichten Bündeln auf sein Block- und Bretterhaus packte, dazu ein darüber gebreitetes altes Segeltuch, gaben Schutz gegen Regen und Kälte; eine Feuerstelle war bald aufgemauert, und lange bevor die Ostersonne im Seddin-See sich spiegelte, fand Kahnis, daß die alte Kuckucks-Wanduhr auf der Insel gerade so gut schlüge, wie daheim auf Kahniswall. Die Ziege gab Milch; an Fisch- und Sumpfvögeln war Ueberfluß, und als die Brutzeit heran kam, lagen die Enten- und Kibitzeier zu vielen Hunderten rings um die Insel her. Allsonnabendlich brachte er seine Fische nach Köpenick, kaufte Wochenbrot, und beobachtete das politische Wetterglas, vor Allem die Köpenicker und ihre Einquartierung. Was er da sah und hörte, machte ihn nur fester in seinem Entschluß, das Kriegswetter erst vorüber ziehen zu lassen; das Franzosenzeug war gerade so, wie er es sich gedacht hatte, aber das Weiberzeug war viel schlimmer. Er beglückwünschte sich deshalb zu seiner Insel-Einsamkeit, und fuhr jedesmal fröhlich wieder heim.

Im Spätsommer anno 8 hieß es: „jetzt ziehen sie ab“. Kahnis aber schüttelte den Kopf und sagte: „sie sind noch da; und wenn sie nicht mehr da sind, so kommen sie wieder; Hanne, wir wollen bleiben, wo wir sind“. Und darin war unser Robinson auf Robins-Eiland klüger als mancher Allerklügste. Denn sie kamen wirklich wieder.

Kahnis freilich, als er so sprach, hatte nicht seine Klugheit, sondern nur seine Neigung befragt. Das Wahre von der Sache war: er wollte nicht mehr fort. Aus dem Schlupfwinkel, den er zwei Jahre früher als ein Flüchtling betreten und zunächst nur wie einen Lagerplatz eingerichtet hatte, war längst ein ansehnliches Gehöft mit Stube und Stall, mit Kammer und Keller geworden, das nicht mehr inmitten einer schilfüberwachsenen Insel, sondern im Centrum eines von Garten- und Ackerstreifen durchzogenen und von einem Schilfgürtel nur noch eben eingefaßten Wiesen-Rondeeles lag. Hier gruben und pflanzten Mann

Digitized by Google

und Frau wie die ersten Menschen, und als endlich, nach zweimaliger Entscheidung, nach Leipzig und Waterloo, wirklich der große Frieden kam, und Kahnis nun ehrenhalber sagen mußte: „Hanne, jetzt ist es Zeit", da senkte diese den Kopf und erklärte, daß sie bleiben wolle. Das war es, was er zu hören gewünscht hatte. Nun gestand er ihr auch, daß er nicht aus allgemeiner Franzosenfurcht, sondern aus ganz besonderer eifersüchtiger Sorge vor den Nanfouty'schen Kürassieren auf die Insel gezogen sei. Hanne machte kein Aufhebens von diesem Geständniß. Sie nahm nur das Schmeichelhafte heraus und entschlug sich aller tugendlichen Empfindsamkeit. Viel Nachdenken war überhaupt nicht ihre Sache.

So gingen die Jahre. Die Kinder wuchsen heran, verließen Haus und Insel; endlich starb auch die Frau. Kahnis stellte den Sarg auf sein bestes Boot und fuhr quer über den See, um der Todten auf dem Schmöckwitzer Kirchhof ein christliches Begräbniß zu geben. Denn in Lutheri Catechismo von Jugend auf fest, war er, der seit langen Jahren mehr mit Gott als mit den Menschen gelebt hatte, in seinem Glauben immer lebendiger geworden. Am Ufer warteten die Träger, Schmöckwitzer Kossäthen. Als sie den Sarg niederließen, da, zum ersten Male, kam ein Schwanken in sein Herz, und er erschrak, wenn er an die Oede von Robins-Eiland dachte; denn er war nun ganz allein. Aber die Anhänglichkeit an den Boden, den er sich errungen hatte, siegte auch diesmal, und gutes Muthes kehrte er in seine Einsamkeit zurück. Die Insel war seine Welt geworden.

Sein Leben blieb dasselbe: allwöchentlich fuhr er zu Markt und bot seine Fische feil, wie er es vierzig Jahre lang gethan hatte. Er war wol gelitten in Köpenick; sie kannten ihn alle; und nur zu Zeiten blieb er aus. Dann lebte er mit den Köpenickern in Fehde. Oft um kleiner Dinge willen, aber auch um großer. 1848 ließ er sich ein halbes Jahr lang nicht sehen und kam erst wieder, als „Vater Wrangel", dessen Bild er damals mit einer breiten Goldborte an die Stubenthür klebte, seinen siegreichen Einzug gehalten hatte. Die Köpenicker, als sie ihn wiedersahen, vergaßen allen politischen Hader und sagten nur: „alte Leute sind wunderlich".

Meine Geschichte geht zu Ende. — Es war am ersten Sonnabend des Monats October 1850. Kahnis blieb aus. Die Köpenicker rechneten nach, worin sie's wol wieder versehen haben könnten, konnten aber Nichts finden. Daß Kahnis einmal eines von ihm und seiner Laune ganz unabhängigen Zwischenfalles halber fehlen könne, das fiel Niemandem ein. Darin waren die Schmöckwitzer klüger. Diese, als er Tages darauf in ihrer Kirche fehlte, wußten, was geschehen war. Sie fuhren hinüber und fanden ihn neben der Schwelle seiner Thür, auf einem Bündel Schilf sitzend, das er sich seit lange, als seine Altersbank, zurecht gelegt hatte. Es war ersichtlich, daß er die warme Herbstsonne suchend, an dieser Stelle eingeschlafen war, um nicht wieder zu erwachen. Die Verwandtschaft der Frau richtete ihm ein groß Begräbniß her; der Schmöckwitzer Küster schrieb an die beiden Söhne, die mit sieben Enkeln und anderthalbhandbreitem Krepp um den Hut, von Berlin und Rathenau herüber kamen, die ganze Köpenicker Fischerzunft aber, die, schon zwei Stunden vor Beginn der Feierlichkeit, bei der Insel angefahren war, folgte jetzt in dreißig Booten nach

Digitized by Google

Schmöckwitz hinüber. Der Prediger, der den alten Mann sehr geliebt, und seiner Gemeinde als das Bild eines schlichten und frommen Christen oft empfohlen hatte, sprach über die Worte der Schrift: „ei Du frommer und getreuer Knecht, Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen; gehe ein zu Deines Herren Freude.“ Und denselben Spruch hat auch der Schmöckwitzer Tischler auf das Grabkreuz unseres Freundes geschrieben.“

* * *

„Dies Grab müssen wir besuchen,“ rief jetzt Capitän Backhusen mit Emphase; „das ist mein Mann; allein sein, Nichts von der Welt wollen!“ Und Lieutenant Apitz und unser Supercargo, trotzdem sie als Typen ausgesprochenster Gesellschafts-Neigung gelten konnten, stimmten begeistert bei. Denn mit Nachdruck ausgesprochene Sätze sind ihres Einflusses immer sicher.

Wir waren inzwischen bis in unmittelbare Nähe der Schmöckwitzer Brücke gekommen. Capitän Backhusen gab ein Zeichen mit Horn und Sprachrohr, und gleich darauf, während die halbe Dorfjugend herzudrängte, hob sich eine der Brückenklappen und gestattete uns, unter Salut und Zoll, die Einfahrt aus dem Seddin-See in den Zeuthener-See zu machen. Unsere erste Station war erreicht: Schmöckwitz. Die „Sphinx“ legte an; wir stiegen an's Ufer, um, auf eine halbe Stunde, wieder terra firma unter den Füßen zu haben.

Schmöckwitz, eine Art Capitale dieser Gegenden, wirkt doch ganz nur wie ein Dünendorf an der Ostseeküste. Oed und ärmlich. Hinter Sandhügeln versteckt, in tiefen Löchern und Einschnitten, liegen einzelne Häusergruppen, während sich alte und junge Kiefern, oft mehr wagerecht als aufrecht stehend, an den sandigen mit Strandhafer überwachsenen Abhängen entlang ziehen. Inmitten des Ganzen die Kirche, ein trister Bau, aus dem Anfang dieses oder vielleicht auch des vorigen Jahrhunderts.

So wenig einladend nun das Aeußere derselben war, so drang ich doch, nach vielfacher auch auf diesem Gebiete gemachter Erfahrung, die jedes Vorweg-Urtheil verpönt, auf Besuch des Inneren. Denn die trivialste märkische Dorfkirche kann immer noch das Rührendste und die häßlichste immer noch das Schönste verbergen. Hier freilich war ein solcher Ausnahmefall nicht gegeben. An weißgestrichenen Wänden hingen die üblichen Gedächtnißtafeln; unter der Kanzel stand ein bestaubter Altar, beiden gegenüber aber, dicht gedrückt unter der Decke hin, blinkten die dünnen Röhren eines Harmoniums, dieses verkümmerten Enkelkindes der Orgel. In der Mitte der Kirche paradirte ein Kronleuchter, zum Andenken an die Jahre 13, 14 und 15 gestiftet. Er zeigte die Form einer Kosackenmütze und war mit einem in Blech geschnittenen Eisernen Kreuz geschmückt. Derselben Zeit gehörte auch eine Landsturmfahne an, die auf ihrem rothen Flanellappen einen schwarzen Adler und die Bezeichnung: „1. Division, 1. Brigade“ trug. Was hier so niederdrückend wirkte, war die melancholische Abwesenheit alles Freien und Selbständigen; die Armuth kann poetisch sein, die Armseligkeit nie.

Wir traten auf den Kirchhof hinaus, dessen Gräber, wie die Häuser des

Digitized by Google

Dorfes, gruppenweise versteckt in den Senkungen des Hügels lagen. Nur hier und dort ein Busch, ein Blumenbeet.

Um den Eindruck zu bannen, den das Innere der Kirche auf uns gemacht hatte, forschten wir nach Kahnis' Grab, freilich zunächst umsonst. Der Küster, der erst wenige Monate im Dorfe war, hatte den Namen nie gehört, zeigte sich indessen beflissen, in seiner Schulclasse zu fragen. Als er wieder zu uns trat, war er in Begleitung eines halbwachsenen Mädchens, dessen flachsblonde Zöpfe zu einer dichten Krone zusammengelegt waren. Sie begrüßte uns unbefangen, schritt auf einen abseits gelegenen, halbverwilderten Fliederbusch zu und sagte dann, indem sie die Zweige auseinander bog: „das ist Kahnis' Grab". Auf einem eingefallenen Hügel, der mehr mit Moos als mit Gras überwachsen war, lag ein halbumgestürztes Kreuz; die Inschrift war längst vom Regen abgewaschen. Als wir neugierig fragten, „woher sie die Stelle so gut kenne", zeigte sie, statt jeder anderen Antwort, auf ein Hänflingsnest, das sich in dem Gezweig versteckte. Die beiden Alten flogen auf, umkreisten aber die Stätte. Capitän Backhusen, als er des geängstigten Pärchens ansichtig wurde, lüpfte den Hut und sagte dann: „das sind wir dem Andenken Kahnis' schuldig, den Frieden dieses glücklichen Haushaltes nicht länger zu stören." Damit traten wir unseren Rückzug an.

Eine Viertelstunde später waren wir wieder an Bord der „Sphinx" und fuhren nun, unseren Curs wechselnd, auf die Südspitze des Zeuthener-Sees zu. Auch hier noch ist der Segelclub zu Haus, dessen anwesende Mitglieder nicht ermangelten, mir „Hankel's Ablage", „Hache's Gruß", den „Gingang-Berg" und ähnlich wunderlich benannte Punkte vorzustellen. Aber der Zeuthener-See ist doch schon Vorterrain; die Villen hören auf; der Einfluß der Hauptstadt schwindet, und die eigentliche „Wendei" beginnt. Die Ufer, still und einförmig. Nur dann und wann ein Gehöft, das sein Strohdach unter Eichen versteckt; dahinter ein Birkicht, ein zweites und drittes, coulissenartig in die Landschaft gestellt. Am Horizonte der schwarze Strich eines Kiefernwaldes. Sonst nichts als Rohr und Wiese, und ein schmaler Gerstenstreifen dazwischen; ein Habichtpaar in Lüften, das im Spiel sich jagt; von Zeit zu Zeit ein Angler, der von seinem Boot, oder einem halbverfallenen Steg aus, die Schnur in's Wasser wirft. Wenig Menschen, noch weniger Geschichte. Selbst der Feind mied diese Stelle. Darum fehlen hier auch die Schlachtfelder auf viele Meilen hin. In einer alten Chronik heißt es: „Der 30jährige Krieg kam nicht hieher, weil ihm die Gegend zu arm und abgelegen war." Er wußte wol, was er that. Wie ein Feuer ohne Nahrung, wär' er in diesem See- und Spreegebiet erloschen.

Der Grundzug der Wendei, wenigstens an dieser Stelle, ist Trauer und Einsamkeit.

Um Mittag hatten wir die Südspitze des Zeuthener-Sees erreicht; von fern her blickte der Königs-Wusterhausener Thurm zu uns herüber. Dann fuhren wir in die Neumühler-Schmalung ein, die den Zeuthener-See mit dem Krüpel-See verbindet, endlich aus dieser Schmalung in den Krüpel-See selbst.

Die Landschaftsbilder blieben dieselben und wechselten erst, als wir, bei Dorf Cablow, aus der bis dahin befahrenen Seen-Kette der wendischen Spree in diese selbst gelangten. Nicht viel breiter als ein Torfgraben, zieht sie hier

Digitized by Google

die Grenze zwischen dem Teltow'schen und dem Beeskow-Storkow'schen Kreis, bis sie, nach einer Wegstrecke von kaum einer Meile, bei dem Dorfe Gussow abermals zu einem See sich breitet, dem Dolgen-See. Unsere Fahrt verlangsamte sich jetzt, da mittlerweile beinahe völlige Windstille eingetreten war; erst eine bei Sonnenuntergang aufspringende Brise führte uns glücklich über den See bis Dolgenbrod.

Es war völlig dunkel geworden, und nur der Schein weniger Lichter bezeichnete die Stelle, wo, hinter Bäumen und Rohrgehegen, das Dorf zu suchen sei. Wir selber warfen Anker inmitten dreier Torfkähne, die schon vor uns an diesem Platz ein Unterkommen gesucht hatten. Zugleich wurde die Sturmlaterne ausgehängt. Als ich mein Befremden über diese Vorsichtsmaßregel ausdrückte, zeigte Capitän Backhusen auf eine dunkle sternlose Stelle am Horizont, die ihm Sturm zu bedeuten schien, zum zweiten aber auf die Torfkähne, zwischen denen wir allerdings wie eingeklemmt lagen. „Zieht ein Wetter herauf und diese drei „großen Christoph's" reißen sich los, so werden wir zerquetscht wie ein Polarschiff im Eismeer. Die Laterne thut nicht Alles, aber viel. Zum Mindesten zeigt sie uns die Stelle, wo wir untergehen."

Um diesen Trost reicher, suchten wir unser Lager. Müde von des Tages Last und Hitze, schliefen wir unbekümmert ein.

Von Dolgenbrod bis Teupitz.

(Zweiter Reisetag.)

Mit dem Frühesten war ich auf, zwischen 3 und 4; die Sonne kündigte sich erst durch einzelne Strahlen an, die von Zeit zu Zeit am Horizonte aufschossen. Aber so früh ich war, so war ich doch nicht der Frühste. Lieutenant Apitz war mir zuvorgekommen und hatte, da er die Angel-Passion mit der Segel-Passion glücklich zu vereinigen wußte, seine Schnur seit länger als einer halben Stunde ausgeworfen. Mit ihm Mudy. Ein guter Frühfang hatte ihre Anstrengungen belohnt. In einer neben ihnen stehenden Wanne zappelte es bereits von Schlei und Hecht, von Gieseln und Karauschen, die für unser Mittagsmahl einen vorzüglichen zweiten Gang in Aussicht stellten.

Es war ein erquicklicher Morgen; in dem fallenden Thau gab sich die Natur wie gebadet. Ein Flachboot strich hart an uns vorüber, in dem ein junger Dolgenbroder, mit angehängtem Fischkasten, stromabwärts fuhr. Er sah ziemlich spöttisch zu unserer Angelruthe auf und grüßte. Lieutenant Apitz aber war nicht der Mann, sich verwirren zu lassen. „Eingeborner Wende, was gelten die Fische?" Der Angeredete nannte eine beliebige Summe. „Da lasse ich sie billiger und gebe noch eine Bleiflinke zu." Damit griff Apitz in die Wanne und warf ihm die angekündigte Flinke in's Boot. In diesem Augenblicke stieg der Gluthball der Sonne auf und durchleuchtete die dünnen Nebel. Wir sahen nun erst, wo wir waren.

Am Wasser hin zog sich eine schmale Wiese, von Huflattig eingefaßt, der hier und dort in grotesken Blattbildungen kleine vorspringende Inseln schuf. Hinter dem Wiesenstreifen, immer den Windungen des Flusses folgend, stand eine

Digitized by Google

Reihe von Häusern, jedes einzelne durch ein blühendes Mohnfeld von dem Nachbarhause geschieden. Die Bewohner schliefen noch oder hantirten in Küche und Kammer; nur ein paar Blondköpfe waren aus dem Bett in den Garten gesprungen und spielten in ihren rothen Friesröcken unter dem weißen Mohn umher. Im Rücken der Häuser stieg das Erdreich an, fast einen Damm bildend, auf dessen Höhe der Hanf in dichten Stauden stand. Hinter dem Damm aber lief die Dorfstraße hin, wenigstens klang von dort her ein leises Läuten herüber. Ich glaubte die Heerde zu sehen, trotzdem sie meinem Auge verborgen war.

Einsamkeit auch hier. Aber wenn sie am Tage vorher, an den Ufern des Zeuthener-Sees, wie ein wendisches Volkslied elegisch geklungen hatte, so klang sie hier wie ein Idyll aus alten Zeiten und schuf dem Herzen ein süßes Glück, wo jene nur ein süßes Weh geschaffen hatte. Ich wurde des stillen Lebens, das aus diesen Bildern zu mir sprach, nicht müde. Immer Neues erschloß sich mir, das mein Herz bewegte. In Front jedes Hauses stand ein uralter Birnbaum, in der einen Hälfte abgestorben, aber in der anderen noch frisch und mit Früchten überdeckt. In dem hohlen Hauptast bauten die Bienen, an dem Stamm lehnte die Sense, zwischen den Zweigen hing das Netz; und in dieser Dreiheit lag ersichtlich das Dasein dieser einfachen Menschen beschlossen. Das Sammeln des Honigs, das Mähen der Wiese, das Fischen im Fluß, in so engem Kreislauf vollendete sich tagtäglich ihre Welt. Und so war es immer an dieser Stelle.

Wie die Menschen hier, in Pfahlbauzeiten, *im* Gezweige gewohnt hatten, so wohnten sie jetzt *unter* dem Gezweig; aber *in* ihm oder *unter* ihm, sie blieben wie die Vögel, die Nester bauen.

Und in diesem Berührtwerden von etwas Unwandelbarem, in der Wahrnehmung von dem ewigen Eingereihtsein des Menschen in den Haushalt der Natur, liegt der Zauber dieser Einsamkeitsdörfer.

Schon vor 6 Uhr war die „Sphinx" unter Segel. Aber der Wind ließ bald nach, so daß wir froh waren, inmitten einer eben zu passirenden Schmalung die großen Stoßruder benutzen zu können. Wir schoben uns nur noch von der Stelle. Dies dauerte Stunden. Erst bei Prierosbrück machte sich der Wind wieder auf und trieb uns nun in die „Schmölte" hinein, einen buchtenreichen, durch Schiebungen und Waldcoulissen ausgezeichneten See, der, zugleich mit dem ihm anliegenden *Duberow*-Forst (gemeinhin kurz „die Duberow" geheißen) den inneren Zirkel der *Wusterhausener Herrschaft*, dieses großen, 13 Quadratmeilen umfassenden, namentlich während der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. aus adligen Gütern der Schlieben, Oppen und Schenken v. Teupitz zusammengekauften Jagdrevieres bildet.

Mit der Einfahrt in die „Schmölte" waren wir, um es zu wiederholen, in den „inneren Zirkel" dieses Revieres eingetreten. Eine ausgestellte Schildwacht, wie sie nicht charakteristischer sein konnte, ließ uns keinen Zweifel darüber. Inmitten des Sees, auf einer wenig überspülten Sandbank, stand ein großer, ziemlich fremdartig dreinschauender Graupogel, und salutirte auf seine Weise, durch eingezogenen Hals und Fuß. Wir erwiderten seinen Gruß, das Geringste, was wir thun konnten; denn wir waren im selben Augenblicke, wo wir ihn in

Digitized by Google

seiner Schildwachtstellung passirten, zu einem fremden Volke gekommen, zu dem Volke der Reiher, das in der „Schmölte“ seinen Fang und in der „Duberow“ seine Nester hat. Der ganze innere Zirkel der Wusterhausener Herrschaft, eine große Reiherherrschaft! Diese kennen zu lernen, war seit lange mein Wunsch. In einer Bucht, die von zwei bastionsartig vorspringenden Waldstücken gebildet wird, gingen wir vor Anker.

Ein Besuch des nahegelegenen Reiherhorstes entsprach unserem Programm. Nur der einzuschlagende Weg, den Lieutenant Apitz „quer durch“ genommen wissen wollte, führte zu einer lebhaften Debatte. — Während diese noch schwankt, erzähl' ich dem Leser von alten und neuen Reiherjagden, wie sie die „Duberow“ sah.

Die Duberow, von der Natur dazu vorgezeichnet, ist alter Reihergrund. Alle Elemente sind da: Eichen, Sumpf und See. Schon der Große Churfürst jagte hier, aber erst unter dem „Soldatenkönig“, der, all sein Lebtag, seiner Wusterhausener Herrschaft die noch aus kronprinzlichen Tagen herstammende Liebe bewahrte, erst unter König Friedrich Wilhelm I. kamen die Duberow-Reiherjagden, die damals Reiherbeitzen waren, zu Flor und Ansehen. Bei einem zeitgenössischen Schriftsteller, der selber diese Jagden mitmachte, finde ich folgende Schilderung: „Im Frühling und im Herbst vergnüget sich der Hof, neben manchem Anderen, auch mit der Reiherbeitze, an der die Königin nicht selten Theil nimmt. Der Schauplatz dieser Vergnügungen ist verschieden, zumal aber ist es Wusterhausen und der Duberow-Wald, oder „die Duberow“, wie die Leute, der Kürze halber, den Wald zu nennen pflegen. Ich habe solchen Reiherbeitzen öfter beigewohnt. Ist dergleichen angesaget, so begibt sich der König auf eine Höhe, die einen weiten Umblick gestattet. Seine Majestät reiten gemeiniglich, und werden auch von vielen Anderen zu Pferde begleitet. Zudem werden zwei Wurstwagen angespannt, und es sitzen auf jedem derselben 16 bis 20 Personen. Auf der Waldhöhe ist ein Herd errichtet, auf dem ein gewaltiges Feuer brennt. Dieser ganze Herd ist rings herum umgraben, so daß man sich dabei niedersetzen, und wer frieret, zur Genüge wärmen kann. Auch ist der Platz, an dem sich Herd und Feuer befinden, mit Maien umstecket. Unten in der Ebene halten die Falkoniers mit ihren Falken, und sind an unterschiedene Posten vertheilt. Wenn sich nun ein Reiher reget und in der Luft daher spazieret kommt, so lässet man einen, zwei, auch drei und vier Falken steigen. Sobald der Reiher des Falken, oder ihrer mehr, gewahr wird, fänget er entsetzlich an zu schreien, und schwinget sich so hoch, als er nur immer kann. Aber der Falke machet dennoch, daß er weit über dem Reiher in der Luft zu stehen kommt. Alsdann schießet er wie ein Pfeil herab, gibet dem Reiher den Stoß, bringet ihn auf die Erde und hält denselben so lange, bis die Falkoniere kommen und ihn aufnehmen. Die Falkoniere aber bringen den Reiher dem Ober- oder Hof-Jägermeister, und dieser präsentiret ihn dem Könige, von dem er mit einem Ring gebeitzet und sodann wieder in die freie Luft gelassen wird. Manchmal geschiehet es, daß der Reiher von zwei, drei und vier Falken in der Luft gestoßen und angefallen, dadurch aber die Luft desto größer wird. Ist der Tag glücklich, so werden fünf, sechs und noch mehr Reiher gefangen und gebeitzet.“

Digitized by Google

So war es in den Tagen Friedrich Wilhelm's I. An die Stelle dieser „Reiherbeitzen" ist jetzt ein ebenfalls dem Mittelalter entstammendes Reiherschießen getreten, das weniger eine Jagd als eine Zielübung ist, und im Bereiche moderner Erscheinungen am besten mit dem Taubenschießen auf unseren Schützenfesten verglichen werden kann. Nur mit dem nicht unwesentlichen Unterschiede, daß die Taube, wenigstens heutzutage, von Holz, der Reiher aber lebendig ist.

Diese Reiherjagden, die, statt mit dem Falken, mit der Büchse in der Hand unternommen werden, finden jetzt alljährlich in der zweiten Hälfte des Juli statt. Dann ist die junge Brut groß genug, um einen jagdbaren Vogel von wünschenswerther Schußfläche abzugeben und doch wiederum nicht groß d. h. nicht flügge genug, um sich, gleich den Alten, der drohenden Gefahr durch Flucht entziehen zu können. So stehen sie dann aufrecht in den hohen Nestern, kreischen und schreien, und werden herunter geschossen. Ein sonderbarer, dem Gefühle des Nicht-Jägers widersprechender Sport, über den indeß andererseits, wie über manches Aehnliche aus der Sphäre des high life, ohne Sentimentalitäten hinweggegangen werden muß. Es sind dies eben Ueberbleibsel aus vergangenen Jahrhunderten her, mit denen, weil sie einem ganzen System von Anschauungen angehören, nicht ohne Weiteres aufgeräumt werden kann, Dinge des Herkommens, zum Theil auch der praktischen Bewährung, nicht des persönlichen Geschmacks. Tradition und Repräsentation schreiben immer noch, innerhalb des Hoflebens, die Gesetze. Uebrigens mag hier eingeschaltet sein, daß unser Kronprinz, ein passionirter Reiherjäger, das bequeme Schießen aus dem Neste verschmäht und es vorzieht, den um die Herbstzeit völlig flügge gewordenen Jungvogel aus der Luft herunterzuholen. Hier, wie in manch' Anderem, eine Modelung des Ueberlieferten.

Der Streit, welcher Weg uns am besten zu dem nahegelegenen Reiherhorst führen würde, war mittlerweile zu Gunsten von Lieutenant Apitz entschieden worden. Also „quer durch". Wir erkletterten zunächst das Ufer-Bastion, in dessen Schutze wir lagen, hielten kurze Umschau und schlugen uns dann, immer die Höhe haltend, waldeinwärts. Nach längerem Suchen und Irren, das zu den üblichen Bemerkungen über „Nichtwege" führte, hatten wir endlich die Reiher-Colonie, ihre Wohn- und Brutstätte vor uns, und schritten ihr zu.

Dieser Reiherhorst, wie jeder andere, befindet sich in den Wipfeln alter Eichbäume, die, zu mehreren Hunderten, auf der plattformartigen Kuppe einer abermaligen Ansteigung des Waldes stehen. Eine Anzahl dieser Eichen, vielleicht die Hälfte, war noch intact, die andere Hälfte aber zeigte jeden Grad des Verfalls, und zwar um so mehr, je länger sie des zweifelhaften Vorzuges genossen, im Reiherdienste zu stehen, das heißt also ein Reihernest in ihren Wipfeln zu tragen. Die Zahl dieser Nester wechselt. Manche Bäume haben eins, andere drei und vier. Das letztere ist das gewöhnlichere. Aber ob eins oder mehrere, über kurz oder lang trifft sie dasselbe Schicksal: sie sterben ab, unter dem Einfluß der Reiher-Wirthschaft, namentlich der Reiher-Kinderstube, deren Details sich jeder Mittheilungsmöglichkeit entziehen.

Erst Mitte Juli pflegen die Jungen flügge zu werden. In diesem Jahre jedoch mußten sie kräftiger oder gelehriger gewesen sein; jedenfalls fanden wir

Digitized by Google

Alles ausgeflogen und sahen uns in der angenehmen Lage, jede einzelne Wohnstätte auf's genaueste mustern zu können. Was die Wipfel der Bäume angeht, so bleibt dem Gesagten an dieser Stelle Nichts hinzuzufügen; aber auch der Untergrund erzählt noch manche Geschichte. Hier und dort lag zu Füßen einer wie geschält aussehenden, ihrer Rinde halb entkleideten Eiche das Federwerk eines Jung-Vogels. Das erklärt sich so. Fällt ein junger Reiher vor dem Flüggewerden aus dem Nest, so ist er verloren. Ein freies, selbständiges Leben zu führen, dazu ist er noch zu jung, ihn wieder in das Nest hinauf zu schaffen, dazu ist er zu schwer. So bleibt er liegen, wo er liegt, und stirbt den allerbittersten Tod unter den Unbilden seiner nächsten Verwandten, die, ohne ihre Lebens- und Anstands-Formen im Geringsten zu ändern, erbarmungslos zu seinen Häupten sitzen.

Unter anderen Bäumen lagen herabgestürzte Nester. Sie gaben uns Veranlassung, ein solches zu untersuchen. Es ist einem Storchennest ähnlich, aber noch gröber im Gefüge, und besteht aus angetriebenem Holz der verschiedensten Arten: Kiefern-, Elsen- und Weidenzweige. Dazu viel trockenes Stechapfelkraut, lange Stengel, mit aufgesprungenen Kapseln daran. Ob sie für dies Kraut um Geruchswillen, vielleicht auch als Arznei-Drogue, eine Vorliebe haben, oder ob es ihnen lediglich als Bindemittel zu festerer Verschlingung der dicken Holzstäbe dient, muß dahin gestellt bleiben. Ueberall aber, wo ein solches Nest lag, sproßte wuchernd, aus hundert Samenkörnern ein ganzer Giftgarten von weißblühender Datura auf, der übrigens, jede Ausschließlichkeit vermeidend, auch anderem Blumenvolk den Zutritt gestattete. Nur „von Familie" mußten die Zugelassenen sein: Wolfsmilch, Bilsenkraut, Nachtschatten. Das Harmloseste, was sich eingeschlichen hatte, war Brennessel.

Ein Erinnerungsblatt hier mitzunehmen, verbot sich; so mußten die umherliegenden Federn aushelfen. Ein paar der schönsten an unsere Mützen steckend, kehrten wir, nunmehr des Weges kundig, in kürzester Frist an Bord unseres Schiffes zurück.

Hier hatte sich mittlerweile Mudy nach mehr als einer Seite hin legitimirt. Der Tisch war unter einer ausgespannten Leinwand gedeckt; der weißeste Damast, das blinkendste Silber lachten uns entgegen. Selbst an Tafel-Aufsätzen gebrach es nicht. Neben dem großen Köpenicker Baumkuchen paradirten zwei prächtige, in hundert Blüthen stehende Haidekrautbüschel, die Mudy, sammt dem Erdreich, ausgeschnitten, und in zwei reliefgeschmückte Weinkühler eingesetzt hatte. Aber Größeres war uns vorbehalten, was sich erst offenbaren sollte, als die Reihe der vorschriftsmäßigen Gänge, unter denen ich besonders das Fischgericht „Schlei mit Dill" auszeichnete, beendet war. Ob aus Nachklang oder Inspiration, aus Erinnerung oder geoffenbarter Weisheit, gleichviel, in Mudy's Seele hatte die Vorstellung gedämmert, daß „das Dessert die Krone jedes Mahles sei." Und dieser Vorstellung Ausdruck zu geben, hatte er sich beflissen gezeigt. Daß er dabei, in materiell eng gezogenen Grenzen verbleibend, über einen bloßen symbolischen Act nicht hinausgekommen war, steigerte nur den Effect. Der Leser urtheile selbst. In eben demselben Augenblicke, in dem der Kreis des Möglichen nach unser aller Ansicht geschlossen schien,

Digitized by Google

und auch in dem begehrlichsten Herzen nur noch Wunsch und Raum für Cigarette und Kaffee vorhanden war, erschien Mudy mit einem auf dem Menu-Zettel ungenannt gebliebenen Ueberraschungs-Gericht. Geheimnißvoll genug in seiner Einkleidung. Eine Glasschale war, mit Kraut und Blüthenzweigen gefüllt; in der Mitte dieser Schale aber, wie ein Ei in einem Neste liegt, lag ein Theesieb, in dem unser dienender Bruder, während wir auf der Suche nach dem Reiher-Horste waren, aus dem spärlichen Vorrath der nächsten Wald- und Uferstellen eine halbe Hand voll Erd- und Blaubeeren mühsam gesammelt hatte. Die Wirkung dieser Aufmerksamkeit war eine enthusiastische, und rang nach entsprechendem Ausdruck. Capitän Backhusen fand ihn. Einen vor ihm stehenden Römer bis an den Rand mit Scharlachberger füllend, schüttete er den Inhalt des Schälchens hinein und sprach dann kurz: „Perle der Kleopatra, armselige Renommisterei; hier, in Erd- und Blaubeeren, spricht bescheiden eine schönere That; es lebe Mudy."

Die Luft stand. Es war noch zu früh zum Aufbruch; so beschlossen wir eine Wald-Siesta. Unsere Plaids an schattiger Stelle ausbreitend, suchte sich jeder eine Ruhestätte. Libellen flogen, Käfer summten, und in mir klang es aus einem meiner Lieblingsdichter:

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Einmal, zweimal wiederholte ich diese Zeilen, die den Klang eines Nachmittags-Schlummerliedes haben; dann schlief ich ein. Die Genossen hatten weniger gezögert.

Es war 6 Uhr und die Sonne streifte schon von der Seite her die Wipfel des Waldes, als uns die Schiffsglocke, rasch anschlagend, mit zur Eile mahnendem Tone wieder an Bord rief. Capitän Backhusen hatte früher als seine Gäste den Nachmittagsschlaf abgeschüttelt. Ein paar Commandoworte, und die „Sphinx" löste sich leicht und gefällig von der Uferstelle, in deren Schatten sie sechs Stunden geankert hatte. Die Landzungen schoben uns immer neue, von Minute zu Minute prächtiger beleuchtete Coulissen in den Weg; in Schlängellinien umfuhren wir sie, ein paar geleitgebende Reiher hoch über uns in Lüften. So kamen wir aus der Schmölte in den Hölzernen See.

Alles war bis dahin gut gegangen, und zu endgültiger Bewährung der „Sphinx" fehlte nur noch ein Zwischenfall, ein „Accident". Auch dieser sollte nicht ausbleiben. Kaum in den Hölzernen See, nomen et omen, eingefahren, so saßen wir fest. Aber die Führung unseres Schiffs, hätte nicht die sein müssen, die sie war, wenn sie sich in solchem Momente hätte rathlos erweisen sollen. Capitän Backhusen, mit dem Tubus auslugend, erkannte hinter Schilf und Werft versteckt, in nicht allzuweiter Entfernung ein Brückenwärterhäuschen, an das jetzt Mudy, die Schiffsjolle herablassend, mit der Anfrage deputirt wurde, ob man bereit sei, unseren aus dicken Eisenplatten bestehenden Ballast, auf zwei, drei Tage zu beherbergen. In kürzester Frist war die bejahende Antwort da,

Digitized by Google

die großen Barren wanderten aus dem Rumpf in die Jolle und nach dreimaliger Fahrt zwischen Schiff und Zollhaus, war unsere Sphinx wieder flott und frei. Unter dankbarem Hüteschwenken ging es, eine Viertelstunde später, an dem Brückenzollhaus vorüber. Aber dieses Hüteschwenken genügte uns nicht. Unserer Freude einen lauteren Ausdruck zu geben, holten wir aus der Waffenkammer ein paar Vogelflinten herbei, und auf unendliche Entfernungen hin, zwischen Dümpler und Krick-Enten hineinfeuernd, weckten wir das Echo, das, offenbar verdrießlich über die Störung, mit nur halber Stimme antwortete. Wir empfanden es und stellten die Flinten an ihren alten Platz.

Es begann zu dunkeln, als wir, zwischen Groß- und Klein-Köris, in ein schwieriges, aus mehreren flachen Becken bestehendes Seegebiet einfuhren, das, in seiner Gesammtheit, den wenig klangvollen aber bezeichnenden Namen, der „Modder-See", führt. Die Karten unterscheiden einen großen und kleinen. Das Wasser in diesen Becken stand nur etwa fußhoch über einem aus gelbgrünen Pflanzenstoffen bestehenden Untergrund, der so weich war, wie ein mit Hülfe von Reagentien eben gefällter Niederschlag. Unser Schiff durchschnitt diese reizlosen, aber für die Wissenschaft der Torf- und Moor-Bildungen vielleicht nicht unwichtigen Wassertümpel, die, *vor* uns, unaufgerüttelt, in täuschend smaragdner Klarheit, *hinter* uns in graugelber Trübe, wie ein Quirlbrei von Lehm und Humus lagen.

Es wurde still und stiller an Bord. Jene Schweigelust überkam uns, die nach einem schönen, an Bildern und Eindrücken reichen Reise-Tage, auch den Heitergesprächigsten anzuwandeln pflegt und weder in Ermüdung, noch in Verstimmung wurzelnd, ihren Grund in dem plötzlichen Berührtwerden von dem Ausgehen alles Glückes, von der Endlichkeit aller Dinge hat. Auch wir hatten diesen Tribut zu zahlen, stärker als bei mancher anderen Gelegenheit, da Nichts da war, uns dieser Stimmung zu entreißen. Die Dörfer hörten auf; nur in einiger Entfernung lag *Sputendorf*. Es klang wie eine Mahnung und wir ließen sie uns gegeben sein. Ein neues Segel bei! Der Wind setzte sich hinein und plötzlich, wie aufathmend, fuhren wir aus einem Gewirr von Tümpeln und Schmalungen, die wir während der letzten zwei Stunden zu passiren gehabt hatten, in ein imposantes, beinah' haffartig wirkendes Wasserbecken ein. Nur in sehr unbestimmten Umrissen erkannten wir die Ufer. Nach links hin, in langer Linie, blitzten Lichter und spiegelten sich in dem dunkelen See. An Bord drängte Alles zu neuer Thätigkeit. Lieutenant Apitz, mit eigner Hand, feuerte den landeinwärts gerichteten Böller ab; Mudy, auf Befehl des Capitäns, ließ eine Rackete in den Nachthimmel aufsteigen. In wenigen Minuten sahen wir unseren Zweck erreicht: Gestalten, hin- und herlaufend, sammelten sich an einer Stelle, die ein Landungsplatz, eine Anlegebrücke sein mochte. Stimmen klangen herüber. Gleich darauf fiel der Anker.

Im Angesicht von *Teupitz*, dunkel und räthselvoll, lag die „Sphinx".

Digitized by Google

Gedichte von Gottfried Keller.

Tafelgüter.

Herr Springewolf von Gevaudan,
Der Bischof, sitzt bei Tische;
Er bietet seinen Gästen an
Die auserschönsten Fische.

Das Haupt des Ebers stellt sich dar,
Untadelig gerathen,
Dann aber folget, Paar auf Paar,
Absonderlicher Braten.

Zwei Hasen kommen ohne Kopf
Auf Silber angefahren,
Marmotten sind im güld'nen Topf,
Doch schwanzlos, zu gewahren.

Dem Birkhuhn fehlt ein Flügel hier,
Ein Schenkel dort dem Hahne,
Mit arg zerzaus'ter Federzier,
Schau'n traurig die Fasane.

Dem jungen Reh ist das Genick
Verdreht und ganz zerschmissen
Und, wie mit Klau'n, ein gutes Stück
Vom Ziemer weggerissen.

Doch Alles ist mit feiner Kunst
Bereitet, nach der Sitte;
Der König Heinrich schlürft den Dunst,
Vom Frankenreich der Dritte.

Digitized by Google

Er ſchlürft und ißt ſich ſchweigend ſatt;
Doch als er nun gegeſſen,
Ruft er: „Ich glaub', der Teufel hat
Vor uns zu Tiſch geſeſſen!“

Der Biſchof lacht: „Vergebung, Sire!
So ſchlimm iſt's nicht beſchaffen,
Nur meine Jäger naſchen mir
Von Allem, was ſie raffen!

„Die Adler ſind's im Bergrevier!
An jenen Felſenkronen
Hängt Horſt an Horſt, wo dienſtbar mir
Die wilden Vögel wohnen.

„Bei jedem Neſt klebt an der Wand
In Ritzen ſtill ein Bauer
Mit einem Knüppel in der Hand
Und hält ſich auf der Lauer.

„Iſt dann das Wildpret eingethan
Vom alten Adlerpaare,
So macht ſich Jener gleich heran,
Sobald nur fort die Aare.

„Er kapert von dem blut'gen Stein
Das Beſte mir zu Handen;
Zuweilen fällt ein Bäuerlein
Sich freilich auch zu Schanden.

„Damit die Brut nicht flügge wird,
Schließt man ſie feſt am Felſen,
Bis ſich ein neu' Geſchlecht gebiert
Mit nackten Hungerhälſen.

„Und raſtlos fliegen ab und zu
Die Alten mit der Nahrung;
So üben wir in kühler Ruh
Des Nutzens kluge Wahrung.“

Da ſchreit der König Sauſewind
Und ſchlägt ſich an die Hüften:
„Hie zeigt es ſich, was Pfaffen ſind!
Wir ſchinden nur das Menſchenkind,
Den Aar ſie in den Lüften!“

Digitized by Google

Das Weinjahr.

Rüstet die Kelter, die Kufen und Tonnen,
Denn es verglühet ein seltenes Jahr!
Schon naht der Herbst und noch glastet die Sonne,
Wie sie geglastet den Sommer entlang!

Hört, im Gebirge, was Zeichen geschehen!
Gletscher, sie ebben wie Meere zurück,
Ihre blaugrünen Gewölbe zerschmelzen,
Grotten und Spalten so tief und so kühl!

Trocken enthüllen sich felsige Gründe,
Die seit Jahrtausenden Keiner geschaut,
Und aus der tiefsten und engsten der Klüfte
Leuchten gebleichte Gebeine herauf.

Knochen des riesigen Vorweltsbären
Liegen gebrochen wie sprödes Glas,
Aber dazwischen die Rippen und Röhren
Eines in Waffen verschollenen Mann's.

Und die verrostete Panzerschaale,
Auch ein zerfressenes spanisches Schwert
Künden den Krieger aus traurigen Tagen
Einer in Leiden zerklüfteten Welt.

Noch mit den sämmtlichen Zähnen gezieret
Starren die Kiefer im räumigen Helm,
Gleich einem Spielzeug neben des wilden
Bären gewaltigem Kopfgestell.

Sehet! unbändig schwellen die Trauben —
Rüstet die Kelter und rüstet den Krug! —
Jegliche Beer' eine sonnige Klause,
Drinnen ein Glutelf brauet die Flut!

Zwei friedlose Gesellen, schlafen
Jene in ewigen Frieden entrückt;
Aber die Wut und das Wähnen und Wagen
Hält noch die duldenden Lüfte erfüllt.

Rüstet die Tonnen! Umfanget den starken
Reifigen Wein mit eisernem Band!
Männern zerbricht er den stämmigen Nacken,
Stürzet sie jählings in Jammer und Qual!

Digitized by Google

Füllet die Krüge, doch trinket den Frieden,
Trinket das Licht, das dem Himmel entstrahlt!
Bindet die Herzen mit eisernem Willen,
Daß Ihr entrinnet dem tödtlichen Fall!

Am Rhein.

I.

Mit dem grauen Felsensaal
Und der Hand voll Eichen
Kann das ruhevolle Thal
Hundert andern gleichen.

Kommt der Strom mit seinem Ruhm
Und den stolzen Wogen
Durch das stille Heiligthum
Prächtig hergezogen,

Und auf einmal lacht es jetzt
Hell im klarsten Scheine,
Und dies Liederschwälbchen netzt
Seine Brust im Rheine.

II.

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Fluten hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran.

Mit Thürmen, Linden, Burg und Thor,
Mit Rathhaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der gold'ne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! Nur auf der Klosterau
Keift fernher eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebenan
Dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

Digitized by Google

III.

Es donnert über der Pfaffengaß
Des weiland heil'gen römischen Reiches
Wie Gottes Heerschild jähen Streiches;
Der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
Wogt eine graue Nebelmasse,
Als zög' ein Heervolk seine Straße,
Das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
An allen Fenstern lauscht's verstohlen;
Doch auf gedankenleichten Sohlen
Vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
Der Sturmhauch rührt verjährte Fahnen,
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
Es klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und neben Siegfried reitet Hagen.

Digitized by Google

Die bildende Kunst auf der Pariser Weltausstellung.

Es gibt Dinge, denen mit vernünftigem Raisonnement nicht beizukommen ist; sie sind, mag man über ihre Existenzberechtigung und ihre Nützlichkeit noch so weitschichtige Untersuchungen anstellen und zu noch so abfälligen Urtheilen gelangen. Zu diesen Dingen scheinen auch die Weltausstellungen zu gehören. Man wird kaum einsichtige und besonnene Männer finden, die nicht, nachdem sie einige kleine Prädilectionen durch vorsichtige Verclausulirungen in Sicherheit gebracht, zugestehen, daß jeder etwa denkbare Nutzen der Weltausstellungen zu den für dieselben allerseits zu bringenden Opfern in ganz schlechtem Verhältniß steht und leichter und sicherer auf anderem Wege, insbesondere durch umfassende Localausstellungen oder internationale Specialausstellungen, zu erreichen ist. Seit der riesigen Aufweitung des Rahmens durch die vorige Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 zumal hat sich theils unter dem erborgten Scheine der Sachlichkeit, theils aber auch ohne jede Beschönigung seines mehr störenden als fördernden Auftretens so viel Masse an die Weltausstellungen angehängt, daß es nicht selten materiell und moralisch schwierig war, sich zu dem wesentlichen Kerne hindurchzuarbeiten. Es ist meines Erachtens ein Hauptruhmestitel der diesjährigen Ausstellung, daß dieselbe trotz der abermaligen Erweiterung der ganzen Anlage gegenüber den früheren Weltausstellungen sich den Charakter eines größeren Ernstes, einer strengeren Sachlichkeit, eines wirklichen Arbeitsfeldes und Lerngebietes zu wahren gewußt hat. Konnte auch die Ueberbürdung mit völlig gleichgültigen Gegenständen und mit ebenso unnützen Mengen nicht hintangehalten werden — es hätte dann auch wol an Füllung für die unabsehbaren Räumlichkeiten gemangelt! —, so sind doch wenigstens die üblichen Anhängsel der Ausstellung thunlichst beschränkt und als solche gekennzeichnet. Die Speculation mit vorgeblichen Ausstellungsobjecten, die — der Idee des Ganzen völlig zuwider — gegen ein besonderes Eintrittsgeld zugänglich waren, ist durchweg nicht gestattet worden; auch stehen Stühle und Bänke, mit denen auf den früheren Weltausstellungen ein wahrhaft schamloser Handel getrieben wurde, überall frei zur Verfügung. Die unvermeidlichen Erfrischungsstationen aber sind auf das Nothwendige beschränkt, nicht durch den flitterhaften Aufputz „internationaler Restaurants" zu einer Caricatur des Ganzen aufgebauscht und größtentheils — vorzüglich in denjenigen Exemplaren, welche an den letzterwähnten Charakter anstreifen, — auf ein abgegrenztes neutrales Terrain verwiesen. —

I.

Den Höhepunkt der Anziehung bei allen Weltausstellungen bildet unbestreitbar die Kunstabtheilung; ein Umstand, dem die Franzosen mit großer Feinfühligkeit sowol 1867 wie heuer dadurch Rechnung zu tragen gewußt haben, daß sie dieselbe zum Kernpunkte der gesammten Anlage machten, nicht wie in Wien 1873 als An-

Digitized by Google

hängsel in einen Anner verwiesen. Daß dem wirklich so ist, beweist ein aufmerksamer Blick in die verschiedenen Räume. In der Hälfte der Marsfeldbauten hört der einsame Wanderer den eigenen Schritt; in den Maschinenhallen und bei den Luxusindustrien (oder besser: Kunstgewerben) steigert sich die Zahl der Besucher, und es mehren sich zusehends die Betrachter; in den der Kunst geweihten Räumen ist stets Alles dicht gedrängt voll, und der flüchtige Wanderer ist hier eine fast unbekannte Erscheinung: Jeder gibt sich mit mehr oder minder aufmerksamem und offenem, die Eindrücke festzuhalten bestrebtem Sinne den vorgeführten Gegenständen hin. Und ist das nicht auch ganz natürlich? Neben dem mehr oder weniger eingeschränkten Stücke der Industrieabtheilung, das dem einzelnen Besucher nahe liegt, hat Jeder, sofern er ein leidlich gebildeter Mensch ist, „Etwas übrig" für die Kunst. Während außerhalb seines besonderen Kreises bei den Gewerben Jeder schon sein Interesse, jedenfalls sein Verständniß in sehr enge Grenzen eingeschlossen sieht, durch häufig erregtes Staunen aufgeregt, allenfalls durch das unbefriedigte Verlangen nach dem Besitz gepeinigt wird, bietet ihm die Kunst überall wenigstens annähernd und scheinbar verständliche, immer erfreuende und beruhigende Genüsse dar. Und noch mehr: die Menge des Neuen und Werthvollen, das auf Weltausstellungen zum ersten Male hervortritt, ist in allen einzelnen gewerblichen Fachzweigen erstaunlich gering, die unmittelbare Anschauung des durch Wort, Bild und Probe bereits Bekannten überwiegend nur von sehr untergeordneter Wichtigkeit: die Fachleute sind stets sehr bald mit der Weltausstellung fertig und stürzen sich dann mit Behagen in den Strudel der näher oder entfernter mit derselben in Verbindung stehenden verschiedenartigen Genüsse. Das ist die ungeschminkte Darstellung der wirklichen Verhältnisse. — In der Kunst dagegen tritt selbst dem Versirtesten in den vom Kunstverkehr abgelegenen Nationalitäten, in einzelnen Künstlern, ja in besonderen Werken sehr viel bisher Unbekanntes und doch höchst Bemerkenswerthes entgegen; und Nichts ist im Stande, bei Kunstwerken die Autopsie zu ersetzen: selbst für Laien ist die unmittelbare Anschauung vielleicht längst in Nachbildungen zum Gemeingut gewordener Originale anregend und an neuen Offenbarungen reich.

Es ist daher vollkommen gerechtfertigt, wenn von allen Seiten der Kunstabtheilung der Weltausstellungen eine besondere Sorgfalt zugewendet und für dieselbe eine auszeichnende Behandlung seitens der Staaten und ihrer officiellen Ausstellungscommissionen gefordert, in der That officiell auch mehr für dieselbe als für irgend eine andere Abtheilung geleistet wird.

Unter diesem Gesichtspunkte muß man auch den Ausstellungsbaumeistern der Franzosen volle Anerkennung zu Theil werden lassen, welche der Kunstabtheilung eine gute und würdige Unterkunft geschaffen haben. An die Mitte jeder der großen Galerien, welche, die französische Industrieabtheilung mit der fremdländischen verbindend, die beiden Fronten an den Schmalseiten des „palais du Champs de Mars" bilden, lehnen sich, in den inneren freien Hofraum sich erstreckend, je vier durch gedeckte Hallen ebensowol getrennte wie verbundene Pavillons. Jeder dieser rechteckigen Pavillons hat eine Länge (in der Längsaxe des gesammten Ausstellungsgebäudes) von 53, eine Breite von 25 Metern. Außerdem schließen sich an jeden solchen Hauptraum an seinen Langseiten je zwei kleinere Anbauten von meist 15 Metern Länge und ca. $5^1/_2$ Metern Breite, von welchen freilich einige anderen als Kunstausstellungszwecken dienen. Der Zwischenraum zwischen den Pavillons beträgt 7 Meter und ist durch Ueberdachung jedesmal in eine ansehnliche Quergalerie verwandelt. Beiderseits vor dem innersten Pavillon öffnen sich mit allen erdenklichen Mitteln ausgestattete, selbst als Ausstellungsobjecte fungirende monumentale Pforten in ca. 15 Meter tiefe, pfeilergetragene Bogenvorhallen. Inmitten der zwischen beiden sich ausbreitenden Gartenanlagen erhebt sich im Mittelpunkte des ganzen Baucomplexes, ca. 140 Meter lang und 36 Meter breit, das Ausstellungsgebäude der Stadt Paris, von dessen reichem Inhalte auch noch der Löwenantheil der Kunstabtheilung zugehört, wenigstens wenn man, wie billig, die Hochbauten aller Art mit

Digitized by Google

unter die Kunst rechnet. Freilich hat alsdann die Kunstabtheilung ihr Contingent auch noch sonst an den verschiedensten Stellen zusammenzusuchen, wie sich auch selbst Gemälde und Statuen vielfältig außerhalb der hier geschilderten Räumlichkeiten betreffen lassen.

Jeder einzelne Pavillon ist, ganz oder der Quere nach getheilt, den Nationen zugewiesen worden, deren jede sich in ihrem Raume wiederum durch Längs- und Querwände nach ihrem Bedürfniß bestmöglichst eingerichtet hat. Drei ganze Pavillons, einen halben und mehrere der kleinen Anbauten an den übrigen hat Frankreich für sich in Anspruch genommen, so daß es auch in der Kunstabtheilung (ganz abgesehen von der Ausstellung der Stadt Paris und ungerechnet die zahlreichen Bildwerke, welche in den anstoßenden Gartenanlagen, den erwähnten Bogenvorhallen und der vorderen Hauptgalerie aufgestellt sind) die Hälfte des ganzen Raumes einnimmt. Von den übrigen Staaten weisen England, Belgien und — Deutschland die größte räumliche Entfaltung, unter einander ziemlich genau die gleiche, auf, etwa drei Fünftel eines completen Pavillons, wenigstens anderthalbmal so viel wie Oesterreich-Ungarn zusammengenommen.

Es ist wichtig, dies zu betonen. Einmal zeigt es, daß die französische Regierung Deutschland noch in zwölfter Stunde nicht blos pro forma bedient, sondern, seine späte Bereitwilligkeit zu einer theilweisen Beschickung der Ausstellung zu ehren, selbst ein erhebliches Opfer nicht gescheut hat: das jetzt deutsche Compartiment war auch noch für Frankreich reservirt, das mit seiner Abtretung auf die planmäßig symmetrische Anordnung der Kunstabtheilung Verzicht leisten mußte: die französische Kunst sollte ursprünglich in der Mitte dominirend und an beiden Enden noch einmal machtvoll imponirend auftreten. Der eine Schlußtrumpf ist nun zu Gunsten der deutschen Kunst aufgegeben worden. Das will gewiß viel heißen von Seiten der Franzosen, die in der „étalage“ unübertroffene Meister sind und sich hier einen so geschickten Effectcoup ausgedacht hatten und noch im letzten Augenblicke — ruhig entgehen ließen.

Auf der anderen Seite beweist der erwähnte Umstand, daß Alles, was zu Ungunsten der deutschen Kunstabtheilung vorgebracht worden ist und werden kann, seine Erklärung und Entschuldigung *nicht* in dem mangelhaften Raume findet, der vielmehr von Anfang an kaum wesentlich größer zu erlangen gewesen sein würde; wir müssen uns vielmehr dazu verstehen, für alles Mißlingen zunächst die späte Entschließung zur Theilnahme, demnächst aber, und immer noch zu einem guten Theile, den Mangel einer passenden Organisation der Kunstverwaltung verantwortlich zu machen. Eine Behörde müßte und würde alle Fäden auch bei plötzlicher Ueberraschung durch eine Aufgabe von solcher Tragweite, wie diese eilige Beschickung der Pariser Weltausstellung war, in der Hand haben und mit Ruhe und Sicherheit in Thätigkeit setzen. Das würde namentlich der Fall sein, wenn man sich entschlossen hätte, der nicht mehr allzuschwierig zu erlangenden Einsicht nach zu handeln, daß die Kunstangelegenheiten, als Zweig der Staatsverwaltung betrachtet, weit entfernt sind, am besten versehen zu sein, wenn sie ausschließlich in der Hand von Künstlern liegen. Selbst hervorragende Verwaltungstalente aber können, urplötzlich zu einer bestimmten Commission von allen Richtungen der Windrose her zusammengeweht, ihre Fähigkeiten in der Schnelligkeit nicht recht verwerthen, weil alle Verwaltung neben Geist und gutem Willen auch Erfahrung, Routine verlangt.

Es soll hiermit, wie Jeder einsieht, den Mitgliedern der *deutschen Commission*, die mit hingebendem Eifer und in mancher Hinsicht — insbesondere, was das decorative Arrangement des Saales im Ganzen betrifft, — mit vielem Geschick sich ihres heikelen Auftrages entledigt haben, in keiner Weise zu nahe getreten werden; aber das Beobachtungsobject ist groß und deutlich genug, um Erfahrungen daraus zu ziehen und für die Zukunft zu lernen. Sehen wir z. B. auf die Raumausnutzung. Die Belgier haben, abgesehen von einem kleinen Anbau, demnach also auf kleinerem Raum als das deutsche Compartiment, vier Säle von ganz respectablen Dimensionen

Digitized by Google

eingerichtet, in deren einem noch eine große freistehende Wand, beiderseits behängt, angeordnet ist, und in denen sie viel größere Bilder, als die deutsche Ausstellung irgend aufzuweisen hat, in vollkommen genügender Weise zur Anschauung gebracht haben. Ihr Katalog weist 300 Oelbilder, 43 verschiedene Gemälde und Zeichnungen, 59 Sculpturwerke, 10 architektonische Entwürfe und 19 Nummern Reproductionen auf. — Noch viel glänzender haben sich die Engländer mit ihrer Aufgabe abgefunden. Sie disponiren, abgesehen von zwei kleinen Anbauten, ungefähr über den gleichen Raum wie Deutschland. Diesen haben sie in fünf Säle umgeschaffen, und auf diesem Terrain die Möglichkeit gefunden, sich eine völlig ungeahnte Stellung im Umkreise der modernen Kunst zu erobern, wie ich mir nachher angelegen sein lassen werde, zu entwickeln. Ihr Katalog verzeichnet 283 Oelbilder, 191 Aquarellen und Zeichnungen, 46 Sculpturen, 170 architektonische Entwürfe und 36 Nummern Reproductionen. — In dem deutschen Raume befinden sich nur 155 Oelbilder, mit absichtlicher Umgehung großer Formate ausgewählt, 4 Aquarellen, 24 Sculpturen, gar keine architektonischen Entwürfe und 42 illustrirte Werke, die, auf einem Tische der Discretion des Publicums preisgegeben, jedenfalls in ihren Ansprüchen an den Raum hinter den gerahmten Reproductionen der anderen Staaten zurückbleiben.

Wie war es nur möglich, den eingeräumten Saal ungetheilt zu benutzen? Wie konnte man aber gar noch darauf verfallen, gerade hier, an unpassendster Stelle, rigoros in Bezug auf die theoretisch zulässige Höhe der Behängfläche zu sein? Gewiß gibt die eingespannte Decke dem ganzen Raume etwas Wohnliches, Behagliches (vielleicht mehr als das ganze übrige Arrangement); aber so konnten nur durchschnittlich zwei Reihen mäßiger Bilder über einander angebracht werden; die paar darüber angeordneten (unter ihnen z. B. Henneberg's „Jagd nach dem Glück"!) hängen im Dunkeln. Hätte man die Wandfläche nur bis zu dieser Höhe hinauf hell, wie sie war, gelassen, so hätte es gar keinen Anstand gehabt, Bilder wie Bendemann's „Wegführung der Juden in's Exil", Pilotty's „Thusnelda", Richter's „Pyramidenbau", Graf Harrach's „Opfer des Isaak", Camphausen's „Friedrich der Große" und ähnliche aufzustellen, ohne irgend Etwas von dem jetzt zulässig Erschienenen auslassen zu müssen, es seien denn die vollkommen überhängenden vielfachen Besetzungen derselben Namen. Wahrhaftig allen Respect vor den Brüdern Achenbach! Ich glaube, ich brauche nicht besonders zu versichern, daß ich ihn habe. Aber sechs zum Theil nicht kleine Bilder von Andreas, drei desgleichen von Oswald, das ist in einer nicht zusammengestellten, sondern *ausgewählten* Sammlung, welche einigermaßen die deutsche Kunst repräsentiren soll und nur etwa anderthalb Hundert Gemälde umfassen darf, denn doch des Guten viel zu viel. Lenbach war mit höchstens zwei statt vier Porträts hinlänglich vertreten; Paul Meyerheim's „Schafschur" würde neben der „Wilden-Bude" und „Bergab bei Bozen" kein Mensch vermißt haben, zumal wenn man der Welt statt dessen eines der Vorsig'schen Panneaux gezeigt hätte. Drei Bilder von Kröner, vier von Fritz Kaulbach, — braucht man nicht blos zu hören, daß sie da sind, um zu wissen, daß ihrer *hier* zu viel ist? Von den 113 vertretenen Malern haben ein Viertel sicherlich gar keinen Anspruch darauf, in einer solchen Auswahl, wie sie hier sein — oder anders nur *nicht* sein — mußte, zu figuriren. Wo sind dagegen — außer Bendemann und Camphausen, die ich schon genannt habe, — Ludwig Burger, Cretius, Eschke, Flüggen, A. v. Heyden, Ferd. Keller, Knab, Lasch, Lindenschmit, Lietzen-Mayer, Pape, Plockhorst, M. Schmidt, Scholtz, Wagner, Karl Werner — und viele Andere, deren Namen minder Jedem geläufig sind, obgleich sie in den letzten zehn Jahren bei manchem Anlasse rühmend genannt wurden?

Es ist unstatthaft, dergleichen Bemängelungen unter Hinweis auf die Kürze der Zeit zur Vorbereitung abzulehnen. Es ist ja doch den Kundigen bekannt, was für Bilder in öffentlichen Galerien, welche anderen im Besitz ihrer Urheber oder leicht für ein großes allgemeines Interesse in Bewegung zu setzender Kunstfreunde sind. Die oben nur beispielsweise und auf's Gerathewohl genannten

Digitized by Google

fünf Bilder wären ohne Weiteres zu haben gewesen, und selbst wenn man es nicht verstand, auf die naheliegendste und von allen anderen Nationen bereits vorgemachte Weise den Raum zweckmäßiger zu benutzen, war das Doppelte von dem Flächenraum, den sie beanspruchte hätten, durch die unschädlichsten Ausmärzungen aus dem gegenwärtigen Bestande der deutschen Kunstabtheilung ohne Kopfbrechen zu gewinnen; und war es denn nicht handgreiflich, daß unter einem gewissen Niveau überhaupt Nichts zugelassen werden durfte, es sei denn, daß es sich um Richtungen, Künstler und Werke handelte, die — ohne Rücksicht auf das vielleicht abweichende und berechtigte Urtheil Einzelner oder der Nachwelt — durch ihren augenblicklichen Ruf Anspruch haben, zu den bezeichnenden Vertretern der gegenwärtigen Kunst zu zählen, welche sich ja doch auf dem Champ de Mars zeigen soll?

Die französischen Lobeserhebungen aber mißverstehe man doch nur ja nicht, sondern nehme sich ihren sehr tüchtigen und richtigen (wenn auch gelegentlich mit krankhafter Eitelkeit verbundenen) Patriotismus zum Muster! Zunächst versteht die französische Presse aller Schattirungen, daß es Eins gibt, betreffs dessen keine Parteien existiren: Frankreich dem Auslande gegenüber. Die deutsche Beschickung der Ausstellung war ein diplomatisches Compliment; Frankreich hatte dies Compliment zu erwidern. So mußte eine rücksichtsvolle Freundlichkeit der Grundton aller Besprechungen werden. — Etwas anderes Wichtiges kommt noch hinzu: die Republik empfindet die Kunst des second empire, die ja noch ziemlich unverändert fortbesteht, als einen Pfahl im Fleische; das beweisen die „notices sommaires", welche in dem officiellen Kataloge jeder einzelnen Gruppe vorausgeschickt sind: mit einer wahren Sehnsucht wird hier nach jedem Symptome eines neuen, besseren und erhabeneren Geistes in der Kunst gespäht, der sich in den letzten Jahren — seit dem deutschen Kriege — bemerkbar gemacht hat. Da sucht sie nach Beispielen des Besseren, und sie findet werthvoll Eigenartiges nur bei den Engländern und den Deutschen. Diese aber stehen den Franzosen technisch näher und erscheinen zum Theil schon dadurch auf den ersten Anblick nicht so grillenhaft wie jene. Die Franzosen brauchen nicht so ganz aus sich herauszugehen, um uns Deutsche in unserer Kunst zu verstehen, wie den Engländern gegenüber. Das aber, was sie bei uns Vorbildliches finden, ist unabhängig von der allseitigen künstlerischen Vollendung des einzelnen Werkes: Humor und Gemüth, die ihnen als bedeutende, ihnen selbst fehlende Eigenschaften unserer Kunst vorzugsweise auffallen und imponiren, repräsentirt ihnen der erste beste namenlose Künstler vierten oder fünften Ranges für ihre Zwecke so gut wie Menzel und Knaus. —

Die deutsche Ausstellung ist ein kleines impromptu hors concours. Das richtet sich also innerhalb des Ganzen wie in Parenthesen eingeschlossen ein. Es benutzt jedes Mittel, um seine Existenz als berechtigt nachzuweisen und angenehm zu machen. Es concentrirt auf kleinem Raume alle Sorgfalt, ja beinahe darf man sagen: allen Aufwand, der unter anderen Umständen einem viel größeren Complexe hätte zu Gute kommen müssen. Die Franzosen haben sich nicht einen einzigen auch nur annähernd so großen Saal gestattet, wie der deutsche ist; mit Recht: sie haben eben weniger durch leeren Raum und mehr durch ausgestellte Werke Eindruck machen wollen. Die beiden kleinen spanischen Wände in dem deutschen Saale machen einen unrüstigen Eindruck; sie bieten selbst wenig Raum, da sie nur auf einer Seite haben behängt werden können, und bilden an jeder Längswand des Saales eine enge Gasse, deren eine dazu benutzt ist, um eines der bemerkenswerthesten deutschen Bilder, Spangenberg's „Todesreigen", in der oberen Reihe der Gemälde so ziemlich todt zu hängen. Die Sitzmöbel sind so angebracht, daß man, auf ihnen ausruhend, die Kunstwerke an den Wänden nicht (wie in den französischen Sälen mit Bequemlichkeit möglich) betrachten kann. Der „Trinkende Knabe" von Adolph Hildebrand, die vollendetste Bronzefigur, welche auf der ganzen Weltausstellung zu finden ist, aber bekanntlich klein, steht, gleich irgend einer decorativen Putzwaare des Marktes, zwischen Grün

Digitized by Google

halb versteckt, in dem Winkel hinter der Säule eines Portales; u. s. w. Für Franzosen hat der Luxus einiger kleinen persischen Teppiche und einiger Blattpflanzen nichts so Erstaunliches, daß sie darüber irgend etwas Derartiges übersehen sollten, wenn sie es nicht übersehen wollen. So werden sie auch die erwähnten Schwächen wol bemerkt haben; aber es paßte ihnen diesmal, sie nicht zu bemerken.

Ich bin der Ansicht, daß in der Kunstabtheilung einer Weltausstellung (wenn dieselbe nicht unter so ganz exceptionellen Bedingungen wie der deutsche Salon zu Stande gekommen) sehr sparsam mit fremdartigen Wirkungsmitteln, also auch mit decorativem Luxus umgegangen werden muß. Ueberall durchgeführt, würde eine solche Behandlung des Raumes, wie die deutsche in Paris, die sich unwillkürlich ueben, ja vor den Kunstwerken bei dem Eintretenden mit selbständiger Wirkung zur Geltung bringt, vom Uebel sein. Was den Zwecken der Aufstellung und der Bequemlichkeit der Besucher dient, muß den Blick thunlichst frei zu lassen trachten: das Ideal ist erreicht, wenn man sich nach häufigem, aufmerksamem Besuche kaum erinnern kann, ob das Licht von Oben oder von der Seite kommt, welche Farbe die Wände haben, ob Divans und Pflanzen aufgestellt sind u. s. w. Diesem Ideale scheinen mir mit möglichst viel Eleganz und Comfort die Engländer, besonders in ihrem langen Hauptsaale, nahe gekommen zu sein. In den französischen Sälen ist sichtlich auf Eleganz und auch auf Comfort kein sonderliches Gewicht gelegt; aber es wäre Unrecht zu behaupten, daß die Wirkung der Kunstwerke durch irgend Etwas beeinträchtigt würde. Freilich nehmen sich die Sculpturen besser aus zwischen den Bildern als in besonderen Sälen; aber die große Zahl der französischen Sculpturen hätte kaum ohne Belästigung in Gemächern, deren Wände überall zugänglich und oft aus weiter Entfernung frei übersehbar bleiben mußten, Unterkunft gefunden; und innerhalb der braunrothen Wände, die mit alten Gobelins nach den Raphaelischen Stanzenbildern und anderen guten Mustern behängt sind, ist der Eindruck der französischen Sculpturen ein so ansprechender, wie es die Natur der Gegenstände selber zuläßt.

II.

Da ich mich bei Allgemeinheiten und Aeußerlichkeiten einmal längere Zeit verweilt habe, mag auch noch eine Bemerkung, vielmehr ein Nothschrei bezüglich der Kataloge gestattet sein. Es ist nicht dieses Ortes, und hieße für alle Kundigen: Eulen nach Athen tragen, wenn ich über die Wichtigkeit guter Kataloge und über die Erfordernisse einer guten Katalogisirung weitläufige Erörterungen anstellen wollte. Der Wiener kunstwissenschaftliche Congreß von 1873 hat das Nöthige in Form eines kurzen Beschlusses festgestellt. Es wäre aber auch vollkommen unrichtig, wenn ich hier meine Beschwerden Namens der Wissenschaft vorbringen wollte: an das rothe Kreuz muß man appelliren, im Namen der Menschlichkeit — und des nationalen Wohlstandes muß man um Abhilfe petitioniren. Nach dieser Richtung hätten die französischen Queruluanten ihre Augen richten müssen, und sie würden — nicht gleich ihrem evangelischen Vorgänger, sondern mit berechtigtem Stolze — an ihre Brust geschlagen haben und ausgerufen: Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie Einer von diesen, die da keinen Begriff haben von dem Werthe der Zeit, von dem Werthe menschlicher Augen, von dem Werthe einer unter richtigem Namen erfahrenen Beurtheilung durch die ganze gebildete Welt!

Frankreich hat zur rechten Zeit den ersten Band des „catalogue officiel", die Kunstwerke „sämmtlicher" Nationen enthaltend, herausgegeben. Seine eigene Kunstabtheilung war und ist auch in dem Zustande, daß jedes Werk deutlich mit einer Nummer versehen ist, welche mit den Nummern des Kataloges übereinstimmt, und in dem Kataloge findet man, wenn auch nicht alles nach den Wiener Beschlüssen Wünschenswerthe, so doch das Nothwendigste: Namen, Herkunft, Schule, Auszeichnungen und Wohnung des Künstlers, meist ausreichende Bezeichnung des Gegenstandes,

Digitized by Google

Angabe, in welchem Jahre das Werk etwa auf dem Pariser Salon figurirt hat, und wem es gehört; außerdem eine kurze Notiz, falls derselbe Künstler noch in einer anderen Gruppe ausgestellt hat. — Ebenso ordentlich, aber noch bequemer für den Besucher machen es die Engländer. Daß die Nummern vorhanden sind und mit dem Kataloge übereinstimmen, versteht sich von selbst; der letztere ist — besonders hinsichtlich der Urheber — knapper als der französische, dafür aber ist jedes Werk mit einem Täfelchen (vergoldet auf dem vergoldeten Rahmen) versehen, welches den Namen des Meisters und in französischer und englischer Sprache den Gegenstand des Bildes angibt. Hier braucht man also, wenn man nicht Notizen zu machen hat, gar keinen Katalog! Natürlich spart das nicht nur sehr viel Zeit, sondern es befördert auch den Kunstgenuß durch Fernhaltung störender Unterbrechungen (beim Blättern im Kataloge) und verwirrender Augenreize (beim Lesen auf dem weißen Papiere desselben). Auf der Münchener Ausstellung des Jahres 1876 (um nicht weit zurückzugreifen) hatte das South-Kensington-Museum eine große Masse von Gegenständen hergeliehen, die, in mitgeschickten Glaskästen mustergültig geordnet und aufgestellt, Stück für Stück von einem leicht lesbaren, in vorwurfsfreiem Deutsch abgefaßten Zettel mit allen irgend wünschenswerthen Angaben über den betreffenden Gegenstand begleitet waren. Ich habe sehr viele begeisterte Ausrufe der Anerkennung über diese Einrichtung gehört; aber es scheint fast, daß man bei uns und anderwärts mehr Freude am Bewundern fremder Vorzüge als am Erwerben eigener hat; denn daß man gründlich von solchem Beispiele gelernt hätte, davon findet sich leider keine Spur! — Ganz lobenswerth ist in dieser Beziehung auf dem Marsfelde nur noch Dänemark, wo die Bilder richtige Nummern und dazu Zettel haben; außerdem ist Dänemark neben Luxemburg — natürlich außer Frankreich selbst — der einzige Staat, welcher, bezüglich der Kunstabtheilung, der Aufforderung der französischen Ausstellungscommission nachgekommen ist: über die einzelnen Gruppen oder Classen der Ausstellungsobjecte kurze, den Stand der betreffenden Industrien in den einzelnen Ländern zusammenfassende „notices sommaires" abfassen zu lassen, welche den betreffenden Katalogabschnitten vorgedruckt werden sollten. — Bei den Holländern ist bis auf kleine Irrungen innerhalb der Werke des nämlichen Künstlers die Numerirung in Ordnung. Belgien hat manche Mängel, denen aber durch Bezeichnungen nachgeholfen ist, so daß man sich ohne Schwierigkeiten orientiren kann. Bei den Vereinigten Staaten sind die Nummern etwas verschoben gegen den Katalog, wodurch Irrthümer nur schwer zu vermeiden sind. Die Schweiz hat ordentliche Numerirung, aber im Katalog hin- und herspringende Nummernfolge.

Wahrhaft komische Zustände tragen die beiden personalunirten Doppelreiche Schweden-Norwegen und Oesterreich-Ungarn zur Schau, rechte Beweise dafür, daß das eifersüchtige Bestehen auf Selbständigkeit nichts weniger als ein Anzeichen der Fähigkeit zur Selbständigkeit ist. Die norwegische Kunstabtheilung hat Nummern, die schwedische nicht, doch sind in dieser manchmal Zettel an den Bildern. — Oesterreich, das bei seiner eigenen Weltausstellung bekanntlich mit Mühe und Noth knapp vor Schluß mit seinem Specialkataloge fertig wurde, hat es nicht ermöglichen können, das Verzeichniß seiner Kunstwerke vor Ausgabe des officiellen Kataloges zu redigiren. Es brachte aber dann bald einen guten und zuverlässigen Separatkatalog, dessen Nummern mit denen an den Werken übereinstimmen. Ist es aber eigentlich erhört, daß diese säumigen Einzelstaaten sich nicht gemüßigt finden, ihre verspäteten Kataloge den Besitzern des officiellen Kataloges, etwa unter Abstempelung des letzteren, gratis zu verabfolgen, vielmehr unverhältnißmäßige Preise dafür fordern? Der officielle Kunstkatalog, 248 Groß-Octav-Seiten stark, kostet 2 Francs, der österreichische, 330 Nummern umfassend, kostet einen halben Franc. 335 Nummern stehen auf den ersten 28 Seiten jenes Kataloges! Hat das Publicum die Verpflichtung, sich ohne Murren zur Prämienzahlung für die Unfähigkeit der verschiedenen Landescommissionen herzugeben? — Wie hat sich dagegen Ungarn aus der Affaire gezogen? Natürlich wollte es zur rechten Zeit auf dem Platze sein. So schreibt

Digitized by Google

es in den officiellen Katalog eine Anzahl von Namen und Nummern und dabei, je nachdem, un tableau, deux tableaux, trois tableaux u. s. w., von Nr. 1—7 mit dem später als luxuriös unterdrückten Zusatze „à l'huile“. Nun findet sich's aber, daß die verzeichneten Künstler großentheils nicht vertreten, die vertretenen großentheils nicht verzeichnet sind, die Nummern an den Bildern aber zu den Nummern im Kataloge auch nicht in der entferntesten Beziehung stehen! Dabei war am 16. Juni noch kein Specialkatalog der Abtheilung erschienen, auch nur sehr vereinzelt und begreiflicherweise an den entbehrlichsten Stellen anderweit etwas für die Orientirung der Besucher gethan! — Mit dieser Unordnung steht die der Griechen und der Portugiesen, die friedlich in einem Raume zusammen hausen, auf gleicher Stufe. Italien hat sich wenigstens die Nummern an den Werken gespart.

Rußland eröffnete seine Kunstsalons von allen Nationen (selbst Deutschland mit eingeschlossen) am spätesten und sah sich wegen der großen Veränderungen gegen die provisorische Aufstellung im officiellen Kataloge zur Ausgabe eines Specialkatalogs veranlaßt, der aber sofort zur Stelle war: das Zaarenreich hatte es über sein nationales Gewissen gebracht, ihn ruhig in Paris drucken zu lassen und nicht aus der Staatsdruckerei an der Newa zu beziehen. Offenbar höchst lobenswerth! — Ganz unglaublich sind die Zustände bei den Spaniern, deren Unordnung die Besucher der Wiener Ausstellung wol noch in schaudernder Erinnerung haben. Von Nummern oder Zetteln an den Bildern keine Ahnung; einige Rahmen tragen wenigstens von den Künstlern aus in der jetzt gebräuchlichen Weise deren Namen. In dem officiellen Kataloge fehlen u. A. Fortuny mit 30 Bildern, R. Madrazo mit 14 Bildern, E. Zamacois mit 4 Bildern, M. Rico mit 17 Bildern, Dominquez und Rosalez mit zweien der größten und besten historischen Gemälde, R. Ribera mit 3 Genrebildern u. s. w. Dabei ist an einen Specialkatalog nicht zu denken! Wo die Spanier ihre Plastik verheimlicht haben, ist mir nicht beschieden gewesen, ausfindig zu machen. — Mit sonderlichem Ruhm kann endlich auch Deutschland nicht in dieser Reihe figuriren. Daß es in dem officiellen Kataloge noch nicht auftreten konnte, versteht sich von selbst. Aber unerklärbar und unentschuldbar ist es, daß die 24 sehr weitläufig gedruckten Seiten des Specialkataloges, auf denen die oben erwähnten 225 Gegenstände verzeichnet sind, wochenlang auf sich warten ließen; dafür ist er freilich auch in Berlin, in der „ehemaligen geheimen Oberhofbuchdruckerei“ gedruckt! Das war schon der Mühe werth! Zwischendurch wußten ein paar geschriebene „provisorische Kataloge“ — wie und wo, erlasse man mir genauer zu erörtern! — weiblich für Bewegung und Augenverderb der aufklärungsbedürftigen Besucher zu sorgen. — Ueber eine einfache Numerirung der Bilder hat man es nicht hinausgebracht. —

Ich habe es trotz der Knappheit des mir hier zugemessenen Raumes für nothwendig gehalten, auf diese Zustände mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Ich halte dieselben nämlich, wie schon angedeutet, nicht blos für unangenehm und unbequem, sondern für beleidigend und compromittirend. Der Besucher solcher Ausstellungen gibt seine Zeit und Kraft, so viel ihm für seine Besuchszwecke gut scheint. Es ist aber nichtachtend, also beleidigend, ihm Opfer aufzuerlegen, die ihm durch eine gar nicht geist- und opferreiche, sondern lediglich etwas gewissenhafte, mechanische Vorarbeit und Vorbereitung seitens der amtlich dazu Berufenen und dafür Bezahlten erspart werden können. Dafür ist das Mindeste eine rechtzeitige ordentliche Aufstellung und Katalogisirung. — Die schlechte Ausführung dieser Vorbereitung ist aber auch compromittirend; denn sie zeigt, daß der betreffende Staat und seine betreffenden Beamten von dem Werthe der Kunst und von dem Werthe der Zeit eine Vorstellung haben, die entfernt nicht auf der Höhe der modernen wissenschaftlichen und moralischen Anschauungen steht. Oder ist es zufällig, daß gerade in den beiden notorisch reichsten und industriell regsamsten Staaten für die Kunst und was damit zusammenhängt, am meisten geschieht, und der richtigen Würdigung des Individuums auch dadurch Ausdruck gegeben wird, daß dasselbe durch die öffentlichen Einrichtungen

Digitized by Google

jede denkbare Förderung, jeden wünschenswerthen Schutz erfährt? Und um von dem Besucher der Ausstellung abzusehen: ist es denn so gleichgültig, ob ein tüchtiger Künstler bei einer solchen Gelegenheit von dem Publicum und von der Presse der ganzen Welt kennen gelernt werden kann oder nicht? Und wie kann man verlangen, daß jeder Einzelne erst alle möglichen Schwierigkeiten überwinde, um einen solchen verheimlichten Namen — schließlich vielleicht doch nicht in Erfahrung zu bringen? Steht die Ersparniß von einigen Beamtengehältern — denn darum wird es sich doch in Culturstaaten hoffentlich höchstens handeln! — in irgend einem vernünftigen Verhältnisse zu dem Werthe der vergeudeten Zeit und der Beeinträchtigung des Nutzens und Genusses bei einigen Millionen durch Unordnung und Unfertigkeit chicanirter Besucher? Es gibt gar keine Verurtheilung, die zu herbe für solche Pflichtvergessenheit der Regierungen wäre. Und diese alten Klagen müssen sich fort und fort wiederholen! —

III.

Endlich wird es aber Zeit, zu der Kunst selber zu kommen! Es erscheint mir überflüssig, hier von den reproducirenden Künsten Notiz zu nehmen: das Material ist weitschichtig, und um ihre Erzeugnisse kennen zu lernen, dazu bedarf man keiner Weltausstellung. Auch die Architektur gestatte ich mir auf sich beruhen zu lassen, weil nur Frankreich, das fast 400 Werke (nicht Blätter!) ausgestellt hat und auch außerhalb der Kunstabtheilung enorm viel Bauwerke in Plänen und Modellen vorführt, einigermaßen erschöpfend in diesem Zweige der Kunst vertreten ist, die anderen Staaten durch das meist wenige Ausgestellte gar kein Bild von ihrem architektonischen Schaffen gewähren, Deutschland gar seine ganze Baukunst zu Hause gelassen hat. Nur ein kurzer Ueberblick über die architektonische Musterkarte an der „rue des nations", der Kunsthalle entlang, dürfte ohne Vorwurf an dieser Stelle nicht zu umgehen sein.

Die Compartimente, welche den fremden Nationen von der rechten Industriehalle zugefallen sind, münden gegen den inneren freien Raum, in dem sich die Kunsthallen erheben, mit vollständig durchgeführten Façaden, in denen die Staaten meist recht bezeichnend Kunde von ihrem architektonischen Schaffen — oder Ruhen gegeben haben. Nächst der Militärschule (an der hinteren Seite des Marsfeldpalastes) beginnen die Niederlande den Reigen mit einer schweren, aber gediegenen Barockfaçade aus dunklem Back- und hellem Sandstein. — Es folgt Portugal, das eine recht interessante Nachbildung der Façade von Belem (mit weggelassenem Obergeschoß) darbietet. — Luxemburg in schlicht zierlichen, aber ganz schmucklosen Renaissanceformen und Monaco mit einem schmalen, nicht einheitlichen Barockbau reihen sich an. — Nun kommt ein kleines orientalisches Viertel: Tunis mit runden, Marocco mit gespitzten Hufeisenbögen und stalaktitenartig gebildeten Gesimsen; Siam, ein capriciöser Holzbau mit Metallverzierungen, pagodenartigem Aufsatz, dessen Ecken mit wunderlichen hörnerförmigen Verzierungen versehen sind, das Ganze eine verballhornte Entlehnung aus China; weiter Persien mit einer bunt incrustirten Façade, durchaus im Stile der Bauten von Ispahan; endlich ein Holzportal mit abenteuerlichen Drachengestalten und grünglasirtem Dache, wol dem Reiche Annam gehörig. — Die Argentinische Republik in Gemeinschaft mit den übrigen Staaten von Mittel- und Süd-Amerika gibt eine luftige Dreibogenhalle, fast in deutschen Renaissanceformen, mit darüber vorspringendem verglastem Balcon in Holz, angereiht an eine dreifenstrige hübsch gegliederte Façade in modernfranzösischen Barockformen. — Dänemark's schmale Façade, der holländischen in Material und Charakter ähnlich, hat den luftig silhouettirten Giebel mit der nüchterneren Gliederung der Stockwerke nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen gewußt. — Griechenland componirt mit völlig unverbauten antiken Brocken in bedenklicher Polychromie (vereinzelte Färbung auf blendend weißem Grunde) ein kleines modernes Wohnhaus; die Wieder-

Digitized by Google

geburt, welche die hellenische Architektur aus dem modernen Geiste heraus erfahren hat, ist den heutigen Griechen — scheint es — gänzlich unbekannt geblieben.

Das stolzeste Gebäude des ganzen Marsfeldes, in den Gliederungen Granit und verschiedenfarbiger Marmor, in den Wandflächen streifenweise Back- und Haustein, hat Belgien hingestellt. Es sind die besten Muster des niederländisch-deutschen Barockstiles um 1600 mit großer Geschicklichkeit und künstlerischer Freiheit benutzt, und der Bau bietet sowol in der Massengruppirung wie in den Gliederungen und im Detail, welches sparsam und in großem Sinne angewendet worden, die erfreulichsten Vorzüge dar. Insbesondere ist das verschiedene Material mit frappanter Feinheit und Sicherheit bei der Formenbildung berücksichtigt und als Motiv verwerthet. Es ist dabei sogar gelungen zu verbergen, daß die Façade ein Bischen zugleich den Zweck hat, Musterkarte für Gesteinsarten zu sein: die Mannigfaltigkeit der Farben und Töne stört nirgends den ruhigen und geschlossenen, würdevollen Eindruck.

Die Schweiz hat ihrem Façadenbau die pompöse Inschrift gegeben: „Ohne vaterländischen Sinn bedeutet die Staatskunst eines freien Volkes Nichts." Dabei hat ihre Halle mit den gedrückten Bogenöffnungen keine Idee von Stil, und über dem Haupteingange erhebt sich eine Art von Dach mit offenem Flachbogendurchblick, das man nur als eine Verunglimpfung des schweizer Holzbaustiles bezeichnen kann. — Viel tact- und geschmackvoller hat Rußland seinen Bau wesentlich als Blockhaus gebildet, in den oberen Stockwerken in feinerer Holzarchitektur. Dieselbe zeigt vortreffliche Holzverzierungen, die Stützen, Fenstereinfassungen u. s. w. gut gefärbt. An dem Giebel des Mittelrisalites und einem kleinen Zwischenpavillon haben die Russen auch Etwas von ihren geschweiften Zwiebelkuppeln und den entsprechenden Bögen geschickt und mit entsprechender Wirkung anzubringen verstanden.

Das nun folgende Oesterreich schmückt sich mit — Wiener Renaissance. Es ist der einzige Staat, der in seiner Façade von einer neuschöpferischen Thätigkeit auf architektonischem Gebiete freudiges und erfreuliches Zeugniß ablegt. Die ganze festlich einladende Façade mit der langen schönen Bogenhalle in der Mitte ist in den reinsten Formen und den schönsten Verhältnissen gehalten und an den Flächen mit Sgraffiten bedeckt, welche an dem unteren Geschoß sogar zur Imitation der Spiegelquaderung benutzt sind. — Auffällig sticht gegen dieses, freilich überall unerreichte Beispiel von Originalität, die wiederkäuende Gemächlichkeit Spaniens ab, welches nicht einmal seine eigene alte Architektur — wie Portugal — reproducirt hat, sondern die seiner Besieger: es gibt eine übrigens hübsch und sorgfältig durchgeführte Façade im Alhambrastil, wesentlich nach Motiven des Löwenhofes. — Seine Nachbarn sind China und Japan. Das chinesische Rahmenwerk ist eigentlich nur durch die Verzierungen des Thürsturzes und die geschwungenen Dächer charakterisirt. Das japanische Thor besteht aus starken Balken, deren Enden mit grünen Kupferbeschlägen versehen sind; die Thürflügel sind Gitterwerk. Die chinesische wie die japanische Architektur ist ausgibiger durch ihre selbständigen Bauten am Trocadero vertreten. — Italiens offene Halle ist in festlich heiterem Charakter der Frührenaissance gehalten, in Marmor und Terracotta, letztere mit etwas dürftigen Flachreliefornamenten. Einige Mosaiken lassen gefällig die Farbe anklingen. Das Dach ist mit Statuen verziert. — Die scandinavischen Reiche haben sich ihrer alten Holzarchitektur erinnert. Leider ist der organische Zusammenhang und die einheitliche Wirkung der Façade dadurch aufgehoben, daß Norwegen etwas Apartes haben mußte. Während Schweden einen sehr stilvoll schönen romanischen Charakter durchgeführt hat, ist in dem norwegischen Risalit eine Anlehnung an Renaissanceformen versucht, mit welchen die an sich vortrefflichen Flächenverzierungen der Umrahmungen und Gliederungen nicht so gut harmoniren wie in den schwedischen Theilen.

Seitens der Vereinigten Staaten ist auf den Luxus eines wenn auch nur scheinbar monumentalen Gebäudes Verzicht geleistet. Sie haben statt dessen eine gut proportionirte und geschickt angeordnete Festhalle mit dem ausgesprochenen Charakter

Digitized by Google

eines kurzlebigen Gelegenheitsbaues hingestellt, der als solcher uneingeschränkten Beifall verdient und jedenfalls mehr besagen will, als die sonst zahlreich vertretenen mehr oder weniger sklavischen Nachahmungen des Aelteren. — England hatte für eine zu lange Strecke der Völkerstraße aufzukommen, um daran denken zu können, das Ganze hinter einer Façade zu bergen. Es hat daher deren vier in kleinen Abständen aneinander gereiht, in denen es Stilproben seiner Wohngebäude-Architektur gibt. Das erste Häuschen ist eines jener Cottages, deren unübertreffliche Wohnlichkeit so nachhaltig als Dogma proclamirt und angenommen ist, daß damit der Verzicht auf alle architektonische Raison als selbstverständlich und entschuldigt gilt. In der That kann Einem, wenn man einem solchen Dinge, welches man seinem allgemeinen Habitus zufolge doch für ein Bauwerk halten muß, von außen gegenübersteht, bei der gewohnheitsmäßigen Erinnerung an die einfachsten Grundregeln der Architektur förmlich unheimlich zu Muthe werden. Um so imposanter tritt das — nach einem nur zu übergehenden unsagbaren Holzbau — folgende Gebäude auf: eine gothische Façade, unten zwei, oben drei Fenster, in verschiedenfarbigem, meist künstlich geformtem Backstein erbaut. Darin ist Stil und Noblesse. Die heimischen Ueberlieferungen sind mit italienischen Motiven vermischt und befruchtet, das Ganze breit, kraftvoll, aus einem Guß. Man sieht, diese Bauweise wurzelt im Herzen der Nation, wie ja wirklich die moderne Gothik in England, dem trotz aller modernen Culturentwickelung noch am tiefsten in mittelalterlichen Formen steckenden Lande, eine wesentlich andere Stellung hat als irgendwo sonst. Eine dritte Façade zeigt eine Probe des elisabethinischen Stiles, wunderlich verquickt mit vereinzelten ganz disparaten Elementen und beendigt ohne Hauptgesims. Endlich erblicken wir noch eine schmucke, aber etwas nüchterne Renaissancefaçade, durch die Reinheit ihrer Formen neben der gothischen die einzige beifallswerthe. Wie aber auch das Urtheil über diese Bauten im Einzelnen ausfallen mag, sie zeigen im Ganzen, daß auch die Architektur Englands einen ähnlichen Charakter hat, wie wir ihn an seiner bildenden Kunst finden werden: oft abstrus, immer gedankenvoll und originell, im Technischen tüchtig und voll des Muthes, auf eigene Hand auch einmal zu irren, in den hervorragenden Erscheinungen allem Besten ebenbürtig, durch ihre Absonderlichkeiten aber leicht des allgemeinen Beifalles verlustig gehend.

Frankreichs Architektur geht bei dieser Revue leer aus: es hat zu der Völkerstraße kein Pendant geliefert, seine Annexbauten fallen in keiner Weise in's Gewicht (mit einziger Ausnahme etwa des algerischen Palastes, der spanisch-maurische Architektur mit der französischen Gewandtheit im Nachahmen reproducirt). Die Ausstellungsbauten aber darf man ihm nicht ernstlich anrechnen, weil der Marsfeldpalast unter zu erschwerenden und beschränkenden Bedingungen zu Stande gekommen ist, der Trocaderopalast außen und innen, im Ganzen und Einzelnen ein so gottverlassenes Machwerk ist, daß meines Wissens die französische Architektur noch nie an bedeutsamer Stelle, etwas annähernd so Thörichtes hervorgebracht hat. Wenn man sich der Wiener Ausstellungsbauten erinnert, kommt es Einem vor, als ob die Pariser überhaupt gar keine Architektur wären; und so ist es wol auch: sie stehen noch tief unter dem englischen Cottage. Schade, daß Etwas davon zur Dauer verurtheilt ist; sonst könnte der Lapsus doch allmählich in Vergessenheit kommen. Selbst die Wasserkunst am Trocaderohügel herab verdient ihre Lobeserhebungen nur bedingterweise: in derselben Art sind die Wasser von St.-Cloud anmuthiger, die von Wilhelmshöhe gewaltiger. Was der Trocadero Eigenthümliches bietet, die plumpen vergoldeten Statuen der sechs Erdtheile (Amerika ist in zwei zerlegt) auf der oberen Estrade, die vier riesigen vergoldeten Bestien (Elephant, Nashorn, Stier und — Pferd!) um das untere Bassin, — ist so hochgradig geschmacklos, wie ich es den Franzosen nie zugetraut hätte.

Uebrigens würde sich auch bei genauerer Beurtheilung der gesammten französischen Baukunst der letzten zehn Jahre kaum ein sehr erfreuliches Resultat ergeben. Die

Digitized by Google

traditionelle Sicherheit in der Massenbewältigung und in der Handhabung großer Maßstäbe ist nicht verloren gegangen und bildet eine beneidenswerthe Grundlage des architektonischen Schaffens in Frankreich. Aber unmittelbar dahinter fängt auch die wilde Phantastik und die ausgelassenste Stilmengerei an, die auf der Jagd nach vorgeblicher Originalität vor keiner Ungeheuerlichkeit zurückschreckt. Weiß doch selbst die officielle „notice sommaire" der neuesten Architekturära nichts Anderes nachzurühmen, als daß an die Stelle der früheren überzeugungstreuen und kenntnißreichen Vertretung der verschiedenen und entgegengesetzten Stilprincipien ein „ingénieux éclectisme" getreten sei, der nach der Reihe die verschiedensten Elemente aufnimmt, welche ihm durch alle antiken und modernen Civilisationen dargeboten werden. Man tröstet sich über diesen Zustand mit den erhaltenen Anerkennungen: in Wien 1873 hat die französische Architektur 26 Auszeichnungen davongetragen, die österreichische 17, die deutsche gar nur 9! Man sagt aber nicht, daß die Franzosen 33 Architekten in's Feld gestellt hatten, die Oesterreicher 27, die Deutschen 18, — nicht, weil sie nicht mehr hatten — es fehlten Dutzende der allerbesten Namen! —, sondern weil die Baumeister, vielleicht im eigenen und im allgemeinen Interesse zu sehr, des eitlen Verlangens entbehren, auf Ausstellungen zu glänzen und prämiirt zu werden, und die Regierungen aus Mangel an Einsicht und Energie Nichts thun, um solche Theilnahmlosigkeit zu überwinden. Die öffentlichen Wettrennen in allgemeinen Ausstellungen mit obligaten Siegerpreisen haben entweder einen Zweck, oder sie haben keinen. Haben sie keinen, dann sind sie als bloßer Spaß zu kostspielig; haben sie einen, dann müssen sie mit entsprechendem Ernst behandelt werden. Da sich eine ordentliche Regierung natürlich hütet, die Zwecklosigkeit ihres Thuns einzugestehen, so bleibt schon ehrenhalber nichts Anderes übrig, als sich zu rühren. Diejenigen Staaten, welche eine ausreichende und verständige Organisation ihrer Kunstverwaltung besitzen, — Frankreich voran — haben diesen angemessenen Eifer auch in Kunstangelegenheiten bei gebotener Gelegenheit stets und mit Erfolg an den Tag gelegt. Es ist kein Ruhm für irgend ein großes Reich, in dieser Beziehung von irgend Jemand einfach in Schatten gestellt zu werden und gar nicht mitthun zu können. Mag man die étalage auf Ausstellungen noch so gering achten, so kann man doch kaum den Gedanken unterdrücken, daß eine große tüchtige Verwaltungsorganisation, welche bei solcher Sonntagsgelegenheit auch einmal öffentlich mit Nutzen und Anerkennung wirken kann, auch Werkeltagsarbeit genug finden und thun wird, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Und wer thut die, wenn keine existirt? —

IV.

In dem nun zu beschreitenden weiten Gebiete der bildenden Künste stellen wir die Malerei und mit Fug die am breitesten entfaltete der Gastgeber des Weltalls, der Franzosen, voran. Ihr Katalog — der bis auf ganz kleine unvermeidliche Abweichungen — so fehlen z. B. zwei aufgeführte Gemälde von Meissonier, für die jedoch die Plätze offen gehalten sind, — eine Urkunde von unanfechtbarer Wahrheit ist — zählt 861 Oelbilder und 204verschiedene Malereien und Zeichnungen auf.

Man wird nachgerade nicht mehr damit anfangen dürfen, die technische Sicherheit der französischen Künstler zu constatiren. Wenn sie sich vielleicht noch etwas mehr, als gegenwärtig bei den Künstlern aller Länder beliebt wird, auf das Können, auf die Mache zu gute thun und in dem „bien fait", dem stereotypen Terminus für die höchste Anerkennung, das Wesen und das Verdienst des Kunstwerkes beschlossen finden, so sind sie im Durchschnitt den auswärtigen Künstlern auch darin überlegen, daß sie ihr Handwerkszeug wirklich meisterhaft beherrschen. Wer — wie die Meisten — eine Specialität cultivirt, spielt augenfällig mit den absichtlich gehäuften und gesteigerten Schwierigkeiten; wer dem Ruhme der Viel-

Digitized by Google

feitigkeit nachjagt, frappirt sicher durch die Gewandtheit in der Anbequemung wesentlich gleicher Mittel an die verschiedenartigsten Zwecke. Bescheiden ist keiner mit seinem Machwerk; das einzig wahrhaft künstlerische „den Schöpfer wird man nicht gewahr" ist — natürlich, wie bei all solchen allgemeinen Charakteristiken stillschweigend vorausgesetzt, mit einzelnen, hier aber in der That sehr seltenen Ausnahmen — eine der französischen Kunst unbekannte Qualität.

Durch ihren Cultus der Bravour hat sich aber die Malerei — und auch die Plastik — der Franzosen nicht zu der anderwärts üblichen und mit Coquetterie zur Schau getragenen Gleichgültigkeit gegen den Stoff verleiten lassen — können. Das technische Vermögen ist zu allgemein, um für sich allein Aufsehen zu erregen. Es muß durch eine drastische stoffliche Wirkung der Aufmerksamkeit eindringlich — besser aufdringlich empfohlen werden. Diese Absichtlichkeit bei der Stoffwahl läßt diese dann in eine wahre Stofftreibjagd ausarten, und kaum je geben künstlerische Gesichtspunkte bei der Wahl die Entscheidung. Irgend ein grobsinnlicher Reiz, bis zum schnödesten Kitzel einer, bis zum intensivsten Entsetzen andererseits, irgend ein Curiositätsinteresse, irgend ein möglicher Wortwitz, irgend eine Gelegenheit um einen besonderen Effectcoup anzubringen, und was dergleichen mehr ist, bestimmt den Gegenstand des zukünftigen Bildes. Keine Geschichte, keine Legende, keine Dichtung ist zu abgelegen, als daß sie nicht einen „Stoff" abgeben müßte. Hier nur ein paar Beispiele: Im zweiten Buche Samuelis wird erzählt, daß David den Gibeonitern zur Sühne sieben Nachkomme Saul's überantwortet hat, die auf einem Berge gehenkt und da von Rizpa, der Mutter zweier, gegen die Vögel des Himmels und die Thiere des Feldes vertheidigt wurden. Man stelle sich eine solche Scene, mit der weit überlebensgroßen Frau im Vordergrunde, auf einem wandgroßen Bilde (von Georges Becker) gemalt vor! Auf dem diesjährigen Salon haben gleichzeitig etwa ein halbes Dutzend Maler die Entdeckung der unglaublichsten, haarsträubendsten und complicirtesten Criminalgeschichte gemacht, die, je passirt oder ersonnen, am Ende des Buches der Richter erzählt wird. — Der heilige Sebastian tritt nach seinem ersten Martyrium (in dem er gewöhnlich dargestellt wird), kaum geheilt, dem Caesar Maximianus Herculius auf einer Treppe des Palastes gegenüber, entblößt seinen von Wunden und Narben entstellten Körper und ruft mit dumpfer Stimme: Ich bin aus dem Grabe gestiegen, Dir anzukündigen, daß der Tag der göttlichen Rache nahe ist. Und einen solchen Gegenstand malt in kolossalem Maßstabe — Gustave-Rodolphe Boulanger, der sonst in kleinen, zierlich coquetten Genreseenen aus den antiken Frauengemächern Erfolg sucht und mit Recht auch findet! — Ein Dritter, Fernand Cormon, hat sich bis zum Ramâyana verstiegen, um in einer Episode des altindischen Epos einen bisher noch nicht dargestellten nackten und verstümmelten Leichnam — des Königs von Lanke — aufzustöbern, den er von seiner Favorite und seinen übrigen Frauen auf dem Schlachtfelde auffinden und beklagen lassen kann. Und in dem Stile geht es weiter.

Es will nichts besagen, daß vereinzelte competentere Stimmen der Kritik — wie beispielsweise die Gazette des Beaux-Arts — über dergleichen Dinge bis zum Spott vorgehen. Sie verhallen ungehört wie die der Sittenprediger, Vernunfts- und Schönheitsapostel bei ihren Jeremiaden und Philippiken über die Modetollheiten; und diese Papricahelden der Malerei behaupten siegreich das Feld und erreichen ihren Zweck. Beweis genug, daß fast nur durch solche Extravaganzen gekennzeichnete Werke selbst seitens jener besseren Kritiker eine eingehendere Beurtheilung erfahren, während das Ruhige, Schlichte, Einfache trotz seiner Empfindung und großer malerischer Vorzüge übergangen wird.

So kommt es, daß man geradezu sagen kann: alle figürlichen Compositionen, besonders die in großem Maßstabe, haben etwas Unkünstlerisches; trotz bestechender und staunenswerther technischer Qualitäten beunruhigen, ja verletzen sie das Gefühl. Es ist eine Kunst für einen Kennerverstand, der sich des gebildeten Gefühles entschlagen hat. Wie unerhörte Krankheiten bei dem Arzte die Begeisterung für den

Digitized by Google

„interessanten Fall" erregen, wo die rein menschliche Empfindung nur die des Abscheues und des Mitleids sein kann, so auch bei diesen Kunstwerken. Man denke sich in einem Saale der Weltausstellung folgende fünf Bilder:

Tony Robert-Fleury, „Der letzte Tag der Stadt Korinth"; Hintergrund die in Rauch aufgehende Stadt, vorn ein Haufen zusammengetriebener nackter Weiber und Kinder, deren Loos die Sklaverei sein wird; dazwischen Scenen und stumme Zeugen einer brutal planmäßigen Zerstörung von Grund aus. Und was geht hier unter? Die Blüthe einer hohen Cultur vor der rohen Gewalt der Barbarei; denn diese Sieger sollten noch hundert Jahre diese Herostratenarbeit fortsetzen, bis sie in Ermangelung irgend einer eigenen höheren Cultur mit den Trümmern der vernichteten nothdürftig ihres Geistes Blößen gedeckt hatten.

Derselbe Künstler: Pinel, erster Arzt der Salpétrière im Jahre 1795, setzt an die Stelle der bisherigen gewaltsamen Be- oder Mißhandlung der Wahnsinnigen eine mildere Praxis; stier blickende Weiber werden von Zwangsjacken, eisernen Gürteln, erdrückenden Ketten u. s. w. befreit; den Werth und die Bedeutung dieser Veränderung muß man sich natürlich theoretisch zurechtlegen, vor Augen liegt Nichts als das tiefste menschliche Elend, das man mit Recht den Augen unnöthiger Zuschauer im Leben thunlichst entrückt, und das wol um seiner selbst willen von einer vor Erschütterung zitternden Hand — wie in Kaulbach's Narrenhause — zum Gegenstand einer charakteristischen Studie gemacht werden kann; aber als Folie für die Verherrlichung eines wissenschaftlichen Neuerers verwendet, frivolem Mißbrauch verfallen zu sein scheint. (Man vergleiche auf Aehnlichkeit und Verschiedenheit le Gros' „Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa".) Natürlich sind beide Bilder in natürlichem Maßstabe wandgroß gemalt. —

Nicht weit davon Henri Regnault, „Hinrichtung ohne Urtheil" unter den maurischen Königen von Granada; in einem Hofe spanisch-maurischer Bauart mit einer Beleuchtung, wie sie wol nur Fieberaugen zu sehen bekommen, liegt vorn am Rande einiger Stufen der frisch enthauptete Leichnam, zur Noth den blutigen Halsstumpf mit einem Arme bedeckend; der Kopf mit den halboffenen gebrochenen Augen ist eine Stufe herabgerollt, und noch weiter hat sich das dunkelrothe Blut, breite Lachen auf den Marmorplatten bildend, in den Vordergrund ergossen; der Henker (und vermuthlich Ankläger und Richter in einer Person) aber zieht gleichgültig seine breite Stahlklinge über einen Zipfel seines röthlichen seidenen Gewandes, um es von etwaigen Blutspuren zu reinigen. —

Jean Paul Laurens, „Papst Formosus und Stephanus VII." (nach anderer Zählung der VI.). Der Erstere wurde auf Befehl seines Nachfolgers Stephanus 896 aus dem Grabe genommen, in Pontificalgewändern auf den päpstlichen Thron gesetzt, und nun ein Verfahren gegen ihn eröffnet, bei welchem ein bestellter Anwalt für ihn antworten mußte; die ganze empörende Farce hatte nicht einmal kirchliche, sondern rein politische Beweggründe und endete damit, daß der Leichnam in den Tiber geworfen wurde. —

Derselbe Künstler: Francesco Borja, von Karl V. mit der Ueberführung der Leiche der Kaiserin Isabella von Portugal beauftragt, läßt den Sarg derselben öffnen, um die Leiche zu recognosciren, und entsetzt sich über die Veränderung ihres Aussehens. — Drei weitere Bilder des nämlichen Meisters mit Leichen und eins mit einem seine Erschießung Erwartenden mögen mit drein gehen.

So sind alle vier Wände mit einem Pestgeruch inficirt, und der harmlose Besucher, der sich nicht auf die Morgue, sondern auf einen Kunstgenuß präparirt hat, muß über recht solide Nerven verfügen, wenn er überhaupt noch Etwas soll sehen und genießen können. Wenn man stundenlang ernsthaft schauend und studirend zwischen diesen Sachen umhergeht, wird man sich deutlich einer veränderten Empfindungsweise bewußt, zunächst in ästhetischer Beziehung, fast aber auch in moralischer, und man fühlt den inneren Menschen hoch und tief aufathmen, wenn er nach solcher Prüfungszeit in andere Umgebungen gebracht wird. Eine solche Kunstart ist

Digitized by Google

kaum anders verständlich, denn als Product einer nur gleißend überfirnißten Roheit; jedenfalls muß sie jede wahre Geistes- und Herzensbildung erschweren und verhindern. Selbst das Genre bietet innerhalb der französischen Kunst keinen Ruhepunkt für das Gefühl dar, schon weil es durch die gewohnheitsmäßigen prätentiösen historischen Allüren auf einen unverhältnißmäßig kleinen Raum zurückgedrängt ist, mehr noch, weil ihm liebenswürdige Empfindung und Humor abgehn.

Als Glanzpunkte der französischen Malerei bleiben somit das Porträt und das Stillleben. Léon Bonnat hat neben seinen köstlichen italienischen und orientalischen Genrestücken, in denen er an Herz und Gemüth fast alle Franzosen übertrifft (Scherzo, Tenerezza, non piangere, Negerbarbier in Suez) eine Reihe eminenter Porträts ausgestellt, unter denen das zwar kühle, aber schwung- und geistvolle der Mad. Pasca, das düster kräftige von Thiers und das farbenprächtige, üppig schöne des D. Carlos immer ihren hervorragenden Rang behaupten werden. Er ist eine wahrhaft künstlerische und ungezwungen vielseitige Natur, fast der Einzige von den heutigen Franzosen, der auch eine Ader für die religiöse Malerei hat. Sein Christus am Kreuz hat trotz der übertriebenen Musculatur etwas großartig Weihevolles, und sein S. Vincentius von Paula, der dem Galeerensklaven die Fesseln ablöst, nimmt durch seine ungewöhnliche Kraft und seine wahre Empfindung für den unsympathischen Gegenstand unwiderstehlich ein. Trocken und leblos sind seine allegorischen Gestalten für den Saal des palais de justice geblieben. — Durchgängig meisterhaft sind ferner die Bildnisse von Edouard Dubufe, die männlichen Berühmtheiten, wie Gounod, Dumas, Augier, Ph. Rousseau, wahrhaft monumental, die weiblichen, insbesondere die der Mad. A. A. und der Gräfin L. M., von hinreißender Anmuth. Keinem Anderen gelingt es so, seinen Modellen echte Weiblichkeit zu geben — oder zu lassen, wie ihm. Und welche fesselnde Charakterstudie ist seine strudelköpfige „biondina"! — Neben diesen hält wol nur noch Nélie Jacquemart ihren Rang, obgleich die Auswahl ihrer Persönlichkeiten (der Minister Dufaure!) ihr nicht günstig ist. Aber wer kann ihr jemals den früheren Minister Duruy vergessen? und mit welcher Energie, welcher Feinheit, welchem Auge für schlagende Charakteristik ist das Alles gemalt! — Einen Carolus Duran kann man hier nur anreihen, weil er fast ausschließlich Bildnißmaler und als solcher sehr fruchtbar ist. Er hat eine gewisse Roheit in der Auffassung und im Machwerk, die es zu einer Ironie stempelt, daß er gerade mit Frauenbildnissen (der Dame mit dem Handschuh und der einen Vorhang zurückschlagenden Mad. F.) seinen Ruf erworben hat. Sie werden jedenfalls durch das neuere Bildniß der Gräfin de P. weit übertroffen, und seine eigenste Manier paßt offenbar besser zu dem lebensgroßen Reiterporträt einer Dame am Strande, das in der Ferne einen, wenn auch nicht erfreulichen, so doch imposanten decorativen Eindruck macht. Merkwürdig stimmt seine Manier zu dem Porträt Doré's, wie er mit baumelnden Beinen auf dem Gerüst vor seinem riesigen „ecce homo" (auf dem heurigen Salon) sitzt. Das ist ein Ensemble von zuversichtlicher Brutalität, von dem man sich keine Vorstellung machen kann: main sans tête et sans cœur. — Leopold-Victor Durangel mit dem meisterhaften Kniestück des Baron Taylor und Henri Lehmann mit dem eng umrahmten eigenen Kopf, der alle je von ihm gesehenen grosses machines vergessen macht, mögen sich an der kurzen Erwähnung genügen lassen, ebenso Alexis Pérignon mit dem sitzenden Kniestück der Gräfin P., in breitem Format, einem der bestcomponirten Bildnisse der Ausstellung mit dem lieblich sinnenden brünetten Kopfe. — Der treffliche Bildhauer Paul Dubois liebt es, sich auch im Bildnißfache zu versuchen. Die schlichte Gruppe seiner beiden eigenen Knaben hat mit Recht Beifall gefunden; bedeutender ist das lebensgroße Profilbrustbild eines kleinen Mädchens. — Mit Achtung muß der Frauenbildnisse von Tony Robert-Fleury gedacht werden, in denen aber noch kein ausgeprägter Kunstcharakter erkennbar ist. Dasselbe trifft bezüglich des unglücklichen Henri Regnault zu, dessen früh abgebrochene Laufbahn eine Reihe von kühnen Versuchen und Aperçus war. Sein Reiterbildniß des baarhaupt durch die Straßen von Madrid reitenden Generals Prim

Digitized by Google

wird man nie anstehen, zu den glücklichsten künstlerischen Inspirationen eines bedeutenden Momentes zu rechnen, und die Kraft des jugendlichen Virtuosen bewundern, der den Eindruck so ungeschmälert festzuhalten verstand. In einem Damenporträt, stehend in ganzer Figur, ist der Kopf zu unbedeutend, der stumpfe rothe Hintergrund wenig malerisch. Dagegen hat er vielleicht nie etwas Angenehmeres producirt als die kleine ganze Figur der Gräfin de Barck, virtuos und wirkungsvoll hingesetzt, sehr malerisch und liebenswürdig im Ausdruck. — Pierre-Auguste Cot ist etwas glatt und meist kühl, hat aber entschiedenen Schönheitssinn und Adel der Haltung. Wie viel er im Arrangement und auch gelegentlich in der Färbung vermag, zeigt das große Bildniß der Herzogin von Magenta. — Auffallen dürfte es, daß Claude-Ferdinand Gaillard nichts als einen Theil der von Wien her bekannten Porträts ausgestellt hat, freilich wol die drei verschiedenartigsten und staunenswerthesten. — Jules Goupil gibt drei Porträtstudien: eines Knaben, eines jungen Mädchens und einer Frau im Costüm und Charakter der ersten Revolutionsjahre, prägnanter und malerischer als seine Genrebilder zu sein pflegen. — Eine sehr interessante Erscheinung ist Jules Bastien-Lepage, mit zwei männlichen Kniestücken, deren dreister Naturalismus etwas Frappirendes hat. Man denke sich einmal, was entstehen könnte, wenn der so Dasjenige nachahmen wollte, was ihm die Wirklichkeit leider niemals darbietet, das Urbild seiner idealen, schöpferischen Anschauung! Eine Art technisches Wunder ist seine „Communicantin", die langweilige kleine steife Person, die in ihrer feierlichen weißen Kleidung ganz von vorn genommen gegen eine hellstahlgraue Wand abgesetzt ist, mit so einfachen Vortragsmitteln, daß sie sich der Beobachtung entziehen. — Die berühmten Nuditäten-Maler sind durch ein Mißverständniß geschätzte und gesuchte Frauenporträtisten geworden: sie haben sich Auge und Sinn für Schönheit und Ausdruck der Köpfe abgewöhnt, so daß Nichts als ein vager, öfters stark sinnlich angehauchter Typus ohne Kraft und Individualität übrig bleibt. Damit ist z. B. Alexandre Cabanel ausreichend charakterisirt, in dessen Gräfin M. A. der determinirte Ausdruck indessen hervorgehoben zu werden verdient. Jean-Jacques Henner ist ungleich in der Modellirung und Behandlung, immer oberflächlich im Ausdruck. An die Plumpheit streift Jules-Joseph Lefebvre, dessen merkwürdige Mignon vom heurigen Salon hier aber eine beiläufige ehrende Erwähnung finden mag. Charles Landelle malt seine Leute zum Theil gleich im ägyptischen Costüm, gelegentlich duftig, immer aber mit jenen gewissen verschwimmenden Augen. (Paul Baudry fehlt merkwürdiger Weise gänzlich auf der Ausstellung.) — Louis-Frédéric Schutzenberger endlich kommt nur gewissermaßen zufällig an diese Stelle: er hat, neben einer sehr niedlichen „Badenden", ein hübsches Genrestück und ein markiges männliches Bildniß ausgestellt.

Das Stillleben wird in seiner höchsten Vollendung durch Blaise Desgoffe, Antoine Vollon und Philippe Rousseau vertreten. Der Erstere ist der vorzüglichste Feinmaler unter ihnen, der einen wundervollen dunklen Lufttun um seine gewissenhaft gezeichneten und täuschend gemalten stets sehr gewählten Gegenstände — Möbel, Geräthe, Stoffe — spielen läßt. Noch mehr als seine glänzend harmonischen Bilder wagen die des Zweitgenannten selbst auffallend große Maßstäbe, ohne langweilig, „todt" zu wirken. Er hat eine düstere Harmonie, aus der einige dominirende Helligkeiten gleich Blitzen, Alles verklärend, herausleuchten, sehr freien, breiten Vortrag, kühne Unordnung in der Composition, deren etwaige schädliche Wirkung jedoch durch ein äußerst entwickeltes Raumgefühl aufgehoben wird, sicheres Auge für alles Bedeutsame in Form und Farbe. Vor zwei Jahren hat er einen Haupttrumpf ausgespielt, indem er das Gebiet des Stilllebens über die Fische hinaus auf die Fischweiber ausdehnte und lebensgroß ein zerlumptes, von Schmutz starrendes Weib aus dem Pollet, der Vorstadt von Dieppe, malt. Es ist dafür gesorgt, daß wir, außer der Erinnerung an den dröhnend schwerfälligen Tritt der hagebüchenen Person, weder an geistiges noch körperliches Leben zu denken haben; aber gemacht ist dies, nicht gerade gewählte, Sujet mit souveräner Meisterschaft. Es athmet etwas von Franz Hals'

Digitized by Google

Genius in dem Bilde, der freilich noch geistvollere Pointen und noch breitere Vortragsweise hat als sein Nachfolger. Eine Landschaft, route de Rocquencourt bei Versailles, zeigt in der breiten Behandlung und den bewußt gegen einander gesetzten Farbentönen die nämliche wirksam schaffende Hand. — Der Dritte im Bunde, Rousseau, hat einen enger umschlossenen Kreis; aber mit welcher Meisterschaft beherrscht er ihn! Blumen, Früchte, Küchenrequisiten sind sein Feld; und in Oel und Aquarell stellt er seine duftenden und appetitlichen Lieblinge dar. Von der delicatesten Pinselführung bis zu einer energischen Breite, die an Chardin erinnert, weiß er zu variiren, stets des bildmäßigen Eindruckes und des einheitlichen Charakters sicher. — An ihn mag sich Frau Madeleine Lemaire (sonst auch als Figurenmalerin, namentlich geistvolle Bildnißkünstlerin bekannt) anreihen, die eine erhebliche Anzahl meisterhafter Blumenstücke in Aquarell geliefert. — Als beachtenswerthe Vertreter einer verwandten Specialität, die ich das lebende Blumenstück benennen möchte, haben Anrecht auf rühmende Erwähnung Alexis Kreyder und Joanny Maisiat. — Wie weit auf diesem Felde die Geschmacklosigkeit gehen kann, zeigt in einem Bilde mit schätzbaren Qualitäten, der Schlächterei Ducourroy zu Tréport, Albert Aublet, ein Künstler, der glücklicherweise besserer Intentionen fähig ist, wie sein Herzog von Guise im Augenblick vor seiner Ermordung (auf dem Salon) zeigt. Daß aber selbst sein affreuser Gegenstand malerisch ansprechend und nicht blos widerwärtig behandelt werden kann, lehrt die Werkstätte des Charcutiers von Amédée-Elie Servin.

Es kann Wunder nehmen, daß ich unter den Glanzseiten der französischen Malerei nicht die Nuditäten und die Landschaft aufgezählt habe. Wenn es nach der Menge der Vertreter ginge, könnte der ersteren Gattung diese Stellung schwerlich vorenthalten werden; abgesehen von den zahlreichen professionirten Adepten derselben erhält sie beständigen Zuwachs durch jene Unzahl von Actfiguren, deren eine oder einige jeder Künstler, wenn er von Rang sein will, er mag sonst arbeiten, was er will, gemalt haben muß, und die jeder, um sie ausstellungsfähig und — verkäuflich zu machen, bildmäßig zurecht stutzt. Da es hierbei aber lediglich auf ein Zeugniß der Geschicklichkeit ankommt, und das Einfache möglicherweise nicht schwer genug scheinen könnte, werden die Körper nachgerade nur noch in den verzwicktesten Wendungen und den ungewöhnlichsten Ansichten vorgeführt. So ist das, was den Cultus des nackten menschlichen Leibes in der Kunst zu einem Triumph derselben machen kann: die Begeisterung für die Schönheit, das Studium der edlen Linie, die charakter- und ausdrucksvolle Form und Bewegung, zur Nebensache geworden; der zeichnerische tour de force, gewürzt mit irgend welcher äußerlichen piquanten Zuthat (durch die Benennung u. dgl.), bildet ausschließlich den Inhalt dieser Bilder, und man ist von einem Male zum anderen durch Nichts mehr überrascht, als wie es wieder auf's Neue ermöglicht worden ist, den Körper in so abspringenden Linien zu entwickeln und die natürliche Schönheit seiner Theile zu verdunkeln. Die Gewandtheit in der Zeichnung ist hierbei fast überall zu loben: die Silhouetten sind klar und fehlerlos; anders steht es mit der Modellirung, die oft, selbst bei den berühmtesten Namen, viel zu wünschen übrig läßt. Wie leer sind z. B. die schemenhaften Körper eines William-Adolphe Bouguereau! Wie allgemein, wie oft kaum angedeutet sind die Formen bei Jean-Jacques Henner! Und welche künstlerische Ausbeute gewähren all' diese Nacktheiten? Keine, als daß man sich gelegentlich das Gedächtniß mit so einem odiösen Stoffe belastet, wie des Bildes von Jules-Arsène Garnier: „Die Favoritsultanin", nach ein paar Versen Victor Hugo's: „N'ai-je pas pour toi, belle juive, — Assez dépeuplé mon sérail? — Souffre qu'enfin le reste vive: — Faut-il qu'un coup de hache suive — Chaque coup de ton éventail?" Die nackte Person im Typus einer rothhaarigen Jüdin, zu der ihr matter Gebieter angesichts des eben ihm überreichten Hauptes einer schwarzhaarigen Odaliske diese Worte spricht, ist allerdings treffend charakteristisch für diese Situation, und das Ganze sehr geschickt gemalt.

Digitized by Google

Aber bekommt man nicht physischen und moralischen Ekel, wenn man dergleichen vor sich sieht?

Etwas anders steht es mit der Landschaft. Diese krankt an Einseitigkeit; nach dieser einen — allerdings recht manieristischen — Richtung leistet sie Bedeutendes. Diese Richtung nennt sich paysage intime, was ich mich hüte, mit „Stimmungs-Landschaft" zu übersetzen, weil diese mehr und Besseres ist als jene. Der längst verstorbene Théodore Rousseau und der jüngst verstorbene Jean-Baptiste-Camille Corot — Beide freilich sehr verschieden und dieser jenem an Reichthum und Tiefe des Geistes und poetischer wie malerischer Intuition unendlich überlegen, — haben diese Anschauungsweise begründet. Sie besteht darin, mit vollständiger Gleichgültigkeit gegen die Linie in der Composition und die Präcision der Einzelform jeden beliebigen Ausschnitt der Natur durch Luft- und Lichtton zum Träger einer Farbenstimmung zu machen. Wenn ein eigengeartetes Talent, gleich dem Corot's, der noch mit zehn Bildern die Ausstellung schmückt, auf solche Wege geräth, so ist die individuelle Berechtigung nicht zu bestreiten, und die Selbständigkeit des Strebens garantirt auch einen bedeutenden objectiven Werth. Anders ist es, wenn dergleichen in der Hand einer Unzahl von Nachahmern zur todten Manier ausartet. So aber ist es geschehen. Es ist dahin gekommen, daß Einem eine schlichte Vedute ein Labsal, ein paar erkennbar gezeichnete Bäume eine Erquickung, einige lebendige Staffagefiguren eine Herzenserleichterung sind. Vor lauter „Intimität" kommt man vor der französischen Landschaft gar nicht zur Stimmung, und doch bleibt es bei dem, was Vischer gesagt: „Der Maler, dessen Landschaft nicht so auf uns wirkt, daß uns irgendwie zu Muthe wird, hat Nichts geleistet." Ich hebe nur wenige der nicht „Intimen" hervor. Achille-Jean Benouville gehört zu den unvergleichlich hervorragendsten Landschaftsmalern in Frankreich. Er hat große Linien, bedeutende und edle Formen, feine Luft, mildes und doch kräftiges Licht, ruhige, fein gestimmte Farbe. Mit ähnlichen Vorzügen empfiehlt sich Paul Flandrin, der, wie vereinzelt auch Henri Harpignies, an unsere historische oder componirte Landschaft erinnert. Einen gesunden Realismus mit höchst gediegener Zeichnung vertritt Camille Bernier; ihm schließe ich am besten den als Landschafter klaren und selbst gemüthvollen Gustave Doré an. Mit einer weicheren Empfindung sieht die Natur Emile-Adelard Breton an, dessen Winterbilder sich besonders auszeichnen; ähnlich Léon-Germain Pelouse, nur daß ihm die unwirsche Manier der „Intimen" gelegentlich in die Quere kommt; auch sei „der Mittag im Korn" von Alfred Moullion erwähnt. Hier ist auch der Platz, Charles-François Daubigny's zu gedenken, dessen Winter- und Mondbilder besonders tief empfunden sind. Doch zeigen diese Bilder seiner letzten Zeit eine oft an die Flüchtigkeit streifende Breite. Sein Sohn Karl-Pierre Daubigny nähert sich ihm, doch mit Hinneigung zu schlichterem Naturalismus. Gegen die Vedute neigt Paul-Alfred de Curzon; mit großer Meisterschaft der Silhouettirung und der Lichtwirkung auch Alexandre Segé. Wegen guter Staffage muß Georges Washington genannt werden. — Kein Zweifel, daß die Landschaft eine sehr schwache Seite der französischen Malerei ist. Ich mache mich anheischig, binnen einer Stunde zweihundert deutsche Landschaften aus den letzten zehn Jahren zu bezeichnen, denen in ihrem Ensemble die Franzosen Nichts sollten an die Seite zu stellen haben. — Auffallend geringer Cultur darf sich auch die Thiermalerei nur rühmen. Mir sind als bemerkenswerth nur die, allerdings ausgezeichneten, Katzen- (und Hunde)-Genrestücke von Louis-Eugène Lambert (auch in Aquarell vorzüglich!) und die vortrefflichen Stiere von Emile van Marcke, die ein französischer Kritiker sehr mit Unrecht als Salonochsen bezeichnet hat, aufgefallen. Daß in unzähligen Landschaften mehr oder minder große Thiere vorkommen, versteht sich von selbst. Aber einen Troyon oder eine Bonheur suchen wir vergebens unter der jüngeren Künstlergeneration.

Unter den Meistern des Genres steht Jean-Louis-Ernest Meissonier ohne Frage voran; ja er selbst hat, wo möglich, noch einen Schritt vorwärts gethan. Sei es, daß sein Auge mit dem Alter weniger kurzsichtig geworden, sei es, daß sein

Digitized by Google

bekanntes großes Bild „1807" seine Hand zu größerer Freiheit der Bewegung gewöhnt hat, kurz, er ist breiter im Vortrage, damit noch genialer in der Touche geworden. Ich erwähne nur seine „Cuirassiere, 1805", vor dem Eingreifen in den Kampf, ein großes Bild von glänzender Fernwirkung und so großem Reichthum der Motive, daß man nicht zu Ende damit kommt, in der Nähe alle die einzelnen Menschen und Pferde in ihren mannigfaltigen Motivirungen durchzustudiren; und das Porträt des jüngeren Dumas in ganzer Figur, das vielleicht auf der ganzen Weltausstellung an Geist der Auffassung, Lebendigkeit der Pose, Charakteristik des Ausdrucks und malerischer Vollendung nach allen Richtungen nicht seines Gleichen findet. Von den übrigen zwölf Bildern kann ich nicht einzeln reden. Wenn es dem Meister unleugbar an tiefer Empfindung oder gar Leidenschaft fehlt, so entschädigt er reichlich durch seine Freiheit von allem Unedlen, Widerstrebenden, durch das häufige Durchbrechen eines humoristischen Zuges und eine untrügliche Sicherheit, wie sie außer ihm jetzt vielleicht nur noch unserem Menzel eignet. — Der Sohn Jean-Charles Meissonier eifert dem Vater, stellenweise mit Glück, nach.

Nächst ihm wird Jean-Léon Gérôme classificirt werden müssen. Er ist in seinen Gegenständen menschlicher geworden, aber in demselben Grade haben seine Bilder auch an Interesse verloren. Manche seiner früheren Arbeiten waren bezeichnend für ihre Epoche; von den neuen hat keine einzige annähernd diese Bedeutung; am höchsten dürften seine „tanzenden Baschibozuks" stehen. Aus seiner Richtung scheint kein Segen zu erblühen; das beweist sein Schüler Jules-Jean-Antoine Lecomte-du-Nouy, der zwischen wüster Geschmacklosigkeit und wahrer Poesie, zwischen glücklichem Gelingen und lächerlichem Fiasco, ohne irgend welchen Halt, hin und her schwankt. — Der glänzendste Bearbeiter des Orients ist jetzt wohl Gustave Guillaumet, dessen Bildern leider häufig die räumliche Tiefe fehlt, wie merkwürdigerweise sehr allgemein bei den französischen Künstlern. — An der Spitze der Sittenmaler des eigenen Volkes steht Jules-Adolphe Breton, der unermüdliche Verherrlicher des ländlichen Weibes bei der Arbeit. Seine Kunst ist und bleibt einer der sympathischesten Töne, die in der modernen französischen Kunst erklingen. In minder großartiger, aber ebenso virtuoser und malerischer Weise widmet Eugène Feyen seinen Pinsel den Austernfängerinnen von Cancale. François-Nicolas-Augustin Feyen-Perrin, ein tüchtiger Bildnißmaler und gelegentlich auch in die idealen Stoffgebiete abschweifend, berührt sich hier mit ihm, doch mit schwächerem Gelingen. Aimé Perret führt seine Bressanen beim Taufgang ein wenig mit einem moquanten Zuge vor, der an das „Journal amusant" anstreift. — Militärisches Genre cultiviren Etienne-Prosper Berne-Bellecour, Eugène-Louis Ginain, Paul-Alexandre Protais und Guillaume Régamey. Die Richtung ist sparsam und mit Vorsicht vertreten, theils weil man ängstlich Anstoß vermieden hat, theils weil die französische Kunst seit 1870 sich das Fanfaronniren abgewöhnt hat. — Als der berühmteste Humorist der französischen Genrekunst gilt Jean-Georges Vibert, doch hat sein Humor etwas Gewaltsames und Gemachtes: so auch in seinen zahlreichen Aquarellen, in denen er neben seinem Geistesverwandten Alexandre-Louis Leloir als Hauptvertreter glänzt. Jedenfalls ist er lustig und malerisch, und er versteht auch groß zu sein, sei es im Porträt, sei es (auf dem Salon) selbst in einer kolossalen Apotheose des Herrn Thiers. — Gemüthlicheren Humor hat Jules Worms, der sich gern an das Ende des vorigen Jahrhunderts oder an Spanien um das Aeußere seiner Genregruppen wendet. Eine beachtenswerthe humoristische Ader bewährt auch Jules-Emile Saintin, während Antoine-Emile Plassan und Auguste Toulmouche mehr durch Eleganz und gelegentliche Ironie oder selbst „raillerie" bestechen als durch Humor. Auch Léon Perrault und Pierre-Charles Comte streifen vereinzelt leicht das Gebiet des Humors, der Letztere freilich mit galliger Bitterkeit in der Belustigung Ludwig's XI. auf seinem Sterbebette, dem dressirte Schweinchen vorgeführt werden. Wegen eines mit manchem hellen und verstohlenen Lachen betrachteten prächtig gemalten Bildchens führe ich auch Armand Leleux hier auf; aus ähnlichem Grunde Charles-Edouard de Beaumont.

Digitized by Google

— Die beiden liebenswürdigsten Genrebilder nach Gedanken und Ausführung haben unter den Franzosen François-Claudius Compte-Calix und Anatole Bély geliefert, beide in einem liebenden Paare am Anfange eines Weges. „Ein kleiner Weg, der weit führt", bezeichnet jener den schmalen Parkweg, den sein Pärchen einzuschlagen im Begriff steht; „der erste Schritt" ist auf Bély's Bilde die zögernde Bewegung der reizenden jungen Dame unter dem fürsorglichen Beistande ihres Begleiters benannt, mit der sie sich ein Bächlein auf Trittsteinen zu überschreiten anschickt. Köstlich ist auch seine „méditation"; das ist wirkliches Sinnen und Träumen, und was für eine bezaubernde Träumerin!

Mit einigen Worten muß zum Schluß noch der „großen Kunst", der monumentalen oder historischen Malerei gedacht werden, die handgreiflich die Grundlage aller Vorzüge der gesammten französischen Kunstübung bildet. Sie lebt von der Pflege des Staates und der Gemeinden, die kein wichtigeres öffentliches Bauwerk ohne bedeutsamen künstlerischen Schmuck lassen. Sind doch jetzt beispielsweise vier Ausmalungen der Hochzeitssäle von Pariser Mairien ausgestellt! Trotzdem ist ein wahrhaft historischer Sinn nicht häufig: die Demonstration überwiegt. Ich wüßte nur ein französisches Geschichtsbild zu bezeichnen, das wirkliche Wucht hat: „die Leiche Cäsar's von drei Sklaven über das verödete Forum getragen", von Jean-André Rixens. Ich würde berechtigt sein, als zweites die „Verschwörung zur Zurückführung der Tarquinier", von Pierre-Paul-Léon Glaize, anzuführen, wenn der Gegenstand nicht so gar scheußlich wäre: die Verbrüderung geschieht mittelst des Bechers, den sie mit dem Blut eines geschlachteten Mannes gefüllt haben. Man denke: lebensgroß und deutlich! — Einen mächtig breiten Raum nimmt die religiöse Malerei ein, aber mit sehr geringen Ansprüchen. Es ist eben Kunst des Katholicismus, dem die sinnliche Unterstützung seiner Lehren durch die Mittel der Kunst genügt, ohne daß er ein Eingehen derselben in seinen Geist verlangt. Wie man in den italienischen Kirchen Troubadour-Arien und andere tanzartige Musik auf der Orgel spielen hören kann, so greifen hier die weltlichsten der Maler ihre gewöhnlichen Accorde zur höheren Ehre Gottes. So können die Bouguereau, Cabanel, Doré u. s. w. einen bedeutenden Rang als kirchliche Maler einnehmen. Wer freilich eine Uebereinstimmung von Gehalt und Form in der Kunst verlangt, sieht hier oft nichts Anderes als Mummenschanz oder gar Persiflage. Aber dem gläubigen Sinne genügt's. Manchmal freilich kann man kaum umhin zu lachen, wenn irgend ein ganz realistischer Act durch einen blechernen Heiligenschein zur heiligen Magdalena umgeformt wird (Emile-Henri Laporte), oder dieses unkünstlerische Attribut in plumper Massigkeit wenigstens den sonst allenfalls vorhandenen künstlerischen Eindruck völlig zerstört (Jean-Joseph Weerts, Kreuzabnahme). Nur Vereinzelte, wie der ehrliche alte Emile Signol, vertreten mit Ueberzeugung das Fach in fast nazarenerhafter Strenge, manchmal recht wunderlich!

V.

Nächst der französischen bietet die englische Malerei die interessanteste und im Ganzen, glaube ich, mit der deutschen (wenn man diese nicht nach ihrer hier abgegebenen Visitenkarte zu beurtheilen braucht!) die erfreulichste Erscheinung der Weltausstellung dar. Was hat man dort jenseits des Canals in aller Stille gelernt! Wie schüttelten und wiegten sich die Köpfe 1867 bei diesen englischen Bildern, deren Urheber die Fortschritte und Fähigkeiten ihrer festländischen Collegen nur von Hörensagen zu kennen schienen! Wie erstaunt las man noch in Wien 1873 so zu sagen das vereinzelte Bessere aus der übrigen Geschmacklosigkeit heraus! Und nun? Ja — die Wahrheit zu sagen —: nun urtheilt die große Menge noch ganz so absprechend wie vor elf Jahren, weil — der erste Eindruck befremdlich, und diese Kunst von dem Gewohnten vielfach abweichend, ja sehr eigenthümlich ist. Zunächst ist sie bei sich zu Hause. Es ist, sobald man sich darauf besinnt, wahrhaft erschreckend, wie international bei den großen Kunstmächten die Stoffe und die Be-

Digitized by Google

handlungsarten sind. Frankreich füllt ganze Säle mit Puppen in seinen verschiedenen Volkstrachten; seine Kunst ahnt von diesem Reichthum Nichts; und so fort. Die englische Kunst bleibt bei ihrem Volke, bei ihrem Lande, bei ihrer Dichtung und Sage; sie bleibt aber auch bei den Landessitten, bei der heimischen Welt- und Naturanschauung, bei der volksthümlichen Empfindungs- und Geschmacksweise. Diese Vorzüge sich zu erhalten, hat sie sich von fremder Vermischung frei halten müssen. Hätte sie draußen das Handwerk gelernt, sie hätte viel Werthvolles eingebüßt: hätte sie sich regelmäßig und voreilig zum Vergleich mit den Fremden gestellt, sie wäre vielleicht an sich selber irre geworden. Sie hat gedacht: mit eigenen Augen auf Umwegen zum Ziele gelangen, fördert mehr, als an fremder Hand es geradeswegs erreichen. So tritt sie zweitens technisch sehr eigenartig, ja in sich uneinheitlich auf. Man hat Recht, sie selbst dilettantisch zu schelten. Aber sie hat auch die Zähigkeit des Dilettantismus, der ja nicht des Zieles, sondern des Weges halber arbeitet, und sich Zeit lassen kann, zu glätten und zu putzen, bis der Erfolg genügt. In keiner anderen Kunst sind in Folge dessen die Meister so individuell in ihrer Manier wie hier. Das ist ein großer und feiner Reiz. Dazu kommt nun drittens ein unsträflicher Adel der künstlerischen Gesinnung. Man scheut nicht die Wahrheit, nicht die Conflicte; aber man erkennt der Kunst die Aufgabe zu, zu verklären und zu versöhnen und lieber das Schöne zu schildern als das Widrige. Auf der ganzen übrigen Weltausstellung ist nicht so viel innige, wahre und herzergreifende Empfindung anzutreffen wie bei den Engländern; und welcher Hauch der Poesie ist über ihre Conceptionen gebreitet! Es kostet nur die Mühe einer geringen Vertrautheit, und es wird Einem so „zu Muthe", daß man gern immer wieder hierher zurückkehrt. Wahr ist es, daß diese Kunst nichts weniger als frei von Manier ist; aber wo ist die Kunst jetzt frei davon? Und gilt dann die Manier nicht mehr, die mich erfreut und erhebt, als diejenige, die mich beleidigt und verstimmt? Merkwürdig ist es, daß die Landschaft nicht so hoch steht wie die Figurenmalerei: der englische Nebel hindert, scheint es, eine vorurtheilslose Naturanschauung; man beschäftigt sich zu viel mit Phänomenen, statt mit der einfachen Erscheinung, man fürchtet die Trockenheit der Vedute und verfällt in's Zusammenbauen. Doch gibt es rühmliche Ausnahmen. In Einem sind und bleiben die Engländer aber ganz unerreicht: das ist ihre Aquarelle. An Größe, an selbständiger Erfindung, an Ausführung kommen den englischen Arbeiten keine fremden gleich; eine förmlich monopolisirte Specialität sind vollends ihre großen Architektur-Aquarellen, denen ihre Baukunst auf internationalen Kampfplätzen oft meist unverdiente Siege verdankt hat. — Ich müßte gleich sehr ausführlich sein können, wollte ich mehr geben, da hier mit Namen Nichts gethan ist, sondern eine große Zahl von Schilderungen und Erörterungen nothwendig wäre, um das Gesammturtheil zu belegen; so bleibe es nur aufgestellt.

Die Vereinigten Staaten stehen gegen ihr Auftreten 1867 zurück. Ihre glänzendsten Treffer sind: „der Trauerzug einer Mumie über den Nil" von F. A. Bridgman (etwa zwischen Gérôme und Alma-Tadema), ein weibliches Porträt von B. C. Porter, und ein schwer zu bezeichnendes, nicht ganz unbedenkliches lebensgroßes Genrebild von J. M. L. Hamilton.

Daß Belgien sich als Klein-Frankreich darstellt, ist ganz in der Ordnung. Doch verdankt es seiner selbständigen künstlerischen Bewegung noch sehr viel; nicht die berühmte scheußliche „Morgenstühe" von Ch. Hermans in ihrer brutalen Lebensgröße, wol aber „Canossa" von A. Cluysenaar, das man unbedenklich für das bedeutendste historische Gemälde der ganzen Ausstellung erklären kann. Nächst diesem fordert Charles Verlat durch Menge, Vielseitigkeit, Größe und Kunstvollendung seiner Bilder die höchste Anerkennung. Der erste Preis im Thierstücke dürfte ihm unter keinen Umständen vorzuenthalten sein, da er hier Ernst und Scherz gleich vortrefflich zu gestalten weiß. Neben schönen orientalischen Genrebildern nimmt „Hülfe zur Zeit", kleines Mädchen von Hunden aus den Klauen eines Wolfes gerettet, einen hohen Rang ein. Endlich hat er selbst das religiöse Gebiet angebaut: „Ruhe auf der Flucht

Digitized by Google

nach Aegypten" und „Wir wollen Barrabas!" Im Uebrigen die bekannten Namen (und theilweise Bilder!): Albrecht und Juliaen de Vriendt, Alfred und Joseph Stevens, Florens Willems — Anderer zu geschweigen. — Nachdem die Niederlande ihren Hauptmeister von 1867, Alma-Tadema, an England haben abtreten müssen, sieht es etwas öde und durchaus kleinbürgerlich bei ihnen aus. J. Israëls malt in seiner überschätzten Manier fort. „Im Restaurant" von P. Oyens und „corpus delicti" von E. J. Bots theilen sich — auch künstlerisch dazu berechtigt — durch ihre hübschen Sujets in den Hauptbeifall.

Oesterreich-Ungarn ist wol unter der Erwartung geblieben. Sein imposantester Meister ist Jan Matejko, hier besonders machtvoll in dem Porträt des Grafen Wilczek. Auch sonst ist das Porträt hervorragend besetzt: Siegmund l'Allemand, Heinrich von Angeli, Hanns Canon, Christian Griepenkerl, Norbert Schrödl und Hanns Makart, dessen Dame mit dem großen Hut der andern trotz der auffälligen Verzeichnungen im Gesicht überlegen ist — und weit über seinem „Einzug Karl's V. in Antwerpen", dieser unglaublich schlechten Composition, steht. Er hat gewußt, für wen er arbeitet, und in den paar für ihn auffallend schön gezeichneten und solide gemalten nackten Weibern Blitzableiter für streng prüfende Augen geschaffen. Im Genre zeichnen sich Jaroslaw Czermak, Franz Defregger, Eduard Kurzbauer, Karl Probst und Alois Schönn aus. Auch die Landschaft ist gut besetzt. — Die Aquarelle wird meisterhaft durch Rudolph Alt und Ludwig Passini vertreten. — Von den Ungarn ist nur Mihaly Munkaczy herauszuheben, insbesondere sein „Milton, das verlorene Paradies dictirend". Ich kenne noch nichts so Vornehmes und geistig Bedeutendes von ihm.

Italien legt auf seine Malerei mit Recht geringeren Werth. Seine besten Namen verrathen französischen Einfluß: A. Pasini, J. de Nittis, auch wol J. Induno. Die wirklich einheimischen charakterisirt ein schlichter, oft in den Naturalismus, in der Farbe in grelle Buntheit ausartender Realismus. In der Stoffwahl herrscht ein anekdotischer Sinn. Ich hebe hervor: J. Didioni, J. B. Quadrone, A. Rotta, J. Spiridon; in der Landschaft A. Bertunni.

Die spanische Kunst überrascht diesmal nicht so wie 1867. Ihr Haupttrumpf Fortuny, der gewissermaßen das Princip des paysage intime auf die Genremalerei zu übertragen versuchte, gehört ja augenscheinlich den Franzosen; auch ist er offenbar zu einseitig geschätzt. Auch der Genre- und Landschaftmaler M. Rico zeigt französische Schule. Nicht minder weist Eduard Zamacois auf Meissonier als Lehrer zurück. Mancher Andere hat auch wol in Paris sein Bestes gelernt. Eigen ist den Spaniern durchweg eine gewisse Grandezza, Schönheitssinn und Farbengefühl. Raymondo Madrazo's vortreffliche Porträts würden ohne die capriciöse Färbung mancher Hintergründe einen ungetheilt erfreulichen Eindruck machen. Die Historie ist außer den früher Genannten sehr gut durch C. Plasencia, A. Ferrant y Fischermans und F. Pradilla vertreten. Unter den Genremalern können nicht wohl ungenannt bleiben: Juan Antonio Gonzalez und R. Santa Cruz y Bustamente, sowie besonders im Hinblick auf seine Odaliske Casado. — Portugal kann mit Griechenland in ein Schweigen gehüllt werden.

Rußland prunkt mit seinem H. H. Siemiradski, dessen gerühmte „Fackeln des Nero" sein Genie nur an den Details ahnen ließen, während die Composition unnatürlich und überladen war. Bei seinen beiden lebensgroßen altrömischen Genrebildern „Gefäß oder Sklavin" und „Der bettelnde Schiffbrüchige" streicht die Kritik willig die Segel vor so viel Schönheit, Anmuth, Pracht und Ausdruck. Als beachtenswerth greife ich noch heraus: T. A. Bronnikoff, R. Frentz, C. G. Makowski, J. A. Pelewine, B. G. Peroff und C. S. Huhn; in der Landschaft A. P. Bogoluboff und A. J. Konindji.

Aus Schweden und Norwegen genügt eine kleine Auswahl. Baron G. O. Cederström dominirt mit seinem großartig einfachen „Transport der Leiche Karl's XII". R. Forsberg zeigt sich in Zeichnung und Charakteristik tüchtig, ins-

Digitized by Google

besondere in seinem „petit journal“: ein kleines Mädchen liest es einem Invaliden vor (lebensgroß). B. Nordenberg gibt eine erschütternde „Heimkehr von der Bärenjagd“. H. F. Salmson wetteifert in seinem picardischen Bauermädchen — unter mehr Concessionen an den gebildeten Geschmack — mit Vollon's Strandweib. A. Wahlberg kämpft mit Erfolg gegen den zu starken Einfluß des paysage intime auf seine großartiger angelegte Natur, hat aber immer Schwierigkeiten, das Urbild seiner Phantasie rein darzustellen. — H. Dahl's „Zu spät“ gefällt des hübschen Einfalls, nicht der Farbe wegen. Hans Gude tritt mit einer schottischen Küstenlandschaft auf: die ganze Weltausstellung hat kein solches Wasser mehr aufzuweisen! und dieser Lufttон! Vincenz Stephan Lerche wirkt mit Mönchshumor. L. Munthe führt eine riesige Winterlandschaft mit seinem unübertrefflichen halbgethauten Schnee vor. E. Petersen stellt ein treffliches Herrenbildniß und einen tüchtig gemalten Judaskuß aus. — Dänemark darf auf den besten Meister von architektonischen Interieurs stolz sein: H. Hansen. Ausgezeichnet ist der „gefangene König Christian II.“ von C. Bloch. Karl Rasmussen's „Leif Erikson auf der Wikingerfahrt“ zählt zu den kräftigsten und malerischesten Seestücken. J. Exner im einfachen und C. Jahrtmann im historischen Genre erregen Interesse.

In der Schweiz endlich zeichnet sich im Genre Simon Durand aus, natürlich aber vor Allen Benjamin Vautier, der dort doch eigentlich nicht hingehört. Rudolph Koller liefert seine grandiosen Kühe. Konrad Grob läßt den unglücklichen Winkelried noch immer nicht zur Ruhe kommen. Gabriel Loppé gibt in einem Riesenformat — gewagt, aber glücklich — eine Gletscherstrecke vom Montblanc. — E. Stückelberg, in Porträt und Genre vertreten, hält nicht, was er zu versprechen schien. Erstaunlich sind die landschaftlichen Studien von C. Bodmer und die ornithologischen von Leo-Paul Robert. — F. Zuber-Buhler mit seiner süßen Manier ist im kleinen Umfange manchmal so ansprechend, wie im großen immer abscheulich.

VI.

Es bleibt noch ein kurzer Blick auf die Plastik zu werfen. Hier beschränkt sich die Concurrenz sehr ein. Außer Frankreich, England und Italien ist — da Deutschland mit äußerst geringen Mengen aufgetreten — nur vereinzeltes Bemerkenswerthe, aber keine gekennzeichnete nationale Plastik vorhanden. Für Frankreich muß man das Porträt als eine Domäne des französischen Kunstgeistes allem Besten mindestens gleichstehend anerkennen. Interessant sind die vereinzelten Versuche mit den äußeren Allüren des quattrocento, wol in Folge der berüchtigten und unaufgeklärt gebliebenen Geschichte mit der Benvenibüste des Louvre und dem verstorbenen Bastianini. Ihren Stempel bekommt die französische Plastik durch die unzähligen nackten Weibergestalten, unter denen aber das nach Schönheit suchende Auge selten seine Rechnung findet. Es sind lauter Modellcopien, die man ohne eine Art von Ekel kaum noch ansehen kann, nachdem man die Naturabgüsse des Dr. Levittoux in Warschau bei den Russen gefunden. Die Bronze ist noch die Rettung der französischen Plastik; doch muß gesagt werden, daß der Alles überstrahlende Ruf von Marius-Jean-Antoine Mercié's „gloria victis!“ der Kunst des Werkes nicht gebührt, sondern dem das Nationalgefühl ergreifenden Gegenstande geworden ist. Wie viel ansprechender und schöner ist der ausgezeichneten Frau Léon Bertaux' „vae victoribus!“ — Es verdient Erwähnung, daß auch Charles Cordier in einer Vereinigung von mit verschiedenem Farbeneindruck ciselirter Bronze und Email einen künstlerisch befriedigenden Eindruck erreicht hat (harfenspielende Isispriesterin). Ferner ist davon Act zu nehmen, daß die Maler Gérôme und Doré mit Erfolg unter die Bildhauer gegangen sind.

Die Italiener kommen mit ihrer Plastik immer mehr auf das Niveau der absoluten Nippeswaare herunter, und sie haben wieder, wie in Wien, einen großen Theil ihrer Dutzendwaare gar nicht in den Kunsträumen präsentirt. Es ist un-

Digitized by Google

begreiflich, daß der reisende Engländer eine solche Fabrikation unterhalten kann, zumal er zu Hause — viel, unendlich viel Besseres hat.

In der That steht die englische Plastik an feinem Schönheitssinn, an tiefem Gefühlsausdruck, an stilvoller Composition und an edel schlichter Behandlung, insbesondere des Marmors, außerordentlich hoch; und ich stehe keinen Augenblick an, neben dem seit 1873 hinreichend bekannten schlafenden Hirtenknaben von Adolph Hildebrand den „Eros mit der Keule des Herakles", von G. Simonds, für die beste Marmorarbeit auf dem Marsfelde zu erklären. Die beiden Werke des leider verstorbenen C. F. Fuller, die h. Margarethe der Miß M. Grant, die Büsten der Königin Victoria von W. Brodie und der Miß Florence Hamilton von d'Epinay nehmen es in verschiedenem Charakter mit ihren besten Concurrenten auf.

Ueber die deutsche Plastik kann eben so wenig wie über die deutsche Malerei — insbesondere für den Deutschen — Aufklärung und Belehrung gefunden werden. Ich habe daher geglaubt, am richtigsten zu handeln, wenn ich ihr „hors concours" auch für meine Berichterstattung gelten ließ.

Auch von den übrigen Nationen will ich nur noch eine sehr bemerkenswerthe Specialität der interessanten russischen Sculptur, die kleinen Pferdegruppen in Bronze von C. A. Lanceray, hervorheben, unter denen „der Abschied des Kosaken" (zu dem sein Mädchen sich in den Steigbügel emporgeschwungen hat, um ihm den letzten Kuß zu geben) seiner wunderbaren Liebenswürdigkeit und Grazie wegen der höchsten Auszeichnung werth ist. Man kann nicht leicht etwas Lieblicheres sehen.

Mit diesem hübschen Abschiede wollen wir von der Ausstellung scheiden.

Bruno Meyer.

Die Musikzustände der Pariser Weltausstellung.

II.

(Allgemeines. — Die Musikinstrumente. — Die Ausstellungsconcerte.)

„C'est un grand succès!" sagen die Franzosen von der diesjährigen Weltausstellung. In der That haben sie ein Recht zu diesem Ausruf befriedigten Selbstbewußtseins. Als kluge politische Maßregel, als großartige Schaustellung einer kunst- und geschmackvollen Industrie, als imposantes Lebenszeichen der aus tödtlicher Niederlage wieder auferstandenen Nation, endlich als wohlgelungenes finanzielles Unternehmen feiert die Weltausstellung von 1878 einen unbestreitbaren Erfolg. Das Zusammenströmen der Fremden ist ungeheuer, der Gewinn aller gewerbtreibenden Classen außerordentlich. Sämmtliche Theater sind allabendlich überfüllt, darunter manche, über welchen bereits das Damoklesschwert des Bankrottes schwebte. Herr Halanzier, der Director der Großen Oper, wird sich nach Schluß der Weltausstellung dem Vernehmen nach mit einem Reingewinne von einer Million Francs zurückziehen, die er, ohne eine Hand zu rühren, mit sechs alten Opern in sechs Monaten erworben. Kein Zimmer in einem Hôtel, kein Miethwagen, kein Theaterbillet, kein Platz in einem Café chantant ist zu haben. „Das ist wahrscheinlich die letzte Weltausstellung", meinte jüngst ein fremder Staatsmann. Im Gegentheil, glaube ich, — Paris kann alle zehn Jahre mit Erfolg eine Weltausstellung arrangiren, aber nur Paris. Die Stadt selbst übt eine so ungeheure Anziehungskraft, daß für eine Unzahl von Menschen, die sich hinsehnen, „die Weltausstellung" ein willkommener Vorwand, oft ein unentbehrlicher Rechtfertigungsgrund für eine Reise nach Paris ist. Und wenn die französische Regierung das Geld dafür scheinbar zum

Digitized by Google

Fenster hinauswerfen sollte, es wird bei allen Thüren wieder hereinkommen. Von diesem Standpunkte — man könnte ihn im weitesten Sinne den theatralischen nennen — hat die gegenwärtige Ausstellung die Erwartungen nicht getäuscht, vielmehr die Befürchtungen widerlegt, daß diese Exposition, als zu verfrüht nach jenen von Wien und Philadelphia, erfolglos bleiben würde.

Es gibt jedoch einen anderen Gesichtspunkt, aus welchem jenes Bedenken trotzdem aufrecht bleibt. Wer es mit der *industriellen* Bedeutung von Weltausstellungen ernstlich meint, der kann eine zu schnelle Aufeinanderfolge derselben nur beklagen. Der für die Aussteller unvermeidliche enorme Aufwand von Geld, Zeit und Mühe erzeugt, zusammengenommen mit der Ueberreizung des Ehrgeizes, der Hast des Producirens, der Jagd nach Medaillen und Orden, einen fieberhaften Zustand, welcher nur auf längere Zeiträume vertheilt, erträglich oder gar fördernd sein kann. Wir sehen hier ab von versteckten oder verfälschten Motiven, welche derlei Ausstellungen als Ableiter politischer Krankheitsstoffe, als glänzendes Spektakelstück oder endlich als gemeine Speculation auf den Beutel der Fremden benützen. Vom national-ökonomischen und technologischen Standpunkte sind die Nachtheile einer solchen nach wenigen Jahren sich stets wieder erneuernden Hetze evident. London 1862, Paris 1867, Wien 1873, Philadelphia 1875, Paris 1878! Kaum hat der Industrielle sich von den Anstagen und Mühen einer Weltausstellung erholt und den geregelten Gang der Arbeit wiedergefunden, so klopft schon eine neue an seine Thür. Nun flattern alle Gedanken wieder dieser Lockpeife zu, man arbeitet nicht mehr für eine sichere Kundschaft, sondern für einen zweifelhaften Weltruhm, nicht mehr um der Sache, sondern um der Medaillen willen. In den berechtigten Eifer, sich auszuzeichnen, mischt sich sofort jener andere giftige Ehrgeiz, der, mit der eigenen Geltung nicht zufrieden, vor Allen den Nächsten unter sich herabgedrückt sehen will. Diese moralischen Sommersprossen gehören mit zu den entstellendsten Flecken der großen Industrie-Campagnen. Man kann leider in dem engen Rahmen eines Ausstellungspalastes mehr Neid, Eifersucht und Gehässigkeit kennen lernen, als sonst in weiteren Entfernungen von Raum und Zeit. Zum mindesten eine Pause von *zehn* Jahren müßte je zwei Weltausstellungen trennen, wenn wirklich große, entscheidende Fortschritte an's Licht treten und eine fruchtbare Vergleichung ermöglichen sollen. Daß Letzteres diesmal nicht der Fall sei und die Wasserhöhe der Industrie nur wenig über dem letzten Strich von 1867 und gar nicht über jenem von 1873 stehe, wird in den meisten Jurysclassen bestätigt. Bezüglich der Fabrication von Musikinstrumenten ergab sich die gleiche Wahrnehmung. Kleine Verbesserungen ausgenommen, haben wir hier eigentlich kaum etwas Anderes als 1867 in Paris gesehen. Epochemachende Erfindungen, wie zuletzt das double échappement von *Erard*, das doppelte Harfenpedal, der pneumatische Heber an den Orgeln, die *Böhm*'sche Reform der Holzblasinstrumente, *Steinway*'s Pianoconstruction u. dgl. werden von der diesjährigen Pariser Weltausstellung nicht datiren. Erheblicher als die Reformen im Instrumentenbau sind die Verbesserungen in der Fabricationsweise: Methoden zweckmäßigerer, billigerer und ausgedehnterer Production, die allerdings nicht erst seit zehn, sondern seit zwanzig und fünfundzwanzig Jahren bemerkbar, sich immer mehr consolidiren und ausbreiten. Dahin gehört vor Allem die Anwendung der Dampfmaschinen, die größtmögliche Theilung der Arbeit, endlich (in Frankreich) die Entlohnung der Arbeiter nach der Stückzahl, statt nach den Arbeitstagen.

Wenn ich hier ein flüchtiges Bild der musikalischen Ausstellung auf dem Marsfelde entwerfe, so kann dies nur in den Hauptzügen geschehen; eine genauere Ausführung ist vor Schluß der Juryarbeiten kaum möglich. Quantitativ bedeutend sind nur die französischen Instrumentenmacher vertreten, die Zahl der fremden Aussteller ist gering im Vergleich zu ihnen und zu den letzten Weltausstellungen. Bedauernd bemerken wir große Lücken; die größte — ich brauche sie nicht zu nennen — ist *Deutschland*. Die Fabrication von Musikinstrumenten aller Art im Deutschen Reiche hat zuletzt in Wien 1873 einen so glänzenden Erfolg errungen! Aus England fehlen die zwei bedeutendsten Clavierfirmen: *Broadwood* und *Collard*; aus Nord-

Digitized by Google

amerika Steinway und Chickering. Die beiden letztgenannten hatten 1867 in Paris das größte Aufsehen erregt und einen erbitterten Kampf (mit allen erdenklichen amerikanischen Waffen) um den Vorrang gekämpft. Dieser Kampf bot ein interessantes Schauspiel, hat aber den beiden Kämpen so viel persönlich aufreibende Arbeit und so große Summen Geldes gekostet, daß sie einander wahrscheinlich das Wort gaben, künftig lieber Beide zu Hause zu bleiben. Auf der Wiener Weltausstellung 1873 glänzte Steinway durch seine Abwesenheit, aber daneben in viel reellerer Weise durch seinen Einfluß auf die gesammte europäische Clavierfabrication. Sein „kreuzsaitiges" System zeigte sich dort so allgemein adoptirt, daß wir nicht blos die meisten deutschen, österreichischen und Schweizer Flügel, sondern auch spanische, italienische, schwedische und russische nach Steinway construirt fanden. Mehr als ein Drittheil aller in Wien ausgestellten Claviere war nach Steinway besaitet, dem es doch erst 1862 in London gelungen war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bisher so gut wie unbekannten amerikanischen Flügel zu lenken. Von der Pariser Ausstellung 1867 datirt sich der rasche, weitgreifende, nicht mehr zu paralysirende Einfluß seiner Instrumente in Anwendung des „kreuzsaitigen" oder „übersaitigen" Systems. Wir sind weit entfernt in letzterem allein das Heil des Clavierbaues zu erblicken; es gehören noch ganz andere, wesentliche Erfordernisse dazu, um die Tonfülle und Solidität Steinway'scher Flügel zu erreichen. Man kann eben „à la Steinway" gut oder schlecht arbeiten; von beiden Sorten liefert auch die gegenwärtige Weltausstellung hinreichende Beispiele. Aber die Wiener Ausstellung constatirte die feststehende Thatsache des welterobernden Einflusses der Steinway'schen Construction. Um so befremdender berührt es hier, daß die Franzosen (und sie fast allein) diesem Fortschritt sich noch nicht angeschlossen haben; nur sehr vereinzelt zeigt ein oder das andere Pariser Clavier (darunter eines von Pleyel) die fächerförmige Ausbreitung der kreuzweis übergelegten Baßsaiten. Die Franzosen, im Leben so leicht beweglich und flatterhaft, haben einen merkwürdig conservativen Zug in theatralischen und musikalischen Dingen. Nur in Frankreich findet man noch allgemein, selbst in der Großen Oper, Zugposaunen und Naturhörner. Dieselbe conservative Tendenz verräth sich in ihrem Clavierbau; Erard namentlich hat seit Jahrzehenden Nichts geändert an seinem Systeme der Clavier- und Harfenfabrication. Die Einwendung, welche die Franzosen gegen das kreuzsaitige System erheben, es müsse dasselbe nothwendig die Schwingungen der über einander gelagerten Saiten vermischen und verwirren, ist ein rein theoretischer Scrupel, der durch die Praxis, durch jedes von Steinway oder nach Steinway verfertigtes gutes Clavier sofort widerlegt erscheint. Es ist nur zu oft die Bequemlichkeit, welche sich in den Mantel wissenschaftlicher Strenge hüllt.

Die Weltausstellung beherbergt Alles in Allem etwa 300 Claviere; zwei Drittel dieser Zahl nehmen die Pianinos für sich ein. Der karg zugemessene Raum in den englischen und französischen Wohnungen erklärt dies unverhältnißmäßige Vorwiegen eines Surrogates, das gottlob in Oesterreich und Deutschland nur ausnahmsweise an der Stelle des Flügels steht. Unter den französischen Flügeln stehen die von Pleyel und von Erard noch immer obenan; ich möchte die Pleyel'schen den Erard'schen noch vorziehen, ob ihrer größeren Klangschönheit, Einfachheit und Dauerhaftigkeit der Mechanik, bei etwas geringerer Kraft.

Henri Herz, der einst so beliebte Wiener Componist, ist bekanntlich auch (durch den Ankauf einer Clavierfabrik in Paris) unter die Claviermacher gegangen und zählt zu den erfolgreichsten dieser Zunft. Seine elegant und oberflächlich klingenden Pianos ähneln seiner Spielweise und seinem Compositionsstil. Mehrere meiner musikalischen Freunde in Deutschland wollten durchaus nicht glauben, daß der ältliche Elegant, welcher uns diese Claviere vorprobirte, Henri Herz selber sei, und meinten, es werde wol der Sohn jenes Henri Herz sein, dessen Clavierstücke wir Alle in früher Jugend gespielt. In der That ist Herz so wohl conservirt, freilich mit allen Künsten französischer Kosmetik, daß man den Fünfundsiebzigjährigen allenfalls für

Digitized by Google

einen hohen Fünfziger halten möchte. An seinem großen Concertflügel hat Herz die vom Jahre 1873 her bekannte Erfindung des Italieners Caldera-Brossa, „das Melopiano", angebracht. Eine mittelst Pedals zu bewegende Tremolo-Mechanik erlaubt uns nach Belieben, über einer gehaltenen und staccirten Baßbegleitung eine tremolirende Melodie auszuführen oder umgekehrt. Diese musicalischen Effecte sind hübsch, — einige Minuten lang; für die Dauer machen sie den Hörer krank und die Musik todt. Als Claviermacher hat er an seinem Neffen Philippe Henri Herz einen bösen Rivalen erhalten; Onkel und Neffe hören nicht gern von einander sprechen. Gegen die schönen Arbeiten dieser ersten Pariser Häuser steht die große Masse der Fabrikanten zweiten und dritten Ranges sehr unbedeutend da. Pianinos (pianos droits) von so armem, kurzem Ton und unausgeglichenen Registern, spitz im Discant und undeutlich brummend im Baß, glaubten wir so zahlreich kaum in Paris, der Hauptstadt der Pianinos, zu finden. Was dem Fremden daran sofort auffällt, ist die unglaubliche Aehnlichkeit, beinahe Gleichheit aller dieser Claviere von kleineren Fabrikanten. Das kommt daher, weil Letztere meistens gar nicht Fabrikanten in unserem Sinne sind, sondern einfach Zusammensetzer von drei bis vier Hauptbestandtheilen, die ganz fertig gekauft werden. Die Häuser Rhoden und Schwander in Paris versehen die meisten Clavierfabrikanten Frankreichs (auch viele in Deutschland) mit der fertigen, sehr sauber gearbeiteten Mechanik, welche nur in einen Kasten geschoben wird, der gleichfalls fertig vom Kastenfabrikanten bezogen wird. Nur die ersten Firmen lassen alle Bestandtheile eigens im Hause arbeiten, und ihre Instrumente allein haben deßhalb ein individuelles Gepräge, ein „cachet". Die Erzeugnisse der kleineren Fabrikanten gleichen einander, wie Soldaten in Reih' und Glied. In commercieller Beziehung bietet diese Methode viele Vortheile; eine bestimmte künstlerische Physiognomie wird aber dadurch unmöglich gemacht.

Unter den ausgestellten englischen Claviern ragten die von Brinsmead hervor, nach diesen die von Hopkinson. Die Belgier lieferten anständiges, elegantes Mittelgut, sklavisch copirt nach Pariser Mustern. Als sehr tüchtig und sichtlich fortschreitend zeigten sich die Claviere der besten Schweizer Firmen: Sprecher und Hüni & Hubert in Zürich. Sie zeigen sich den Oesterreichern verwandt in dem vorzugsweisen Streben nach schönem Ton. Die Klangschönheit ist's, was der großen Menge der französischen Claviere zumeist abgeht, während wir sie für die Hauptsache halten. Aus Oesterreich hatte nur eine Firma ersten Ranges ausgestellt, Friedrich Ehrbar in Wien, dessen Arbeiten zu dem Vollendetsten gehören, was die Ausstellung an Clavieren enthält. Man kann ohne Bedenken Ehrbar's Pianino das beste auf der ganzen Ausstellung nennen; von keinem anderen wird es erreicht an Kraft und schöner Fülle des Tons, an Bestimmtheit selbst der tiefsten Baßnoten, dieser schwachen Seite aller Pianinos. Von Ehrbar's zwei großen Concertflügeln hat der eine englische, der andere Wiener Mechanik; beide fesseln den Hörer durch edlen, süßen, den Gesang weithintragenden Ton. An dem einen hat Ehrbar, bekanntlich ein sinnreicher Kopf, seine neueste Erfindung, das „Prolongement", angebracht, welches in dieser zum ersten Mal vollendet ausgeführten Gestalt wol das einzige wahrhaft Neue heißen darf, was die Ausstellung im Bereich der Clavierfabrikation aufweist. Das Wesen der Erfindung besteht in Folgendem: Durch einen ganz einfachen, leicht zu regierenden und an jedem Clavier anzubringenden Apparat kann man jeden beliebigen Ton allein oder mit anderen zusammen — also einen Accord — fixiren und nachtönen lassen. Der Apparat ist ein über der gewöhnlichen Dämpfung angebrachter, ihr scheinbar gleichender Mechanismus, der jedoch nicht zu dämpfen, sondern, gerade umgekehrt, die einzelnen Dämpfer nach Bedürfniß abzufangen und so lange in die Höhe zu halten hat, als es dem Spielenden beliebt. „Hier öffnet sich," — wie Dr. Ambros in einem ausführlichen Bericht in der Wiener Zeitung schrieb, — „eine Fülle der herrlichsten, bisher unmöglich gewesenen Effecte. Man fixire z. B. einen Dreiklang und spiele dann die dazu gehörige Scala in raschem Lauf: jeder Ton der letzteren kommt rund und perlend, während der fixirte

Digitized by Google

Dreiklang zauberhaft forttönt. Ein Orgelpunkt in der Tiefe erklingt mächtig, wie ein Pedalton der Orgel, aber oben können Harmonieen durcheinander fahren, wie sie wollen — keine Verwirrung, Alles klar und schön. Der Pianist war bisher Sklave des Pedals, jetzt erst ist er sein unumschränkter Gebieter." Nach dem, was Professor Ambros, Dr. Schletterer und andere Musikgelehrte über Ehrbar's Prolongement veröffentlicht haben, bedarf es hier keiner näheren Beschreibung. Nur der rühmlichen Anerkennungsschrift des Münchener Conservatoriums sei noch erwähnt, die (von Baron Perfall, Franz Lachner, Prof. Rheinberger, Prof. Bärmann und Anderen ausgestellt) Ehrbar's Prolongement „eine geniale Verbesserung" nennt, „wodurch ein großer Theil unserer classischen Clavierwerke, besonders der Orchester-Clavierarrangements in sonst unmöglicher Vollkommenheit ausgeführt werden kann". — Auch der höchste Norden hat einige werthvolle Beiträge zur Clavieraussstellung nach Paris gesendet; wir nennen insbesondere die klangvollen Concertflügel von C. Schröder aus Petersburg, von Malecki aus Warschau und von Gebrüder Hals aus Christiania. Spanien und Italien hingegen haben sich in der Clavierfabrikation noch immer nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhoben. Als eine neue gelungene Ausführung einer alten Idee ist noch der von August Wolff (dem intelligenten Chef des Hauses Pleyel) erfundene „Transpositeur" zu nennen, der auf jedem Piano leicht anzubringen ist und vortrefflich functionirt. Sänger und Sängerinnen, die ihre Accompagnateurs täglich mit dem Begehren in Verzweiflung bringen, das aufgelegte Gesangstück a vista bald höher, bald tiefer zu transponiren, sollten sich Wolff's „Transpositeur" anschaffen.

Im Allgemeinen sahen wir mit Befriedigung, daß die große Mehrzahl der Aussteller lieber darauf bedacht war, gute Pianos nach bewährten Mustern zu bauen, als mit zweifelhaften „Erfindungen" zu prahlen. Insbesondere hat die früher epidemische Sucht, neue Mechaniken zu ersinnen, sich gottlob besänftigt und der Einsicht Platz gemacht, daß durch Erard, Pleyel, Broadwood u. s. w. eine leicht ansprechende und verläßlich repetirende Mechanik, auf lange hinaus ausreichend, geschaffen ist. Die Aufmerksamkeit intelligenter Claviermacher scheint jetzt mehr auf die übrigen Hauptbestandtheile des Pianos, auf den Saitenbezug und den Resonanzboden gerichtet. Es sind hierin schon große Fortschritte geschehen, aber noch lange ist es nicht gelungen, einem Uebelstand, der raschen Abnützung der Claviere, zu steuern. Man könnte es ein Unglück nennen, das die Pianos mit den Weltausstellungen selbst theilen: das darauf verwendete Capital von Geld, Arbeit und Intelligenz steht in keinem Verhältniß zu der kurzen Dauer des fertigen Werks. Ein gutes Blasinstrument, eine schöne Harfe hat man für seine Lebenszeit, eine Violine noch darüber hinaus, für Kinder und Kindeskinder, — warum verliert gerade ein Flügel nach acht bis zehn Jahren seine Klangschönheit, seinen ganzen Jugendreiz? Offenbar trägt die Senkung des Resonanzbodens die Hauptschuld, wie wir an alten schrill und tonlos gewordenen Clavieren studiren können, die vor zwanzig und dreißig Jahren durch ihren Wohllaut entzückten. Nach dieser Richtung hin ist für den Erfindungsgeist genialer Köpfe noch Raum genug.

Einer ganz eigenthümlichen Erfindung sei hier noch Erwähnung gethan, da sie einiges Aufsehen macht: das „Piano à claviers doubles renversés" von Mangeot in Paris. Von den zwei Manualen ist die untere die gewöhnliche Claviatur, die zweite darüber befindliche bringt die Tasten in umgekehrter Ordnung, sie schreitet von den höchsten Tönen, von links nach rechts, zu den tiefsten weiter, so daß die rechte Hand des Spielers den höchsten Discant und den tiefsten Baß gleichzeitig in unmittelbarster Nähe hat, und die linke Hand desgleichen. Weite Sprünge, die auf dem gewöhnlichen Piano schwer und unsicher auszuführen sind, erreicht man somit leicht und zuverlässig, auch lassen sich neue Clavieressecte ersinnen und Passagen ausführen, die sonst nur auf zwei Clavieren, also von zwei Spielern zu realisiren sind. Ein brillanter Virtuose aus Liszt's Schule, Herr Zarembsky, macht auf diesem Doppelclavier erstaunliche Sachen. Aber es gehört ein Virtuose dazu, und selbst für

Digitized by Google

den Virtuosen eine lange Uebung, um sich auf dieser „umgekehrten Claviatur", die jedem gewöhnlichen Spieler unerlernbar vorkommt, zurechtzufinden. In die Hausmusik und ernste Concertmusik dürfte sich Mangeot's Instrument kaum jemals einbürgern; es bleibt ein „Piano exceptionel" und wird auch wol nur ausnahmsweise einigen, für die gewöhnlichen Effecte blasirten Virtuosen dienen.

In der Fabrikation von Harmoniums steht in Frankreich bekanntlich quantitativ Alexandre obenan, der diesem Instrument durch großartige Industrie von den höchsten bis zu den niedrigsten Preisen zuerst allgemeinen Eingang verschaffte. Dieses Verdienst und dieser Name müssen jetzt für die geringere Solidität der Waare entschädigen. In künstlerischer Vollendung wird Alexandre, dessen Fabrikate seit zehn bis fünfzehn Jahren keine Verbesserung zeigen, von Debain, Müstel und Rodolphe übertroffen; ihre Harmoniums und Salon-Orgeln sind musterhafte Arbeiten. Außer den Franzosen erscheinen auf der diesjährigen Ausstellung nur die Amerikaner als Meister des Harmonium. Die Bostoner Firma Mason & Hamlin, sowie das Haus Estey & Comp. in Brattleboro (Nordamerika) legen hier mit ihren vortrefflichen Harmoniums wohlverdiente Ehre ein. Vielleicht helfen die amerikanischen Instrumente die richtige Einsicht verbreiten, daß, im Gegensatz zu der von den Franzosen gern übertriebenen Anzahl von Registern, die Zahl von sechs bis höchstens sieben Spielen die Grenze bezeichnet, über welche das Harmonium in der Regel nicht hinausgehen soll. Die Harmoniums von Mason & Hamlin, sowie von Estey sind theurer als die deutschen und französischen, excelliren aber durch schöne Mechanik und vollen, orgelartigen Ton. — Die Orgel selbst ist auf der Ausstellung am Glänzendsten durch Cavaillé-Col, den Altmeister der Orgelbaukunst in Frankreich vertreten. Ihm zunächst machen sich die Orgeln von Merklin in Paris und von Rieger in Jägerndorf äußerst vortheilhaft bemerkbar. Rieger ist gegenwärtig ohne Frage der beste Orgelbauer im Kaiserthum Oesterreich, über dessen Grenzen hinaus die Rieger'schen Orgeln bekanntlich geschätzt und gesucht sind. Sie sind nach dem Vorgang Walker's nach dem Kegelladen-System gebaut, überdies mit einer zweckmäßigen neuen Einrichtung, mittels welcher man jedes Ventil leicht herausnehmen kann, ohne die Pfeifen abheben zu müssen. Im Ganzen befinden sich weniger große Orgeln auf der diesjährigen Ausstellung, als 1862 in London, 1867 in Paris. Die „Königin der Instrumente" ist eben schwer und kostspielig zu transportiren.

Was die Streichinstrumente betrifft, so sind sie hauptsächlich durch Gand in Paris, Mahiller in Brüssel, Lemböck und Bucher aus Wien trefflich vertreten. Der Altmeister J. B. Vuillaume, der 1867 auf der Pariser Ausstellung glänzte durch seine prachtvollen Copien alter italienischer Geigen, ist bald darauf verstorben. Sein Geschäft, das er als Künstler in höchst persönlicher Weise, mit nur wenigen (meist deutschen) Arbeitern betrieb, ist auf keinen Nachfolger übergegangen. Eine kleine, schöne Erfindung von ihm, die „Sourdine-pédale", eine an jeder Geige leicht anzubringende Stahlspange, welche durch einen leichten Druck des Kinns, auf den der Saitenhalter gegen die Saiten aufsteigt und sie dämpft, scheint keine Verbreitung gefunden zu haben und ist seltsamer Weise gänzlich verschollen. Und doch vermochte der Virtuose damit während des Spiels in jedem Augenblick jede beliebige Stelle oder Note „con sordino" vorzutragen, ohne deshalb den Arm oder die Hand aus der Lage zu bringen. Diese kleine sinnreiche Vorrichtung, welche das zeitraubende, unbequeme Aufsetzen der Sordinen überflüssig macht, verdiente der Vergessenheit wieder entzogen zu werden. Etwas Neues im Fach des Violinbaues wird kein Kundiger erwartet haben. Während in der Fabrikation der Blasinstrumente neue Verbesserungen und Erfindungen (besonders für Militärmusik) an der Tagesordnung sind, ja der Reformtrieb mitunter an das Krankhafte streift, suchen die Geigenmacher heute noch mit Recht ihren Ruhm in der genauen Wahrung der alten Form und der möglichst getreuen Nachahmung der alten italienischen Meister. Mit Vergnügen bemerken wir, daß unter allen ausgestellten Contrabässen kein einziger dreisaitig ist,

Digitized by Google

und doch hat diese mangelhafte (in Italien noch heute herrschende) Form vor fünfzehn Jahren noch in Frankreich geherrscht. Nicht länger dürfte es her sein, daß unser vierfaitiger Contrabaß im Pariser Conservatorium ausschließlich gelehrt wird. Von diesem Augenblick aber verschwanden auch aus allen Pariser Orchestern die dreisaitigen Instrumente. Das Pariser Conservatorium übt über die Musik Frankreichs eine centralistische, zwingende Macht, ähnlich wie die Akademie bezüglich der Sprache.

Künstlerisch vollendete Violinen können nicht fabrikmäßig verfertigt werden; jedes Stück bedarf der ganzen liebevollen Hingebung eines nur von wenigen Gehilfen unterstützten Meisters. Das Arbeitslocal des alten J. B. Vuillaume („aux Ternes") war ein Atelier und keine Fabrik. Außer den Künstler- und Virtuosengeigen (instruments de prix) bedarf jedoch die Musikwelt einer großen Menge billigerer Streichinstrumente (instruments de pacotille), und diese, sowie die gebräuchlichsten Blasinstrumente lassen eine rationelle fabrikmäßige Verfertigung zu. Frankreich steht in beiden Zweigen obenan; zwei Pariser Firmen, Gautrôt und Thibouville-Lamy bieten dafür die lehrreichsten Beispiele. Gautrôt's Fabriken (die eine in Paris, die andere in Chateau-Thierry) arbeiten jede mit einer Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft und beschäftigen zusammen 600 Arbeiter. Sie liefern jährlich circa 47,000 Stück, worunter 24,000 Metallblasinstrumente, welche nach allen Welttheilen exportirt werden. Ein Seitenstück sind dazu die Fabriken von Thibouville-Lamy, deren eine in Mirecourt für Streichinstrumente, die zweite in La Couture für Holzblasinstrumente, die dritte endlich in La Grenelle für Violinsaiten und Blechinstrumente bestimmt ist. Die Stadt Mirecourt in den Vogesen, deren Einwohner seit Menschengedenken die Geigenfabrikation betreiben, ist eine der interessantesten Gewerbstätten Europa's. Es sind jetzt über dreißig große Geigenfabriken dort, welche zusammen etwa 500 Arbeiter beschäftigen. Von diesen arbeiten nur wenige (die mit dem Lackiren und der letzten Vollendung der Violine beschäftigt sind) in der Fabrik selbst, die meisten arbeiten in ihren Wohnungen, nach der Stückzahl. Der Fabrikherr gibt jedem solchen Arbeiter die nöthigen Bestandtheile zum Bau eines Instrumentes, also wenn dies eine Violine ist, Decke, Boden, Zargen und Hals, dazu eine Mustergeige. Der Arbeiter bringt die fertige Geige in rohem Zustand zurück. Sie wird in das Atelier gebracht, dort nach allen Dimensionen mittels Präcisionsinstrumenten geprüft, lackirt und der letzten Vollendung zugeführt. Dasselbe Verfahren gilt auch für die übrigen Instrumente, namentlich Guitarren, Leiern (vielles) und Drehorgeln. Die in La Couture fabricirten Blasinstrumente müssen zur letzten Prüfung und Vollendung in Thibouvilles vierte Fabrik nach Paris geschickt werden, welche das Centrum seiner Handelsoperationen bildet. Die Gesammtzahl der von Thibouville beschäftigten Arbeiter beträgt an 500, der jährliche Umsatz zwei Millionen Francs. Im Interesse der Regelmäßigkeit in Güte der Fabrikation läßt Thibouville seine sämmtlichen Werkführer (contre-maîtres) und die hervorragendsten Arbeiter und Beamten nach Maß ihrer Fähigkeiten mit Procenten an dem Ertrag seiner Fabriken theilnehmen, eine Maßregel, deren Erfolg er als überraschend günstig schildert. Thibouville verkauft zu fabelhaft billigen Preisen; wir haben ganz anständige Geigen von 5—10 Francs, Guitarren für 6 Francs, ein gutes Cello zu 60 Francs aus seiner Fabrik gesehen. Gegen solche Dimensionen stechen die deutschen und österreichischen Verhältnisse sehr dürftig ab. Während die Fabriken Gautrôt's oder Thibouvilles hundert Clarinettröhren liefern, kann der österreichische Fabrikant mit Handarbeit und wenigen Gesellen kaum fünfzehn Röhren um denselben Preis verfertigen. In der Regel kostet auch eine deutsche oder österreichische Clarinette noch einmal so viel als eine französische. Ein deutsches kleines Mirecourt ist die Stadt Markneukirchen in Sachsen und ein kleineres Markneukirchen unser Graslitz und Schönbach im böhmischen Erzgebirge. Wie es Individuen gibt, die von Kindheit eine besondere Lust und Geschicklichkeit zu irgend einer speciellen Handarbeit zeigen, so auch mitunter ganze Ortschaften und Gegenden. Mirecourt, Markneukirchen, Graslitz, Schönbach und Mittewald (Baiern) sind geradezu Instru-

Digitized by Google

mentenmacher-Städte. In Graslitz beschäftigen sich ungefähr 2000 Einwohner mit Verfertigung von billigen Musikinstrumenten, welche auch auf der gegenwärtigen Pariser Ausstellung (wenngleich nur spärlich) vertreten sind.

Im Fach der Blasinstrumente, sowol in Holz als in Metall, haben Franzosen und Belgier sich durch ungemein schöne, geschmackvolle Arbeiten besonders hervorgethan. Sie haben überdies ihre Instrumente in schmucken Glaskästen sehr zierlich ausgestellt und nicht versäumt, für Virtuosen zu sorgen, welche die Instrumente der Jury vorspielten. Wunderschöne Clarinetten, Oboen und Saxophons hat Goumas (früher „Crampon") ausgestellt; schöne Metall- und Holzblasinstrumente die Franzosen Thibouville-Lamy, Gautrot, die belgische Firma Mahillon. In der Specialität cylindrischer Flöten (meist von Silber) machte sich Lot höchst vortheilhaft bemerkbar. Von England waren gar keine Blasinstrumente gekommen; hingegen haben mehrere Wiener Firmen, insbesondere Uhlmann, Stewasser, Stocher, sich hervorgethan. Der berühmteste österreichische Metall-Instrumentenfabrikant F. Cerveny in Königgrätz (Böhmen), bereits mit Medaillen über und über bedeckt, fehlt auch diesmal nicht. Einen schweren Stand vor der Jury hatten, wie immer, die Wiener Flöten, so schöne Exemplare auch Lausmann, der verdienstvolle Nachfolger Ziegler's in Wien, vorwies. In Oesterreich hält man mit rührender Treue fest an der alten („Wiener") Flöte, während in Frankreich ausschließlich nur die Böhm'sche Flöte fabricirt und gespielt wird. Theobald Böhm in München hat das unvergängliche Verdienst, nach strengwissenschaftlichen Principien die Bohrung der Flöte versucht, die Tonlöcher an ihre richtige Stelle gesetzt und so ein rationelles System statt des früheren empirischen Verfahrens begründet zu haben. Die schöne Mechanik der Böhm-Flöte, ihre weit reinere Stimmung, ihre leichte die Lungen schonende Ansprache sind eben so viele Vorzüge vor der „alten" Flöte. Allein ihr Ton — so scheint es uns wenigstens — ist nicht mehr der alte, süße Flötenton mit seiner Weichheit und seinem poetischen Timbre; er nähert sich dem Klarinettcharakter. Trotzdem gehört dem System Böhm die Zukunft, auch in Oesterreich, mit jeder Weltausstellung gewinnt es einen neuen Vorsprung. Die Gegenwart gehört ihm schon längst in Frankreich, Belgien, England, einem großen Theil von Deutschland, Italien und Nordamerika. Oesterreich wird zögernd und trauernd nachfolgen, aber nachfolgen wird es. Hingegen wird Frankreich über kurz oder lang seine unbegreifliche Anhänglichkeit an die antiquirten Zugposaunen und Naturhörner aufgeben und blasen müssen, wie man in Deutschland und Oesterreich bläst. Fügen wir noch bei, daß die Schweizer auf dieser Weltausstellung, wie auf allen früheren durch ihre reizenden Spieluhren, Spieldosen und sonstigen musikalischen Automaten glänzen, so dürfte das Wesentliche unseres heutigen Thema's erledigt sein. —

Das wahrscheinliche Resultat der Preisvertheilung beschäftigt jetzt schon in aufregender und sorgenvoller Weise die Aussteller. Die französische Commission hat nämlich die Verordnung erlassen, daß kein Aussteller aus irgend einem Grund (— er wäre denn Mitglied der Jury —) sich der Beurtheilung entziehen und „hors concours" erklären dürfe. Dieses Verbot führt zu großen Nachtheilen und hätte wenigstens Ausnahmen zulassen sollen für berühmte, bereits mit goldenen Medaillen geschmückte Firmen. Diese Firmen zittern jetzt natürlich vor der Möglichkeit, vielleicht mit einer silbernen Medaille bedacht und dadurch auf das Nachtheiligste „declassirt" zu werden. Hingegen fürchten wieder die besseren Fabrikanten zweiten Ranges und jüngeren Datums (mit mehr Grund) das Gegentheil, daß nämlich die vier, höchstens fünf goldenen Medaillen, welche auf die Classe der Musikinstrumente entfallen dürften, wiederum den altbekannten „ersten Firmen" zuerkannt und daß sie, die Jüngeren, auf diese Art niemals avanciren, niemals zur Goldmedaille gelangen werden. Bei der Pariser Weltausstellung von 1867 ließ man nicht weniger als fünf der allerersten Fabrikanten sich hors concours erklären: Erard, Pleyel und Wolff, Henri Herz, Gavaille-Col und J. B. Vuillaume. Es war

Digitized by Google

dies ganz in der Ordnung und nach zwei Seiten hin willkommen: jene ersten Firmen konnten sich des ungefährdeten Besitzes ihrer früher erworbenen Goldmedaillen erfreuen und ausgezeichnete jüngere Kräfte gelangten dadurch zu der sonst unerreichbaren vollen Anerkennung ihrer Leistungen [1]).

Zu lange schon habe ich mich bei den Instrumenten aufgehalten, — meine Entschuldigung ist, daß sie besser sind, als was darauf gespielt wird in der Ausstellung. Bekanntlich finden in dem neuerbauten riesigen Festsaal auf dem Trocaderohügel und in dem anstoßenden kleineren („Salle des conférences") wöchentlich mehrere Concerte statt, durch die ganze Dauer der Weltausstellung. Diese Concerte sind nach Nationen geordnet und reserviren selbstverständlich hier, wie bei den Industrie-Erzeugnissen, den Franzosen den weitaus größten Raum. Nicht weniger als zehn große Orchesterconcerte und sechzehn Kammermusikproductionen sollen ausschließlich Instrumentalcompositionen von neueren Franzosen enthalten! Die Commission hat das Jahr 1830 als chronologischen Ausgangspunkt fixirt und innerhalb dieser Grenzen den noch lebenden Componisten die weitgehendste Bevorzugung zugesichert. Daraus muß nothwendig eine empfindliche Monotonie dieser „officiellen Concerte" entstehen. Ein wirksames Mittel, solche Monotonie zu mildern (wenn man schon durchaus ausschließlich französische Programme wollte), ließ sich die Ausstellungscommission entgehen, indem sie alle vor dem Jahr 1830 componirten Musikstücke ausdrücklich verbot. Durch eine gut gewählte und chronologisch geordnete Reihe von Compositionen Lully's, Rameau's und Rousseau's und der gefeierten Tondichter aus der Revolutions- und Kaiserzeit hätte man für das musikalische Interesse und für den Ruhm französischer Kunst gewiß gleichmäßig gut gesorgt. Die Thaten der neueren französischen Componisten auf rein instrumentalem Gebiet sind bekanntlich dünn gesäet und selten Heldenthaten. Die Franzosen sind eine theatralische Nation; als Musiker glänzen sie in der Oper und keineswegs in Symphonien und Quartetten. Sie begehen ein Unrecht gegen ihre eigene Musik, indem sie Auber, Herold, Halévy, Gounod, Ambroise Thomas, Délibes u. s. w. durch Instrumental-Compositionen repräsentiren.

Dem musikliebenden Publicum heißt es aber viel zumuthen, zehn Orchester- und sechzehn Kammermusik-Concerte nacheinander zu hören, in welchen nur neu-französische Compositionen (mitunter sehr mittelmäßige) gespielt werden. Dergleichen nette, pikante, aber meistens oberflächliche und reflectirte Musik kann als Zwischenspiel oder Dessert willkommen sein; aber als einzige ausschließliche Nahrung verdirbt sie uns die gute Laune, wo nicht den Magen. Die Theilnahme des Publicums dafür ist auch im Abnehmen, wie ja vorauszusehen war. Der Reiz der Neugierde, welcher Anfangs die Leute in's Concert lockte, welche den großen Festsaal sehen wollten, hat sich schnell gelegt, umsomehr, als dieser colossale Raum sich als akustisch schlecht erwies. Die zarten und leisen Sätze klingen zu matt, die Forte- und Fortissimostellen hallen durcheinander und erzeugen ein störendes Echo. Außer diesen „officiellen", rein französischen Concerten sollen Concerte anderer, fremdländischer Nationen stattfinden. Die Holländer haben (vor leeren Bänken) zwei Concerte gegeben; ihnen folgten mit besserem Erfolge die Italiener, repräsentirt durch das Theaterorchester der „Scala" in Mailand. Die sehr zahlreiche italienische Colonie in Paris that dafür alles Erdenkliche an Reclame und brachte in der That ein zahlreiches Auditorium und donnernden Applaus zu Stande. Wie gering aber der Genuß für den ernsthafteren Musiker sein muß, dem lauter Opernfragmente (ohne Gesang), Märsche und Ouverturen von Faccio, Ponchielli, Bottesini, Gomez, Petrella, Catalini, Bazzini ꝛc. ꝛc.

[1]) Mehrere Jurvclassen haben sich mit der Bitte an die französische Generalcommission gewendet, den „Rappel de la médaille" zu gestatten; so daß die seit 1867 auf gleicher Höhe gebliebenen ersten Firmen mit keiner neuen Medaille bedacht, sondern nur im Besitz der früheren bestätigt werden möchten. Die Entscheidung steht noch aus.

Digitized by Google

geboten werden, braucht wol kaum erst gesagt zu werden. Von den Italienern wollen wir Operngesang und Sänger, nicht Symphonien — sie sind eine musikalischere Nation als die Franzosen, aber eine noch weniger symphonistische. Nun werden noch spanische, dänische und nordamerikanische Orchesterconcerte erwartet, mit Werken von ausschließlich spanischen, dänischen und amerikanischen Componisten, deren Namen man wahrscheinlich nie zuvor gehört hat. An Ort und Stelle würde diese neue Bekanntschaft für jeden musikalischen Reisenden sehr interessant sein, in dem aufregenden und ermüdenden Treiben einer Pariser Weltausstellung fehlt uns die Zeit, die Lust, die Ausdauer für so anstrengenden Concertbesuch. Was aber in dieser langen Serie von Concerten das Befremdendste und Beschämendste ist: die wahren, großen Meister der Instrumentalcomposition, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann fehlen. Man hat eben, kleinlich genug, diese Männer für „deutsche Componisten" erklärt, während sie doch Componisten der Welt sind. Die Franzosen hätten die Werke dieser Meister mit ihrem besten Orchester aufführen sollen, da sie doch wußten, daß das Deutsche Reich sich an der Weltausstellung nicht betheiligte und ihre Hoffnung auf das Erscheinen der Wiener „Philharmonischen Gesellschaft" eine sehr zweifelhafte war. Die Wiener Philharmoniſten wären gerne nach Paris gekommen, wo ja ihre Leistungen gewiß die Palme errungen hätten, würde man ihnen eine bescheidene Entschädigung für die bedeutenden Reise- und Aufenthaltskosten bewilligt haben. Einer Gesellschaft von etwa neunzig Orchesterspielern, die von ihrer Kunst leben, kann man solches Opfer vernünftigerweise nicht zumuthen. Selbst das so nahe Belgien, desgleichen England, hält sich von den Pariser Concerten fern, lediglich aus financiellen Gründen, wie es officiell erklärt hat. Auch zahlreiche andere Absagen und Entschuldigungen sind bereits aus verschiedenen Ländern eingelaufen und reißen ein ansehnliches Loch in das auf „Universalität" angelegte Programm der Trocadero-Concerte. Das Unternehmen erweist sich als nicht glücklich organisirt; die französische Commission wollte mit ihren Concerten offenbar zu viel und findet weder bei den Spielern (aus dem Ausland), noch bei den Hörern den gehofften enthusiastischen Zuspruch. Hingegen hat sie versäumt, für die musikalische Belebung des Ausstellungsparkes selbst zu sorgen, wo es 1867 so lustig zuging und jetzt so ernsthaft aussieht. Der Zudrang, welcher hier zu der anspruchlosen Nationalmusik der ungarischen Zigeuner stattfindet, zeigt, welche Art von Musik die Besucher einer Weltausstellung wünschen. Man will Musik im Freien hören, frische, nationale Weisen, nicht aber lange, steife Concerte von dritthalbstündiger Dauer im geschlossenen Raum. Auch die Nationalmusik aller Völker, die „musique pittoresque", wie die Franzosen sagen, sollte in eigenen Concerten im Trocadero-Local repräsentirt sein: die Anmeldungen sind aber so schwach ausgefallen, daß wahrscheinlich nur die Tiroler und die Zigeuner dort die „Nationalmusik aller Völker" vertreten werden.

Paris, den 1. Juli 1878. Ed. Hanslick

Digitized by Google

βφ. **Muster altdeutscher Leinenstickerei.** Gesammelt von Jul. Lessing. Berlin, Verlag von Franz Lipperheide.

Unter den zahlreichen Publicationen, deren Zweck es ist, der Nadelarbeit wieder eine künstlerische Richtung zu geben, verdi en die oben genannte aus verschiedenen Gründen besondere Auszeichnung. Wenn die weiblichen Arbeiten lange Zeit in einem sehr schlechten, und leider sehr wol verdienten schlechten, Rufe standen, so hatte das keineswegs darin seinen Grund, daß die heutige — oder sagen wir: die gestrige — Damenwelt weniger geschickt, weniger fleißig, weniger guten Willens gewesen wäre, als die frühere. Sie hatte nur, wie alle Welt, das Bewußtsein verloren, daß der Stil in den ornamentalen Künsten von dem Stoff und der Technik abhängig ist. Wer die Verirrten auf den rechten Weg zurückführen will, muß daher dieses Moment vor Allem in's Auge fassen, und thut wohl, nicht Muster in bunter Reihe, und wären es die besten, hinaus zu geben, sondern die verschiedenen Gebiete scharf abzugrenzen, wie es Prof. Lessing hier gethan hat. Man muß aber auch gerade der Leinenstickerei wieder größere Verbreitung wünschen, weil sie nicht, wie manche andere Nadelarbeit, vor Allem die Perlenstickerei, dazu verleitet, Unnützes zu schaffen, vielmehr so recht geeignet ist, die Freude an sinniger und praktischer Ausschmückung des Hausrathes neu zu beleben. Die Muster, 142 an der Zahl, sind mit sorgsamer Wahl den besten Vorbildern — alten Arbeiten, namentlich Merktüchlein, Musterbüchern und Gemälden — entlehnt und vortrefflich ausgeführt. Daß der Herausgeber, dessen Collegen Luthmer und Ewald dem Werkchen eine sehr freundliche Außenseite verliehen haben, nicht geneigt zu sein scheint, den ganz unpassenden Namen „Holbeintechnik" für ein aus lauter rechten Winkeln zusammen gesetztes, auf beiden Seiten gleich erscheinendes Ornament anzunehmen, bemerken wir mit Vergnügen. Die Beigabe von Buchstaben und von Reimsprüchen für Tafeltücher u. s. w. wird allgemein willkommen sein.

ε. **Sprachschatz der Sassen.** Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. I. und II. Heft. Brandenburg, Verlag von Adolph Müller. 1878.

Der berühmte Kartograph, auf diesem seinem Hauptgebiete durch scharfen Blick für das Charakteristische, wie durch unermüdlichen und glücklichen Sammlerfleiß ausgezeichnet, legt uns hier das Resultat einer Arbeit von sechzig Jahren vor, welche scheinbar mit seiner bisherigen Lebensaufgabe nicht zusammenhängt. Doch wenn der „Sprachschatz der Sassen" mehr die Arbeit des Liebhabers, als des Fachmannes ist, so hat ihr andererseits der Geograph manch' einen eigenartigen und werthvollen Zug mittheilen können, welcher dem Philologen nicht zu Gebote stand. — Heinrich Berghaus, im Jahre 1797 zu Cleve geboren, „ein niederrheinischer Westfale", wie er sich selbst im Vorwort seines Werkes nennt, ist ein Plattdeutscher von Geburt und seit seinem 21. Jahre unaufhörlich damit beschäftigt gewesen, Sammlungen seiner heimathlichen sowol, als aller anderen Mundarten des „Platt" anzulegen und fortzuführen. Der Einfluß der geographischen Anschauung macht sich vornehmlich in der Eintheilung und Begrenzung der verschiedenen Mundarten geltend. Berghaus nimmt zwei Hauptmundarten an; die weiche und die harte; jene unter dem Einfluß des Küstenklimas, diese im Binnenlande, mit all' den vielfachen Einwirkungen der geographischen Bodengestaltung und der Wanderungen der Volksstämme. Wir begrüßen mit Vergnügen den Anfang eines Werkes, welches sich nicht darauf beschränkt, Worterklärungen zu geben, sondern mit einer gewissen, nicht unangenehmen Gesprächigkeit auch die Redensarten, die Sitten und Gebräuche überliefert und den „niederdeutschen Sprachschatz" dadurch zu einem Bilde niederdeutschen Lebens erweitert.

φ. **Vom indischen Ocean bis zum Goldlande.** Reisebeobachtungen und Erlebnisse in vier Welttheilen. Von Dr. Hermann W. Vogel. Berlin, Theobald Grieben. 1877.

Ein weit gereister Mann, legt der gelehrte, aber dennoch „vielgewandte" Verf. in dem angezeigten Werke nieder, was er auf seinen Reisen erfahren und geschaut; schlicht und einfach, als wenn er daheim säße, im Kreise seiner Lieben, die wißbegierig den Zurückgekehrten umringen. Von Prätensionen irgend welcher Art keine Rede; desto mehr Wärme, Gemüth und Empfänglichkeit! Es sind keine wissenschaftlichen Resultate, mit denen der Autor diesmal vor sein Publicum tritt, sondern allgemein interessante Schilderungen, mehr oder weniger farbenprangende Bilder, in deren Mittelpunkt als liebenswürdiger Custode und sympathischer Mensch der Verfasser steht, oft im Reisenegligée, aber eben darum dem Leser um so näher. Immer sind es wissenschaftliche Anläße gewesen, welche Vogel fernen Zielen zugeführt haben; und der amtliche Charakter derselben hat ihm oft Gelegenheit gegeben, mehr zu sehen, als anderen Reisenden beschieden. In vier Abschnitten schildert er Reisen nach Aden in Südarabien und Aegypten, Amerika und den Nicobaren im indischen Ocean. Die ersterwähnte unternahm er als Mitglied der norddeutschen Sonnenfinsterniß-Expedition nach Aden 1868, die zweite als Theilnehmer des amerikanischen photographischen Congresses in Cleveland (1870), während er das andere Mal Amerika als Jury-Mitglied der Philadelphia-Ausstellung betrat. 1871 betheiligte er sich an der wissenschaftlichen Expedition, welche die große totale Sonnenfinsterniß vom 16. April beobachten sollte. Die Fahrten nach allen diesen Punkten boten mehr noch als die Bestimmungsorte, unter denen sich in der Schilderung Vogel's jedenfalls am interessantesten die nicobarische Insel Camorta ausnimmt, eine unendliche Fülle der verschiedenartigsten Länder- und Städtebilder. Die Schönheiten der Vegetation, die großartigsten Gebilde der Natur, neben Wunderwerken von Menschenhand geformt, die Poesie des Meeres neben der tropischer Länderstriche, die charakteristische Eigenart südlicher Völkercaeen gegenüber den Sitten und Gebräuchen der Einwohner Amerika's lernte der Reisende aus unmittelbarster Anschauung kennen und weiß von ihnen unterhaltend zu erzählen. Was dem deutschen Leser die Schrift noch besonders werth machen

Digitized by Google

wird, ist der echt deutsche Standpunkt, den Vogel einnimmt und weder im fernen Westen des fünften Welttheils, noch auf den Nicobaren im indischen Ocean oder sonstwo verläßt.

Fr. **Rußlands Geschichte und Politik.** Dargestellt in der Geschichte seines hohen Adels. Von Dr. Arthur Kleinschmidt. Cassel, Th. Kay. 1877.

Die Bedenklichkeit des Unternehmens, die „Geschichte und Politik" eines großen, wesentlich bureaukratisch regierten Staates in Notizen über den Adel desselben zu erzählen, wird im vorliegenden Fall noch durch den Umstand gesteigert, daß der Unternehmer die Sprache des Landes, von welchem er handelt, gar nicht, die Zustände desselben nur unvollständig kennt. Der erste Mangel erhellt aus der Aufzählung der Quellen, deren Herr Kleinschmidt sich bedient hat und die am Schluß seines Buchs aufgezählt sind; der zweite aus den Irrthümern, in welche er sich trotz seines unverkennbar auf die Sache verwendeten Fleißes verwickelt hat. Zum „hohen Adel Rußlands" rechnet der Verfasser (dem merkwürdiger Weise nicht einmal das bekannte Harthausen'sche Werk zugänglich gewesen zu sein scheint) diejenigen Familien, die ihm bekannt geworden sind, und innerhalb dieser Familien macht er nur diejenigen Glieder derselben namhaft, über welche seine Quellen ihm Auskunft gegeben haben; von dem Verhältniß, in welchem die hohe russische Aristokratie zu den Adelsgeschlechtern Finnlands, der Ostseeprovinzen, Polens u. s. w. steht, und der eigenthümlichen Bedeutung der Adelsverbände dieser Länder hat Herr Kleinschmidt offenbar nur unklare Vorstellungen. So hat nicht ausbleiben können, daß seine Darstellung an empfindlichen Lücken und handgreiflichen Unrichtigkeiten laborirt, dessen zu geschweigen, daß die, für die Beurtheilung modernrussischer Zustände maßgebenden Gesichtspunkte nicht einmal angegeben sind.

Zunächst fehlt eine Anzahl von Namen, die in der russischen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt haben und — wenn von einem hohen Adel Rußlands überhaupt die Rede sein kann — zu demselben gezählt werden müssen. Wir nennen beispielsweise die Grafen Nesselrode, die Finnländer Suchteln, Graf Armfeldt und Baron Nicolay, die Estländer Grafen Grabbe und Stackelberg, die Livländer Graf Berg, v. Knorring, v. Budberg, die nicht-gräflichen Sivers und die v. Mengden, die Kurländer Graf Lüders, Graf Medem, Graf Lambsdorf, v. Bistram, die Polen Potocki und Wielehorski und die russificirten Litthauer Fürsten Druzki-Lubezki und Chreptowitsch. Nicht unbedeutend ist ferner die Zahl unberücksichtigt gebliebener russischer Adelsfamilien von geschichtlicher Bedeutung, als der Jakowlew, der nicht-gräflichen Bulgakow, der Grafen Sumarokow, der Sherebzow, Bakunin, Sinowjew, Bludow, der nicht-fürstlichen Lwoff u. s. w. Aber auch die über die namhaft gemachten Familien veröffentlichten Mittheilungen sind häufig unvollständig, in einzelnen Fällen direkt unrichtig. Unter den Walujew fehlt z. B. einer der bekanntesten Träger dieses Namens, der Slavophilen-Schriftsteller Dimitry W., ein Vetter des Ministers, unter den Tscherkassky das bekannteste Glied dieser Familie, der Reorganisator Polens und Bulgariens, Fürst Wladimir Alexandrowitsch, unter den Grafen Pahlen der gegenwärtige Justizminister. Großentheils unrichtig sind ferner die Angaben über die Familie Lieven, die nicht aus Liv-, sondern aus Kurland nach Petersburg gekommen ist und erst in neuester Zeit in den genannten Provinzen ausgedehnten Grundbesitz erworben hat. Enkel der Fürstin Dorothea Lieven geb. v. Benkendorff hat es niemals gegeben, wol mehrere überlebende Söhne derselben, von denen einer noch jetzt lebt; der Oberceremonienmeister Fürst Paul Lieven und der Fürst Andreas Lieven sind Neffen, nicht Enkel der genannten Dame u. s. w. Daß der Verfasser über diese letzterwähnten Personalverhältnisse falsch unterrichtet gewesen, erscheint um so auffallender, als dieselben in einer der von ihm angezogenen Quellenschriften („A. d. Petersb. Gesellsch.") durchaus richtig angegeben sind. Unter den bezüglich älterer Zeiten begangenen Irrthümern ist der auffallendste auf S. 232 enthalten: Herr Kleinschmidt hält den Günstling der Kaiserin Elisabeth, den Andreasritter, Oberhofmeister und Senateur v. Münnich für einen Sohn des berühmten Grafen und Feldmarschalls, während derselbe ein Bruder des letzteren und niemals Graf, dagegen ein s. Z. nicht ganz unbekannter Schriftsteller war; sein Neffe, der Graf Ernst, hat es nie zu einer hervorragenden Stellung gebracht. Schließlich ist noch zu bemerken, daß es nie einen Fürsten Murawjew gegeben hat (auch der Vertheidiger von Kars ist nicht zu dieser Würde befördert worden), und daß die Angaben über die Familie Galyzin, auf welche der Verfasser besonderen Fleiß verwendet zu haben scheint, besonders unvollständig sind. Von der Existenz der ungezählten ärmeren Linien dieses Geschlechts, der Käptschik- und Firs-Galyzin (es gibt Träger dieses Namens, die halbe Bauern sind) hat Herr Kleinschmidt ebenso wenig Kunde erhalten, wie andere, außerhalb Rußlands lebende und mit der russischen Literatur und Sprache unbekannte Leute.

e. **Schiller's Werke.** Mit etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer. Stuttgart, Eduard Hallberger. 1878.

Von dieser Ausgabe der Werke Schiller's, welche seit einem Jahre in der Veröffentlichung begriffen, ist bereits ein Neudruck des bisher Erschienenen veranstaltet und eine zweite Subscription eröffnet worden. Indessen schreitet die Publication rüstig weiter, und wir haben mit Vergnügen zu constatiren, daß sie sich von Lieferung zu Lieferung glänzender entfaltet und mit Erfolg den Ruhm anstrebt, ein nationales Prachtwerk zu werden.

e. **Religion in ihrer Stellung zum modernen Materialismus.** Rede des Dr. Martineau. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ad. Sydow, Past. emerit. Berlin, G. Reimer. 1878.

Im Jahre 1874, wenige Wochen, nachdem Tyndall seine berühmte Rede vor der „British Association" in Belfast gehalten hatte, hielt Dr. Martineau, Director des „Manchester New College", eines theologischen Seminars der Unitarier, eine andere Rede, welche man gewissermaßen als einen Protest gegen jene be-

Digitized by Google

trachten darf. Tyndall's „Address“ ist längst in Deutschland bekannt geworden; aber auch Martineau's Rede verdient es, daß man sie bei uns lese. Denn sie ist in einem ruhigen und vernünftigen Geiste geschrieben; religiös, ohne confessionell zu sein, wenngleich wir mit ihr darin nicht übereinstimmen können, daß die Postulate des sittlich-religiösen Bewußtseins für ebenso (der Art und dem Grade nach) bewiesen gelten können, als das, was wissenschaftlich festgestellt ist, und daß man Theologie überhaupt als eine Wissenschaft behandeln kann in dem Sinne, wie etwa die Naturwissenschaft. Man kann nicht sagen, daß das Wesen der Religion, wie Martineau (S. 5) es definirt, „unabhängig ist von jedem möglichen Ergebnisse der Naturwissenschaften und durch alle unterschiedenen Lesarten über das Wesen der Dinge hindurch feststeht“. Indem uns Martineau den Beweis für seine Behauptung schuldig bleibt, weist er zugleich von vornherein jeden Gegenbeweis zurück. Er kommt damit wieder auf das subjective Glaubensbedürfniß hinaus, welches wir als das eigentliche Herrschaftsgebiet der Religion anzusehen haben, und innerhalb dessen wir ihre hohe Bedeutung und heiligende Kraft verehrend anerkennen. Wir glauben, aber wir wissen nicht! Wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, so wird ein Schriftchen, wie das vorliegende, nicht ohne heilsame Wirkung bleiben. Es widerlegt den Materialismus nicht; aber es weist ihn, aus den Forderungen der sittlichen Natur heraus, zurück und zeigt idealisch gestimmten Gemüthern den Weg, sich von ihm zu befreien. Herrn Dr. Sydow's Vorwort und Uebersetzung sind beide gleich trefflich, und dankbar empfangen wir diese Gabe aus den Händen eines Mannes, dessen Name sich identificirt hat mit allen lobenswürdigen Bestrebungen einer freisinnigen und toleranten Religionsübung.

ε. **Darstellung eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthumes.** Von Emil Naumann. Berlin, Rob. Oppenheim. 1878.

Die ausführliche Besprechung dieser interessanten Abhandlung gehört den Fachblättern an. Nur der Kern der Untersuchung soll hier mitgetheilt werden. Dem begabten Forscher ist die Nachweisung gelungen, daß sich das classische, speciell Bachsche Fugenthema nach einem geheimnißvollen, dem Genie unbewußten und doch fast consequent architectonischen Gesetz aufbaut. Die Umrißlinie des Themas zeigt eine deutliche Hebung und Senkung mit einem dazwischen liegenden Gipfelpunkt. Die Prüfung von einem halben Tausend, vornehmlich Bachscher Themen ergibt außerdem, was der Verfasser die „Isolirung des Gipfelpunkts“ nennt, ein merkwürdiges Herausstreten dieses Höhepunktes nämlich, wodurch er als Krone des tonalen Umrisses erscheint. Der Verfasser wünscht seine Abhandlung nur als Vorläuferin [illegible]dem Abschlusse nahen größeren Werkes über die Materie der Fuge betrachtet zu sehen. Der Hypothese, zu der ihn ein Grundzug seiner Natur treibt, ist zwar auch hier ein kleiner Spielraum angewiesen; aber sie tritt mit so beredter und vielgewandter Kraft auf, daß man sich ihr nicht entziehen mag und das neu entdeckte Stylgesetz, wenigstens in seinen Grundzügen, adoptiren wird. Nicht nur für den Tonkünstler, sondern auch für die höher gebildeten Laien ist die Naumann'sche Untersuchung anregend und belehrend.

ϱ. **Das Neueste über die Socialdemokratie.** Von Christoph Wild. Berlin, E. Bichteler & Co., Hofbuchhandlung. 1878.

Man kann dieses nützliche Schriftchen als eine Art von kleinem Katechismus über Geschichte, Organisation und Verzweigung der deutschen Socialdemokratie ansehen und zur Belehrung des großen Publicums wol empfehlen. Der Verfasser läßt sich nirgends von blindem Hasse hinreißen; er schreibt, so weit ein solcher Gegenstand es überhaupt zuläßt, ohne Parteileidenschaft und durchweg in einer klaren, allgemein faßlichen Sprache. Eine frühere Studie desselben Verfassers, „über und wider die Socialdemokraten“, in welcher der Versuch gemacht wird, die Ziele der Socialdemokratie zu präcisiren, ist laut Beschluß des Königl. Ministeriums des Innern in 100 Exemplaren angeschafft und an Beamte des genannten Ressortes vertheilt worden. Auch außerhalb der amtlichen Kreise verdient ein Schriftsteller Verbreitung, welcher den gemeinsamen Gegner in seinen Schlupfwinkeln aufsucht und mit dessen eigenen Waffen zu schlagen unternimmt.

ϱ. **Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches.** Für das deutsche Haus. Herausgegeben von Otto Hasemann. 1. Band. 1. Hälfte. Halle a/S., Max Niemeyer. 1877.

Eine Ethik in lexikalischer Form, so möchte man diese eigenthümliche Schrift bezeichnen. Das Buch umfaßt in 32 alphabetisch geordneten Artikeln (Abhängigkeit—Duldsamkeit) die eingehende und verständliche, wenn auch nicht immer hinreichend vertiefte Definition von Begriffen aus der Gesellschaft, Moral und Religion, und zwar eine Definition, die, vom Standpunkte wahrer Religiosität ausgehend, den gesunden und klaren Geist des Verfassers verräth. Daß dieser übrigens auch der Aesthetik nicht fremd gegenüber steht, bezeugt der Artikel „Anmuth“, der trotz seiner Kürze das Wesen des köstlichen Kleinods recht treffend charakterisirt. Die, unserer vielbeschäftigten Zeit so erwünschte lexikalische Form macht das Buch für die weniger philosophisch gebildeten Kreise recht brauchbar.

ε. **A Dictionary of music and musicians.** With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove. In two volumes. Vol. I, part. 1, 2. London, Macmillan & Co. 1878.

England bedurfte einer musikalischen Encyklopädie, die thätige Verlagshandlung hat in Grove den rechten Mann dafür gefunden. Das Werk hat sich das fünfzehnte Jahrhundert (1450) zum Ausgangspunkt genommen und reicht bis in's Erscheinungsjahr. Es ist schwer, über ein Lexikon ein maßgebendes Urtheil zu fällen, namentlich, wenn es den zweiten Buchstaben des Alphabets noch nicht ganz absolvirt hat. Was bis jetzt davon vorliegt (A—Boieldieu, 256 S.), ist mit hoher Sachkenntniß und Gründlichkeit, dabei in leicht faßlichem Stil geschrieben. In Artikeln, wie „additional accompaniments“, „Beethoven“, „Berlioz“, stellen sich Grove und

Digitized by Google

seine Mitarbeiter auf den modernsten Standpunkt kritischer Forschung. Der englischen Kunst ist natürlich ein größerer Platz angewiesen, als sie ihn in einer deutschen Encyklopädie beanspruchen dürfte. So umfaßt der Artikel „Bennett" (Sir William Sterndale) fast fünf volle Seiten. Bennett ist ein Schüler Mendelsohn's, und als solcher ein sehr vortrefflicher. „A composer of eminence" würden wir ihn darum doch nicht nennen. Abgesehen von solchen natürlichen patriotischen Ueberschätzungen stellt sich das Macmillan'sche Unternehmen als eine werthvolle und gewissenhafte Arbeit dar, der wenig Besseres an die Seite zu stellen wäre. Wir wünschen demselben den verdienten Erfolg und sind überzeugt, daß es auch in deutschen Bibliotheken seinen Platz finden wird, wenn die weitere Ausführung die Höhe der ersten Hefte einhält.

αγ. **Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust.** Von Wilhelm Creizenach. Halle a/S., Max Niemeyer. 1878.

Eingehende Untersuchung des Volksschauspiels vom Doctor Faust, das uns nur durch Berichte über alte Aufführungen und durch einige Puppenspiel-Manuscripte bekannt ist, darf überall auf lebhaften Antheil rechnen, wo man sich für Goethe's Faust interessirt. Ist es doch bekannt und liegt im Stücke selbst klar zu Tage, daß Goethe von dem Puppenspiel die erste Anregung empfing und daß namentlich der Anfang — der erste Monolog, das magische Treiben, die Unterbrechung durch den Famulus Wagner — den wesentlichen Motiven nach schon dort gegeben war. Die Entstehungsgeschichte des Goethe'schen Faust ist ein Problem, welches nach so vielen gründlichen und geistreichen Erörterungen der letzten Zeit noch immer der völligen Erledigung harrt und in gewissem Sinne nie völlig erledigt werden wird. Referent hofft nachweisen zu können, daß ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in Prosa schon zur Zeit des ersten Götz im Winter 1771 auf 1772 zu Papier gebracht wurde und dann als Grundlage der Umarbeitung in Verse, etwa seit 1773, diente. Spuren davon scheinen mehrfach durch, einmal sogar noch im zweiten Theil; ein Stück daraus ist die Scene „Trüber Tag, Feld", und was folgt „Nacht, offen Feld" ging ursprünglich voraus und gehörte zur selben Scene. Reden der „Herenzunft" sollten zur Entdeckung von Gretchen's Unglück führen. Auch die Domscene ist nur in Versen geschrieben, und das Gebet zur Mater dolorosa sollte eigentlich an ihre Stelle treten. Je mehr man sich in solche Untersuchungen vertieft, die Niemand, der eine Ahnung von philologischer Methode hat, für kühne ungewisse Speculationen erklären wird, desto nöthiger wird es, Goethe's Vorlagen genau zu kennen und sich ein möglichst deutliches Bild von dem Puppenspiele zu machen, welches ihm zuerst den Stoff in einer künstlerischen Form entgegenbrachte. Hierüber findet man in der vorliegenden Schrift mehrfach Andeutungen; das eigentliche Thema jedoch ist das Puppenspiel oder Volksschauspiel selbst. Seit erkannt war, daß Marlowe's Doctor Faustus zu Grunde liegt, konnte es sich für die Geschichte des Stückes nur darum handeln, die Fassung zu ermitteln, welche dem Marlowe am nächsten kommt, und darnach die übrigen Aufzeichnungen nach innerer Chronologie zu ordnen. Wir können den Resultaten des Verfassers im Wesentlichen beistimmen und hätten nur gewünscht, daß er neben den Hauptmotiven auch die Nebenmotive und den Wortlaut in's Auge gefaßt hätte, um auch hierin unseren Texten ihre relative Stellung anzuweisen. Für die Geschichte des deutschen Drama's hat er manche dankenswerthe Beobachtung nebenbei mittheilen können.

βρ. **Die Bücher-Ornamentik der Renaissance.** Eine Auswahl stilvoller Titeleinfassungen, nach der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. 4 Lfgn. Leipzig, Verlag von G. Hirth.

Den Liebhabern gegenüber genügt die einfache Anzeige, daß die reiche Butsch'sche Sammlung in Augsburg eine Auswahl ihrer Schätze aus dem Bereiche der inneren Buchausstattung der Oeffentlichkeit übergibt. Allein der Zweck der Publication würde doch nur in sehr beschränktem Maße erreicht werden, wenn bloß wieder die öffentlichen und Privatsammlungen von derselben profitiren wollten. Der Nutzen ist gewiß nicht gering anzuschlagen, daß Kunstinstitute ihre Sammlungen durch Facsimile-Copien solcher Blätter ergänzen können, welche sie nicht im Original besitzen, und daß sie die immer seltener und kostbarer werdenden Originaldrucke nicht dem fortwährenden Verderb durch die Besichtigung, das Copiren und Durchzeichnen auszusetzen brauchen. Aber Werke, wie dieses, sollen in weitere und noch besonders in ganz bestimmte Kreise eingreifen. Weit entfernt, daß jedes hier in Lichtdruck wiedergegebene Erzeugniß deutscher, italienischer und französischer Buchdruckpressen schlechthin als für die Gegenwart nachahmenswerth zu bezeichnen wäre, ist doch die Sammlung in hohem Grade geeignet, Verständniß für den Stil der Buch-Ornamentation, wie sich derselbe aus der Miniaturmalerei heraus entwickelt hat, zu vermitteln. Wie sehr solches Verständniß heute noch selbst bei Bücherfreunden, Buchdruckern und Buchhändlern Seltenheit ist, darüber soll hier nicht neuerdings Klage geführt werden. Sicherer aber, als durch alle theoretischen Auseinandersetzungen wird es durch die Anschauung hervorgerufen werden. Diese Titelumrahmungen, diese Leisten zur Verzierung der Textseiten, diese Zierbuchstaben, Schlußornamente, Buchdruckercicheu u. s. w. sind so beredte Zeugen für das Schönheitsgefühl, die Erfindungskraft und den Humor der Zeit, in welcher sie entstanden; das frühlingshafte Treiben und Blühen des Renaissancealters zeigt sich so lebendig auch in den bald gedankenreichen, bald spielenden und schalkhaften Compositionen, daß man sich nicht mit ihnen beschäftigen kann, ohne von dem Zauber berührt zu werden. Und haben wir es nicht überall mit Meistern wie Dürer, Holbein, Burgkmair zu thun: auch die namenlosen, oder noch nicht mit Bestimmtheit ermittelten Zeichner und Formschneider sind treffliche Meister, deren Schöpfungen anregen und Wege weisen können. Direct als Vorbilder muß man wünschen die Buchstaben benutzt zu sehen. Die schönen Verhältnisse und die edle Einfachheit der Schriftzüge in Venezianer, Pariser und zahlreichen deutschen Drucken

Digitized by Google

um das Jahr 1500 her ist nicht zu überbieten; das Bessermachenwollen würde sicherlich weniger Vollkommenes hervorbringen. Und deshalb ist es besonders erfreulich, daß Butsch, Dank der photographischen Vervielfältigung, in der Lage ist, nicht nur Initialen, Zierbuchstaben, sondern ganze Textseiten wiederzugeben, welche Schriftgießern, Setzern u. s. w. zum eifrigen Studium zu empfehlen sind.

q. **Paris und seine Umgebungen.** — Nebst den Eisenbahn-Routen nach Paris. Mit 11 Karten, 15 Plänen und 10 Grundrissen. Neunte Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1878.

In dem gegenwärtigen Ausstellungssommer steht ein Handbuch für Paris natürlich im Vordergrunde des Interesses, und dieses sei den Reisenden nach Paris ganz besonders empfohlen. In gedrängter Kürze und bei sorgfältiger Auswahl gibt es genau das, was für die Mehrzahl der Gebildeten von Werth ist, frei von allem Ballast, welcher das Buch und damit den Reisenden beschweren würde. Neben seiner unmittelbar praktischen Brauchbarkeit erhält es einen eigenen Reiz durch die in der Einleitung enthaltenen Abschnitte zur Geschichte Frankreichs, zur Statistik von Paris und über die französische Kunst. Namentlich dieser letztere, von Prof. Dr. A. Springer, ist ein werthvolles Essay, welches in nuce eine französische Kunstgeschichte gibt, und darf es sicherlich als kein geringes Verdienst eines Reisehandbuches gerühmt werden, wenn es Denjenigen, die sich ihm anvertrauen, solche Männer zu Führern gibt. Nicht minderes Lob verdient der Abriß der Geschichte Frankreichs, der sich überall auf der Höhe der gegenwärtigen historischen Forschung hält und in den auf die Revolution bezüglichen Ereignissen sich auf Sybel's berühmtes Werk stützt. — Die kartographische Ausstattung des Buches ist, wie wir dies übrigens bei Baedeker gewöhnt sind, vorzüglich. —

q. **London nebst Ausflügen nach Süd-England, Wales und Schottland,** sowie Reiserouten vom Continent nach England. Mit 6 Karten und 15 Plänen. Sechste Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1878.

Baedeker's London ist nicht nur in Deutschland, sondern ebenso sehr in England selbst geschätzt, und concurrirt dort — in englischer Uebersetzung als ‚Handbook to London' — gleichberechtigt mit Murray und Black. Wir erinnern uns, daß Londoner Zeitschriften, wie die ‚Saturday Review', dieser ‚german invasion' unbedingtes Lob gespendet, und andre das Unternehmen, als einen ‚very great success' bezeichnet haben. Die leitende schottische Zeitung, der ‚Scotsman' sagt, daß es gut angeordnet, gut geschrieben und reich an nützlichen Informationen sei; so competenten Urtheilen haben wir unsererseits Nichts hinzuzufügen.

q. **Belgien und Holland.** Mit 6 Karten und 16 Stadtplänen. Vierzehnte, verbesserte Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1878.

Südbaiern und die Oesterreichischen Alpenländer. Mit 21 Karten, 11 Plänen und 7 Panoramen. Achtzehnte Aufl. 1878.

Baedeker's „Belgien und Holland" ist, wenn wir nicht irren, neben seinen „Rheinlanden" dasjenige der Reisehandbücher, welches diesen zuerst einen europäischen Ruf verschaffte. Durch vierzehn Auflagen fortschreitend und immer, bis auf die letzte, vorliegende verbessert, ist es einer ganzen Generation von Reisenden lieb geworden und wird voraussichtlich auch bei einer künftigen seine Geltung behalten. — Ebenso genießt das Reisehandbuch für „Südbaiern und Tirol" eines altbewährten Rufes. Gründliche Kenner der Alpen, Autoritäten ihres Fachs, weisen ihm einen hohen Rang an; während jeder Reisende finden wird, daß für seine Information nicht besser gesorgt sein kann, mag nun seine Route in den bequemer erreichbaren Gegenden liegen, oder Neigung und Ehrgeiz ihn in die Regionen der eigentlichen Hochgebirgswelt führen.

q. Die neue Bahn, welche seit Kurzem eine der schönsten Waldregionen des südwestlichen Deutschlands einer gesteigerten Frequenz geöffnet, hat auch das Bedürfniß nach Specialführern hervorgerufen, welchem durch zwei vor uns liegende Büchlein von handlichem Format und hübscher Ausstattung entsprochen wird. Das eine davon ist bereits in dritter Auflage erschienen und gebört Grieben's Reisebibliothek an: „Der Schwarzwald" (Berlin 1877, Verlag von Albert Goldschmidt), und das andere ist ein „Kleiner Führer durch den Schwarzwald" von Dr. C. W. Schnars (Heidelberg 1878. Winter's Universitätsbuchhandlung). Beide scheinen dem Zweck rascher und leichter Orientirung in bester Weise zu dienen.

q. **Simplicianische Schriften.** Von Hans Jacob Christoph v. Grimmelshausen. Herausgegeben von Julius Tittmann. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

Es war ein glücklicher Gedanke Tittmann's, auf das als 7. und 8. Band der „deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" herausgegebene Hauptwerk Grimmelshausen's, jetzt in derselben, durch Preis und Ausstattung, Zusammenstellung und Bedeutung der Herausgeber gleich empfehlenswerthen Sammlung die simplicianischen Schriften folgen zu lassen. Sie haben für den Leser, der den „Simplicissimus" kennt, dadurch noch einen besonderen Werth, daß sie mit dem genannten Roman in einer theils innerlichen, theils äußerlichen Verbindung stehen, und einzelne Stellen des großen Gemäldes in liebevoller Detailmalerei weiter ausführen. Den „Trutz Simplex" und „Seltsamen Springinsfeld", dem des „Simplicissimi wunderliche Gaukel-Tasche" und „der echte Bärenhäuter" angehängt sind, enthält der erste, „das wunderbarliche Vogelnest" der zweite der beiden Bände.

Der Herausgeber hat nicht nur durch dem Text beigegebene Noten das Verständniß nicht mehr geläufiger Worte, Wendungen, Anspielungen u. dgl. ermöglicht, sondern auch in zwei umfangreichen Einleitungen den Werth und Inhalt der Schriften, wie ihren Zusammenhang unter sich und mit dem Hauptwerke charakterisirt, ihre Stellung zu den Zeitereignissen und des Verfassers Verhältniß zu Vorbildern und Quellen dargelegt. Von der innigen Vertrautheit Tittmann's mit seinem Gegenstand geben die von ihm verfaßten Capitelüberschriften zum ersten Theil des „wunderbarlichen Vogelnestes" einen guten Beweis.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Der Zug des Todes. Novelle von Gerhard von Amyntor. Elberfeld, Sam. Lucas. 1878.

D'Angervilliers. — Lettres écrites à la cour par M. d'Angervilliers, Intendant d'Alsace de 1716 à 1724. Strasbourg 1878.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 25. Jahrg. 1878. No. 6. Juni. Nürnberg.

Bastian. — Die Culturländer des Alten America von A. Bastian. 2 Bde. — Band I. Ein Jahr auf Reisen von A. Bastian. Mit 3 Karten. Band II. Beiträge zu geschichtlichen Vorarbeiten von A. Bastian. Mit 1 Tafel. Berlin, Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung. 1878.

Benvenuti. Serenada. Racconto Sardo di Leo Benvenuti. Milano. 1878.

Berghaus. — Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache von Dr. Heinrich Berghaus. Drittes Heft. Brandenburg, Verlag von Adolph Müller. 1878.

Berliner, Der richtige, in Wörtern und Redensarten. Berlin, H. S. Hermann. 1878.

Bertrand. — Schlangenbad und seine Warmquellen. Für Curgäste geschrieben von Dr. Bertrand. Heidelberg, G. Koester. 1878.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Herausgegeben von Bruno Bucher. 11. Lfg. Kupferstich. Goldschmiedekunst. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1878.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichts-Briefe für das Selbststudium nach der Methode Toussaint-Langenscheidt bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1878.

Chevreul-Jännicke. — Die Farbenharmonie mit besonderer Rücksicht auf den gleichzeitigen Contrast in ihrer Anwendung in der Malerei, in der decorativen Kunst, bei der Ausschmückung der Wohnräume, sowie in Costüm und Toilette. Zugleich als zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der Farbenharmonie von E. Chevreul, herausgegeben von F. Jännicke. Mit 9 Farbentafeln, entworfen v. Joh. Hirrlinger. Stuttgart, Verlag von P. Neff. 1878.

Columbia Spectator. — Vol. II. No. 18. New-York. 1878.

Contzen. — National-Oekonomie. Ein Hand- und Lehrbuch für alle Stände von Dr. Heinrich Contzen. Lfg. 1—14. Leipzig, Verlag von C. Hildebrandt & Co. 1878.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. II. Band. Nr. 7/8. Leipzig, Verlag von H. Foltz. 1878.

Denker- und Dichter-Worte im deutschen Volksmunde. Citatenschatz herausgegeben von Th. Weyler. Leipzig, Verlag von Richard Eckstein. 1878.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band II. Nr. 12. Leipzig, 1878.

Dorer. — Bunte Blätter. Gedichte von Edmund Dorer. Leipzig, T. O. Weigel. 1878.

Dorgeel. — Buntes aus der Reisemappe. Aufzeichnungen während einer Küstenfahrt im mittelländischen Meere von Heinrich Dorgeel. Leipzig, Otto Lenz. 1878.

Döring. — Ueber den Begriff der Philosophie. Von Dr. A. Döring. Dortmund, Verlag der Köppen'schen Buchhdlg. 1878.

Drygalski. — Bilder aus dem Russischen Soldatenleben. Nach den Skizzen D. Iwanow's von A. von Drygalski. Stuttgart, A. B. Auerbach. 1878. — Dasselbe. Neue Folge. Ebendaselbst. Neue Folge. Ebendaselbst.

Drygalski. — Schattenbilder aus Rußland. Nach dem Russischen von A. von Drygalski. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1877. Dasselbe. Neue Folge. Ebendaselbst.

Ebeling. — Bilder aus Kairo. Von Adolf Ebeling. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Liefg. 6. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

Elze. — Eine Aufführung im Globus-Theater. Vortrag von Karl Elze. Weimar, Verlag von A. Huschke. 1878.

Emminghaus. — Ernst Wilhelm Arnoldi. Leben und Schöpfungen eines deutschen Kaufmanns. Von Dr. jur. A. Emminghaus. Mit einem Portrait. Weimar, Hermann Böhlau. 1878.

Erismann. — Gesundheitslehre für Gebildete aller Stände. Von Dr. Friedrich Erismann. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. 1878.

Förster. — Geschichte der Italienischen Kunst. Von Ernst Förster. Fünfter Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1878.

Fromm. — Ueber die Bedeutung und den Gebrauch der Seebäder, mit besonderer Berücksichtigung auf das Nordseebad Norderney. Vom Sanitätsrath Dr. Fromm. Norden, Verlag von H. Braams. 1878.

Ganzenmüller. — Tibet nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit. Von Dr. Konrad Ganzenmüller. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.

Gesellschaft, Die Neue. Monatsschrift für Socialwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Wiede. I. Jahrg. Heft 8/9. Zürich, Verlag der Neuen Gesellschaft. 1878.

Gewerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 16. Jahrgang. Heft 6/7. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

Gindely. — Geschichte des dreissigjährigen Krieges von Anton Gindely. III. Band Prag, Verlag von F. Tempsky. 1878.

Gindler. — Sechs Kaiserlieder. Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an die denkwürdigen schweren Tage im Lenz des Jahres 1878 von Friedrich Gindler. Berlin, E. Bichteler & Co. 1878.

Gizycki. — Die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung. Nebst einem

Digitized by Google

Anhang über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip. Von Dr. Georg von Gizycki. Breslau, Louis Koehler's Hofbuchhdlg. 1878.

Grad. — Heimathskunde. Schilderungen aus Elsaß über Land und Leute von Charles Grad. Erster Theil. Colmar, Verlag von Wwe. J. B. Jung. 1878.

Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 36. — Der Schwarzwald. Praktischer Führer für Reisende. Mit besonderer Berücksichtigung von Baden-Baden, Wildbad und Umgebungen. Mit einer neuen Karte vom Schwarzwald, einem Routenkärtchen für den Schwarzwald und einer Karte der Umgebungen von Wildbad. Neu bearbeitet von H. T. Luks, Major z. D. 3. Aufl. Berlin, Verlag von A. Goldschmidt. 1877.

Grosse. — Zweierlei Maaß. Roman von Julius Grosse. Leipzig, Richard Eckstein. 1878.

Häckel. — Das Protistenreich. Eine populäre Uebersicht über das Formengebiet der niedersten Lebewesen. Mit einem wissenschaftlichen Anhange: System der Protisten. Von E. Häckel. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1878.

Haiderösslein gepflückt von einem Elsässer. Straßburg, Verlag von J. H. Ed. Heitz. 1878.

Handzeichnungen deutscher Meister. — Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober und Bäckmann. Lfg. 1/4. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

Hartung. — Die moderne Lehre vom Stoff von G. Hartung. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1878.

Hegewald. — Frauenlob von der Urzeit bis zur Gegenwart. Ein Vortrag von Dr. med. Hegewald. 1878.

Hennes. — Die Musik in der Familie und die musikalische Erziehung der Jugend. Ein Buch für Eltern und Lehrer von Aloys Hennes. Berlin, Verlag der Expedition der Klavierunterrichtsbriefe. 1878.

Hertzberg. — The libell of Englishe Policye 1436. Text und metrische Uebersetzung von Wilhelm Hertzberg. Mit einer geschichtlichen Einleitung von Reinhold Pauli. Leipzig, S. Hirzel. 1878.

Jäger. — Flora im Garten und Hause oder die Lieblingsblumen der Deutschen, Beschreibung, Anzucht, Behandlung und Verwendung. Mit einer Einleitung über die allgemeinen Regeln und Hilfsmittel der Blumenzucht. Von H. Jäger. Hannover, Ph. Cohen. 1878.

Jensen. — Um den Kaiserstuhl. Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Berlin, C. Habel. 1878.

Insular Shortcomings, Our, and the Equilibrium of Europe. By Britannicus. London, William Ridgway. 1878.

Junggreen. — An das deutsche Volk, von dem Nordschleswiger J. P. Junggreen in Apenrade. Hadersleben. 1878.

Jus Potandi. Deutsches Zech-Recht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616 mit Einleitung neu herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer. 3. Aufl. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.

Käb De Bo. — Die Dichtungen des Hans Sachs zur Geschichte der Stadt Wien. Nach handschriftlichen und literarischen Quellen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Käb De Bo. Wien, Verlag von Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhdlg. 1878.

Kadelburg. — Das deutsche Theater in New-York. Eine Besprechung von Gustav Kadelburg. New-York. In Commission bei Willmer & Rogers News Company. 1878.

Kaiser Wilhelm in seinem Arbeitszimmer. Cabinet-Format. Berlin, L. Haase & Co. 1878.

Kalle. — Wirthschaftliche Lehren von Fritz Kalle. 2. Aufl. Berlin, Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 1878.

Kant. — Kritik der Urtheilskraft. Von Immanuel Kant. Text der Ausgabe 1790, (A) mit Beifügung sämmtlicher Abweichungen der Ausgaben 1793 (B) und 1799 (C). Herausgegeben von Karl Kehrbach. Leipzig, Verlag von Ph. Reclam jun.

Kant. — Immanuel Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Herausgegeben und historisch erklärt von Benno Erdmann. Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1878.

Kautsky. — Madame Roland. Historisches Drama in fünf Acten von M. Kautsky. Wien, Verlag von L. Rosner. 1878.

Kenner. — Freund. Novelle in fünf Büchern von Friedrich Kenner. Dresden, E. Pierson's Buchhdlg. 1878.

Kiessling's Berliner Baedeker. Praktischer Führer durch die Kaiserstadt Berlin nebst Potsdam und Umgebungen. 3. Aufl. Berlin, Verlag von A. Kiessling. 1878.

Klee. — Gudrun. Ein altdeutsches Heldengedicht übersetzt von Gotthold Ludwig Klee. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.

Kleinschmidt. — Die Eltern und Geschwister Napoleon's I. von Dr. Arthur Kleinschmidt. Berlin, L. Schleiermacher. 1878.

Kleucke. — Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen. Von Dr. Hermann Kleucke. 2., vermehrte u. umgearbeitete Aufl. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Lfg. 3. 4. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

Kletke. — Die Medicinal-Gesetzgebung des Deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten. Mit möglichster Berücksichtigung der Gesetzgebung ausserdeutscher Staaten aus dem amtlichen Material für den praktischen Gebrauch zusammengestellt, sowie mit chronologischem und alphabetischem Sachregister versehen. Begründet von Dr. G. M. Kletke. Band III. Gesetze und Verordnungen des Jahres 1877. Berlin, Verlag von E. Grosser. 1878.

Koerting. — Petrarca's Leben und Werke von Dr. Gustav Koerting, ordentl. Professor der romanischen und englischen Philologie an der Akademie zu Münster in Westph. Leipzig, Fues's Verlag. 1878.

Digitized by Google

Kriegs-Chronik, Illustrirte. 1876/78. Gedenkbuch an den Orientalischen Krieg. Lfg. 13/16. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Kunstbode, De Vlaamsche. — Maandelijksch Tijdschrift onder Hoofredactie van A. J. Cosyn. 1878. 5. & 6. Antwerpen.

Langenberg. — Ernst Moritz Arndt's Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Eduard Langenberg. Mit einem Portrait. Berlin, Verlag von Leu Schleiermacher. 1878.

Leopardi. — Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. In 2 Theilen. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz. 1878.

Leopold. — Allgemeiner Deutscher Knobel-Comment. 6., revidirte Aufl. Von C. H. Leopold. Berlin, W. J. Peiser.

Leopold. — Revidirter Allgemeiner S. C.-Bier-Comment. Officielle Ausgabe. Von C. H. Leopold. Berlin, W. J. Peiser.

Literaturblatt. — Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller und Fachmänner herausgegeben von Anton Edlinger. II. Jahrg. Heft 9—12. Wien, J. Klinkhardt. 1878.

Loffing. — Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Text von Benson J. Loffing, Zeichnungen von Felix Darley. 6. Halbdd. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. Desgleichen. Lfg. 26—30. Ebendaselbst.

Lucae. — Zur Goetheforschung der Gegenwart. Rede gehalten von Karl Lucae. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh. 1878.

Maaß. — Stömming Watzke. Ne plattdütsche Geschichte von Carl Maaß. 1. Band. Leipzig, P. Ehrlich. 1878.

Mannfeld. — Durch's deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst einem begleitenden Text. II. Band. 2.—6. Lfg. Berlin, A. Duncker.

Marcus. — Das Nordseebad Westerland-Sylt von Dr. M. Marcus. Zweite Auflage mit Anhang und Karten. Tondern, Verlag von F. Dröhse. 1878.

Märchen für Dich und Mich. Von der Einen (A. v. Kh.) und der Anderen (J. v. F.). Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Marx. — Clarisse. Novelle von Friedrich Marx. Wien, J. N. Enders. 1878.

Mauro. — Il principio della sapienza per Antonino Pennisi Mauro. Napoli. 1878.

Mehring. — Die deutsche Social-Demokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. 2., verbesserte und vermehrte Auflage. Bremen, Verlag von C. Schünemann. 1878.

Meier. — Ein parteifreier Gesichtspunkt für die Betrachtung der inneren Lage. 26. Juni. 1878. Christoph Friedrich Meier. Göttingen, Selbstverlag des Verfassers.

Meiner. — Aus der Bibliothek eines Leipziger Studenten und Docenten im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Von Otto Meiner. Dresden, E. Pierson's Buchhdlg. 1878.

Meneses. — Ein offener Brief an die deutsche Presse. Von Tobias B. de Meneses. Pernambuco. 1878.

Meyer's Reisebücher. — Paris und Nord-Frankreich. Zweite Auflage. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1878.

Meylan. — Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Mit einem Portrait J. J. Rousseau's. Von A. Meylan. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1878.

Moussinot. — Voltaire et L'Église par L'Abbé Moussinot. Paris, Sandoz & Fischbacher. 1878.

Müller. — Drei Fragen der Zeit. Predigt. Von Oskar Müller. Ohrdruff, A. Staderamann junior. 1878.

Murad Efendi. — Nasreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel von Murad Efendi. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Ofer. — Leben und Streben. Reimsprüche von Friedrich Ofer. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhdlg. 1878.

P*. — Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Social-philosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit. Zu seinem 100. Todestage (30. Mai 1878) von J* P*. Leipzig, E. Koschny. 1878.

Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung von Adolf von der Haide. Mit einer Titelillustration von Carl Fröschl. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler. 1879.

Papers issued by the Temple Union. The Russian question. London, Edward Stanford. 1878.

Paul. — Gedichte von Richard Paul. Berlin, Verlag von L. Liepmannssohn. 1878.

Petermann's Geographische Mittheilungen. Heft VI. Gotha, Justus Perthes. 1878.

Pfeffel. — Gottlieb Konrad Pfeffel's Verdienste um Erziehung und Schule, Kirche und andere gemeinnützige Werke. Nebst acht ungedruckten Briefen von Pfeffel und einem von Jung-Stilling. Herausgegeben von August Stöber. Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz. 1878.

Πολίτης. — *Ὁ περὶ τῶν Γοργόνων μῦθος παρὰ τῷ ἑλληνικῷ λαῷ ὑπὸ Ν. Γ. Πολίτου. Ἐν Ἀθήναις.* 1878.

Popper. — Stimmungsbilder aus der Schweiz von Eduard Popper. Prag, H. Dominicus. 1878.

Prina. — Poesie Liriche. Seconda Edizione notevolmente aumentata. Di Benedetto Prina. Milano. 1878.

Reuter. — Sämmtliche Werke von Fritz Reuter. Volks-Ausgabe. Lfg. 9—20. Wismar, Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhdlg. 1878.

Reuter. — Die drei Langhänse. Lustspiel in drei Acten von Fritz Reuter. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1878.

Revue générale. Quatorzième année. Journal historique & littéraire. Tome XXVII. XXVIII. Juin & Juillet 1878. Bruxelles.

Roquette. — Das Buchstabirbuch der Leidenschaft. Roman von Otto Roquette. 2 Bände. Berlin, Verlag von W. Herz. 1878.

Rüdiger. Siegfried Bunstorp's Meisterstück. Culturgeschichtlicher Roman aus der Zeit der

Digitized by Google

Zunftunruhen. Von Otto Rüdiger. 2 Bde. Jena, Verlag von G. Fischer. 1878.

Sallmayer. — Das französische Weib auf der Bühne. Von Hermann Sallmayer. Zweite Auflage. Königsberg i. Pr., Verlag von R. Leupold. 1878.

Salmonsen's Kopenhagen und seine Umgegend. Topisch-geschichtlicher Fremdenführer. Mit 2 Karten. Zweite gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Kopenhagen, Verlag von Gebrüder Salmonsen. 1878.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 42 und 43. Prag. 1878.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIII. Serie. Heft 297. Berlin, Verlag von C. Habel. 1878.

Schanz. — Italienische Tagebuchblätter. Rom. 1878.

— — Auf den Tod Victor Emanuel's. Ebendaselbst.

— — Ein Zechergruss aus Rom. Ebendaselbst.

Scherr. — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 22—28. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1878.

Schmeidler. — Das russische Reich unter Kaiser Alexander II. Von Dr. W. F. Carl Schmeidler. Lfg. 1/3. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Schmelzer. — Die Ueberbürdung auf den höheren Lehranstalten. Brief an meinen langen Freund Jonathan. Alten und Jungen zu Nutz und Frommen herausgegeben von Carl Schmelzer, Gymnasial-Director. Leipzig, L. Ehrlich. 1878.

Schmick. — Ein Wissen für einen Glauben. Naturstudien von Dr. J. Heinrich Schmick, Professor. Köln, Verlag der M. Lengfeld'schen Buchhandlung. 1878.

Schmollis. — Illustrirte deutsche Bierzeitung. Herausgegeben von Mansfelder. I. Sem. No. 1/2. Altenburg, Schmollis-Verlag. 1878.

Schönberg. — Die Ziele und Bestrebungen der Socialdemokratie. Von W. Schönberg. Leipzig, Köstling'sche Buchhandlung. 1878.

Schuster. — Girolamo Savonarola, Arnold von Brescia. Zwei kirchen-historische Vorträge. Von Dr. Gustav Schuster. Hamburg, O. Meissner. 1878.

Smets. — Geschichte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, das ist der Entwickelung des österreichischen Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Ein Volksbuch, nach den besten Quellen bearbeitet von Moriz Smets. 2. Halbband. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.

Sonntag. — Die Todtenbestattung. Todtencultus alter und neuer Zeit und die Begräbnissfrage. Eine culturgeschichtliche Studie von Waldemar Sonntag. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1878.

Stab. — Touristen-Fahrten. Reisebilder von R. L. Stab. 2. vermehrte Auflage. Berlin, R. v. Decker's Verlag. 1878.

Strodtmann. — G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's „Lessing, his life and writings." Frei bearbeitet von Adolf Strodtmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1878.

Studienblätter, Deutsche. — Organ für Literatur und Kunst. Redacteur: Dr. jur. Richard Roltsch. III. Jahrg. Nr. 10—13. Leipzig, Verlag von J. H. Wiebel. 1878.

Sybel. — Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Von Heinrich von Sybel. IV. Band. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Julius Buddeus. 1878.

Universal-Bibliothek Nr. 1012. Die Liebsmähr von Rimini. Deutsche Umdichtung in vier Gesängen nach dem Englischen der Leigh Hunt von Richard von Meerheimb. Leipzig, Verlag von Ph. Reclam junior.

Volksschriften, Deutsche. — Zweiter Band. Die Gesundheitspflege. Von Dr. J. Jacobi. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner. 1878.

Voß. — Savonarola. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Richard Voß. Wien, Verlag von L. Rosner. 1878.

Wach. — Die christlich-sociale Arbeiterpartei. Vortrag. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

Weyler. — Denker- und Dichter-Worte im deutschen Volksmunde. Citatenschatz, herausgegeben von Th. Weyler. Leipzig, Verlag von R. Eckstein. 1878.

Willkomm. — Der Böhmerwald und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Reisende von Dr. Moritz Willkomm. Mit einer grossen Specialkarte, nebst siebzehn Tourkarten und Illustrationen. Prag, Carl Bellmann's Verlag. 1878.

Zähler. — Edelwitha. Die Schöpfung des Edelweiß. Eine Alpenerzählung in sieben Gesängen. Von Julius Zähler. Dresden, Verlag von C. C. Meinhold & Söhne. 1878.

Zastrow. — Im gräflichen Hause. Roman von Carl Zastrow. Wien, J. N. Enders. 1878.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrgang VII. Heft 102. Berlin, Verlag von C. Habel. 1878.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Bd. XIII. Heft 3. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1878. No. 4. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 4. Band. 1. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Eisen.

Novelle

von

G. zu Putlitz.

(Schluß.)

Der Advocat trat wieder ein. „Nun, Meister Jobst," fing er an, „wollt Ihr unser Geschäft zu Ende bringen oder nicht? Meine Zeit ist kostbar, und was Ihr auch sagen mögt, zur müßigen Neugier habe ich gerade keine übrig. Dazu scheint mir auch nicht viel auf meine Schreiberei anzukommen. Der junge Herr fragt gar Nichts nach Euren Raritäten, wie mir scheint. Freut Euch also dran, so lange Euch Gott das Leben läßt, und dann laßt sie in des Himmels Namen unter den Hammer des Ausrufers kommen, und in alle Welt zerstreut werden." Dabei hatte er seine Papiere zusammen gelegt und that, als wolle er aufbrechen.

Jobst fuhr wüthend auf. „Habe ich Euch gerufen, daß Ihr mich verhöhnt, daß Ihr schmäht, woran die Arbeit eines Lebens, die Klugheit, die Ihr Alle nicht versteht, die wunderbare Begabung, die nur Auserwählten gegeben ist, hängt? Unter den Hammer des Ausrufers? Nein, niemals! Was wollt Ihr von mir, das zu hindern? Heinz, versprich mir, das nicht zu leiden."

„Meister," erwiderte Heinrich, „nennt uns Euren Namen, laßt den Doctor sein Schriftstück vollenden, wenn Ihr daran hängt."

„Meinen Namen!" fuhr Jobst auf. „Nie wieder kommt er über meine Lippen. Sie haben ihn mir gegeben aus Laune, sie haben ihn mir genommen im Zorn. Nie soll der Hauch seines Lautes je wieder die Luft bewegen, kein Ohr ihn hören, keine Lippe ihn nachsprechen, das habe ich mir geschworen. Laßt's genug sein, wenn Ihr den Preis eines Eidbruchs fordert. Sie auch hat ihn mir vor die Füße geworfen, die doch mein Weib war, und ich liebte sie doch, denn sie hatte Augen, Augen, die ich gestern wiedersah, und die Alles wieder wach riefen. Nicht einmal mein Kind sollte den Namen tragen, das war das Grausamste, und so ist er verhallt im Sturm der Zeiten, und keine Zunge weckt ihn wieder auf."

Die Augen, Christa's Augen hatte er genannt. Heinrich griff sich an die Stirn. Als hätten die fiebernden Phantasien des Alten Gewalt über ihn gewonnen, verwirrten sich seine Gedanken und suchten einen Zusammenhang in den mannigfachen Empfindungen, die ihn seit gestern bestürmten. Er fühlte den Groll des Alten mit über das Zurückstoßen des Wesens, das er liebte. Christa's

Digitized by Google

Bild trat auf einmal in den Kreis, sie, die ihn anzog mit der Kindheitsfreundschaft, und ihn dann verleugnete. Was hatte sie zu thun mit der Jugenderinnerung des Greises? Was zog ihn selbst hinein in dessen Geschicke? Er mußte das wissen.

„Welchen Namen führte Eure Frau, Meister?" rief er. „Ich beschwöre Euch, sprecht ihn aus. Nicht für das Testament, auf das Nichts ankommt, aber meinetwegen, ich kann die Räthsel nicht ertragen, und Ihr wißt nicht, in welchen Aufruhr aller meiner Gedanken Ihr mich gestürzt habt."

Der Advocat sah ihn verwundert an. Der bis dahin so ruhige junge Mann schien die Rolle mit Jobst vertauscht zu haben, der still vor sich hinblickte, wie im Ueberlegen.

„Komm', Heinz," sagte er, „rücke Dich nahe heran, Dir will ich ihn zuflüstern, was kann das mir noch thun? Du magst ihn dann dem Doctor wiedersagen, wenn Du willst. Sie ist lange todt, wenigstens denke ich so. Für mich ist sie es sicher." Er zog den Kopf des jungen Mannes nahe zu sich heran mit beiden Armen, und sagte tonlos: „Juliane hieß sie, das habe ich Dir schon gesagt, meine ich. Juliane von Hallstein, so hieß ihr Vater, den nahm sie wieder, weil sie meinen Namen nicht tragen wollte, den Namen des Findlings, den sie verachtete. Wer konnte es ihr verargen? Ihr Kind wird denselben Namen getragen haben. Ich habe ihn nicht wieder gehört, und das ist gut."

Heinrich flüsterte den Namen nach. Es war ihm ein bekannter Klang und doch fremd geworden. Er suchte in der Erinnerung, aber nicht die Gedanken, die Empfindung zeigte ihm den Weg. Er sah sich wieder in dem Garten hinter seiner Eltern Hause und spielte mit Christa, aber das Herz war ihm bewegt, er wagte kaum laut zu sprechen, und das heitere Spiel stockte. Da saß in der Laube eine Greisin, Christa's Großmutter, mit der steifen Haltung und dem strengen, unnahbaren Blick. Sie sprach nie zu ihm, ja sie schien ihn gar nicht zu bemerken, aber er konnte sich aus dem Bann ihrer Gegenwart nicht frei machen. Dann hieß es, sie sei krank, dann gestorben. Die kleine Christa weinte, weil ihre Mutter weinte, und er meinte, er müsse auch traurig sein, weil die kleine Freundin so schien. Er sah das Leichenbegängniß und war eigentlich wie erlöst, daß die starre, eisige Frau seine Spiele nicht mehr stören würde, aber ein Grauen blieb ihm vor allen den Plätzen, wo er sie gesehen hatte, und wenn man die alte Frau von Hallstein nannte, graute ihm, als müsse sie wiederkommen. Aber in dem Kindergedächtniß war schnell die Erinnerung, das Bild, ja der Name ausgelöscht. Und nun lag ein ganzes Leben dazwischen, und Alles stand wieder lebendig, auftauchend aus den Schleiern der Vergessenheit vor ihm. Wäre Christa's Großmutter die Gattin seines alten Freundes, Christa dessen Enkelin?

Heinrich war eine feste Natur geworden. Die harte Schule des Lebens hatte ihn dazu erzogen, die Erregungen seines Herzens zu beherrschen. Er winkte dem Advocaten in das Nebenzimmer. „Frau von Hallstein nannte sich die Gattin unseres alten Freundes," sagte er. Er brachte den Namen nur mit Ueberwindung und mit dem Grauen der Kindheitserinnerung über die Lippen. „Ich halte für möglich, daß ich sie als Kind gesehen habe. In dem Fall hatte sie eine

Digitized by Google

Tochter, von der noch eine Enkelin lebt. Freilich ist das nur Vermuthung, aber ich kann es leicht, vielleicht noch heute aufklären."

„Das genügt," sagte der Advocat. „Ich werde der etwaigen Descendenz dieser Frau von Hallstein das Pflichttheil aussetzen, das ist Alles, wessen es zur Rechtsgültigkeit des Testamentes bedarf. Der alte Thor. Konnte er das nicht gleich sagen, und so Zeit und Weitläufigkeiten, sich die unnützen Aufregungen ersparen. Aber das war immer seine Art. Nicht einen Scherben für wenig Kreuzer konnte er kaufen, ohne eine Wirthschaft darum zu machen, als ob er um eine Welt feilsche. So, nun ist Alles in Ordnung, mein junger Freund, ich werde das Uebrige bestens weiter besorgen. Sie aber, gehen Sie auf ein Stündchen in die Luft, denn Sie sehen wahrhaftig bleich aus, und Ihre Stimme bebt, als ginge Sie die ganze alte, seit fünfzig Jahren abgethane Geschichte Etwas an, denn selbst der Alte hätte sie längst verschmerzen müssen. Glauben Sie mir übrigens, zum größten Theile war es auch nur eine Komödie, die er uns vorspielte, um dem einfachen Geschäft einen romantischen Mantel umzuhängen. Gehen Sie aber, ich werde ihm das erklären, denn wenn ich mit ihm allein bin, werde ich eher fertig. Er weiß schon, daß er mir mit seinen Kreuz- und Querſprüngen nicht sonderlich imponirt."

Er klopfte Heinrich lächelnd auf die Schulter und trat wieder bei Jobst ein. Heinrich fühlte selbst, daß er sich sammeln müsse und ging.

Er wollte Klarheit haben, und als er so hinschritt auf dem einsamen Wege an dem fahlen Herbsttage, dessen trübfeuchter Himmel keinen Sonnenstrahl durchließ, die fahlen, mit dürrem Laub bedeckten Bergwände zu erleuchten, war die Stimmung der Natur ihm ein Spiegel der eigenen Empfindung. Er sah keinen Lichtblick um und in sich, und des unbehaglichen Gefühls, daß unheilvolle Entscheidungen über geheimnißvoll sich berührende Geschicke schwebten, konnte er nicht Herr werden. Er sah sich auf einmal aus der einfachen, freien Stellung, die er auf eigene Arbeit bescheidentlich begründet hatte, wieder in einen Kreis hinein gezogen, der sich den Erinnerungen der Kindheit anschloß, und aus diesen konnte er Christa nicht trennen. In das Geschick des alten Jobst verflocht sich sein eigenes, und wieder stand Christa, diesmal nicht mehr das harmlose Kind, als Verbindung zwischen ihnen. Aber sie wußte Nichts davon. Sollte er sie in der Unwissenheit lassen? Durfte er sein Geheimniß vor Denen bewahren, die es zunächst anging? Er meinte kein Recht dazu zu haben, denn, so gefährlich auch die Erregung für den Alten sein konnte, wenn er auf einmal erführe, daß ihm eine Enkelin lebe und nahe sei, so schien ihm doch damit ein versöhnender Schluß eines so wirren Lebens und Empfindens gezeigt, daß er ihn nicht eigenmächtig fern halten konnte. Und war sie denn wirklich die Enkelin des alten Sammlers? Eine einfache Frage, die so leicht war, da eine wunderbare Fügung des Zufalls Christa gerade hierher geführt hatte, konnte das aufklären. Er mußte Gewißheit haben. Fast ohne es beschlossen zu haben, stand er, nach eiligem Gang, vor der Thüre des Hôtels, in dem er zuerst dem Grafen begegnet war. Er zögerte einzutreten, wußte er doch eigentlich nicht, ob er zur Christa direct gehen solle, wovon seine eigene Empfindung ihn abhielt, oder zu deren Tante, und doch mußte er annehmen, daß er die Beiden zusammenfinden würde. Er durfte nicht zaudern,

Digitized by Google

denn auch den alten Freund wollte er nicht lange allein lassen, und so ließ er sich melden. Die Damen seien ausgefahren, berichtete der Portier, der Herr Graf allein auf seinem Zimmer. Das war freilich der leichteste Weg, wenn auch nicht der directeste, dachte Heinrich und klopfte an. Er fand Alexander etwas verstimmt. Der Entschluß, die gemeinsame Reise aufzugeben, war eben zu Tage gekommen, und obgleich die Wünsche beider Parteien sich in diesem Entschluß begegneten, hielt doch Jeder sich für berechtigt, sich gekränkt zu fühlen. Das wurde zwar nicht offen ausgesprochen, im Gegentheil durch Freundschaftsbetheuerungen zu decken gesucht, aber daneben zeigte es doch Jeder so unverhohlen durch Stimmung und Betragen, daß ein unbehagliches Zusammensein entstand, das Alle bedrückte. Die Tante, die eigentlich am frohesten war, die Reisegesellschaft los zu werden, und die Verstimmungen nicht um sich leiden konnte, schützte Kopfweh vor und verlangte nach freier Luft. Das der Genuß der Spazierfahrt, die der düstere, naßkalte Tag sonst wenig begründet erscheinen ließ.

Bei Heinrich's Eintreten erhellte sich des Grafen Gesicht. Er hatte einen Zug zu dem jungen Manne, dabei Etwas wie das Gefühl einer Verpflichtung, die er sich freilich nicht erklären konnte, und endlich die wohlthuende Ueberzeugung, einem Menschen einen großen Dienst erwiesen, ein neues Lebensglück geschaffen zu haben. —

„Nun, Alles in Ordnung?" rief er dem Freunde entgegen.

Heinrich blieb in gemessener Entfernung stehen und sagte ernst: „Herr Graf, mich führt eine Angelegenheit her, die ganz außer Beziehung zu den geschäftlichen Vereinbarungen steht, die Sie die Güte hatten, mir so vertrauensvoll zu proponiren."

Alexander lachte. „Das klingt ja ganz feierlich, ganz geheimnißvoll," sagte er. „Was es aber auch sei, lassen Sie uns das in möglichster Gemüthlichkeit besprechen. Ich brauche wirklich einmal eine behagliche Stunde mit einem klaren, offenen Mann, denn der beständige Verkehr mit überbildeten Frauenzimmern ist auf die Länge nicht zu ertragen. Nehmen Sie eine Cigarre, Heinrich, und kommen Sie hierher an den Kamin. So, nun will ich Alles aushalten. Ihr Anzug ist aber wirklich charmant. Hätte ich doch nicht gedacht, daß man das in diesem Neste fände. Also Ihr Geheimniß, Ihre Frage. Wenn ich das Orakel ertheilen soll, bin ich nur begierig, ob ich in der Lage bin, Pythia zu spielen. Verzeihen Sie, diese Gelehrsamkeit kommt von dem tagelangen Umgang mit der Tante."

Dieser Ton paßte so wenig zu Heinrich's Stimmung, daß dieser am liebsten, ohne seine Frage zu stellen, wieder aufgebrochen wäre, aber die Zeit drängte. Er fing also möglichst gemessen an: „Ich nehme an, Herr Graf, daß Ihnen die Familienverhältnisse des Fräulein Christa von Bühler genauer bekannt sind."

Der Graf unterbrach ihn: „Ganz genau, lieber Freund, und zwar seit Jahren. Schon unsere Eltern verkehrten mit einander. Ich war junger Officier, als Christa zuerst ausging und sehr gefeiert wurde. Denken Sie, daß ich einmal nahe daran war, mich mit ihr zu verloben. Ihr Vater protegirte das, aber sie war gescheidt genug, einzusehen, daß wir doch eigentlich gar nicht zu einander gepaßt hätten. Es war bei mir auch nicht, was man sagt, eine Neigung,

Digitized by Google

sondern nur eine Cotillonrivalität, und Modesache. Alle Welt wollte die schöne, reiche Christa heirathen, und sie spielte die Donna Diana, die Alle zurückwies. Der Mann soll noch geboren werden, der ihr genügt. Von Jedem verlangte sie gerade das, was ihm fehlte, von Dem Vornehmheit, von Jenem Gelehrsamkeit, von dem Einen Schönheit, von dem Anderen Verstand, Der tanzte nicht gut genug, und Dieser hatte eine schlechte französische Aussprache. Nun, ich glaube, wenn Einer vom Himmel gekommen wäre und hätte ihr alle Vorzüge eines Mannes zu Füßen gelegt, würde sie gesagt haben: „Mich friert, ich gebrauche Einen, der in der Hölle gebraten hat." Sehen Sie, das war Christa, und das ist sie noch." Er blies große Rauchwolken vor sich hin, und man sah ihm an, daß er gerade jetzt ganz froh war, einer Gefahr entgangen zu sein, und sich freute, diesmal die Reisegefährtin los zu sein, wie damals die Lebensgefährtin.

Heinrich war verlegen, fast verletzt in der Seele seiner Jugendfreundin. „Nicht nach Fräulein Christa wollte ich fragen," fing er an, „sondern von ihren Verwandtschaftsverhältnissen. Ihre Großmutter, so viel ich mich erinnere, war eine Freifrau von Hallstein."

„Hallstein, ganz richtig!" erwiderte Alexander. „Die habe ich nun nicht mehr gekannt. Ihre Mutter war eine geborene Hallstein. Darnach hatte ich mich erkundigt, ehe ich meinen Antrag machte, denn ich hatte so von ferne gehört, daß da eigenthümliche Verhältnisse gewesen waren. Aber es hatte Alles seine Richtigkeit, nur daß die alte Frau von Hallstein sich hatte scheiden lassen, ehe noch Christa's Mutter geboren war, und daß sie ihren eigenen Familiennamen wieder annahm. Aber Alles in der gehörigen, gesetzlichen Ordnung. Cela va sans dire! Der alte Bühler hat mir das auseinander gesetzt, und was der sagt, ist felsensicher. Ehrenmann durch und durch. Brennt Ihre Cigarre? Bitte, auf dem Kamin steht das Feuerzeug."

Heinrich war aufgestanden und griff nach seinem Hut. „Also kein Zweifel!" sagte er vor sich hin.

Alexander faßte ihn am Arm und zog ihn wieder auf den Stuhl nieder. „Lieber Freund!" rief er, „so kommen Sie mir nicht fort. Ein Vertrauen ist das andere werth. Wozu haben Sie die ganze Geschichte wissen wollen? Ihre aufgeregte Manier dabei macht mich neugierig."

Heinrich war in peinlicher Verlegenheit. Durfte er das Geheimniß Anderer ausplaudern, und hatte er nicht doch schon zuviel gesagt, um schweigen zu können? „Herr Graf," sagte er, „ich bin in wunderlicher Lage und brauchte den Rath eines welterfahrenen, verschwiegenen Mannes. In den Dingen, die mich selbst betreffen, habe ich gelernt, mir allein zu helfen, aber ich bin fremd geworden in den Verhältnissen der großen Welt, daß ich mir nicht zu rathen weiß in der Sache, die mich jetzt beschäftigt. Ihr Wohlwollen hat mich zu so großem Vertrauen verpflichtet, daß ich es wage, Ihre Verschwiegenheit und Ihren Rath zu erbitten."

Seine Rede war so ernst, daß Alexander sich unwillkürlich imponirt fühlte. „Ohne weiteres Versprechen," sagte er und reichte seine Hand, „verfügen Sie über mich. Discretion versteht sich unter Ehrenmännern von selbst."

Es lag soviel Vertrauenerweckendes in seiner ganzen Weise, daß Heinrich sich

Digitized by Google

am liebsten an seine Brust geworfen hätte, aber er hielt sich zurück, setzte sich und erzählte so einfach als möglich von des alten Sammlers Bekenntniß, von dessen Beziehung zu Christa, die im Augenblick nur er selbst kenne. Alexander folgte mit immer steigender Theilnahme und unterbrach ihn höchstens mit einigen Interjectionen des Staunens, der Verwunderung, die Heinrich fast überhörte, so steigerte sich auch bei ihm die Erregung. Alles wurde ihm noch einmal so klar im Wiedererzählen, und nun schloß er wieder mit der Frage ab, solle er Christa Alles entdecken, welchen Weg dazu einschlagen, und wie würde sie sich zu dieser Eröffnung verhalten?

Alexander war aufgesprungen und schritt mit großen Schritten durch das Zimmer. „Auf so Etwas war ich nicht gefaßt, und in irgend einem noch so verwickelten Ehrenhandel wüßte ich besser zu rathen. Das ist ja eine vertracte Geschichte. Blutroth schießt es mir in's Gesicht, wenn ich denke, daß es nur eines Wortes von Christa bedurft hätte, und der alte Schuft von Trödler wäre jetzt mein Schwiegergroßvater. Sie müssen gestehen, lieber Freund, daß das eine verdammte Situation wäre. Und zu so Etwas kann der Unschuldigste kommen."

Heinrich mußte unwillkürlich lächeln, so wenig seine Stimmung dazu geneigt war. „Nun, Herr Graf, nehmen Sie an, das Geschick hätte es so gefügt, was würden Sie in diesem Falle gethan haben?"

Alexander besann sich einen Augenblick, dann wandte er sich fest zu Heinrich und erwiderte: „Es wäre mir scheußlich gewesen, das gestehe ich offen, ganz scheußlich, aber es wäre doch nun einmal der Großvater meiner Frau in Noth, fast ein Sterbender, und so hätte ich meine Frau bei der Hand genommen, sie zu ihm geführt und gesagt: Der Vater Deiner Mutter ist er, wir wollen für ihn thun, was wir können, was unsere Pflicht gebietet und unsere Ehre erlaubt! Unsere Bekannten werden die Mäuler aufreißen, sich schadenfroh in's Fäustchen lachen über die amüsante Geschichte, aber das kann uns nicht hindern, unsere Schuldigkeit zu thun. Gott sei Dank, daß ich es aber nicht nöthig habe, denn Natalie hätte sich noch schwerer in so Etwas zurechtgefunden, als Christa, die bei allen ihren Verkehrtheiten doch eine groß angelegte Natur ist."

Nun hielt sich aber Heinrich nicht mehr zurück und warf sich, mit feuchten Augen, in Alexander's Arm. „Welch' Glück!" rief er, „daß ich solchen Mann fand, als Rather und Helfer in der schwierigsten Lage meines Lebens. Nun weiß ich ganz sicher, was ich zu thun habe."

Jetzt überlegten die Freunde, auf welche Weise man wol am schonendsten Christa den Fall vorlegen könne. Alexander lehnte entschieden seine Vermittelung ab. Christa sei ohnehin schon, wegen der aufgegebenen gemeinsamen Reise, mit ihm auf Kriegsfuß, und, trotz des Ernstes der Situation, hätte ihm die Geschichte doch so viel Komisches, daß er nicht dafür einstehen könne, sie ganz gebührend zu Tage zu bringen. Er schlug die Tante vor, die aber Heinrich nicht hineinmischen wollte. Christa müsse, so meinte er, ohne Beeinflussung irgend einer fremden Ansicht nach eigener Empfindung ihre Beschlüsse fassen. Es blieb wirklich nur der Ausweg, daß er selbst die Eröffnung übernähme, wozu er sich schwer entschloß, denn er hatte sich vorgenommen, nicht wieder Christa zu sehen, am wenigsten allein. So übernahm es der Graf, Christa zu benachrichtigen,

Digitized by Google

sobald sie heimkäme, daß Heinrich sie dringend, und zwar allein, zu sprechen wünsche, dieser aber wollte erst nach dem alten Jobst sehen und dann, so schnell als möglich, wieder zurück sein. Die Freunde nahmen herzlichen Abschied, denn auch Heinrich hatte alle Befangenheit verloren, und dadurch hatte sein ganzes Wesen etwas Freieres und Sichereres gewonnen. Fast mußte er lächeln, als er in der Ecke, übereinander geworfen, die alten Waffenstücke liegen sah, mit denen er zuerst in dies Zimmer getreten war, welche die Ursache so bitterer Empfindungen für ihn, so schwerer Kränkung, und dann doch der unerwartet glücklichen Wendung seines Lebens geworden waren. Ja, das Eisen hatte Gewalt über seine Geschicke.

Er fand den alten Jobst ganz ruhig, als sei Nichts vorgefallen, aber matt und sichtlich zerstreut.

„Du denkst wol, Heinz, daß ich mich wieder ängstete über Dein Fortgehen? Nein, ich habe Dein Wort, und nun bin ich sicher. Was ich einmal eingereiht habe in meine Sammlung, das nimmt mir Niemand wieder, wenn ich nicht will, und Du gehörst nun zu ihr, wie sie Dir gehört. Punctum. Was habe ich mich noch mit dem einfältigen Doctor herumzanken müssen, ehe er verstand, was ich wollte."

Heinrich brachte nicht ohne Mühe den Alten zu Bett, denn dieser war in seine redseligste Stimmung gekommen und erzählte lauter komische Geschichten, wie er diesen oder jenen Gegenstand seiner Sammlung dem Besitzer abgelistet hatte, wie er Einzelnes oft Jahrelang im Auge behielt, ehe er die Gelegenheit fand, es zu erwerben. Die Eitelkeit auf seine eigene Schlauheit, die Schadenfreude über Anderer Leichtgläubigkeit oder momentane Noth, blitzten überall durch und verzerrten wieder das Bild des alten Mannes, das Heinrich in den Stunden der Erregung so poetisch, ja, im Bereuen eigener Fehler, fast edel beanlagt erschienen war. Mit Ungeduld erwartete er den Moment, wieder fortgehen zu können, und ergriff ihn gewaltsam.

Im Hôtel, wohin er eilte, fragte er erst nach dem Grafen. Der kam geheimnißvoll aus seinem Salon und raunte ihm zu: „Christa erwartet Sie in ihrem Zimmer. Sie erschrak, als ich damit heraus kam, Sie hätten allein mit ihr zu reden, und im ersten Augenblick schien es, als wolle sie die Unterredung verweigern, gerade wie damals, als ich die Dummheit beging, ihr einen Heirathsantrag machen zu wollen. Ich half mir aber mit einem Scherz, denn hätte sie erst einmal „Nein" gesagt, wäre es aus gewesen. Darin kenne ich den Querkopf. „Es handelt sich diesmal nicht um einen Antrag, meine Gnädige, sondern um einen Auftrag," sagte ich. „Mein Freund Heinrich muß Ihnen den aber allein bringen, und hat übrigens mit der Sache selbst gar Nichts zu thun!" Sie war aber doch dunkelroth geworden und sitzt nun seit einer Stunde und wartet. Und neugierig ist sie, wie eine Nachtigall, denn natürlich, die Neugierde war der Hauptköder, an dem ich sie fing. „Sie sollen sich wundern," sagte ich, „Sie erfahren werden!" und warf ein geheimnißvolles Wort nach dem [illegible] hin, daß sie ganz erpicht ist auf Ihr Kommen. Verrathen habe ich [illegible] Nichts. Nun, gute Verrichtung!"

[illegible]lüpfte wieder in sein Zimmer, und doch hatten seine wohlgemeinten

Digitized by Google

Worte Heinrich nur noch banger gemacht vor der Unterredung mit Christa. Sie stand am Fenster bei seinem Eintreten und schreckte sichtlich zusammen, als sie ihn sah. Aber sie faßte sich und ging ihm freundlich entgegen. „Herr Wendeling," sagte sie, „der Graf hat mir angedeutet, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen hätten, die mir wichtig wäre. Ehe Sie anfangen, bitte ich mir aber noch ein paar Worte zu gestatten, die Ihnen vielleicht Ihre Eröffnungen erleichtern, mir jedenfalls, sie zu empfangen. Ich habe Sie für zwei Ungeschicklichkeiten um Entschuldigung zu bitten, um die ich mir selbst gewiß viel mehr zürne, als Sie es können. Als ich Sie zuerst wiedersah, nach vielen Jahren, in denen sich unser Leben und wir selbst völlig geändert hatten, war es unrecht von mir, den Ton der Kinderfreundschaft wieder anzuschlagen, auf den Sie nicht eingehen wollten, vielleicht nicht konnten. Ich fühlte das, als Sie fort waren, und als wir uns nun, wieder ganz unerwartet, begegneten, wußte ich so wenig den richtigen Weg zu finden, eingeschüchtert durch mein erstes Vergreifen, daß ich mißverstanden werden mußte. Lassen wir nun unserer alten Freundschaft ihr volles, erstes Recht, und setzen wir sie nur in die Gegenwart, der wir dankbar sein wollen, daß sie uns ein so unerwartetes Wiedersehen schenkte. Nicht wahr, Heinrich, Sie vergeben mir?"

Nun erst reichte sie ihm die Hand entgegen, und er ergriff dieselbe nach kurzem Zaudern. Sollte ihm denn Alles seine Eröffnung erschweren? Kalt und ruhig hatte er erzählen wollen, und nun schlug sein Puls höher, seine Rede verwirrte sich. Der Fremden, der er gemeint hatte, keine freundliche Empfindung, keine Schonung mehr zu schulden, hätte er leichter berichtet, was er nun Christa aussprechen sollte, denn jetzt zitterte er nicht allein vor dem, was sie erfahren sollte, sondern auch davor, wie sie es hinnehmen würde. Er mußte von sich anfangen, und nur im Vergessen seiner eigenen Aufregung hätte er Alles klar machen können. Nun mußte er weit ausholen, mußte seine eigene Beziehung zu dem alten Jobst erklären, mußte versuchen ein Bild desselben zu entwerfen, das weder verschönend noch abschreckend den Kern seiner Mittheilung nicht in falsches Licht stellte. Das ging langsam, und oft mußte er zurückgehen und ergänzen. Er war, einsam wie er aufgewachsen war, so wenig an Reden gewöhnt, und in der Verlegenheit Christa gegenüber, in der eigenen Spannung, kein geschickter Redner, und fühlte das.

Christa sah ihn immer erstaunter an. Was sollte ihr das Alles? Und doch hatte er damit angefangen ihr zu versichern, daß, falls es nicht für sie von höchster Bedeutung wäre, er nicht gewagt haben würde, sie damit aufzusuchen. Und nun konnte sie in alldem auch nicht die geringste Beziehung zu sich selbst finden. Sie wurde ungeduldig, griff nach einer Arbeit, und hätte nicht die Scheu, den Jugendfreund noch einmal zu verletzen, sie zurückgehalten, sie hätte gedrängt, zum Schluß zu kommen. Heinrich fühlte das wohl, überstürzte sich und mußte dann wieder weit zurückgehen und neu berichten. Endlich, mit stockendem Athem kam er an den Namen, der die volle Beziehung aufdeckte. Er hielt ein, beugte sich ganz nahe zu Christa und flüsterte ihn, den Blick zu Boden gesenkt. Christa hatte sofort Alles begriffen, einzelne Andeutungen, die sie von ihrem Vater über das Geschick der Großmutter empfangen hatte, kamen ihr

Digitized by Google

beim Verständniß zu Hilfe. Sie sprang auf und ergriff krampfhaft Heinrich's Hand: „Mein Gott, ist es möglich?“ rief sie. Dann starrte sie sinnend vor sich hin.

Sie übersah sofort die ganze Lage, das Peinliche, das Wehmüthige, die Pflicht und die Verantwortung. Sie fühlte, daß sie einen Entschluß fassen müsse und suchte nach einer Stütze. Sie war ihr so nahe und sie wußte das wohl, aber sie wagte nicht, sich an Heinrich zu wenden, denn sie konnte ihre Unbefangenheit, ihm gegenüber, nicht wiedergewinnen. Und doch hielt sie seine Hand noch immer und schien das gar nicht zu bemerken. Er aber vergaß alles Andere und dachte nur an das junge, schöne Mädchen, das in diesem Augenblicke ihm wieder so nahe war in der ernsten Stunde des Lebens, wie damals im Spiel der Kindheit. „Christa,“ sagte er, „fassen Sie sich, wir wollen überlegen, und wenn Sie eine Hilfe gebrauchen —“

Sie ließ ihn nicht aussprechen: „Heinrich!“ fiel sie ein, „wenn ich Sie nicht hätte in diesem Augenblick, ich wüßte nicht, wie ich mich zurecht finden sollte. Nicht mein Papa, nicht die Tante, keiner meiner Freunde kann mir helfen, den richtigen Weg zu finden, kann mich begleiten und stützen auf demselben, als Sie allein. Ich frage auch nicht, ob Sie das wollen, ich weiß, daß Sie mich nicht verlassen werden. Aber ich will ganz ruhig, ganz klar sein, ehe ich einen Entschluß fasse. Erzählen Sie mir also noch einmal, lassen Sie mich fragen und wieder fragen, verlieren Sie nicht die Geduld mit mir, lieber Freund, ich denke, Sie sollen dann mit mir zufrieden sein.“

Heinrich erröthete bis in die Stirn hinein. War es ihm doch, als schlösse sich die Kluft, die ihn bis dahin von Christa trennte, immer mehr. Ja, er hatte die Freude seiner Kindheit wiedergewonnen, und sie war nicht mehr die vornehme Dame, die mit herablassender Freundlichkeit und dann mit stummem Uebersehen ihn fühlen ließ, wie weit die Geschicke sie auseinander gestellt hatten.

Und nun saßen sich die Beiden gegenüber, sie fragte, er erzählte; er gab keinen Rath; sie ließ nur durch flüchtige, hingeworfene Worte erkennen, wie sie dächte, und doch verstanden sie sich, doch lenkten ihre Auffassungen in dieselbe Bahn.

„Gut!“ sagte endlich Christa. „Sie werden mich morgen zu dem alten Manne, zu dem Vater meiner Mutter führen. Sie allein, Heinrich. Sie müssen mir zur Seite stehen, aber sonst Niemand.“

„Und Ihre Fräulein Tante?“ fragte Heinrich.

Christa antwortete schnell: „Ich will ihr Nichts sagen, ehe ich ihn nicht sah. Ich weiß, sie würde Einwendungen machen, erst die Ansicht meines Papas einholen wollen, aber ich kann keine Discussionen vertragen, in den Dingen, bei denen ich meine, die einzig richtige, ja die nothwendige Auffassung gefunden zu haben. Daß wir Beide, ohne Erörterungen, einerlei Meinung waren, beweist mir, daß ich auf dem rechten Wege bin. Der Graf verspricht mir feierlich, zu schweigen, und was er verspricht, hält er sicher. Also morgen früh, und welche Ihnen passend scheint. Ich erwarte Sie.“ Sie reichte ihm noch einmal die Hand. Er drückte die Lippen auf dieselbe, und nun zitterte sie doch, und schnell zur Thür. In derselben wandte sie sich aber noch einmal und Wollen Sie ihn auf mein Kommen vorbereiten, Heinrich?“

Digitized by Google

Er sann eine Weile nach. „Nein," sagte er. „Besser, wir überraschen ihn. Entweder würde er Sie gar nicht sehen wollen, halb vor Beschämung, halb in dem Gefühl der Reue, das ihm stets die Erinnerungen der Vergangenheit geben, oder er würde sich romantisch aufputzen und Sie bekämen nur die Maske zu sehen, die er sich für's Leben vorgenommen hat. Wir müssen ihn überraschen und dann ganz leise hinlenken auf das, was wir ihm zu eröffnen haben. Uebrigens wird schon Ihr Anblick ihn vorbereiten, Christa, denn er hat eine Aehnlichkeit an Ihnen entdeckt, die ihn tief bewegte und aufregte. Der alte Mann hat ein wunderbar errathendes Auge, und mitunter ist es wirklich, als ob sein Ohr hörig wäre für die Stimme der Vergangenheit."

„Ich überlasse Ihnen Alles!" entschied Christa und verließ das Zimmer.

VIII.

Heinrich athmete tief auf, als er allein war. Eine Empfindung von Glück lag ihm im Herzen, dessen Ursache er nicht nachforschen wollte, und der er sich doch rückhaltlos hingab. Als er dann hinschritt auf dem nächtlich dunkeln Bergweg, war es ihm, als athme er in dürstenden Zügen eine andere Luft, als sei sein Schritt beflügelt, sein Kopf erhobener. An dem Novemberhimmel standen klar die Sterne, und er jubelte auf zu der lichten Unendlichkeit empor. Hier und da fiel ein Stern und verlosch am dunkeln Horizont, oder hinter der düsteren Bergwand, aber es war ihm keine trübe Vorbedeutung. Die echten standen unbeirrt und unerschüttert, nur die Irrsterne sanken und verglühten.

Jobst schlief, als Heinrich bei ihm eintrat, friedlich und ruhig. Es ist der Segen des Alters, daß die Erregungen, auch die scheinbar heftigsten, schnell vorübergehen und leicht in eine andere Stimmung überspringen. Heinrich aber wachte noch lange hinein in die Nacht.

Am anderen Morgen war der Alte früh auf und kramte in seinem Museum. Damit konnte er ganze Tage hinbringen. Er schielte zwar verwundert auf Heinrich, der wieder den Arbeitsanzug nicht angelegt hatte, aber er fragte ihn nicht und begnügte sich mit schlauem, spöttischen Lächeln hinzuwerfen: „Ah, Du bist heute wieder der Herr Heinrich? Nun, da muß ich wol der Junker Jobst werden? Recht so: Wir sind immer in der Welt das, was wir äußerlich darstellen — wenn es uns gelingt, die Anderen das glauben zu machen."

Heinrich ging nicht auf diese Lebensweisheit ein, und sagte kurz: „Meister, bereitet Euch und Euer Museum auf einen Besuch vor, den ich in längstens einer Stunde hier einführen werde. Mir zu Liebe laßt einmal alle Verkleidung und Aufputz bei Seite."

Der Alte sah ihn verwundert an, aber Heinrich's ernster Ton und Haltung ließ das prahlende Wort auf seinen Lippen verstummen.

Der junge Mann fand Christa schon seiner wartend, und bald waren die Beiden auf dem einsamen Wege, den Heinrich in den letzten Tagen in so verschiedenartigen Stimmungen gewandelt war. Er war ihm dadurch wie ein vertrauter Freund geworden, denn bei jeder Wendung des Weges trat ihm die Erinnerung an seine verschwiegenen Gedanken entgegen. Unten lag, lang hin-

Digitized by Google

gestreckt, die halb alterthümliche, halb jugendlich moderne Stadt, vor ihm das Thal mit den schroffen Bergwänden, und wenn er den Blick wandte, die weite Ebene, die nur am fernen Horizont den Gebirgskamm begrenzte, und über Allem der Schleier eines lichtlosen Spätherbsttages.

Christa hemmte oft den Schritt und sah lange hinaus in die Landschaft. Sie fühlte es, daß sie Heinrich von sich selbst und ihrem Leben reden müsse, um die Verbindung zwischen ihrer gemeinsamen Kindheit und der Gegenwart herzustellen. Heinrich's Eröffnungen, die ihr endlich Licht über das Geschick der Großmutter, über der eigenen Mutter verwaistes Leben gab, hatten sie auch über sich und den Gang ihrer Erziehung und Entwickelung klar gemacht. Die starre, verschlossene alte Frau, die niemals über eigenes Empfinden das Herz öffnete, hatte die Tochter in solchem Druck erzogen, daß Christa's Mutter nie aus der eingeschüchterten Natur sich zu befreien vermocht hatte. Dem Vater, einem lebensfrohen Charakter, der die reiche Erbin ohne eigentliche Neigung geheirathet hatte, war sein Haus mit der unnahbaren Schwiegermutter und der willenlosen, schweigsamen Gattin wenig zusagend, und so suchte er, außerhalb desselben, sich das Leben so heiter zu gestalten als möglich. Christa war ganz ihrer eigenen Entwickelung überlassen, und weder der Großmutter Strenge, noch der Mutter überschwängliche Zärtlichkeit, noch des Vaters sorgloses Uebersehen, konnten ihr Gemüth bilden. Die Kinderspiele mit Heinrich, den sie mit voller schwesterlicher Hingabe und Bewunderung liebte, waren die einzigen Erinnerungen ihrer Kindheit, bei denen ihr das Herz aufging. Nach dem Tode der Mutter, dann der Großmutter, als sie zum schönen, reichbegabten und vielumworbenen Mädchen heranwuchs, wandte sich ihr der Vater in leicht entschuldbarer Eitelkeit zu, aber doch mit einem Fremdbleiben, das sie vollkommen selbständig ließ. Seine Wiederverheirathung löste das lockere Verhältniß erst recht, und so stand sie einsamer noch in der Welt, als es äußerlich den Schein hatte. Jetzt erst fiel ein Lichtschein in das Dunkel der Geschicke, der die Menschen, unter denen sie aufwuchs, so erklärte, wie sie geworden waren, ja ihre eigene Charakterentwickelung bedingte. Sie hatte redlich an sich gearbeitet, erst an ihrer Bildung, die ein rastloser Eifer zum Lernen unterstützte, und dabei hatte sie die feingebildete Tante unterstützt, dann an ihrem Charakter, dessen Schroffheiten sie erkannte und zu überwinden sich bemühte. Sie hatte über sich unnachsichtig nachgedacht, und that das noch in diesem Augenblicke, in dem sie fühlte, daß Niemand ihr so nahe stünde, als Heinrich, nicht allein durch die schwesterliche Erinnerung der Kindheit, sondern weil er wieder in ihr Geschick trat und eine Pflicht mit ihr theilte, die ihr der Zufall auferlegte, ohne daß sie noch wußte, wie sie dieselbe erfüllen solle, noch könne. Aber Heinrich hatte ihr gesagt, daß er die lockende Aussicht, die der Graf ihm eröffne, zurückweisen, wenigstens hinausrücken würde, um der Dankbarkeit zu genügen, die ihm des alten, wunderbaren Mannes Neigung und Vertrauen bedinge. Was er für den Fremden that, mußte sie, die Verwandte, das nicht um so eher? Alles das besprach sie, und er hörte

hweigend zu. Schon sahen sie das Häuschen des Sammlers durch die laub-

Bäume schimmern, und Christa stand noch einmal still: „Heinrich," sagte

h muß es Ihnen aussprechen, was Ihre Freundschaft mir in diesem Augen-

Digitized by Google

blick werth ist. Mir ist, als müßten wir Beide uns vollkommen offen entgegentreten, und wir haben ein Recht aneinander, aus der Neigung der Kindheit. Sie waren mir in der Empfindung ein Bruder geblieben und sind es mir auf's Neue geworden. Lassen Sie uns nicht wieder verlieren, was das Geschick uns so wunderbar wiederschenkte."

Heinrich's Gesicht flammte dunkelroth auf, sein Athem stockte und der Blick senkte sich. „Christa," fing er nach einem kurzen Ueberlegen an, „ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, für jedes Wort, das Sie auf diesem Wege sprachen. Ich habe in dem, was Sie sagten, wie Sie es sagten, ein Selbstgefühl wiedergewonnen, das der Druck der Verhältnisse in mir zu vernichten drohte. Aber Sie wollen Offenheit, und haben den ersten Schritt damit gethan. Wenn ich wüßte, daß ich Ihnen helfen könnte, mein Leben würde ich dafür geben, aber die Freundschaft, die Sie mir bieten, ist eine gefährliche Gabe, und ich habe nicht den Muth, sie anzunehmen. Alle die thörichten Träume meiner Knabenjahre sind wieder in mir wach geworden, ich weiß, daß sie mir lockend Unmögliches zeigen, ich werde sie bekämpfen, dazu fühle ich die Kraft, aber nicht dazu, Ihr Freund zu werden, und dabei Ihr Bruder zu bleiben. Wenden Sie sich von mir, Christa, darauf bin ich gefaßt, zürnen Sie mir, Sie haben das Recht dazu, aber vergeben Sie die Dreistigkeit, mit der ich mein Empfinden ausspreche, denn in diesem Augenblick hatte ich nicht den Muth, unwahr gegen Sie zu sein."

Er war einen Schritt zurückgetreten und sie hielt die Hand noch ausgestreckt, die sie ihm hatte reichen wollen. Sie zog sie zurück und legte sie auf die Augen. Dann faßte sie sich schnell und sagte: „Lassen Sie uns erfüllen, was uns herführte." Festen Schrittes ging sie voran, und er folgte schweigend. So standen sie vor dem Häuschen und klopften an die Pforte. Es währte eine Weile, ehe sie sich aufthat. Der alte Jobst liebte es, die Erwartung der Besucher dadurch zu steigern, daß er sie warten, ja oft mehrere Male vergebens pochen ließ. Christa wagte es nicht, den Blick auf Heinrich zu richten, als aber endlich die Thüre des Häuschens aufsprang, griff sie doch nach des Begleiters Arm und hielt sich fest an demselben. Jobst, in seinem langen Sammettalar, mit dem schwarzen Käppchen über dem dünnen, langen, schneeweißen Haar, stand vor ihnen. Seine Züge waren bleich und matt, die Erregung des vergangenen Tages hatte doch ihre Spuren zurückgelassen, aber das gab seiner ganzen Erscheinung etwas Würdevolles, Edles, und vor allen Dingen Mitleiderregendes. Christa's Augen füllten sich mit Thränen, und sie fühlte, wie nothwendig ihr Heinrich's stützender Arm war. —

„Ah, Du bist es, Heinz, mein Knappe, mit den Gästen, die Du mir anmeldetest. Wenn sie eben so wenig Verständniß haben für meine Schätze, als Du, so lohnt es kaum der Mühe, die Läden von den Fenstern zu heben," sagte der Alte.

„Nicht Euer Museum zog uns her, Meister," erwiderte Heinrich. „Zu Euch sind wir gekommen."

„Zu mir?" fragte Jobst. „Was wollt Ihr von mir?"

Er hatte den Blick auf Christa gerichtet und starrte sie an, als sie nun aber das Auge hob, aus dem noch leise die Thränen der Erregung niederrollten,

Digitized by Google

schrak er zusammen, hielt sich zitternd an der Lehne eines alten Sessels und flüsterte: „Die Augen, dieselben Augen. Heinz, weshalb hast Du mir das gethan?“

Er schwankte und wäre zusammengebrochen, hätte Heinrich ihn nicht mit kräftigem Arm gehalten und auf den Sessel leise niedersinken lassen. Der Alte starrte noch immer auf das junge, zitternde, weinende Mädchen. Seine Gedanken suchten eine Erklärung für das, was vor seinem inneren Auge längst klar war. „Heinz!“ rief er, „wen hast Du zu mir gebracht?“

Heinrich beugte sich nieder, während Christa's Auge ihn angstvoll beobachtete. „Sie ist Juliane Hallstein's Enkelin, ihre Mutter war das Kind einer kurzen, unheilvollen Ehe,“ flüsterte er.

Jobst bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Ich habe es gewußt,“ sagte er; „vom ersten Augenblick, als ich die Augen sah neulich, ich habe es gewußt, und nun sprichst Du es aus, Heinz, und Dein Wort ist Wahrheit. Und da steht sie und weint, daß ich —“

Er konnte nicht vollenden, aber hastig wies die Hand Christa zurück, die herantreten wollte.

„Nicht deshalb weint Julianens Enkelin, und dann wäre sie nicht zu Euch gekommen!“ sagte Heinrich. Christa kniete vor dem Alten nieder und lehnte ihren Kopf auf seinen Arm. „Ich weine nicht mehr,“ sprach sie und ihre Stimme hatte die ganze Sicherheit wiedergewonnen. „Ich danke dem Freunde meiner Kindheit, daß er Euch fand, daß er mich zu Euch führte, ich komme mit dem Herzen einer Tochter, und Ihr sollt mich nicht zurückweisen!“

Der Alte hob den Blick zum Himmel, sein Athem ging leise, seine Lippen bewegten sich lautlos. Die Hand hatte er, wie segnend, auf Christa's Haupt gelegt. Kein Laut war zu hören in dem wunderlichen Raum, von dessen Wänden die düsteren alten Rüstungen, die rostigen Waffen, die tausenderlei phantastisch geschnörkelten Reste Jahrhunderte alten Hausrathes auf drei Menschen niedersahen, die Jeder in seiner Weise Empfindungen durchlebten, in denen die bedeutendsten Wandelungen ihrer Geschicke sich spiegelten. Die Gedanken des Alten gingen weit, weit zurück, ein halbes Jahrhundert mußten sie noch einmal durchfliegen, und da stand er vor einem kurzen Glück, einem eingebildeten fast, denn sonst hätte sein Leichtsinn, seine Leidenschaftlichkeit es nicht selbstmörderisch in wenig Tagen zertrümmert. Und nun ein Leben, über das Reue und Selbstanklage den unversöhnlichen Schatten warfen, und unter erzwungenem Lachen, unter Selbstbetäubung und Selbsttäuschung, immer wieder Erinnerungen heraufbeschworen, die das scheinbare Befriedigtsein der Stunde, den Hochmuth des Vergessenwollens, zur Fratze eines erlogenen und verkleideten Lebens verzerrten. Und jetzt. Ein Lichtstrahl fiel auf diesen Schatten, unerwartet, wie ein Wunder, und das Dunkel verblich. Kein Wort war gesprochen, und doch erwärmte die Verheißung der Versöhnung, der Vergebung das starre Herz des Alten, und sein Leben wurde heller in der Erinnerung, sein ganzes Wesen veredelt, sein Elend zur Sühne.

Neben ihm stand der Jüngling, vor dem das Leben lag, ohne Reue über die Vergangenheit, aber auch ohne Hoffnung für die Zukunft. Noch vor wenig

Digitized by Google

Minuten hatte er das selbst ausgesprochen, Nichts hatte sie ihm darauf erwidert, und doch, in diesem Augenblick schlug sein Herz höher, und wenn er das stolze, unnahbare Mädchen vor sich liegen sah, hingeschmiegt in Wehmuth, einen Boten des Friedens, konnte er es nicht mehr verstehen, daß es ihm entrückt sein sollte für immer. Selbstgefühl und Zuversicht hoben sein Haupt, und die Zukunft wurde licht und lichter.

Und Christa? Sie dachte jetzt nicht an sich, sie dachte an ihn, dessen matte Hand auf ihrer Stirn lag, und an den Freund, dessen Blick sie auswich. Sie suchte eine Lösung in den Räthseln und wußte nicht, daß sie dieselbe schon gebracht hatte.

Der Alte brach zuerst das lange, lange Schweigen. Er richtete sich auf und stand da, fest und aufrecht. Er wußte es selbst nicht, daß Heinrich ihn noch immer stützte. Kaum hätte man ihn wiedererkannt, so waren seine Züge gewandelt, so lag ein ganz anderer Ausdruck als je vorher auf seinem bleichen Gesicht. Wie ein Prophet stand er da, in der priesterlichen Ehrwürdigkeit des Alters.

„Kind meines Kindes," fragte er, „was wolltest Du bei mir?"

Christa schauerte leise zusammen. Die Stimme tönte wie ein Klang aus dem Grabe. Sie wußte das Wort nicht zu finden, und Heinrich mußte für sie antworten: „Sie wollte den Ahnen suchen und mit dem warmen Herzschlag der Gegenwart das bittere Empfinden der Vergangenheit lösen."

„Ihre Botschaft ist erfüllt," sagte der Alte. „Sie trägt die Versöhnung in den Händen, und über den Gräbern ist Frieden. Seit die milden Thränen der Liebe aus den Julianen-Augen auf meine Hand fielen, weiß ich, daß sie mir vergab um dieses Kindes willen. Ihr habt es nie verstanden, daß die Vergangenheit spricht, vernehmlich und fest in die Gegenwart hinein. Hast Du jetzt die Stimme gehört, Heinz? Mir ist vergeben, aber ihre Lippe hat es nicht gesagt, nicht sagen können, denn die Vergangenheit spricht in anderen Lauten, ist zu lesen in einer wunderbaren Schrift!"

Christa hatte dankend zu Heinrich hinaufsehen wollen, als er für sie das Wort nahm, nun aber stand sie auf, und indem sie den Kopf lehnte an die Schulter des alten Mannes, auf dessen ganzes Wesen das Ueberirdische ehrfurchtgebietend seinen Stempel gedrückt hatte, sagte sie fest: „Ich wollte nicht wie ein Gruß der Vergangenheit zu Dir treten, Vater, ich wollte Dir ein Kinderherz bringen, und soviel die Liebe vermag, Dein Alter behüten und zu erfreuen suchen. Was ich wollte, ist noch nicht erfüllt!"

Der Alte schüttelte wehmüthig den Kopf. „Der, den Du gesucht hast, ist todt, schon lange, lange. Ich hatte kein Recht mehr an meinem Kinde und seiner Liebe, ich habe es nicht an der Deinigen. Der alte Jobst, nur der allein lebt noch, wenn auch seine Tage gezählt sind, würde Deine Neigung nicht verstehen. Du gehörst einer andeten Zeit, einem anderen Leben. Ich bedarf keiner Hilfe, keiner Stütze weiter für den Rest meiner Tage, denn er hat mir versprochen, mich nicht zu verlassen. Ich wußte es gleich, als ich ihm begegnete, daß er mir ein Glück bringen würde, ich verstand es nur noch nicht, welches und wie groß die Gabe, die er unbewußt trug. Er sträubte sich gegen mein

Digitized by Google

Vertrauen, er wollte mich noch gestern verlassen. Nun bleibt er, nicht allein weil er es versprach, noch weniger, weil ich ihm meine Schätze zurücklasse, die jetzt so vorwurfsvoll auf mich niedersehen, weil ich mein Herz an Anderes hänge, als an todtes Eisen, das mir nicht mehr ist, was es war, sondern weil ich nicht mehr der alte Jobst bin von früher, und weil er Dich zu mir brachte. — Wenn ich um mich sehe, an den Wänden, in den Schränken, ist es stumm geworden, denn eine andere Sprache der Vergangenheit sprach zu mir, und nur sie höre ich noch. Heinz, auch das Glück dieser Stunde danke ich Dir, und den armen Rest meiner Neigung soll Keiner mit Dir theilen."

Christa wurde dunkelroth. Sie fühlte es, daß, wenn sie sich ein Recht erwerben wollte an der Neigung des Alten, sie es nur durch Heinrich könnte, und er hatte ihre Freundschaft zurückgewiesen, und ihr doch dabei sein Herz offen und wahr gezeigt. Sie wußte nicht, wie sie mit ihren Empfindungen zurecht kommen sollte, und diesmal half ihr Heinrich nicht, der ganz von der Sorge um den Alten eingenommen schien, der sich in seinen Arm lehnte und ermattet vor sich hinstarrte.

Christa trat an das Fenster, um sich zu fassen. Sie starrte in den trüben, lichtlosen Tag hinein. Der Alte hatte Recht, das fühlte sie. Er hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit, und welche Neigung konnte ihn mit der Enkelin verbinden, da er keine Tochter gehabt hatte? Es knüpft sich nicht wieder an, was man selbst zerriß im Herzen. Ja, wenn er arm und hilflos gewesen wäre, aber er brauchte Niemand als Heinrich, und mit dem, das fühlte sie, konnte sie die Sorge nicht theilen. Sie mußte sein Herz schonen, so lange sie nicht daran dachte, dessen Empfinden zu erwidern. Da lag das Räthsel, dessen Lösung sie nicht wagte zu suchen, und über das sie doch fast den alten Mann vergaß, um dessentwillen sie hingekommen war. Sie drückte die heiße Stirn an die kühlen Scheiben und hatte nicht bemerkt, daß hinter ihr Heinrich den alten, von der Aufregung erschöpften Freund leise in das Nebenzimmer führte und ihn fast willenlos auf sein Lager trug. Als sie sich umwandte, sah sie sich allein. Unheimlich starrte sie der Raum an mit allen den wunderlichen Geräthen, die ihn schmückten, und noch unheimlicher war ihr die Erinnerung an den alten Mann, dem gegenüber sie sich so gerne zu einer wärmeren Empfindung gezwungen hätte, der ihr aber so fremd, so unnahbar für jede Neigung, wie ein Sterbender erschien. Ihre Verbindung zu ihm war todt, das fühlte sie. Am liebsten wäre sie fortgeeilt, aber auch das wagte sie nicht, und doch stieg von Minute zu Minute das Unbehagliche ihrer Empfindung, und das starke Mädchen war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Endlich, endlich, nach einer bangen Stunde trat Heinrich wieder in das Zimmer. Mit einem Freudenschrei stürzte das geängstete Mädchen auf ihn zu und hing sich an ihn: „Da sind Sie, Heinrich, Gott sei Dank! Ich hätte es nicht länger hier allein ertragen!" rief sie.

„Verzeihung, Christa," entgegnete er, „er ließ mich nicht fort und hielt meine Hand so fest. Jetzt schläft er, lassen Sie uns gehen!"

In der Thür wandte sich Christa: „Ich möchte ihn noch einmal sehen!" sagte sie. Heinrich verwehrte es: „Wir müssen ihn schonen," flüsterte er, „er könnte erwachen und Ihr Anblick würde ihn nur auf's Neue erregen. Er will

Digitized by Google

Sie nicht wiedersehen, und doch nennt er die Stunde, in der Sie bei ihm waren, die segenvollste seines Lebens. Er ist wie ein anderer Mensch geworden, seitdem. Haben Sie Dank, Christa, daß Sie kamen."

Sie gingen zurück, stumm nebeneinander, denselben Weg, den sie vor wenig Stunden in so wunderbaren Eröffnungen gekommen waren, und durchdachten noch einmal diese Gespräche. An jeder Wendung des Weges erinnerten sie sich dessen, was sie hier sagten, hier fühlten, und Alles war anders geworden, klarer, bewußter, und doch dunkler und verworrener zugleich. Der alte Mann, damals das Ziel ihres Weges, wie die eigenthümlichen Beziehungen zu ihm, das Band, das sie wieder zusammenführte, war zurückgetreten, sie selbst waren es, ihr Verlieren und Finden, ihr Erinnern und Hoffen, was sie ganz beschäftigte. Damals hatten sie offen ihre Herzen gegeneinander ausgeschüttet, diesmal wagten sie kein Wort zu sagen, damit es nicht verriethe, was doch kein Geheimniß mehr war. So kamen sie an vor dem Hôtel. Christa reichte Heinrich die Hand. „Sie bringen mir Nachricht!" sagte sie hastig und eilte in ihr Zimmer. Heinrich sah ihr eine Weile nach, dann wandte er sich zum Portier, der ihn verwundert betrachtete, denn er hatte gleich den schmucken Gesellen wiedererkannt, der neulich die schweren Waffen anschleppte, trotz der veränderten Kleidung. Als er das gnädige Fräulein abholte, war er nicht ganz sicher gewesen, jetzt, aufmerksam geworden, erkannte er ihn mit Bestimmtheit. Heinrich fragte ihn nach Namen und Adresse eines zuverlässigen Arztes. „Sind Sie nicht bei dem alten Jobst Eisenreiter in Dienst?" fragte der Portier. „Er ist krank!" erwiderte Heinrich. „Für ihn frage ich nach dem Arzt."

Der Portier lachte. „Da suchen Sie den alten Doctor Klammbein auf, der ist des alten Jobst Vertrauter und Zechkumpan. Seit vierzig Jahren, sagt man, zanken sie sich, wo sie nur zusammen kommen, und dabei sollen sie Freunde sein seit ihrer Jugend. Der verspottet dem Anderen seine Mixturen, und dieser Jenem seine Alterthümer. In der Bierwirthschaft, in der ich vor zwanzig Jahren als junger Bursche aufwartete, kamen sie jeden Abend so hart aneinander, daß die Seidel hinüber und herüber flogen. Die anderen Gäste hatten ihren Spaß daran und hetzten sie immer gegenseitig. Der Klammbein ist der richtige Arzt für den alten Jobst, und da er vor Jahren eine Zeitlang Paukdoctor bei den Studenten war, bis seine Hand nicht mehr fest genug war, den kleinsten Schmiß zusammenzuheften, wirft er noch immer mit seinen Studentenredensarten um sich, wie der Andere mit seinen wunderlichen Rittergeschichten. Zu dem gehen Sie nur." Er bezeichnete Straße und Haus, und ging in's Hôtel zurück.

Heinrich war unschlüssig, ob er sich nach dieser Empfehlung wirklich an den Mann wenden solle, aber es blieb ihm keine Zeit zum Ueberlegen, und er wollte wenigstens den Versuch machen. Er fand den alten Arzt zu Hause und gleich bereit, zu folgen. „Faßt es den alten Knaben endlich auch einmal!" rief er. „Das geschieht ihm recht. Nun soll er mir in einem anderen Safte nachkommen als in dem Stoff, von dem er nie genug bekommen konnte. Jetzt sollst Du meine Mixturen kennen lernen, alte verrostete Schraube!" Er rieb sich vergnügt die Hände und lachte schadenfroh. Dann, plötzlich ernst, fragte er: „Ist er wirk-

Digitized by Google

lich krank?" Heinrich schilderte flüchtig den Zustand seines Freundes, den Wechsel von Erregung und Ermattung, die Veränderung des ganzen Wesens.

Der alte Doctor erschrak. „Das geht zu Ende!" rief er schmerzvoll. „Mein letzter Freund! Das ist eine Krankheit, die keine Mixtur mehr heilt. Die Klinge wird morsch, die läßt sich nicht mehr zurecht biegen, die muß brechen." Die Thränen liefen ihm über die rothen Backen, aber er wischte sie ab mit dem Rockärmel und jubelte wieder auf: „Er hat immer geprahlt, er würde hintenhertanzen, wenn sie mich in das Loch würfen, und dann wolle er mir noch einen Bierjungen aufbrummen, der auf mir sitzen bliebe bis zum jüngsten Tage, und ich habe ihm prophezeit, ich würde ihn noch selbst als Mumie in seinem Antiquarium prangen sehen. Wer bekommt nun Recht? Aber es ist Schade um ihn. Mein alter Jobst! Keiner hat ihn gekannt, wie ich. Es war mehr an ihm, als sie Alle meinten. In's Pech hat er sich freilich selbst geritten, aber herausgezogen aus der Patsche hat er sich auch selbst, so gut als möglich, so versimpelt er sich anstellte. Oh, das alte Lügenmaul, mich hat er niemals angescheuert!"

Unter solchen Reden, unter stetem Ueberschlagen von Anerkennung zur Verachtung, von Schadenfreude zum Mitleid kamen die Beiden bei Jobst an, den sie aufrecht im Bette sitzend fanden. Und nun begann zwischen den beiden Alten ein Herüber und Hinüber von Zärtlichkeiten und Schimpfreden, ein Reizen, Necken und Versöhnen, daß Heinrich starr daneben stand. Zuletzt wies Jobst den Freund im höchsten Zorn aus der Thür und wollte ihm seinen Stiefel an den Kopf werfen, aber die Kraft fehlte und der Arm sank matt nieder, der zum Wurf ausgeholt hatte. Der Arzt verschwur sich, gab sein großes und kleines Cerevis darauf, niemals wieder diese Schwelle zu betreten, und ging tobend zur Thür hinaus. Heinrich folgte ihm, um ihn zu beruhigen. Aber das war nicht nöthig. Der alte Mann sank erschöpft in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte laut. „Der macht es nicht mehr lange," stammelte er, „das können Sie sehen. Er hatte nicht mehr die Kraft, mir den Stiefel an den Kopf zu werfen. Das war meine Probe, denn wenn ich ihn nach seinem Befinden gefragt hätte, würde er mir ja niemals Antwort gegeben haben. Ich hoffte, er würde mich mit dem Stiefel abführen, daß zwölf Nadeln den Schmiß nicht zusammengebracht hätten. Dann konnte er es noch ein paar Jahre machen, aber so —" Neues Schluchzen unterbrach seine Rede.

Heinrich kehrte zurück zu Jobst und fand ihn kraftlos zurückgesunken. „Ist er fort, der verdammte Quacksalber und Marktschreier?" flüsterte er. „Laß ihn, ich will ohne seine Brauereien hinübergehen. Aber wenn es vorbei ist, Heinz, geh' zu ihm und sage ihm, Julianens Enkelin hätte geweint auf meine Hand, er weiß Alles, sage ihm auch, daß die Thränen mich versöhnt hätten mit Juliane, daß ich glücklich mein Lämpchen auslöschen sähe. Das wird ihn ärgern, denn er gönnt mir nichts Gutes, aber er war doch durch Jahre mein einziger, mein lieber Freund. Das Bier hat ihn zu Grunde gerichtet, denn er ist ein medicinisches Genie, und sah in der Besoffenheit mit einem Blick mehr, als die Anderen nüchtern in vierzehn Tagen."

Heinrich ging von Einem zum Anderen, und schließlich, als das fahle Abend-

Digitized by Google

roth durch's Fenster fiel, saß er schweigend mit dem alten Arzt am Krankenbett des Freundes, der schlief, und im Traum heiter lächelnd, unverständliche Worte vor sich hinflüsterte.

Endlich stand der Arzt leise auf, gab einige gleichgültige Verordnungen und sagte flüsternd zu Heinrich: „Das kann noch Tage so hinschleichen, aber dies Zimmer verläßt er nicht wieder. Ich bin Tag und Nacht bereit, wenn Sie mich brauchen, und komme morgen in der Frühe wieder. Helfen kann ich nicht mehr. Jetzt will ich aber in die Kneipe gehen, wo wir uns so manches Mal, durch vierzig Jahre, zankten und will einen Ganzen auf sein Wohl trinken. Wenn's vorbei ist, reiben wir dann einen Salamander zusammen auf sein Andenken. Er hat's verdient. Wenn ich nur wüßte, wohin er den alten Steigbügel gesteckt hat, von dem er sich einbildete, daß Barbarossa ihn besessen hätte. Alles Andere durfte man ihm verspotten — den nicht. Sehen Sie, die Narbe, die hat er mir beigebracht, weil ich an den Steigbügel nicht glauben wollte. Er war ein Alterthumssimpel, weiter nichts, und doch faßt mich das besoffene Elend, daß ich ihn auch muß dahin gehen sehen, woher Keiner zurückkommt!"

Er wischte sich wieder die Thränen und war schnell aus dem Hause.

IX.

Christa hatte sich möglichst zu fassen gesucht, als sie von Heinrich Abschied genommen hatte und nun bei der Tante eintrat. Diese hatte es zwar gemerkt, daß etwas Außergewöhnliches das junge Mädchen beschäftigte und aufregte, aber sie hatte sich wohl gehütet, eine Frage zu stellen, denn sie war längst daran gewöhnt, diesen selbständigen Charakter nicht zu beirren, und indirect um so eher auf ihn einwirken zu können, je weniger sie einen directen Einfluß beanspruchte. Sie hatte auch diesmal ganz richtig gerechnet, denn Christa fiel ihr um den Hals, als sie eintrat, und berichtete, so gut sie das vermochte, die Erlebnisse des Vormittags. Nur wenn die Erzählung, abgerissen durch die eben empfundenen Aufregungen, den Faden des Verständnisses abzureißen drohte, warf die kluge Dame eine Frage ein, die wieder in die Bahn führte, und einige Mal hatte sie es sogar versucht, nach Heinrich zu fragen, aber da Christa ablenkte oder zu überhören schien, gab sie das auf. Sie billigte Alles, was die Nichte beschlossen und gethan, und hütete sich, ihre eigene Erregung zu zeigen. Alexander holte die Damen zum Essen, und die Unterhaltung, an der Christa sich fast gar nicht betheiligte, quälte sich mühsam hin. Beim Aufstehen flüsterte Christa dem Grafen zu: „Erzählen Sie Natalie nur Alles, es wäre unrecht, ihr zu verschweigen, was wir Anderen wissen, und ich möchte nicht noch einmal wiederholen, was ich mit Mühe eben der Tante mittheilte." Sie zog sich auf ihr Zimmer zurück, um, wie sie sagte, ihrem Vater zu schreiben, und das junge Ehepaar blieb mit der Tante allein. Alexander machte sich gleich daran, Christa's Auftrag auszuführen, und er und die Tante weihten Natalie in das Geheimniß ein. Die Ströme der verschiedenartigsten Auffassungen rauschten in einander. Natalie fand die Geschichte höchst interessant, wußte aber keinen Rath, wie man dabei handeln solle. Bald verlangte sie, Christa müsse den alten Mann, der

Digitized by Google

nun doch einmal ihr Großvater, aus dem Trödelladen herausziehen, und da sie ja reich sei, irgendwo standesmäßig versorgen lassen, bald hielt sie es für besser, sich gar nicht um ihn zu kümmern. In dieser Meinung unterstützte sie der Gatte, der erklärte, Christa hätte ihre Schuldigkeit gethan, der Alte sich vernünftiger gezeigt, als man ihm hätte zutrauen können, und wenn man allenfalls eine kleine Summe in Heinrich's Hand legen wolle, mit der er die letzten Tage des alten Narren, ohne daß dieser es merke, behaglicher gestalte, so sei Alles geschehen, was zu verlangen sei. Die Tante allein hatte es durchschaut, daß hier die Verwickelung ganz wo anders zu suchen sei, aber sie hütete sich wohl, das auszusprechen. Sie war unklar über Christa's Empfindungen Heinrich gegenüber, aber sie hatte es durchgefühlt, daß sie nicht unbefangen seiner gedachte und Erwähnung that. Immer wieder wurde die merkwürdige Angelegenheit besprochen, und da die Tante Manches von den Verhältnissen ihrer verstorbenen Schwägerin und deren Mutter wußte, selbst die Vergangenheit mit in Berathung gezogen. „Wie wird denn Excellenz, Ihr Herr Bruder, sich gegen den verloren geglaubten und wiedergefundenen Schwiegerpapa verhalten, Tantchen?“ fragte der Graf, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude. Die alte Dame wurde heftig, wie immer, wenn man an den Bruder, ihren Abgott, rührte. „Wie in allen Dingen, als Ehrenmann,“ erwiderte sie, „und daran wird hoffentlich Niemand zu zweifeln wagen. Vorläufig sehe ich aber nicht ein, daß überhaupt seinerseits in der Sache etwas zu thun ist. An der Schwiegermutter hat er seine Pflicht erfüllt, und das war schwer genug.“

Damit verließ sie das Zimmer, um Christa aufzusuchen, deren langes Ausbleiben sie beunruhigte. Sie fand die Nichte am Schreibtisch, aber die Feder war ihr aus der Hand gesunken und so starrte sie vor sich hin, den Kopf in die Hand gestützt. Ihre Augen waren geröthet. Die Tante sah auf den ersten Blick, daß sie geweint hatte, aber sie that, als bemerke sie es nicht. Sie wußte wohl, daß Christa, die mit vollem Vertrauen zu ihr stand, ihr Nichts verschweigen würde, aber auch, daß sie ungefragt ihr Herz leichter aufschlösse und niemals ihre Empfindungen früher darlegte, als bis sie selbst damit ganz klar geworden war. Das echte Empfinden muß, wie die Blüthe aus der Knospe, mit eigener Nothwendigkeit an's Licht treten, und die voreilige Frage ist, wie der neugierige Finger, der die Hülle lockert und die Blüthe vor der Zeit verkümmert. Die kluge Frau war aber ein guter Gärtner der Herzensblüthen.

„Mein Brief ist mir leichter geworden, als ich dachte,“ sagte Christa, „denn die Dinge liegen einfacher, als sie auf den ersten Blick scheinen. Papa, denke ich, wird sie ebenso auffassen. Der alte Mann selbst weist jede Annäherung zurück, und zwar in der natürlichen Ansicht, daß ein so zerrissenes Band sich nach einem langen, langen Leben nicht wieder anknüpfen läßt. Nicht einmal von der Existenz seiner Tochter hat er gewußt, wie könnte also das Kind dieser Tochter ihm etwas Anderes werden, als ein Vorwurf. Doch war ihm das Begegnen eine Versöhnung, und das gibt mir eine freundliche Empfindung, für die ich Gott unbar bin, der sie mir, fast wie durch ein Wunder, gewährte. Ja, noch mehr, Heinrich eintritt in die Pflichten, die ich für mich vielleicht beanspruchen e, ist auch schon dadurch jeder Zweifel gelöst. Er wird in Wahrheit sein,

was ich doch nur zum Schein hätte werden können — die Stütze des alten, wunderlichen Mannes, den er mit seinem klaren, reinen Sinn besser erkannte, als jeder Andere."

„Heinrich ist ein vortrefflicher, schöner Mann geworden!" warf die Tante ein. Christa war aufgestanden und sah ihr fest in's Gesicht: „Meinst Du, Tante?" erwiderte sie. „Wie ich ihn jetzt, erzogen und gereift durch die Noth des Lebens wiedergefunden habe, erscheint es mir zuweilen, als hätte ich noch niemals einen so klaren, fleckenlosen Menschen gesehen, als er ist. Er scheint mir wie ein im Feuer geläuterter Stahl, den Nichts brechen kann, der uns aber so geglättet vorliegt, daß wir nicht wissen, wo wir ihn angreifen sollen. Er ist so gewöhnt an den Kampf des Lebens, daß er jeden Stoß parirt, ehe er ausgeholt war, so selbstbeherrschend, daß er ein Empfinden erst zeigt, wenn er es schon überwunden hat. Ihm gegenüber ist man immer voreilig, oder kommt zu spät. Mir ist diese Tugend unheimlich, und so sehr ich ihn schätze, so aufrichtig ich an ihm hing, als wir Kinder waren, jetzt sehe ich ein, daß es besser ist, wir treten uns aus dem Weg. Ich könnte einen Groll auf ihn bekommen, nur weil ich mir vergebens den Kopf zerbreche, über was ich ihm zürnen könnte. Das klingt albern, paradox, und ist es vielleicht auch, aber ich empfinde es nun einmal so. Alle Vernunftgründe sprechen dafür, daß ich ihn noch eben so lieb haben und höher schätzen müßte, als damals, als wir Kinder waren. Und gerade diese Vernunftgründe schnüren mir das Herz zusammen."

Sie biß sich auf die Lippen und wandte sich ab, meinte sie doch gegen Heinrich hart zu sein, und wußte nicht, daß sie es gegen sich selbst war. Die Tante schüttelte leise den Kopf und flüsterte vor sich hin: „Thörichte Herzen! Gefährliches Spiel, an der Empfindung zu klügeln."

In dem Augenblick trat der Kellner ein und meldete Heinrich. Christa schrak zusammen. Was hätte sie darum gegeben, hätte sie das Geständniß, das sie eben der Tante that, unausgesprochen machen können. Auch die alte Dame erröthete.

Heinrich schien ganz ruhig. Er komme nur zu melden, daß sein alter Freund sich scheinbar wohl befände, jedenfalls beglückt und ganz gewandelt durch Christa's Eintreten in den Kreis seines hinschwindenden Lebens. Ihr Erscheinen sei ein Segen gewesen.

„Kann ich ihn noch einmal sehen?" fragte Christa schnell.

„Ich rathe nicht dazu," erwiderte er fest. „Reisen Sie, gnädiges Fräulein, und das Bewußtsein darf Sie begleiten in die schöne Ferne, daß Sie ein vielgeprüftes Gemüth von dem Schmerz eines langen, zerrissenen Lebens lösten."

„Sie werden mir Nachricht geben, Heinrich!" sagte Christa.

„Sie sollen benachrichtigt werden!" erwiderte er nach kurzem Besinnen. „Auch wie sich Ihr Leben gestaltete," fügte sie hinzu, aber es lag der Ton des Verletztseins über seine ausweichende Antwort auf ihre erste Bitte in den Worten.

Er fühlte das, aber scheinbar gleichmüthig erwiderte er: „Meine Entschlüsse hängen jetzt davon ab, wie lange mich die Pflicht in Anspruch nimmt, die ich übernahm. Ich werde den alten Mann nicht verlassen. Leben Sie wohl!"

Digitized by Google

Er reichte ihr die Hand entgegen. Sie berührte sie leise, und ohne ihn anzusehen verließ sie das Zimmer.

Auch er wollte gehen, aber die Tante war aufgestanden und legte ihm leise die Hand auf die Schulter. „Heinrich," sagte sie und sah ihn lächelnd an, aber mit einem Lächeln, durch das die Rührung des Herzens durchglänzte, „mir alten Person dürfen Sie schon gestatten, Ihnen Ihre Freundschaft aufzudrängen. Da hat es weiter keine Gefahr. Mir können Sie auch schreiben, wenn Sie sonst Niemand haben, dem Sie Ihr Herz ausschütten wollen. Glauben Sie mir, lieber Sohn, man wird nicht fertig mit seinem Empfinden, wenn man es nur einsam hinaus trägt in's Leben. Vielleicht scheine ich Ihnen aufdringlich, vielleicht sehen Sie nur die alte Jungfer. Ich muß mir das gefallen lassen. Aber das kann ich Ihnen doch sagen: Wenn alte Herzen noch einmal aufblühen in Freundschaft, so hüten sie diese Blüthe mit treuer Sorge, und ehren sie durch Schweigen zu aller Welt. Mir dürfen Sie Alles sagen."

Sie zog seinen Kopf nieder und drückte die Lippen auf seine Stirn. Er beugte sich über ihre zitternde Hand.

„Ich werde Ihnen schreiben," flüsterte er. „Alles — Sie müssen es verantworten. Nach Rom also, und wenn Sie zurückkehren in die Heimath, werde ich Sie erwarten, und ich hoffe, Sie sollen mich nicht unwürdig Ihrer Freundschaft wiederfinden."

Er ging. Die Tante trat an das Fenster ihm nachzusehen. Sie hörte nur seine Tritte auf den Stufen der Treppe, denn er schritt in das Dunkel der Nacht hinaus. Die alte Dame trocknete die Augen und trat dann vor den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob die Spuren der Thränen diese nicht verrathen würden. Sie lächelte ihr eigenes Bild an. „Daß man es doch nicht lassen kann, ein wenig Vorsehung zu spielen!" flüsterte sie vor sich hin. „Wunden müssen sich aber ausbluten, ehe sie sich schließen, und so im Unklaren hinsiechen sollen die Kinder nicht. Sie haben beide Kraft und Charakter genug, zu entsagen, wenn es sein muß, und hier ging die Empfindung zu tief, um sich durch Vergessen fortzutändeln. Nun, jetzt sollen sie mir Nichts mehr ansehen, und wenn ich gegen Heinrich vielleicht zu weit ging in der Freundschaft, will ich es an Alexander wieder gut machen. Ihm soll der Abschied von mir nicht schwer werden." Sie hielt Wort. Als sie nach kurzem Zusammensein auseinander gingen, sagte der Graf zu seiner Frau: „Siehst Du, Natalie, die boshafte alte Jungfer hasse ich nun. Nicht weil sie *mich* ärgerte, aber weil sie die arme Christa, die den Großpapa noch immer nicht recht verdauen kann und ganz elend an ihm ist, mit ihren ewigen Scherzen auf's tiefste verletzte. Ich sage es ja — die alten Jungfern —"

Natalie schloß ihm die Lippen mit einem Kuß, dann sagte sie lachend: „Amüsirt hat mich die Geschichte doch, obgleich sie für meine beste Freundin furchtbar fatal sein muß. Auf solch Reiseabenteuer hatte ich gar nicht gehofft. Wenn sie morgen fort sind, hätte ich Lust, noch einmal in die Trödelbude zu gehen und mir den alten Großpapa anzusehen."

Am anderen Morgen reisten die Tante und Christa ab, nach herzlichem, wenn auch nicht ganz unbefangenem Abschied von den Freunden. Die Tante

Digitized by Google

hatte die halbe Nacht geopfert, um die Abreise zu beschleunigen, schon um ein neues Begegnen zwischen Heinrich und Christa unmöglich zu machen. „Je eher je lieber über den Gotthard nach Italien!“ hatte sie gesagt. „Wir brauchen einmal eine neue Luft und eine neue Welt!“

Natalie hatte Thränen in den Augen, als sie Christa beim Abschied umarmte. Sie galt für gutherzig und ließ sich leicht rühren, ohne meist zu wissen weshalb, und, wenn sie Nichts zu sagen wußte, was nicht selten vorkam, halfen ihr ein paar Thränen vortrefflich aus. Diesmal waren sie aber schnell getrocknet, und übermüthig schmeichelnd quälte sie ihren Mann immer wieder, er möge doch mit ihr zu dem alten Großpapa gehen. Alexander sträubte sich, aber sie ließ nicht nach und versicherte, wenn die Geschichte bei ihnen zu Haus percirt sei, und das könne ja nicht fehlen, würde ja alle Welt von ihr eine genaue Schilderung des Großpapa's verlangen, und sie sei die auch ihren Freunden in der Heimath schuldig. Den jungen Menschen, der doch nicht ganz ohne Bedeutung in der ganzen Angelegenheit sei, müsse sie auch noch genauer in's Auge fassen. Dem Gatten wurde die Gewährung ihres Verlangens immer unangenehmer, aber noch steckte er so weit in der Flitterwochen-Nachgibigkeit, daß er sich doch endlich fügte. So standen sie wieder vor dem geheimnißvollen Häuschen und ließen den schweren Klopfer an der Thür erdröhnen. Mehrere Mal mußten sie das wiederholen, ehe die Thür sich öffnete. Diesmal war es Heinrich, der sie begrüßte, aber in dem schlichten Arbeitsanzug, dem man ansah, daß er eben vom Feuer des Schmiedeofens kam. Er bedauerte, die Herrschaften nicht eintreten lassen zu können, der alte Freund läge matt zu Bett, halb schlafend, und der Arzt hätte Alles verboten, was ihn stören oder aufregen könne.

„Könnte ich nicht Sie einen Augenblick sprechen, Heinrich?“ fragte der Graf.

„Wenn Sie sich nicht scheuen, mich in die Werkstatt zu begleiten!“ erwiderte dieser. „Dort würde uns der Kranke nicht hören. Verlassen kann ich ihn erst, wenn die alte Aufwärterin hier ist, die täglich einige Stunden kommt, das Haus zu besorgen.“

„Ach ja!“ rief Natalie, „in die Werkstatt, das muß amüsant sein. Ich habe gar keinen Begriff, wie solche Dinge gehämmert, geleimt, zusammengebracht werden. Das müssen Sie mir Alles erklären.“

Alexander wurde etwas verlegen, aber als Heinrich unbefangen und lächelnd voranschritt, folgte er geduldig mit Natalie am Arm. Der ärmliche, vom Rauch geschwärzte Raum, die nackten Wände, das zerbrochene Eisen, das überall umherlag, dazu die Holzspäne um Jobst's Hobelbank, machten keinen behaglichen Eindruck, und Nataliens Neugierde war schnell verschwunden. „Wie können Sie es nur in solcher Höhle aushalten bei einer Beschäftigung, die so schmutzig und staubig aussieht?“

Heinrich lächelte und erwiderte: „Sie können nicht verstehen, gnädigste Gräfin, welch' Segen in der Arbeit liegt und wie sie uns Alles in und um uns vergessen macht, selbst wenn sie ebensogut unterbleiben könnte, wie zum Beispiel die, die ich heute vornahm. Gerade heute aber war sie mir besonders nothwendig. Die Sorge um den alten Jobst, manche ernste Ueberlegung für meine

Digitized by Google

Zukunft, die sich unerwartet ganz anders gestalten will, als ich vor wenig Wochen noch für möglich hielt, und dann —"

Er unterbrach sich selbst und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Aber ich fürchte, gnädigste Gräfin, daß Sie jetzt die Werkstatt nicht mehr amüsant finden werden."

Alexander hatte sich schon eine Weile verlegen abgewandt, denn er fürchtete einige Naivetäten seiner Frau, in denen sie zuweilen excellirte. Seine Aufmerksamkeit war durch eine alte, ungefügige Kiste aus Eichenholz erregt, die neben der Hobelbank stand. Mit Ausnahme ihres, sichtlich durch das Alter geschwärzten Materials war eigentlich nichts Bemerkenswerthes an ihr, und doch untersuchte sie der Graf mit immer steigender Theilnahme.

„Sagen Sie, Heinrich," rief er, „was ist das für eine Kiste, woher stammt sie, und wie kam sie in die Hände Ihres alten Freundes?"

Heinrich trat lächelnd hinzu. „Da kann ich freilich wenig Auskunft geben," sagte er, „aber es ist mir doch wunderbar, daß auch Sie ein Interesse für den alten, ungeschickten Kasten zeigen, von dem der alte Jobst behauptete, es sei etwas ganz Besonderes an ihm, obgleich er das durch Nichts motiviren konnte, denn wenn er auch sauberer gefügt, fester gearbeitet ist, als man heute so Etwas macht, so beweist das nur, daß er aus einer solideren Zeit der Arbeit stammt, als unsere jetzige. Die Form ist so kunst- und schmucklos als möglich, und wenn das Schloß und die Beschläge seinen Werth ausgemacht haben, so sind diese gewaltsam abgerissen oder vernichtet. Aber Jobst blieb bei seiner Bewunderung, und ich beugte mich seinem Instinct, der ihn fast nie täuschte. Nehmen wir also an, daß dieser häßliche Kasten seinen antiquarischen Werth, wenigstens seine besondere Geschichte hat. Ich hatte dem Alten versprochen, Schloß, Eckbeschläge und Krampen wiederherzustellen, und die Arbeit machte mir Freude, denn ich hatte mir die Zeichnung aus einem alten Bilderwerk in Jobst's Bibliothek abgenommen, und an dem fast fertigen Eisenwerk der Vorderseite können Sie meine Geschicklichkeit bewundern."

„Das gerade machte mich irre!" rief Alexander, „und wenn die Beschläge neu sind, habe ich keinen Zweifel mehr. Diese Kiste war seit Generationen in dem Archiv auf dem Stammschlosse meiner Familie am Fußboden angeschroben hier sehen Sie noch die Spuren der Eisen, die zu diesem Behufe eingelassen waren. Mein Vater bewohnte zwar eine andere Besitzung, bewahrte aber in der Kiste die Papiere, die an Ort und Stelle bleiben mußten, und die nur für dort ihren Werth hatten. Da machte das Ausweichen eines Pfeilers einen Umbau des Archivs schleunigst nothwendig, und in Folge dessen ein Ausräumen. Die Kiste wurde abgeschroben, der Inhalt herausgenommen, und da der Boden durch die Feuchtigkeit morsch geworden war, als werthlos fortgestellt. Später vermißte man einige wichtige Actenstücke, und als die, übrigens für jeden Dritten werthlosen Papiere sich nicht fanden, forschte man auch dieser Kiste nach. Sie war verschwunden. Mein Vater war sehr beunruhigt über dieses Fehlen und durch Jahre wurde es besprochen. Dabei hat mir mein Vater erzählt, daß der Deckel der Kiste doppelt war, und daß möglicher Weise in demselben die vermißten Papiere verschlossen gewesen wären. Er allein kannte das Geheimniß

Digitized by Google

derselben, und diese Annahme erschien um so wahrscheinlicher, als die ganz zuverlässigen Beamten mit höchster Sorgfalt alles Andere bewahrt hatten. Gerade nach dem Tode Ihres Vaters ließ der meinige noch einmal emsig nach den Papieren forschen."

„Nun," sagte Heinrich, „da können wir uns schnell überzeugen. Er nahm einen feinen Bohrer und durchstach damit ein Schraubenloch des früheren Beschlages. Wirklich kam er damit auf eine weiche Schicht, und als er den Bohrer herauszog, zeigten sich an der Spitze feine Spuren vergilbten Papiers. Der Ton beim Anklopfen machte es außerdem sicher, daß der Deckel hohl sei. Nun setzten sie ihre Untersuchung fort und bald entdeckte Heinrich, daß eine Schraube des Eisenbandes, das den schweren Deckel mit der Kiste verband, sich verschieben ließ und ein kunstvoll gearbeitetes Schloß zeigte, das er, nicht ohne Mühe, öffnete. Damit wurde ein Theil der inneren Füllung los, und schob sich unter die feste Decke. Ein nicht tiefes, verborgenes Fach zeigte sich und aus demselben zogen sie ein Volumen Acten, das der Graf sofort für das von seinem Vater vermißte erkannte. Er jubelte laut auf: „Nun spreche mir noch Einer von Zufall, von Wunder. Hier, und durch Sie, Heinrich, muß ich das Verlorene wiederfinden. Wie die Kiste hierherkam, wird vielleicht ewig ein Geheimniß bleiben, daß wir sie in die Hände bekamen und ihr, nach allen den Irrfahrten, ihren Schatz entrissen, der nur für mich einen Werth haben kann, das ist aber so unglaublich, daß es mir noch wie ein Traum, oder wie eine Fügung erscheint, deren Bedeutung wir vielleicht noch gar nicht ermessen; denn, aufrichtig gesagt, ich stehe wieder vor einem neuen Geheimniß. Aus Actenstößen habe ich mich nämlich noch niemals vernehmen können, und weshalb mein Vater so unglücklich über den Verlust dieser vergilbten Schmiererei war, werde ich ohne fremde Hilfe nicht herausfinden. Verstehen Sie denn Etwas davon, lieber Heinrich?"

Dieser lachte. „Wenn ich Ihnen das eiserne Schloß des Geheimnisses öffnete, so ist damit mein Können erschöpft," sagte er; „die juristische Lösung muß ich Anderen überlassen."

Der Graf blätterte doch einen Bogen nach dem anderen um. „Ich will ein Geschäftsmann werden, ich will arbeiten, das nahm ich mir schon neulich vor, als Sie mir Ihre, für mich fast beschämende Arbeitstheorie auseinandersetzten!" rief er. Dann aber fügte er hinzu: „Aber das scheint ja Sie ebensosehr anzugehen, als mich, denn da finde ich den Namen, die Unterschrift Ihres Vaters."

Heinrich schrak zusammen und beugte sich über des Grafen Schulter, um in die Acten zu sehen. Richtig, das war der Namenszug seines Vaters. Es handelte sich um Lieferungsverträge aus dem Eisenhammer und den Gruben des Grafen an den Staat, auf die Seitens des Vermittlers, eben Heinrich's Vaters, beträchtliche Vorschüsse geleistet waren. Die beiden Freunde studirten und conjecturirten, mußten sich aber eingestehen, daß sie nicht Geschäftskenntniß genug hätten, sich den Zusammenhang klar zu machen. Dabei verlor Natalie die Geduld und trieb wieder und wieder zum Aufbruch.

„Sie müssen gleich mit uns reisen, Heinrich," sagte der Graf, „denn daß diese Papiere sowol für ihn als für Ihren Vater von höchster Wichtigkeit wären,

hat mein Papa, wie ich mich jetzt ganz deutlich erinnere, unzählige Mal versichert, und immer setzte er hinzu: ‚Mit den Papieren hätte ja der Wendeling'sche Geschäftsabschluß ganz anders ausfallen müssen.'"

Heinrich wandte ein, daß er seinen alten, wie ihm schiene und wie auch der Arzt versichere, sterbenden Freund Jobst nicht verlassen könne noch wolle, und so erbot sich der Graf, die Angelegenheit mit seinem geschickten Rechtsbeistand in der Heimath allein in die Hand zu nehmen, wozu er sich eine Vollmacht von Heinrich erbat. Sie gingen zu dem Advocaten, der Jobst's Testament aufgesetzt hatte, und der Heinrich wie einen alten Bekannten und mit großer Zuvorkommenheit empfing. „Ich darf meine Amtsgeheimnisse nicht verrathen," sagte er, „aber den Rath kann ich Ihnen geben, unseren alten Freund nicht zu verlassen!"

Die verabredete Vollmacht war schnell ausgestellt, und nun beeilte Alexander die Heimreise. Er war auf einmal ganz voll von Geschäftsprojecten, von Plänen auf eine neue Thätigkeit, und daß er für den neugewonnenen Schulfreund mit arbeiten mußte, war ihm erst recht ein Sporn. Er fühlte eine Verantwortung und das gab seinem ganzen Wesen eine neue Spannkraft.

Auch bei Heinrich war der Druck seiner Stellung, seine Zurückhaltung geschwunden, und der Abschied der neuen Freunde, als das junge Ehepaar in den Reisewagen stieg, war der allerherzlichste. Als der Wagen dahinrollte und bald hinter der Bergecke verschwunden war, ging Heinrich in eigenthümlichen Empfindungen in das einsame Häuschen seines alten Freundes zurück. Wie anders erschien ihm die Welt, wie völlig verändert die Aussichten auf seine Zukunft. Alle Gedanken über seine eigene Lage traten aber zurück, als er in das Zimmer des alten Jobst kam, denn der erste Blick zeigte ihm, daß hier seine ganze Sorge in Anspruch genommen würde. Der Alte jubelte auf, als er ihn sah, aber mit dem Jubel eines Kranken, wie ein Lichtstreif, der über nebeltrüber Haide aufglänzt. Er drückte Heinrich an seine Brust mit beiden Armen, aber mit schwindender Kraft. Es sollte der Gruß des Willkommens, das Zeichen sein, daß er ihn festhalten wolle für immer, und es war wie ein Abschiedswort, ein Beweis, daß er sich von ihm trennen müsse für alle Zeit. Heinrich wollte zu dem alten Paukdoctor gehen, aber Jobst litt es nicht. „Keinen Augenblick von denen, die Gott mir noch schenkt, lasse ich Dich von mir!" flüsterte er. Dann setzte er nach einer Weile hinzu: „Ich hätte nicht gehofft, so aus dem Leben scheiden zu können; versöhnt mit Juliane, durch die Thränen ihrer Enkelin — einen Freund, einen Sohn zur Seite. Mein Leben war doch nicht umsonst. Du wirst mir die Augen zudrücken und mein Andenken in Ehren halten, Heinz! — Nicht unter den Hammer meine Schätze — das versprichst Du mir — sonst mache damit, was Du willst. Alles Dein! Hinter dem Gewehrschrank hebt sich ein Stein. Da findest Du den Steigbügel Barbarossa's und an ihm einen Schlüssel. Bringe ihn her. Ich will ihn noch einmal sehen."

Heinrich fand nicht ohne Mühe, was der Alte verlangte, einen halbverrosteten breiten orientalischen Steigbügel, in wunderlichen Arabesken ciselirt, an dem ein kleiner Schlüssel mit silberner Kette befestigt war. Der Alte ließ die Finger über das Eisenstück gleiten, und murmelte unverständliche Worte dabei, wie der

Digitized by Google

fromme Beter, dem der Rosenkranz durch die Finger gleitet. Dann flüsterte er: „Hefte den Schlüssel ab, Heinz, und stecke ihn zu Dir. In der eisernen Kiste unter dem Steigbügel, in den Boden eingelassen, ist Geld. Wieviel, weiß ich nicht. Ich that hinein, was ich im Verkauf einnahm, und holte heraus, was ich zum Einkauf brauchte und für meinen bescheidenen Unterhalt, seit das Haus abgezahlt ist. Das sind fast 40 Jahre. Ich habe es nie gezählt und wozu wäre es mir nütz gewesen? Vielleicht kannst Du es gebrauchen, Heinz!"

Er hatte das mühsam und abgerissen herausgebracht, dann flüsterte er nur noch Unverständliches und die Hand griff nach Heinrich, um ihn zu streicheln. Als der Tag trüb niedersank und das Abendroth durch die kleinen Fensterscheiben hereinglänzte, beleuchtete es die Züge eines Todten. Aber er war hingegangen ohne Kampf, und um das bleiche Gesicht lag das Lächeln des Friedens.

Der Graf und seine junge Gattin reisten so bequem als möglich, aber auf dem kürzesten Wege in die Heimath zurück. Der Verkehr mit Heinrich hatte den jungen Mann auf den Werth der Arbeit hingewiesen, und bis dahin hatte die Gewohnheit seiner socialen Stellung ihm ein Feld für eigene Thätigkeit nicht gezeigt, und sein ohnehin überreichlicher Wohlstand in keiner Weise eigenes Schaffen bedingt. Erst der Wunsch, für Heinrich eine seiner Erziehung analoge Stellung zu finden, hatte ihn auf seine fast außer Betrieb gesetzten Eisenwerke hingewiesen, und das so überraschende Auffinden der jahrelang vermißten Papiere, die Beziehung, die Heinrich augenscheinlich zu diesen hatte, erhöhte seine Theilnahme. Was der Graf für sich selbst vielleicht nur lässig und oberflächlich gethan hätte, das ergriff er für den Freund mit männlicher Energie, die sich fast zur Ueberstürzung steigerte. Wenn auch ganz ohne Geschäftskenntniß, hatte er doch praktisch schnellen Blick und Auffassung, und die Fähigkeit mit kräftigem Entschluß kleine Hindernisse fortzustoßen, die ein Geschäftskundiger nur langsam und beschwerlich aus dem Weg geräumt hätte. So hatte er gleich damit angefangen, die gefundenen Papiere seinem gewiegten Rechtsbeistand vorzulegen, der sie sofort für Documente von besonderem Werth für die beiden Betheiligten erkannte. Der Sachverhalt war kurz folgender. Die nicht unbeträchtlichen Eisengruben des Grafen wurden schon von seinem Vater in wenig ergibiger, veralteter Weise betrieben, und Heinrich's Vater, dessen Hauptgeschäft in Eisenlieferungen bestand, war es besonders, der den Geschäftsfreund darauf aufmerksam machte und die Scheu des Aristokraten, eine Aenderung anzuordnen, ja sich zu weit in ein industrielles Unternehmen einzulassen, zu besiegen. Herr Wendeling übernahm alles Geschäftliche. Er gab ein nicht unbedeutendes Capital zur Anlage von Eisenhämmern und schloß eine Reihe von Lieferungsverträgen, theils mit den Regierungen, theils mit bedeutenden Fabrikanten ab auf weite Jahre hinaus. Das Geschäft versprach einen erfreulichen Aufschwung, als Herrn Wendeling's Krankheit und früher Tod es sofort in's Stocken gerathen ließ. Die Lieferungen konnten nicht eingehalten werden, und da das Eisen gerade damals sehr hoch im Preise stand, gaben die Contrahenten ihre Ansprüche auf Erfüllung der Lieferungsverträge stillschweigend auf. Das Wendeling'sche Vermögen aber, das in den Eisenwerken steckte und nun keinen Ertrag gab, schien verloren, und das um so mehr, als die Contracte verschwunden waren und blieben.

Digitized by Google

Jetzt stand das ganz anders. Die Papiere waren wieder da, und überall regten sich die Projecte zu Eisenbahnen, die zum Theil schon durch ganz Deutschland in Angriff genommen wurden. Die heimischen Bergwerke schienen dem so schnell wachsenden Bedarf nicht genügen zu können, und schon wandte man sich nach England, das unerschöpfliche Bezugsquellen eröffnete. In diesem Augenblick waren die Lieferungsverträge, die die englische Concurrenz ausschlossen, von unberechenbarem Werth, und es kam nur darauf an, die Gruben und Hämmer in den früher schon beabsichtigten Betrieb zu setzen. Damit wäre auch das ganze beträchtliche Wendeling'sche Vermögen wieder ergibig geworden und alles Verlorene mehr als gerettet.

Der Graf setzte brieflich, so gut er es vermochte, Heinrich die Verhältnisse aus einander, und drang in ihn, Alles Weitere bei Seite lassend, so schnell als möglich zu kommen. Er hatte inzwischen schon selbst versucht, die Angelegenheit zu fördern, zuerst mit sanguinischer Ueberstürzung, hatte aber bald gesehen, daß das nicht so leicht war, und hatte dann in Kraftausdrücken seiner Verstimmung Luft gemacht. Natalie war außer sich. Nicht allein, daß der Gemahl sich fast immer auf der Reise befand, oft tagelang nicht heimkehrte, und wenn er einmal auf flüchtige Stunden da war, tobte und donnerte er, hatte auch gar keinen Sinn mehr für alle ihre kleinen Spielereien. „Wenn nur endlich Heinrich käme," seufzte sie oft, „denn der würde die Geschäfte auf seine Schulter nehmen, und sie erhielte endlich ihren Mann zurück, der ganz ausgewechselt sei. Was ginge den das Eisen an?"

So war es natürlich, daß Heinrich, als er einige Tage nach dem Anfang des neuen Jahres auf dem Schlosse des Grafen eintraf, mit großem Jubel empfangen wurde, von Natalie, weil sie ihn als Retter gegen das erste trübe Gewölk ihres Ehehimmels ansah, von Alexander mit aufrichtiger Freundschaft, die nicht allein die Jugenderinnerung begründete, sondern die Achtung des späteren Wiedersehens befestigte. Schließlich vereinte auch das gemeinsame Interesse die beiden jungen Männer und glich vollkommen die Kluft aus, die noch vor wenigen Monaten ihre gesellschaftliche Stellung zwischen ihnen aufgeworfen haben würde. In Heinrich's ganzem Wesen und äußerer Erscheinung war aber auch eine große Veränderung nicht zu verkennen, so sicher und stattlich trat er auf. Er war nicht direct gekommen und hatte sich erst, auf des Grafen Wunsch, an Ort und Stelle auf den Eisenhämmern und in längeren Verhandlungen mit dem gemeinsamen Rechtsbeistande über die Lage der Dinge informirt, und aus Allem war ihm klar geworden, daß sein längst aufgegebenes väterliches Vermögen zu retten, ja glänzend wieder herzustellen sei. Diese Ueberzeugung und die ganze Art, in der man mit ihm verkehrte, überall, wo die geachtete Erinnerung an seinen Vater noch lebendig war, hatte ihn wunderbar aufgerichtet und ihm Selbstgefühl und die Ueberzeugung gegeben, daß er noch eine ganze Reihe von Freunden finden würde, die bereit wären, ihn in seiner immerhin schwierigen Lage zu unterstützen. Namentlich vertraute er auf einen alten Buchführer, der lange Jahre ein treuer Diener seines Vaters gewesen war, und der jetzt mit den bescheidenen Einkünften seiner mühsam und redlich erworbenen Ersparnisse in Heinrich's Vaterstadt lebte. Der alte Mann hatte ihn wie einen Sohn em-

Digitized by Google

pfangen und seine freilich altersschwachen Kräfte zur Verfügung gestellt. Sein Rath, bei genauer Kenntniß des Geschäftes, um das es sich handelte, mußte unschätzbar sein.

X.

So kam Heinrich auf das Schloß seiner neuen Freunde und wir finden ihn am Theetisch Nataliens, die ihn auf das Herzlichste begrüßt hatte. Die junge Frau war schön und anmuthig, und, wenn sie wollte, so liebenswürdig, daß Jeder von ihr angezogen sein mußte, obzwar sie weder geistreich noch eben mehr als oberflächlich gebildet war. Sie war sich ihrer Gewalt sehr wohl bewußt und übte sie gern, und dann plauderte sie alles Mögliche, selbst Widersinniges, durcheinander, aber mit solcher Sicherheit, daß es Vielen imponirte, und konnte Dinge sagen, über die man bei ihr lächelte und die man jeder Anderen als Beleidigung ausgelegt hätte. Heinrich war so wenig gewöhnt an diese Manier, daß er immer mehr verstummte, und sich doch dem Zauber nicht verschließen konnte. Alexander dagegen rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her. Er hatte so Vieles, wie ihm schien, Wichtiges mit dem Freunde zu besprechen, und Natalie fuhr ihm immer wieder mit ihren Nichtigkeiten dazwischen. „Thut mir nur den Gefallen", rief sie, „und fangt mir nicht gleich von Eurer Eisen-Geschichte an. Das kann ich nicht mehr hören. Alexander macht schon der Gedanke daran unausstehlich. Aber vom alten Großpapa müssen Sie erzählen, Herr Wendeling! Wie ist es denn mit dem noch zu Ende gegangen?"

Heinrich wurde ernst. Der alte Jobst war ihm in der Erinnerung lieber und lieber geworden, und für ihn lag ein so poetischer Hauch über dem alten Sammler, daß es ihn schmerzte, ihn im mißachtenden Ton des Scherzes erwähnen zu hören. Aber er war gerecht genug, einzusehen, daß die Frau ihn nicht verstehen konnte. Er that also, als hätte er die Frage überhört und benutzte sie nur, um von sich zu berichten, was er den Freunden schuldig zu sein meinte. Ich wäre sicher Ihren Aufforderungen, schon früher zu kommen, gefolgt, Herr Graf, aber die Regulirung des Nachlasses meines alten Freundes hielt mich zurück. Er hatte mich nämlich zu seinem Universalerben ernannt."

Natalie lachte laut. „Sie? Nein, Herr Heinrich, das ist zu possirlich. Ihnen also gehört der ganze Polterkram? Freilich, reizende Sachen sind darunter. Welchen Spaß müssen Sie aber gehabt haben, zwischen allen den wunderlichen Dingen umherzukramen. Erzählen Sie doch, was Sie nun mit der ganzen Herrlichkeit anfangen wollen." Heinrich blieb ernst. „Es sind wirklich seltene und werthvolle Dinge dabei," sagte er, „wenigstens haben mir Kenner das versichert. Der alte Mann hatte ein Talent zum Finden und eine Ausdauer im Sammeln.

„Nun," rief Alexander, „behalten werden Sie doch das Zeug nicht. Lassen Sie es ausposaunen und dann gibt's eine Versteigerung, die hoffentlich eine Kleinigkeit abwirft. „Nein!" erwiderte Heinrich, „unter den Hammer sollen die Dinge nicht kommen, an die er alle Mühe seines Lebens setzte. Das habe ich ihm versprochen. Aber schon kommen Anfragen von allen Seiten und es ist Aussicht, sobald die Sammlung geordnet und katalogisirt sein wird, sie an ver-

Digitized by Google

schiedene Museen und wissenschaftliche Anstalten zu verkaufen. Den Rest mag dann ein Händler im Ganzen fortnehmen. Es ist merkwürdig, wie der Tod das Urtheil über Menschen und ihr Schaffen wandelt. Man hatte sich gewöhnt, in der Stadt, die er seit fast einem halben Jahrhundert bewohnte, den alten Jobst im besten Fall für einen Sonderling anzusehen, mit dem eigentlich Niemand sich zu schaffen machen wollte und seine Sammlung besuchten die Einheimischen niemals. Jetzt ist er auf einmal ein großes Talent, ein halber Gelehrter geworden und ich bin überzeugt, daß man den Werth dessen, was er zusammenbrachte, weit überschätzt. Jedenfalls aber haben es die Gelehrten nicht mehr für unwerth gehalten, die Sammlung zu prüfen und Vieles für begehrlich zu erklären. Armer Freund! Das Sterben bringt ihm entgegen, was das Leben ihm grausam versagte. Der Tod ist ein Richter und ein milder."

„Sie werden feierlich!" rief Alexander, „und in diese Stimmung kann ich Ihnen nicht folgen, Heinrich. Aber ich will Ihnen auch Nichts von derselben durch Widerspruch zerstören. Ich wünsche von Herzen guten Erfolg des Verkaufes, denn mit unseren Eisenhämmern steht's schlecht."

„Ich denke nicht!" erwiderte Heinrich. „Wie ich die Sache nach freilich flüchtiger Information ansehe, werden sich ihre Revenüen nicht unerheblich steigern, und mein väterliches Vermögen hergestellt werden. Vielleicht noch mehr." „Ach, so habe ich auch gehofft!" rief Alexander, „aber jetzt kommt der hinkende Bote." „So!" warf Natalie hin, und rang die Händchen. „Nun sind sie am Eisen und vom Großpapa und seinem Kram wollte der böse Heinrich nichts Amüsantes erzählen. Jetzt kann ich verstummen."

„Wir brauchen Geld und nicht wenig," fing der Graf wieder an. „Ein Betriebscapital zu zweckmäßigeren Einrichtungen. Alle Tage erfindet man etwas Neues und dann ist das Alte gar Nichts mehr werth. Also Geld, immer wieder Geld, und woher sollen wir das nehmen? Meine Revenüen geben soviel nicht her und auf die Besitzungen kann ich Nichts aufnehmen, es ist ja Alles Fideicommiß."

„Vielleicht kann ich aushelfen!" sagte Heinrich.

„Sie?" rief der Graf, „Sie Heinrich?"

„Mein alter Freund," antwortete dieser, „flüsterte mir noch in seiner letzten Stunde zu, wo er sein Geld verwahrt hätte. Es lag in einer eisernen Truhe unter einem Stein des Fußbodens, den Schlüssel aber bewahrte sein größtes Kleinod, wie er meinte, sein Steigbügel Barbarossa's. Ob er selbst an ihn glaubte, wer mag das errathen? Aber der Glaube an seine Sammlung war seine Religion, und der Steigbügel ihr Symbol. Mag man es Abgötterei nennen, ihm war es mehr und für dies Zeichen schlug sein liebeleeres Herz. Ich habe ihm den Steigbügel mit in's Grab gegeben, denn den sollte keine Hand mehr berühren oder Zweifel und Spott entweihen. Und als ich den Schlüssel nahm, und die Truhe öffnete, welch' neues Räthsel! Da lag Geld, viel Geld in Unordnung durch einander. Hier und da wol eine Rolle mit Gold, ein halb zerrissenes Briefcouvert, in dem Papierscheine, oft von großem Geldwerth steckten, aber ungeordnet, sicherlich ungezählt hineingeschoben und darüber verschiedenste Münzsorten. Er wußte nicht, was er besaß, und gewiß hat nie die Neugierde

Digitized by Google

einer müßigen Stunde ihn gereizt, sich das klar zu machen. Er warf hinein, was er verdiente, nahm heraus, was er zum Einkauf nöthig hatte, oder zu seinem Lebensunterhalt, und das war so wenig. So hatte er es getrieben durch ein langes Leben. Geld hatte keinen Werth, kein Interesse für ihn. Nur der Handel reizte ihn und der Besitz seiner Alterthümer. Er feilschte um den Pfennig stundenlang, erpreßte mühsam wenige Groschen mehr beim Verkauf, und dann warf er es gleichgültig in den Kasten. Tage habe ich gebraucht, das zu zählen, zu ordnen, immer wollte die Truhe sich nicht erschöpfen und schon lag ein kleines Vermögen vor mir, mehr werth als vielleicht das ganze Haus mit Allem, was es enthielt. Und doch bin ich überzeugt, daß, wenn er Eins hätte hergeben müssen, die Truhe mit ihrem ganzen Inhalt, oder den alten eisernen Steigbügel, er hätte sich nicht besonnen und diesen behalten."

„Das klingt wie ein Traum!" rief Natalie. „Sie sind also ein Crösus geworden?"

Alexander ging mit großen Schritten auf und ab. „Und das meinen Sie, reichte, um unsere Werke wieder in Betrieb zu setzen?" fragte er noch mit dem Ton des Zweifels.

„Mehr als genug!" erwiderte Heinrich zuversichtlich. „Ueberdies habe ich das Häuschen verkauft und weit über den Werth bezahlt erhalten. Die Stadt hatte schon seit Jahren Gebote auf dasselbe gestellt, denn es beengt zwei Wege, wie es da gegen die Felswand geklebt ist und hindert jede Erweiterung der Anlagen. Jeder Versuch, es zu erwerben, scheiterte aber stets an dem hartnäckigen Eigensinn des Alten, der um die Welt seine Schätze nicht von der Stelle gerückt hätte. Ich wurde nun schnell Handels einig und auch die Summe steht zur Verfügung."

„Und das Alles wollen Sie an die Unsicherheit unseres Projectes wagen?" rief der Graf und stand still.

„Zuversichtlich!" entgegnete Heinrich. „Schon im Andenken an meinen Vater, dessen Werk ich vollenden helfe."

Alexander reichte ihm die Hand. „Nun, dann habe ich auch wieder Muth," sagte er, „der mir schon ziemlich geschwunden war. Also mit gemeinsamen Kräften an's Werk!"

„Nun geht die Hetze wieder an!" jammerte Natalie. „Jetzt bekomme ich dich wieder tagelang nicht mehr zu sehen, Axel, und das Alles um das dumme Eisen."

„Es ist nun einmal der Stoff, durch und auf dem sich die Welt der Zukunft bewegen wird!" sagte Heinrich.

Natalie hatte Recht — ihr schöner Mann wurde ihr entzogen, denn schon am anderen Morgen fuhren die beiden Freunde fort und ließen sie tagelang allein.

Es war, als ob durch Heinrich's Kommen, freilich mit Hilfe der Geldmittel, über die er verfügte, alle Wege sich wie von selbst ebneten, und ein Hinderniß nach dem anderen sich forträumte. In wenig Wochen schon glühten die Oefen, die Hämmer dröhnten, die Räder schwangen sich unter der Kraft des Dampfes, und Heinrich stand dazwischen, ordnend, befehlend, überwachend, indeß der alte

Digitized by Google

Buchhalter, als hätte er die Arbeit nicht einen Tag unterbrochen, seine Folianten umschlug und die Correspondenzen eintrug. Die alten Lieferungsverträge wurden größtentheils und zwar mit Entgegenkommen anerkannt und aufrecht erhalten und so fing das Geschäft sofort mit einer Verbreitung an, die sonst nur der Credit und die Arbeit von glücklichen Jahren erringt.

Der Graf kam oft zu den Eisenhämmern, obgleich die Fahrt dorthin von seinem Schloß fünf bis sechs Stunden kostete, und er sie, wenigstens im Winter, nicht in einem Tage abmachen konnte. Er griff nicht ein in die Anordnungen des Geschäftes, denn die hatte er Heinrich sofort uneingeschränkt überlassen, aber ihn freute die Arbeit und das Gedeihen. Vor Allem war es aber der junge Freund selbst, der ihn mehr und mehr anzog und mit dem ihm der Verkehr immer werthvoller wurde. Alexander war eine klare und gesunde Natur, die aber bis dahin in der Exclusivität seiner socialen Stellung und des Officiersstandes heiter und sorglos hingelebt war. In dem Verkehr mit Heinrich eröffnete sich ihm allmälig ein weiterer Blick in die Verhältnisse und Berechtigungen der Stände, die er bis dahin kaum gekannt hatte. Die beiden jungen Männer politisirten nicht mit einander, das war damals noch nicht an der Tagesordnung, wenn auch Vieles sich im Stillen schon vorbereitete, was wenig Jahre später, fast wie eine Ueberstürzung, in die Staatsverhältnisse eingriff. Aber, wenn wir hier einmal über die Zeit unserer Erzählung vorgreifen wollen, so können wir erzählen, daß, als Alexander ein Jahrzehnt später, gestützt auf seinen Reichthum, seinen Namen, und die Zuverlässigkeit seines muthigen Charakters, in die parlamentarische Vertretung seines Vaterlandes hervorragend eintrat, was er indirect der Freundschaft mit Heinrich auch diesen Hinweis auf eine seiner würdige Thätigkeit verdankte, wie er durch sie seinen Wohlstand gemehrt, ja verdoppelt hatte.

Kehren wir wieder von dieser Abschweifung in die Gegenwart unserer Erzählung zurück. Es wollte Frühling werden und das Osterfest, diesmal besonders früh, kam heran. Die Arbeit auf den Hämmern und in den Gruben ruhte für zwei Tage, und Alexander holte den Freund auf sein Schloß ab. Noch waren die Landwege winterlich feucht und durchgefahren, aber an den Seiten fing es an zu knospen, und auf den Höhen grünten die Spitzen der jungen Bäume, und die braunen Triebe der Fichten fingen an, sich zu strecken. Die Freunde fuhren im leichten offenen Wagen, vor dem die muthigen Rosse, von Alexander's kundiger Hand gelenkt, als hätten sie keine Last hinter sich, frisch dahin eilten. Sie fuhren dem sinkenden Tage entgegen und durch die Abendstille klangen die Glocken der Nachbarorte, die das Fest einläuteten. Erst hatten die Freunde das Geschäft und sein Aufblühen besprochen, ihr Urtheil über die zum Theil übereilt angestellten Beamten ausgetauscht, jetzt ließ die feierliche Stimmung, die das nahende Fest vor sich ausbreitete, auch die Arbeit der Gedanken an das Geschäft ruhen, und schweigend saßen sie nebeneinander. Aber Eins beschäftigte sie Beide: die Betrachtungen über ihr Verhältniß zu einander, die Erinnerung an ihr Wiederbegegnen, und die Bedeutung, die dies für sie Beide gewonnen hatte. Alexander hatte bis dahin niemals oder doch nur ganz oberflächlich Christa's Namen gegen Heinrich erwähnt, weniger aus Ueberlegung, denn er hatte eigentlich

Digitized by Google

keine Ahnung davon, wie die Beiden zu einander stünden, als aus Tact, eine Saite nicht zu berühren, von der er nicht wußte, wie sie bei dem Freunde nachklingen würde. Diese feierlich stille Stunde schien aber zur Vertraulichkeit aufzufordern, und er fing an, fast als werfe er einen flüchtigen, beinahe gleichgültigen Gedanken hin, nur um ein verstummtes Gespräch wieder anzuknüpfen: „Haben Sie in der ganzen Zeit Nichts von Christa und ihren Erlebnissen in der Wunderstadt Rom gehört?"

Hätte er dabei den jungen Mann an seiner Seite in's Auge gefaßt, oder hätte nicht die eingebrochene Dämmerung das verborgen, hätte er bemerken müssen, daß die Wangen jenes hoch aufglühten. Aber er antwortete scheinbar ganz ruhig: „Ich habe Fräulein von Bühler ganz kurz durch die Tante den Tod des alten Jobst melden lassen. Die Nachricht konnte ihr keinen besonderen Eindruck machen, denn sie kannte den Alten nur aus flüchtiger Stunde, und die Beziehung, die unter anderen Verhältnissen beachtet wäre, brauchte nicht gelöst zu werden, da sie niemals bestanden hatte. Das sah auch der Alte ein, bei der einzigen Begegnung, welch Trost diese freilich für ihn in der Todesstunde wurde. Sie hat mir auch nur flüchtig durch dieselbe Vermittelung danken lassen für die Sorge, die ich dem Alten gewidmet hätte, ein Dank, den ich gar nicht verdiene, denn was ich that, so wenig es war, that ich weder um Christa's Dank, noch aus anderen selbstsüchtigeren Gründen, sondern um meiner selbst Willen, weil ich ein Vertrauen, das sich mir so wunderbar und so überschwänglich entgegentrug, nicht unerwidert lassen konnte."

Sein Ton hatte etwas Bitteres, das Alexander wol durchfühlte und das ihn bewogen haben würde das Gespräch fallen zu lassen, hätte nicht die Freundschaft für Heinrich ihn getrieben, weiter zu gehen. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, der Freund könnte eine andere Empfindung für das junge Mädchen haben als die Erinnerung am Kindheitsspiele. Bis dahin hatte ja auch die Verschiedenheit der Lebensstellung solchen Gedanken bei ihm nicht aufkommen lassen. Aber war das nicht durch die eigenthümlichste Fügung des Geschickes ganz anders geworden? Indessen wollte er doch den gleichgültigen Ton nicht verlassen, um nicht ein Vertrauen hervorzurufen, das Heinrich nicht selbst entgegengebracht hätte. So warf er, fast im lachenden Ton hin: „Natalie hatte einige Briefe von der Freundin mit etwas übertriebenem Entzücken über ihren Aufenthalt. Durch die dritte Hand hatten wir dann einen ausführlichen Bericht über ihre dortige Stellung. Sie ist wirklich wieder der Mittelpunkt der Gesellschaft und das wundert mich nicht, denn sie kann glänzend sein, wenn sie will, nicht so sehr durch Schönheit als durch ihr geistig lebendiges Wesen und durch ihre hochmüthige Art, jede Huldigung als selbstverständlich hinzunehmen. Daß sie eine reiche Erbin ist, mit selbständigem, nicht unbedeutendem mütterlichen Vermögen, wird die Schar der Bewerber auch nicht vermindern, und sie wird wieder rechts und links Körbe austheilen mit dem lächelnden Gesicht, das ich ja kenne, und das zu sagen scheint: „Wie kannst Du die Thorheit haben, Dir einzubilden, zu mir herauf zu reichen?" Das gibt ihr nun, trotz ihrer kaum zwanzig Jahre, bereits etwas Altjungferliches, und es ist auch darin ein klein wenig Coquetterie und sehr viel Herzenskälte, denn schließlich kann es doch einmal

Digitized by Google

Einen oder den Anderen, und nicht den Schlechtesten, unglücklich machen, denn ein braver Mann, der sich redlich um ein junges Mädchen bewirbt, verdient jedenfalls nicht deshalb ausgelacht zu werden. Schließlich wird auch diese übermüthige Christa, deren Vorzüge ich wahrlich nicht verkenne, einen ganz dummen Streich machen, und, wenn ich schadenfroh wäre, würde ich es ihr gönnen."

Heinrich schwieg eine Weile. Ein übertriebenes Lob der Jugendgespielin würde er unerwidert gelassen haben, den Tadel, der in Alexander's Worten lag, meinte er nicht bestehen lassen zu dürfen. „Sollte man nicht jedem außergewöhnlichen Charakter, und ein solcher scheint mir der Fräulein Christa's zu sein, auch eine außergewöhnliche Weise zugestehen müssen? Haben nicht die Geschicke der Kindheit und das erziehungslose Aufwachsen einen äußeren Schein gegeben, der das Empfinden in falsches Licht stellt? In dem Kinde Christa, das weiß ich, lagen andere Keime als zu den Blüthen, die Sie an dem jungen Mädchen schildern."

Alexander sah ihn verwundert an. „Heinrich," rief er, „Sie haben Ihre Knabenliebe noch nicht überwunden, ja, ich fürchte, sie ist erst recht aufgeblüht. Armer Freund!"

Heinrich reichte ihm die Hand. „Bedauern sie mich nicht," sagte er, „ich habe früh gelernt zu entsagen und Wünsche zu bekämpfen und ich meinte auch in diesem Fall damit fertig zu sein. Aber nehmen Sie zu dem Geständniß, das Sie erriethen und das ich nicht über die Lippen gebracht hätte, ein zweites, das Sie mehr angeht als irgend einem Anderen: Ich wäre damals sicher nicht auf Ihren großmüthigen Vorschlag eingegangen, der mich so unvermuthet aus meiner bescheidenen Stellung heraushob, hätte ich nicht die Empfindung gehabt, daß mich das der Freundschaft des Wesens näher brächte, das nun einmal seit den Knabenjahren das beglückende Ideal meines Herzens war. Später freilich sah ich ein, daß solche Freundschaft eine Thorheit war."

„Da haben Sie recht," rief Alexander: „Lassen Sie uns gute Freunde bleiben", hatte sie damals auch gesagt, als sie meine Hand ausschlug, und wenn ich auch keine Spur von Liebe mehr für sie habe, ja eigentlich niemals hatte, so ist es doch eine curiose Freundschaft geworden, denn, die malitiöse Tante ausgenommen, ärgere ich mich über keinen Menschen auf der Welt so als über Christa, wo ich nur mit ihr zusammen komme. Aber was will ich thun, da sie Nataliens Freundin ist?"

Heinrich mußte unwillkürlich lächeln, so ernst ihm um's Herz war. Aber er war nun einmal in der Stimmung des Vertrauens, das Siegel von Herz und Lippen war gelöst, und in der That, er hatte keinen Menschen auf der Welt, der ihm so nahe stand als Alexander, er mußte ihm Alles sagen, mehr als er sich selbst bis dahin klar gemacht hatte. Die Sonne sank hinter dem Höhenzug, die Nacht lag schon schweigend im Thal, von allen Seiten klangen die Osterglocken und der werdende Frühling quoll in frischem Duft aus der erwachenden Erde. Jugendzeit, Frühlingswerden, Osterstimmung! Hoffnung und Verheißung! Da geht auch das Menschenherz auf, und sein Ringen bricht durch wie die Blüthe aus der Knospe, und seine Hoffnung jubelt auf, wie das Lerchenlied zum Himmel. Von dem, was die beiden Freunde sich in gedämpftem Ton zuflüsterten,

Digitized by Google

damit ja der Groom hinter ihnen kein Wort erlausche, denn sie merkten nicht, daß der längst eingenickt war, und daß sein Schlaf auch den empfindlichsten Stößen des Wagens Trotz bot, wollen wir Nichts erzählen. Alexander war keine empfindsame Natur, und Heinrich hatte das Leben hart gemacht, aber heute flossen doch die Herzen über. Ersterer konnte des Freundes Entsagungsstimmung nicht verstehen und ließ sie durchaus nicht gelten. „Ja damals," sagte er, „als Sie noch mit dem Ranzen auf dem Rücken durch die Welt zogen und nicht daran dachten, anders als in der Arbeit Ihrer Hand Ihre Lebensaufgabe zu erfüllen, damals hätte ich das begreiflich, ja gerechtfertigt gefunden. Aber der Entschluß war auch eine Unnatur, denn Sie gehören in die Kreise, in denen Ihre Eltern lebten und zu denen sie Sie erzogen. Das erkannte ich sofort, als ich zehn Worte mit Ihnen gewechselt hatte und sann auf Abhilfe, die dann freilich eine Kette überraschendster Zufälligkeiten gab. Jetzt sind Sie ein mehr als wohlhabender Mann, mit gesicherter Situation und stehen fest auf dem Boden, zu dem Ihre Bildung Sie berechtigt. Glauben Sie mir das. Sie werden mir nicht den albernen Hochmuth zutrauen, daß ich mich eines alten Schulkameraden geschämt hätte, weil ihn unverschuldetes Geschick bewog, den Handwerksstand zu ergreifen, der ehrenwerth ist wie jeder andere, aber eine Freundschaft wie jetzt zwischen uns besteht, und ich messe sie nach meinem Maß, setzt eine gewisse Gleichstellung voraus, ohne die man sich doch einmal nie ganz verstehen und harmlos verkehren würde. Nennen Sie es aristokratische Ueberhebung, wenn Sie wollen, aber ich denke, daß der, den ich im vollsten Sinne des Wortes meinen Freund nenne, dreist sein Auge zu jedem Mädchen erheben kann."

Heinrich lächelte unwillkürlich über den Eifer, in den sich der Freund hineinredete, und doch mußte er empfinden, daß er sein Selbstgefühl aufrichtete, und das, was vor wenig Monaten noch wie ein Unerreichbares kaum seine geheimsten Gedanken beschäftigt hatte, jetzt schon ausgesprochen und erwogen in den Kreis des Möglichen gezogen wurde.

Einige Zeit später verließ Heinrich für ein Paar Wochen die Eisenhammer, da er gemahnt wurde, das Haus des alten Jobst zu räumen, denn man beabsichtigte, es schon mit dem Frühling abzubrechen und mit der Anlage der neuen Wege vorzugehen. Da mußten denn die Sammlungen fortgeschafft, und wo möglich, zum Theil verkauft werden. Vorgearbeitet hatte ein junger Archäologe, mit dem Heinrich schon vor seiner Abreise bekannt geworden war, und der Freude und Belehrung in der mühsamen Arbeit des Ordnens und Katalogisirens fand. Heinrich trennte sich ungern von der Thätigkeit, der er sich mit allen Kräften hingegeben hatte, und die so überraschend und gedeihlich Früchte trug. Eins aber, was er Alexander hatte verschweigen müssen, weil es nicht sein Geheimniß allein war, erleichterte ihm den Abschied und beflügelte seine Reise. Er hatte den ganzen Winter mit Christa's Tante in regem Briefwechsel gestanden, aber die freundliche Dame hatte ihm das feste Versprechen abgenommen, das Niemand zu verrathen. Er wußte also von Christa, von ihrem Leben, von den Huldigungen, die ihr wurden, aber er wußte auch, daß, wie eingenommen alle Welt von ihr war, sie selbst, unzufrieden mit sich, in oft wechselnder Stimmung

Digitized by Google

und sichtlicher Unruhe sich zur Heimath zurücksehnte. Die Tante schrieb das freilich ganz absichtslos und ohne den Versuch zu machen, es zu erklären, höchstens daß sie hinzufügte, das Kind sei eben im Zwiespalt mit sich und man müsse ihm Zeit lassen, das Gleichgewicht seines Wesens selbst zu finden. Uebrigens genössen sie Beide die Freude an den Schätzen der Kunst mit vollen Zügen und sie sei überzeugt, in der Heimath würde wieder das Heimweh nach Italien über Christa kommen, die bis dahin im Leben viel zu früh gewußt hätte, was sie nicht wolle, das, was sie wolle, aber noch immer nicht hätte finden können. In dem letzten Briefe gab sie die Zeit der Rückreise genau an, und bezeichnete den Tag zu dem sie in dem Orte wieder eintreffen würden, an dem sie von dem freundlichen Ehepaare und von Heinrich selbst Abschied genommen hätten. Heinrich beschloß, sie zu erwarten, denn er konnte die Damen leichter, unbemerkter und scheinbar absichtsloser dort auf ihrer Rückreise begrüßen als in der Heimath, und das stand bei ihm fest, daß es zwischen ihm und Christa zu einem klaren Abschluß kommen müsse, ehe sie sich dann in der Heimath wiederfänden, was nicht zu vermeiden war bei der Nähe ihrer Wohnorte und den beiderseitigen Beziehungen zum Grafen und seinem Hause. Zugleich mußte er ihr einen Theil der Nachlassenschaft des alten Jobst übergeben, wie das im Testament, dessen Abschrift Christa erhalten hatte, festgesetzt war.

Der junge Archäologe hatte fleißig in der Sammlung gearbeitet und es war Heinrich lieb, daß er dadurch die Räume so verändert fand, daß das wehmüthige Gefühl, mit dem er sie betrat, kaum durch eine Erinnerung genährt wurde. Werkstatt und Hofraum waren bereits abgerissen und aufgeräumt, die Schränke abgerückt und ein großer Theil der Sammlung verpackt. Damit war schon der Eindruck des Lebens und Schaffens des alten Jobst zerstört und der Schleier, den er so geheimnißvoll über sein Treiben und seine Schätze gebreitet hatte, fortgezogen. Wie schnell war das eingerissen, was fast ein halbes Jahrhundert aufbaute.

Auch mehrere Sammler waren bereits da, die schon auf Heinrich's Ankunft gewartet hatten. Dieser ließ die Preise von einigen Sachverständigen feststellen, und da er meist mit Kundigen zu thun hatte, machte sich der Verkauf, der immer größere Gruppen von Gegenständen zusammen umfaßte, leichter, als man hätte denken, und einträglicher, als Heinrich je hätte hoffen können. Das Werthlosere, und dessen war eine ganze Menge, entfernten Händler, die es in Pausch und Bogen erstanden.

So war das Haus geräumt, und auch diese Episode aus Heinrich's Leben, die so bedeutsam in sein ganzes Schicksal eingriff, schien abgeschlossen. In wenig Tagen war das Häuschen verschwunden, und schon rückten die Arbeiter heran, die den Platz, auf dem es gestanden hatte, in die anstoßenden Gartenanlagen hineinzogen.

Heinrich hätte heimkehren können, aber er hatte noch einige Tage auf Christa's und der Tante Ankunft zu warten.

Christa hatte in der ganzen Zeit Heinrich's kaum Erwähnung gethan, und die Tante hütete sich wohl, errathen zu lassen, daß sie mit ihm brieflich verkehre. So hatte sie nur durch ein Paar Briefe von Natalie über ihn gehört und das

Digitized by Google

in aller oberflächlichster und ungenügendster Weise, die etwa so lautete: „der junge Mann, der uns damals die niedlichen alten Schmucksachen von dem alten Sammler brachte, und der ja wol dein Spielkamerad gewesen war, hat von dem alten Alterthumssammler fabelhafte Schätze geerbt und kam eines guten Tages bei uns an. Er hat sich als ein recht hübscher und eigentlich, für seine Vergangenheit, ganz manierlicher Mensch entpuppt. Nun will er mit Axel, der ganz vernarrt in ihn ist, die Eisengruben und Eisenhämmer wieder in Trieb setzen. Ich bin hors de moi même über dies Project, das mir schon viel Verdruß machte, und mehr noch sehe ich voraus. Axel hatte es schon glücklich satt, jetzt ist er aber wieder Feuer und Flamme. Wenn er nicht so seelensgut wäre, hätte ich mich schon mehreremal mit ihm über die Eisenwirthschaft gezankt, aber, denke dir, er hat mir einen deliciösen Zobelpelz geschenkt mit cerise Sammet, der wirklich distinguirt aussieht. Welche Farben trägt man denn vorzugsweise in Rom? Oder ist man da nicht elegant, nur geistreich? Der junge Heinrich soll sich sehr tüchtig in dem Geschäft machen, Axel kann ihn nicht genug preisen, so daß es mich schon verdrießt. Jusqu'au bout de ma vie deine getreuste Natalie." P. S. „Ich lese jetzt den juif errant von Sue, der mir als Mädchen verboten wurde. Fabelhaft interessant. Man träumt davon. Ach, ich habe jetzt leider soviel Zeit zum Lesen, denn Axel ist so oft fort."

Das war ziemlich Alles, was Christa über Heinrich erfahren hatte, seit sie ihm Lebewohl sagte. Sie stieg doch mit eigenthümlicher Bewegung in demselben Hôtel ab, in dem sie damals so peinliche, dann wunderlich aufregende Momente erlebt hatte, und wo sie Alles an Heinrich erinnerte. Fast war sie froh, ihn fern zu wissen, denn sie fürchtete ein Wiedersehen, ohne sich dafür den Grund klar zu machen. Auch die Tante war in eigenthümlicher Spannung, freilich aus ganz anderem Beweggrund. Sie verbarg das durch eine angenommene Heiterkeit, und durch eine komische Vertraulichkeit, mit der sie den Wirth, den Portier, selbst den Kellner begrüßte. „Hier ist man wieder halb zu Haus und hier scheint mir Alles so behaglich, als wäre ich in der Heimath", sagte sie. Christa war das peinlich, sie wußte eigentlich nicht weshalb. Hätte die Tante es nicht wie selbstredend verlangt, und hätte sie nicht Scheu getragen ihre eigentlichen Beweggründe zu verschweigen, sie wäre gar nicht wieder hier eingekehrt. Aber die Tante blieb dabei, sie hätte nun einmal ihre Briefe hierher adressiren lassen, und einen Tag Ruhe müsse sie haben. Es waren auch Briefe da, auch für Christa, aber diese ließ sie unerbrochen liegen, und träumte vor sich hin. Das war derselbe Salon, in dem sie sich damals so albern gegen Heinrich benommen hatte, als er mit den Waffenstücken kam, dachte sie. Sie warf sich in einen Fauteuil und hatte Thränen in den Augen.

Da trat der Kellner ein und meldete Herrn Heinrich Wendeling. Christa schreckte auf und meinte falsch gehört zu haben. Auch die Tante spielte die Verwunderte, eilte aber doch dem jungen Mann entgegen, um durch ihre herzliche Begrüßung über die erste Verlegenheit des Wiedersehens fortzuhelfen.

Christa war aufgesprungen und sah den Eintretenden erstaunt an. „Sie hier, Heinrich", sagte sie.

Heinrich verbeugte sich förmlich und sagte so ruhig als möglich, fast kalt:

Digitized by Google

„Ich bin hier, um den Nachlaß meines verstorbenen alten Freundes zu ordnen. Und in dieser Angelegenheit auch komme ich zu Ihnen. Sie, seine Verwandte, haben ein Recht auf einen Antheil an dem Vermögen, das er hinterließ, und das räumt Ihnen auch sein letzter Wille ein."

Christa warf den Kopf zurück: „Ich habe kein Recht an irgend Etwas, das von dem alten Mann kommt", sagte sie. „Ich wollte ihm meine Sorge widmen, wollte ihm, wenn ich könnte mein Herz entgegen bringen. Er wies es zurück. Was ich ihm bot, war mehr als er mir lassen konnte. Ich nehme Nichts, was sein Eigen war. Das ist auch die Ansicht meines Papa, dem ich deshalb schrieb und das Testament schickte. Der unglückliche Mann, als er sich von meiner Großmutter trennte und nie nach seinem Kinde, meiner Mutter, fragte, entsagte ausdrücklich allen Rechten und Pflichten, so schreibt mein Papa. Lassen Sie das das letzte Wort sein über diese Angelegenheit, denn so ist es unumstößlich."

Heinrich wurde bleich. Er verbeugte sich und machte einen Schritt zur Thür, um sich zu entfernen. Christa trat auf ihn zu. „Sie wollen gehen?" rief sie: „Haben Sie denn kein Wort weiter für mich? Wollten Sie von mir nur diese Erklärung hören, die Sie doch nicht anders erwarten konnten?"

„Sie thut mir weh," sagte Heinrich, und richtete sich auf, „denn sie klingt hart, und ich beurtheile den alten Mann milder, ja, ich habe ihn lieb. Um meinetwillen, an den er sein Herz hing, hätten Sie schonender von ihm reden müssen. Aber auch um Ihrer selbst willen, denn er segnete Sie in seiner letzten Stunde und dachte an Sie wie an einen Engel des Friedens."

Christa sah ihn verwundert an. War das Heinrich, der zu ihr sprach? „Vergeben Sie mir," stammelte sie, „ich würde Ihnen anders geantwortet haben, hätten Sie mir nicht das abgeschnitten, was ich Ihnen sagen wollte. Gedankt hätte ich Ihnen so gerne für das, was Sie dem Verstorbenen gewesen sind, aber dazu hätten Sie mir selbst melden müssen, wie er dahin ging. Ich hatte Sie darum gebeten. Sie aber schrieben meiner Tante, zum Beweis, daß Sie keine Antwort von mir wollten. Noch mehr: Ihre Lage, Ihre ganze Stellung in der Welt hat sich unerwartet gewandelt, seit wir uns trennten, hat sich glücklich gestaltet. Verdiente die Freundschaft unserer Kinderjahre, die Theilnahme, die ich Ihnen von ganzem Herzen entgegentrug, als wir uns so unvermuthet wieder begegneten, nicht wenig Zeilen, die mir die Wendung Ihres Geschickes mittheilten? Unterbrechen Sie mich nicht — es muß Alles vom Herzen, gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens, denn ich habe daran gekrankt, die ganze Zeit, und ich fühle es, ich kann Ihnen gegenüber nur einen Ton treffen, der nicht mißverstanden wird, den der vollen Aufrichtigkeit. Sie werfen mir vor, ich hätte Ihnen eben, als Sie kamen, wehe gethan. Das gebe ich Ihnen zurück, denn noch soll ich den Gruß des Willkommens erwarten, den ich, wenn nicht schon von dem Freunde meiner Kindheit, doch von dem Manne verlangen konnte, dem ich meine Freundschaft bot, obzwar er sie zurückwies."

Heinrich senkte den Blick. „Christa", sagte er, „Sie, die Gefeierte, die Vornehme, gestellt auf die Höhe der Gesellschaft, Sie können die Empfindungen eines Mannes nicht verstehen, dem das Geschick die Stellung nahm, in der er

Digitized by Google

erzogen wurde, denn Alles, was damit verloren ging, so unwesentlich es auch im Ganzen sein mag, kommt dem Besitzenden selbstverständlich vor, den, der es entbehren muß, macht es mißtrauisch und zwingt ihn, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Wie gesagt, Sie können das nicht nachempfinden, habe ich es doch selbst erst klar eingesehen, seit meine Lebensstellung sich so plötzlich wandelte. Als Sie mir, auf dem Wege zu dem alten Manne, den das Leben grausam behandelte, dann in der wunderbaren Stunde, in der ich Ihnen zur Seite stehen durfte, Ihre Freundschaft boten, mußte ich sie zurückweisen, denn ich fühlte, mein Herz hätte mehr verlangt als Freundschaft und damals wäre es Wahnsinn gewesen, ihm nachzugeben. Ich war bis dahin zufrieden, wenigstens nicht unglücklich, aber ich war nahe daran es zu werden. So, nun habe ich Ihnen in Aufrichtigkeit nicht nachgestanden."

Unter Christa's Zügen flammte es dunkelroth auf: „Damals," sagte sie, „und sind Sie denn in den Paar Monaten ein Anderer geworden?"

Heinrich antwortete nicht.

„Freilich," fuhr sie fort, „den kleinen Heini fand ich nicht wieder, der mir ein Bruder war und mehr als das, der mir alles Glück der Kindheit brachte, das mir das Elternhaus nicht bot. Auch der junge Handwerker sind Sie nicht mehr, der uns damals unsere zertrümmerten Koffer wieder fest machte und den ich meinte noch wie den kleinen Heini lieb haben zu können."

„Und doch," fiel Heinrich ein. „Was ich bin, machte der Handwerker aus dem kleinen Heini, und so streng die Schule war, in die mich das Schicksal führte, dankbar muß ich ihr sein. Wenn mich jetzt meine Arbeit und was ich lernte, zum Wohlstand bringt, ja es ist nicht vermessen, wenn ich Reichthum sage, werde ich mein Schurzfell, meinen guten Hammer mit Befriedigung bewahren und nicht vergessen, daß nur unter den kräftigen Schlägen des Hammers das Eisen sich härtet. Und eisern muß der Mann dastehen im Kampf mit dem Leben."

„So viel Mannesstolz," warf Christa hin, „und so wenig Selbstgefühl; so viel Muth für den Kampf des Lebens, und so wenig Zuversicht sich selbst zu bezwingen."

Heinrich sah sie an und verstand sie nicht. Dann erwiderte er: „Im Kampf stählt sich das Eisen, in der Gluth wird es weich."

„Und deshalb hätten Sie nicht den Muth, das zu gewähren, was ich doch den Muth hatte, zu erbitten — Ihre Freundschaft. Soll das junge Mädchen den Mann beschämen?"

Heinrich sann einen Augenblick nach. „Gut," fing er an, und sah dem jungen Mädchen fest in's Gesicht. „Ich will nicht zurückschreiten, wo Sie vorgehen, Christa. Ich nehme Ihre Freundschaft an und will sie erwidern, treu, zu aller Zeit, am freudigsten, wenn Sie meiner einmal bedürfen sollten. Aber die Einsätze sind ungleich, und Eins müssen Sie erst hören, ehe Sie mit Ihrer schönen, zarten, weißen Hand einschlagen in die schwielige Rechte des einstigen Handwerkers. Sie fühlen nur das treue Wohlwollen für den Spielgenossen der Kindheit, vielleicht auch freundliche Theilnahme für den in manchem Leid geprüften Mann. Ich aber muß es in Einem Worte aussprechen,

Digitized by Google

— ich liebe. Erschrecken Sie nicht, ich werde die Schranke dieses einen Wortes nicht leidenschaftlich überschreiten. Mir sind Sie nicht mehr die Christa meiner Kinderspiele; nicht mehr das freundliche, junge Mädchen, das ich auf der Reise traf und das mich an seinen Tisch einlud; noch weniger, denn auch das muß gesagt werden, die vornehme Dame, die mich hier nicht anzureden wagte, als ich vor ihr gedemüthigt wurde: mir sind Sie die Christa, die vor mir steht, in diesem Augenblick, die ich liebe, mit der ersten, keuschen Liebe meines Herzens, bei der ich nicht frage, ist sie schön, geistreich, vornehm oder reich, denn es ist mir genug, daß sie Christa ist, und daß ich weiß, die Empfindung, die mich zu ihr zieht, kann ich nur einmal hegen im Leben."

„Heinrich!" stammelte das junge Mädchen und wollte sich zur Tante wenden, denn sie hatten Beide nicht bemerkt, daß diese sich längst leise entfernt hatte.

Heinrich trat noch einen Schritt näher. „Hören Sie mich zu Ende!" sagte er. „Ich will auch diese Liebe nicht bekämpfen, will nicht versuchen, sie zu ertödten, denn sie ist mein höchster, eigenster Schatz, mein Glück und mein Leid, der Wegweiser für mein Leben, aber, das gelobe ich, ich will sie verbergen vor aller Welt, vor Ihnen zuerst, und nie wieder soll ein Wort, ein Blick sie Ihnen verrathen. Und nun biete ich Ihnen, wie Sie es mir gethan, die Hand zur Freundschaft. Wollen Sie es wagen, Christa, so schlagen Sie ein."

Sie ergriff die dargereichte Hand nicht, sondern legte die ihrige an die Stirn. Thränen füllten ihre Augen.

Heinrich wartete lange, ob sie seine Hand ergreifen würde. Endlich, nach einer langen Pause, flüsterte Christa: „Ich kann Ihre Hand nicht nehmen," und schnell, als fürchte sie ihn zu verletzen, setzte sie hinzu: „So nicht!"

In Heinrich's Herzen wogten Hoffnung und Verzagen auf und ab. „So müssen wir scheiden, Christa?" fragte er leise, aber als er das aussprach, klang es wie Glück verheißendes Hoffen.

„Ich kann Dich nicht verlieren, Heinrich!" rief das junge Mädchen. „Ich kann meine Kindheit nicht denken ohne Dich, ich wüßte nicht, wie ich leben sollte, wenn Du mir nicht bleibst."

Sie barg ihre weinenden Augen an seine Schulter und er drückte sie leise an sein Herz.

Die Tante war lautlos wieder eingetreten, die Zeit war ihr doch zu lang geworden. Eigentlich wollte sie sich durch einen Scherz bemerklich machen, aber dazu mußte sie erst die Thränen aus den Augen wischen, und wenn sie das eine Auge getrocknet hatte, war das andere schon wieder feucht. Die Beiden mußten wirklich zu ihr herantreten, aber sie ließ sie nicht zu Wort kommen. „Mir," rief sie, „braucht Ihr Nichts zu sagen, ich wußte es längst, wie es kommen mußte. Mit meinem Bruder wird es noch Auseinandersetzungen kosten, aber das ist meine Sache. Wenn Stahl und Stein zusammen kommen, mußte es Funken geben. Das ist nicht anders."

Digitized by Google

Ueber Henotheismus, Polytheismus, Monotheismus und Atheismus.

Von

F. Max Müller*).

Ist Monotheismus die ursprüngliche Form der Religion?

Wenn man sieht, wie natürlich, wie verständlich, ja wie unvermeidlich die Entwickelung der wichtigsten Gottheiten ist, so wie sie sich gleichsam vor unseren Augen in den Hymnen des Rigveda vollzieht, so erscheint die alte Streitfrage, ob der Ursprung der Religion in Monotheismus oder Polytheismus zu suchen sei, kaum noch der Beachtung werth, wenigstens so weit es sich um die indische, ja selbst um die indo-europäische Menschheit handelt[1]). Ich zweifle, ob diese Streitfrage überhaupt von Neuem angeregt worden wäre, gehörte sie nicht zu der ganzen mittelalterlichen Hinterlassenschaft, in der alle Religion mit einer urweltlichen Offenbarung begann, welche natürlich eine wahre und vollkommene, und demnach eine monotheistische Religion sein mußte. Dieser urweltliche Monotheismus wurde dann, so hieß es, nur vom jüdischen Volke in seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt, während alle anderen Völker abtrünnig wurden, in Vielgötterei und Götzendienst versanken, woraus sie sich erst in einer späteren Zeit langsam wieder frei machten, bis sie sich endlich zu dem reineren Lichte eines religiösen oder philosophischen Monotheismus erhoben.

Man glaubt es kaum, wie viel Zeit es nimmt, ehe solche rein aus der Luft oder aus den luftigen Gedanken sogenannter Gelehrten gegriffenen Theorien wieder in das Nichts versinken, aus dem sie erstanden. Sie mögen noch so oft gründlich widerlegt worden sein, die besten Theologen und Philosophen mögen

---

[1]) Eine klare Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten für oder wider einen ursprünglichen Monotheismus, namentlich mit Bezug auf Pictet, Pfleiderer, Scherer, Reville und Roth, hat Muir in seinen Sanskrit Texts, vol. V, p. 412 gegeben. Ich selbst bin oft als ein Vertheidiger eines ursprünglichen Monotheismus angeführt worden. In welchem Sinne ich etwa diese Ansicht theile, wird sich aus dem Folgenden ergeben, namentlich auf Seite 384—385.

*) Dieser Aufsatz und ein anderer, den wir später bringen werden, gehören zu einem Cyklus von Vorlesungen, den Hibbert Lectures, welche Professor Max Müller in diesem Sommer im Chapter House von Westminster Abbey gehalten hat. Die erste Vorlesung erschien im Maiheft der „Deutschen Rundschau".

Die Redaction.

Digitized by Google

noch so oft öffentlich anerkannt haben, daß ihnen alle thatsächliche Grundlage mangelt, nichtsdestoweniger schießen sie von Neuem empor, wo wir am wenigsten darauf gefaßt sind, in Encyklopädien, Conversationslexika und anderen Sammelwerken, aus denen die rasch lebende Gegenwart ihre tägliche Weisheit schöpft; ja, was noch schlimmer ist, in Schulbüchern, welche den Samen des Unkrauts mit so vollen Händen ausstreuen, daß er oft den guten Samen für immer überwuchert und erstickt.

Die Sprachwissenschaft und die Religionswissenschaft.

Die Sprachwissenschaft bietet in dieser Beziehung manche Uebereinstimmungen mit der Religionswissenschaft. Ohne irgend welche thatsächliche Beglaubigung, sei es aus der Bibel, sei es aus einer anderen Quelle, ja ich möchte sagen, ohne im Stande zu sein, irgend einen klaren und faßbaren Sinn mit einer solchen Theorie zu verbinden, behaupteten viele Schriftsteller des Mittelalters und selbst der Neuzeit, daß auch die Sprache ihren Ursprung einer urzeitlichen Offenbarung verdanke. Diese urzeitliche Sprache konnte dann, so hieß es, nur das Hebräische gewesen sein, woraus unabweislich die nächste Folgerung gezogen wurde, daß sich alle anderen Sprachen aus dem Hebräischen entwickelt haben müssen. Es übersteigt alle Begriffe, wenn man sieht, welche Masse von Wissen und Ueberredungskraft in dicken Folianten vergeudet worden ist, um zu beweisen, daß Griechisch und Lateinisch, Französisch und Englisch vom Hebräischen abstammen. Wenn jedoch selbst die grausamste Tortur das Hebräische nicht zum Geständniß bringen konnte, daß es die Mutter dieser entarteten Kinder sei, so zeigte eben das Mißlingen aller dieser Versuche, daß es nothwendig sei, ein neues Verhör vorzubereiten und zwar indem man, ohne jede vorgefaßte Meinung, vorerst alle Thatsachen sammelte, welche irgend welches Licht auf den Ursprung und die früheste Geschichte der menschlichen Sprache werfen konnten. Diese, die sogenannte historische Methode, führte in kurzer Zeit zu einer genealogischen Classification der hauptsächlichsten Sprachen der Menschheit, in welcher das Hebräische endlich seine natürliche Stelle in Mitten der übrigen semitischen Sprachen erhielt, während die Frage nach dem Ursprung der Sprache einen ganz neuen Charakter annahm, und man nun nicht mehr fragte, was der Ursprung der Sprache mit Haut und Haaren, sondern was der Ursprung der einfachsten Bestandtheile einer jeden der großen Sprachfamilien sei, nämlich der sogenannten Wurzeln, sowol ihrer phonetischen Form, als ihrer Bedeutung nach.

Indem sie diesem Beispiel der vergleichenden Philologie folgte, ist auch die vergleichende Religionswissenschaft zu sehr ähnlichen Resultaten gelangt. Anstatt an die hauptsächlichsten Religionen der Menschheit mit dem vorgefaßten Urtheil heranzutreten, daß sie entweder Verderbnisse der jüdischen Religion seien oder daß sie mit der jüdischen Religion zusammen aus einer vollkommenen urzeitlichen Offenbarung abstammen, hat man eingesehen, daß es unsere Pflicht ist, vor allen Dingen Alles zu sammeln, was Licht auf die älteste Geschichte der Religion werfen kann, sei es nun in den heiligen Büchern der Menschheit oder in den Mythologien, Traditionen, Sitten, Gebräuchen und Sprachen der verschiedenen Völker der Erde. Erst nachdem dies geschehen, hat man eine genea-

Digitized by Google

logische Classification des gesammelten Materials angestrebt, um schließlich an die Frage nach dem Ursprung der Religion mit ganz neuen Absichten heranzutreten. Die Frage ist jetzt, was sind die Wurzeln der verschiedenen Religionen, wie entwickelten sich die ersten wurzelhaften Begriffe der Religion und vor Allem der Begriff des Unendlichen, wobei Nichts vorausgesetzt werden darf als sinnliche Wahrnehmung auf der einen Seite, und die Welt, so weit sie uns erscheint, auf der anderen. So wie alle Sprachen in einer stätigen Entwickelung begriffen sind, wobei nicht nur Neues wächst, sondern, wie dies bei allem Wachsthum unvermeidlich ist, auch Altes und Verbrauchtes ausgeschieden wird, so hat sich auch die Geschichte der Religion als eine stätige Entwickelung herausgestellt, ja man hat begreifen lernen, daß ihr eigentliches Leben darin besteht, verbrauchte Bestandtheile wegzuschaffen, um die übrigen, die noch kräftig und gesund sind, desto besser bewahren und immer neue Kraft aus der alten Quelle schöpfen zu können. Eine Religion, die nicht wachsen kann, ist wie eine classische Sprache, die eine Zeit lang ihre ungestörte Herrschaft ausübt, um dann desto schneller durch die von unten hervordringenden volksthümlichen Sprachweisen gebrochen und hinweggeschafft zu werden, durch die vox populi, die sich schon so oft als die vox Dei bewährt hat.

Niemand spricht jetzt noch von einer eingeborenen Sprache. Wir begreifen kaum noch, was man sich darunter vorgestellt haben kann. Die Zeit wird kommen, wo man ebenso fragen wird, was man sich denn eigentlich unter einer eingeborenen Religion gedacht habe. Der Mensch hat Alles, was ihm nöthig ist, im Schweiße seines Angesichts zu erwerben, aber der Boden, auf dem er arbeitet, ist so, daß wenn er nur ehrlich bearbeitet wird, er nicht nur Dornen und Disteln trägt, sondern dem Menschen Alles gibt, was er zum Leben braucht. Wir wissen, daß, selbst wenn eine vollständige Grammatik und ein vollständiges Wörterbuch plötzlich vom Himmel herabgekommen, sie vollkommen nutzlos gewesen wären für Wesen, die nicht selbst ihre sinnlichen Eindrücke zu Begriffen verarbeitet, die nicht selbst entdeckt, in wie viel verschiedene Verhältnisse (πτῶσις) ein Begriff zum anderen treten könne. Die himmlische Grammatik und das himmlische Wörterbuch wären für den Menschen eine fremde Sprache gewesen, und kein Mensch kann eine fremde Sprache lernen, der nicht schon seine eigene Muttersprache besitzt. Sprachen können wir lernen von Anderen, so viel wir wollen; — Sprache und Alles, was Sprache voraussetzt, muß von innen, d. h. von uns selbst kommen.

Und ist es mit der Religion anders? Man frage doch einen Missionär, ob er Wilden, die absolut keine Idee von Religion haben, den christlichen Katechismus lehren kann. Das Einzige, was er thun kann, ist geduldig zu forschen, ob denn gar keine Keime der Religion unter dem tiefen Schutt übrig geblieben, ob sie nicht wieder zu beleben sind, ob das Unkraut, das ringsumher emporgeschossen, nicht ausgerottet werden kann. Nachdem dies Alles geschehen, dann erst kommt die Zeit, wo, wenn der natürliche Boden der Religion sorgsam bestellt worden, auch für die Samenkörner der christlichen Religion ein Wachsthum und Gedeihen möglich ist.

Digitized by Google

Das Prädicat Gott.

Wenn wir die Religionswissenschaft in diesem Sinne auffassen, so zeigt sich leicht, daß die Frage, ob alle Religion mit Monotheismus oder Polytheismus anfangen müsse, gar nicht zum Vorschein kommen kann. Ist der Mensch einmal so weit vorgeschritten, daß er irgend Etwas, sei es Eins oder Vieles, Gott oder göttlich nennen kann, so hat er ja schon mehr als die Hälfte des Weges hinter sich; er hat das Prädicat „Gott" gefunden und sucht nur noch nach dem wahren Subject, auf welches er dieses Prädicat anwenden darf. Was wir wissen wollen, ist, wie der Mensch zuerst zu diesem Prädicat gelangte, aus welchen Elementen er den Begriff des Göttlichen sich bildete. Dann erst kommt die andere Frage, wie er dieses Prädicat auf Dieses oder Jenes, auf das Eine oder das Viele anwenden konnte. In Büchern über Religionswissenschaft begegnen wir oft dem Ausdruck, daß der Urmensch die großartigen Erscheinungen der ihn umgebenden Natur vergöttert habe. Man könnte ebensogut sagen, daß der Urmensch seine Todten einbalsamirt habe, ehe er noch Balsam hatte, um solche Mumien[1]) herzustellen.

Neues Material im Veda.

Ich gehöre nun durchaus nicht zu Denen, welche meinen, die Lösung dieser und aller anderen Probleme der Religionswissenschaft finde sich im Veda und nur im Veda. Nichts könnte irrthümlicher sein als die Annahme, daß alle Völker dieselbe religiöse Entwickelung durchmachten als die alten Arier in Indien. Im Gegentheil, es ist gerade der Reiz der vergleichenden Religionswissenschaft, zu sehen, in wie vielen verschiedenen Wegen dasselbe Ziel erreicht werden kann und geschichtlich erreicht worden ist. Was ich behaupte, ist nur, daß wir im Veda einen dieser Wege sehen und zwar einen sehr bedeutenden, und daß, wenn wir diesen Weg verfolgen, ohne irgend welche vorgefaßte Meinungen mitzubringen, die Frage, ob die Arier in Indien von einem ursprünglichen Monotheismus ausgingen, eben gar keinen Verstand hat.

Henotheismus.

Wenn wir durchaus einen Kunstausdruck für die ursprünglichste Form des religiösen Bewußtseins unter den Vedischen Indiern haben müssen, so kann es weder Monotheismus noch Polytheismus, sondern höchstens Henotheismus[2]) sein, d. h. ein Glaube und eine Verehrung jener einzelnen Objecte, seien sie nun faßbar, halbfaßbar oder unfaßbar, in denen der Mensch zuerst die Gegenwart des Uebersinnlichen und des Unendlichen spürte, und die, wie wir in frühern Vorlesungen gesehen, auf natürlichem und verständlichem Wege den Charakter des Uebernatürlichen annahmen, und so zu Devas, oder leuchtenden Wesen, zu Asuras, oder lebendigen Wesen, zu Amartyas, zu nicht-sterblichen, unsterblichen, ewigen und unsichtbaren Wesen, schließlich zu Göttern wurden, denen man die höchsten Eigenschaften zuschrieb, welche der menschliche Geist auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung fassen konnte.

---

[1]) Das Wort Mumie kommt von mûm, dem arabischen Worte für Wachs. Scaliger leitete es vom Griechischen ἄμωμον, Gewürz, ab. Siehe Diez, Wörterbuch, s. u. mummia.

[2]) Von εἷς, ἑνός, einer, im Gegensatz zu μόνος, nur einer.

Digitized by Google

Diese Phase in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins kann nirgend unter so günstigen Bedingungen beobachtet werden als im Veda; ja ich zweifle, ob man sie je erkannt haben würde, hätte der Veda sie uns nicht so klar vor Augen gestellt.

Die Sonne in ihrem natürlichen Charakter.

Nehmen wir die Sonne als ein Beispiel für diesen Uebergang von natürlichen zu übernatürlichen und schließlich göttlichen Gegenständen des religiösen Bewußtseins.

Die Sonne hat viele Namen im Veda, z. B. Sûrya, Savitṛi, Âditya, Mitra, Vishṇu, Pûshan und andere mehr. Es ist von größtem Interesse zu beobachten, wie ein jeder dieser Namen mit der Zeit zu einer göttlichen Persönlichkeit wird, und bei einem kritischen Studium der Vedischen Religion ist es sehr wesentlich, die Sphäre eines jeden von den anderen streng getrennt zu halten. Für unsere jetzigen Zwecke jedoch ist es wichtiger, sie in ihrem Entstehen aus einer und derselben Quelle zu begreifen, um zu erkennen, wie sie alle ursprünglich denselben Gegenstand ausdrückten, nur von verschiedenen Punkten aus erblickt.

Die gewöhnlichen Beschreibungen der Sonne unter diesen verschiedenen Namen als Sûrya, Mitra, Savitṛi, Vishṇu, Pûshan oder Âditya sind so klar und einfach, daß ein Jeder, der eine poetische Anschauung der Natur besitzt, sich leicht in dieselben hinein zu fühlen und hinein zu denken vermag. Man nennt die Sonne den Sohn des Himmels[1]), und die Morgenröthe gilt als seine Geliebte oder seine Frau[2]). In anderen Gedichten erscheint aber die Morgenröthe als die Tochter der Sonne[3]), und da sie ebenfalls eine Tochter des Himmels (dyaus) ist[4]), so könnte sie auch als Schwester der Sonne gelten. Dann gilt auch Indra als der Erzeuger sowol der Sonne als der Morgenröthe[5]). Wieder von einem anderen Standpunkte aus heißt es, daß die Morgenröthen die Sonne geboren haben[6]).

Hier sehen wir sogleich eine Fülle von Gedanken, die für Mythologie und Tragödie den reichsten Stoff bieten. Doch dies darf uns jetzt nicht aufhalten.

Im Veda, ebenso wie bei den griechischen Dichtern, hat Sûrya, die Sonne, einen Wagen, der von einem[7]) oder sieben Pferden gezogen wird[8]). In diesen Pferden, den Harits, müssen wir, trotz aller Metamorphosen, die sie erfahren haben, das Urbild der griechischen Chariten wieder erkennen. Die Sonne heißt auch das Antlitz der Götter, selbst das Auge[9]) anderer zu größerer Persönlichkeit entwickelten Götter[10]), wie Mitra, Varuṇa und Agni. Wenn Sûrya seine Pferde ausspannt, dann, heißt es, breitet die Nacht ihr Gewand aus[11]).

Dies Alles ist einfache, dichterische Sprache, die dem Naturmenschen viel natürlicher klingt als unsere kalte Prosa. Sûrya, die Sonne, heißt auch

---

[1]) Rv. X, 37, 1. [2]) Rv. VII, 75, 5. [3]) Rv. IV, 43, 2.
[4]) Rv. V, 79, 8. [5]) Rv. II, 12, 7. [6]) Rv. VII, 78, 3.
[7]) Rv. VII, 63, 2. yat etaśaḥ vahati.
[8]) Rv. I. 115, 3. aśvâḥ haritaḥ sûryasya; Rv. VII, 60, 3. ayukta sapta haritaḥ.
[9]) Rv. I, 115, 1. citram devânâm udagât anikam.
[10]) Rv. I, 115, 1.
[11]) Rv. I, 115, 4.

Digitized by Google

pra-savitṛi[1]) der Erzeuger oder Schöpfer (nur nicht im engeren christlichen Sinne des Wortes); unter dem Namen von Savitṛi aber entwickelt sich eine neue Persönlichkeit, schon weniger von der Sonne abhängig und weit mehr dramatisch entwickelt. Dieser Savitṛi erscheinet als auf goldenem Wagen stehend[2]), mit goldenem, blondem Haar[3]), mit goldenen Armen[4]), Händen[5]), Augen[6]), ja selbst mit goldener Zunge[7]), während seine Kinnbacken von hartem Eisen[8]) sein sollen. Die Rüstung, welche er anlegt, ist dunkelgoldig[9]) und er eilt dahin auf staublosen Pfaden[10]).

Mitra ist ebenfalls ursprünglich ein Name der Sonne, nur in einem neuen Lichte, und daher mit einem neuen Namen. Mitra für Mit-tra, kommt wol von mid, fett sein, fett machen, glänzend machen, erfreuen, lieben. Man bemerke die ähnlichen Uebergänge der Bedeutung bei der Wurzel snih. Schon die indischen Grammatiker bringen diese Erklärung. Sie wird bestärkt durch meda, Fett, und medin, Erfreuer, Freund. Cf. Ath. Veda XII, 1, 33, sûryena medinâ. Indramedin, Ath. Veda V. 20, 8, ist wie indrasakha, Rv. VII, 34, 24. Er gilt hauptsächlich als die helle, fröhliche Sonne des Morgens, als der junge Tag, denn Sonne und Tag werden in den alten, und selbst noch in den neuen Sprachen fast gleichbedeutend gebraucht, z. B. im Englischen yestersun anstatt yesterday. Zuweilen sagt ein Dichter ganz einfach, daß Savitṛi Mitra sei, d. h., daß Savitṛi dasselbe Werk vollbringe, welches gewöhnlich dem Mitra beigelegt wird[11]). Am häufigsten ist jedoch Mitra mit Varuṇa verknüpft. Beide stehen zusammen auf demselben Wagen, und dieser Wagen wird als goldig am Morgen, als am Abend mit eisernen oder eisenfarbenen Stangen versehen geschildert[12]).

Wieder ein anderer Name der Sonne ist Vishṇu, wie dies aus verschiedenen Merkmalen noch erkannt werden kann. Am berühmtesten ist er im Veda durch seine drei Riesenschritte, d. h. durch seine drei Stufen am Morgen, Mittag und Abend[13]). Sein rein physischer Charakter schwindet aber sehr bald unter dem Glanze seines höhern göttlichen Amtes.

Pûshan im Gegentheil bleibt auf seiner bescheidenen Stelle. Er war ursprünglich die Sonne, so wie sie Hirten oder Landbauer auffassen mochten. Seine Pferde waren, wenn wir den Ausdruck der Vedischen Dichter beibehalten dürfen, Ziegenböcke[14]). Ein Ochsenstachel ist sein Scepter[15]), und sein kurzes

---

[1]) Rv. VII, 63, 2. [2]) Rv. I, 35, 2.
[3]) Rv. X. 139, 1. harikeśaḥ.
[4]) Rv. I, 35, 10. hiraṇyahastaḥ.
[5]) Rv. I, 22, 5. hiraṇyapâṇiḥ.
[6]) Rv. I. 35, 8. hiraṇyâkshaḥ.
[7]) Rv. VI, 71, 3. hiraṇyajihvaḥ.
[8]) Rv. VI, 71, 4. ayohânuḥ.
[9]) Rv. IV, 53, 2. piśangam drâpim prati muñcate.
[10]) Rv. I, 35, 11. panthâḥ areṇavaḥ.
[11]) Rv. V, 81, 4. uta mitraḥ bhavasi deva dharmabhiḥ.
[12]) Rv. V, 62. 8.
[13]) Rv. I, 22, 17; I. 154.
[14]) Rv. VI. 58, 2. aǵâsvaḥ.
[15]) Rv. VI, 53, 8—9.

Digitized by Google

Schwert ist golden. Seine Schwester, die auch seine Geliebte ist, heißt Sûryâ, d. h. die Sonne oder Sonnenhelle, weiblich aufgefaßt [1]). Sein solarer Charakter zeigt sich auch darin, daß er, wie die anderen Sonnengötter, die ganze Welt überschaut [2]).

Âditya, welches im späteren Sanskrit eines der gewöhnlichsten Worte für Sonne ist, erscheint im Veda noch am häufigsten als ein allgemeines Beiwort einer Anzahl solarer Götter, welche die Menschen beschützen, so wie Vögel ihre Flügel ausbreiten (Rv. VIII, 47, 2—3). Ich nenne sie solare Götter, denn obgleich Professor Roth sie für rein ethische Götterideen hält, so ist doch ihr solarer Hintergrund selbst in den Hymnen des Veda noch erkennbar. Sûrya heißt ein Âditya [3]), ebenso Savitri, Mitra und Andere. Wenn Âditya allein erscheint, so kann man es auch schon im Veda einfach durch Sonne übersetzen [4]).

Alle diese Auffassungen und Darstellungen sind auch für uns noch vollkommen verständlich, namentlich wenn wir mit der Sprache anderer Religionen und Mythologien des Alterthums vertraut sind.

Die Sonne in ihrem übernatürlichen Charakter.

An anderen Stellen wechselt aber der Ton des Dichters. Die Sonne ist nicht nur der helle Deva, der sein tägliches Werk am Himmel vollbringt. Ein weit höheres Wirken und Walten wird ihm zugeschrieben, und er erscheint den Blicken der Dichter als der Schöpfer, als der Regierer und Ordner der Welt.

Das Schöne ist, daß wir in den Vedischen Hymnen dieser Entwickelung der Sonne, von einem himmlischen Lichtkörper zu einem höchsten Wesen, einem Schöpfer, Erhalter, Regierer und Richter der Welt fast Schritt auf Schritt folgen können.

Der erste Schritt führt uns vom bloßen Lichte der Sonne zu dem Leuchten, welches jeden Morgen den Menschen aus dem Schlafe weckt, und nicht nur dem Menschen, sondern der ganzen Natur, ein neues Leben zu schenken scheint.

Zweitens erscheint die Sonne, indem sie das böse Dunkel der Nacht wegtreibt, und der Erde Licht und Fruchtbarkeit zurückbringt, als ein Freund und Beschützer aller lebenden Wesen, der Menschen, der Thiere, selbst der Pflanzen.

Drittens, tritt der Gedanke hervor, daß die Sonne Alles sieht, Gutes sowol als Böses. Und wie natürlich demnach, daß man dem Uebelthäter sagt, die Sonne sieht, was kein menschliches Auge sehen kann; wie ebenso natürlich, daß der unschuldig Angeklagte, wenn er nirgend Zeugen seiner Unschuld findet, sich auf die Sonne berufen sollte, die seine Unschuld kennt.

Schließlich kommt noch ein anderer und kühnerer Schritt. Das Licht wird zum ersten Schöpfungsact, und die Sonne erscheint als Schöpfer, und wenn als Schöpfer, dann auch als Regierer der Welt.

Wir wollen jetzt so kurz als möglich einige wenige Stellen herausgreifen, in denen wir diese natürlichen Uebergänge beobachten können.

---

[1]) Rv. VI, 55, 4; VI, 58, 4.
[2]) Rv. III, 62, 9; cf. X, 187, 4.
[3]) Rv. VIII, 101, 11.
[4]) Rv. I, 50, 13.

Digitized by Google

Bemerken wir zunächst, daß einer der beliebtesten Eigennamen der Sonne, Savitṛi, ganz deutlich Beleber bedeutet, und daß die Sonne, prasavitâ ganânâm, der Beleber der Wesen, genannt wird [1]).

Lesen wir dann weiter. RV. VII, 63, 1:

Auf steigt der Sonnengott, der Allbeschauer,
Der Herrliche, gleich gnädig allen Menschen,
Er, der das Auge Varuṇa's und Mitra's,
Er rollt das Dunkel auf, wie eine Decke. 1

Auf steigt der Lebensbringer aller Wesen,
Das große lichte Wellenmeer der Sonne;
Dasselbe alte Rad will jetzt er drehen,
Fest an der Stange zieht der weiße Renner. 2

Er steigt empor vom Schooß der Morgenröthen,
Weitleuchtend, laut umjauchzt von Sängerschaaren;
Mich dünket, daß es Savitṛi, der Gott ist,
Der nie die alte feste Spur verfehlet. 3

Auf steigt des Himmels Schmuck, der Allbeschauer,
Ferntreffend, vorwärtsdringend, weithinleuchtend;
So soll der Mensch, vom Sonnenlicht belebet,
Zum Platz und frisch sein Tagewerk vollbringen. 4

Wo die Unsterblichen die Bahn ihr schufen,
Folgt sie dem Pfade, wie ein Falke fliegend;
Beim Sonnenaufgang opfern wir mit Liedern
Euch, Varuṇa und Mitra, und mit Spenden. 5

In einem anderen Hymnus [2]) heißt die Sonne (sûrya) der Beschützer von Allem, was steht und geht.

Oft finden wir Hinweise auf die Allwissenheit der Sonne. Die Sterne, singt ein Dichter [3]), fliehen am Tage vor der allsehenden Sonne, wie Diebe.

Noch deutlicher tritt die Allwissenheit der Sonne im nächsten Hymnus hervor (Rv. VII, 61):

Die Sonne kommt, ihr Götter, weit sich breitend,
Ein Auge, das uns hell entgegen leuchtet,
Sie schaut hinab auf Alles, was da lebet,
Und spüret in dem Menschen den Gedanken. 1

Der fromme Sänger stimmt für Euch, ihr Götter,
Loblieder an, die weit und breit ertönen,
Wenn Ihr, Hochkräftige, sein Flehn erhöret
Und seine Jahre wie mit Kraft erfüllet. 2

O Mitra-Varuṇa, auf weiter Erde,
Am hohen mächt'gen Himmel setzt ihr Späher,
Die fern durch Fluren und durch Flecken streifen,
Ihr Gütigen, die schlummerlos ihr wachet. 3

[1]) Rv. VII, 63, 2.
[2]) Rv. I, 115, 1; VII, 60, 2.
[3]) Rv. I, 50, 2.

Digitized by Google

Preis sei dem Walten Varuṇa's und Mitra's,
Ihr Will' hat Erd' und Himmel stark gefestigt.
Mög' kinderlos der Bösen Leben schwinden,
Und weit sein Feld der fromme Opf'rer breiten. 4

Da die Sonne Alles sieht und weiß, so wird sie nun auch gebeten, das, was sie allein weiß, zu vergessen und zu vergeben. So sagt ein Dichter [1]).

Was wir auch verbrochen haben gegen die göttliche Schaar, sei es aus Gedankenlosigkeit, aus mangelnder Kraft, aus Uebermuth, oder aus menschlicher Natur, o Savitṛi, mache Du uns frei von Schuld vor Menschen und vor Göttern.

Die Sonne wird dann auch gebeten, Krankheit und böse Träume zu verscheuchen [2]), und andere Götter werden angerufen, daß sie beim Sonnenaufgang den Menschen vor Sünde und vom Unaussprechlichen befreien mögen [3]).

Nachdem die Sonne nun wieder und wieder als Licht- und Lebensbringerin [4]) gefeiert worden ist, so wird sie dann auch selbst der Athem oder das Leben von Allem, das steht und geht, und erhält schließlich den Namen Visvakarman [5]), Alles machend, er, durch den alle diese Welten zusammengebracht, und Pragâpati, Herr aller lebenden Wesen.

Savitṛi, so sagt ein Dichter [6]), hat die Erde mit Seilen gehalten, er hat den Himmel im haltenlosen Raume gefestigt. Er heißt daher der Halter des Himmels, der Pragâpati der Welt [7]), und selbst dann trägt er noch dieselbe dunkelgoldige Rüstung, die am besten für den blondlockigen Sonnengott zu passen schien.

Ein anderer Dichter erklärt, daß der Himmel durch die Sonne gestützt sei, die Erde aber durch das, was ist, das Wahre, Satya, τὸ ὄν [8]).

Zuletzt spricht man von der Sonne in den höchsten Superlativen. Er ist der Gott unter den Göttern [9]), er ist der göttliche Führer der Götter [10]).

Die persönlichen und göttlichen Elemente treten am stärksten hervor, wenn die Sonne als Savitṛi gepriesen wird. Wir sahen dies bereits in einigen der oben angeführten Stellen; wir werden es noch mehr in den folgenden sehen. Savitṛi allein regiert die Welt [11]). Die Gesetze, die er gemacht hat, stehen fest [12]), und die anderen Götter singen nicht nur sein Lob [13]), sondern müssen seiner Leitung folgen [14]). An einem anderen Orte heißt es, daß er den anderen Göttern Unsterblichkeit verliehen [15]), ohne daß gesagt wird, wie dies aufzufassen sei. Es ist

---

[1]) Rv. IV, 54, 3.
[2]) Rv. X, 37, 4.
[3]) Rv. I, 115, 6.
[4]) Rv. I. 115, 1. sûryaḥ âtmâ ǵagataḥ tasthushaḥ ka.
[5]) Rv. X, 170, 4.
[6]) Rv. X, 149, 1.
[7]) Rv. IV, 53, 2. divaḥ dhartâ bhuvanasya pragâpatiḥ, pisangam drâpim prati munkate kaviḥ.
[8]) Rv. X, 85, 1. satyena uttabhitâ bhûmiḥ, sûryena uttabhitâ dyauḥ.
[9]) Rv. I, 50, 10. devam devatrâ sûryam.
[10]) Rv. VIII, 101, 12. [11]) Rv. V, 31, 5. [12]) Rv. IV, 53, 4.
[13]) Rv. VII, 38, 3—4. [14]) Rv. V, 81, 3. [15]) Rv. IV, 54, 2.

Digitized by Google

verständlich, wenn ein Dichter sagt, daß Savitri den Ribhu's, den Söhnen Sudhanvan's [1]) Unsterblichkeit verliehen, denn diese werden stets als ursprüngliche Menschen dargestellt; in Bezug auf die anderen Götter kann es aber doch wol nur bedeuten, daß ihre Unsterblichkeit von Savitri als belebender Sonne abhängt. Wir müssen auch nicht vergessen, daß die heiligste Zeile im ganzen Veda, der Gâyatri-vers ist, welcher an Savitri gerichtet: „Laßt uns erreichen (oder, nach indischer Tradition, laßt uns in Andacht schauen) das herrliche Licht des göttlichen Savitri; möge er unseren Geist (unsere Gebete) erregen [2])!"

Selbst Pûshan, im Ganzen ein bescheidener Gott, erhebt sich zuweilen über die Grenzen eines bloßen Hirtengottes. An einer Stelle sagt der Sänger von ihm, er sei größer als die Menschen, und den Göttern gleich [3]), was kein sehr hohes Lob ist. An anderen Stellen aber wird er der Herr von Allem, was steht und geht, genannt [4]). Wie alle solaren Götter sieht er Alles, und wie von Savitri, glaubt man auch von ihm, daß er die Seelen der Verstorbenen in das Land der Seligen führe [5]).

Von Mitra und Vishnu ist es bekannt, daß Beide die höchste Ehrenstelle als Götter erreichten. Mitra, lesen wir, ist größer als Erde und Himmel [6]), er erhält alle Götter [7]). Vishnu stützt alle Welten [8]), er ist der Genosse Indra's in seinen Heldenthaten [9]), und Niemand erreicht die Grenzen seiner Macht [10]).

Die Sonne in untergeordneter Stellung.

Wenn wir nichts weiter von der religiösen Poesie des Veda wüßten, so möchten wir, nachdem wir solche Lobgesänge auf die Sonne gelesen, versucht sein zu glauben, daß die alten Brahmanen die Sonne als die höchste Gottheit verehrten, und daß man ihnen in diesem Sinne die Verehrung eines einigen Gottes, also eine Art von Monotheismus zuschreiben dürfe. Nichts aber würde weiter entfernt von der Wahrheit sein. In dieser einen Entwickelungsreihe nahm allerdings die Sonne den Charakter einer höchsten Gottheit an, aber selbst in den Stellen, die wir ausgesucht haben, heißt es nirgends, daß die Sonne im Vergleich mit anderen Göttern die höchste Stelle einnehme, oder daß anderen Göttern nicht dieselbe Auszeichnung zukomme. Fast Alles, was hier von der Sonne gesagt worden ist, wird auch, wie wir sehen werden, von anderen Göttern gesagt. Hier liegt der Unterschied zwischen dem Vedischen Sonnengott, und dem griechischen Zeus oder dem römischen Jupiter. Die Vedischen Dichter scheuen sich durchaus nicht, den Sonnengott, den sie eben erst als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge dargestellt haben, bald darauf als hervorgebracht von den Morgenröthen, als das Kind der Wasser, als einen Gott neben anderen Göttern, weder besser noch schlechter, hinzustellen. Dies ist eben der eigenthümliche Charakter der alten Vedischen Religion, den ich durch den Namen Henotheismus oder Kathenotheismus zu bezeichnen gesucht habe, ein Glaube an einzelne höchste Götter, so sehr sich selbst widersprechend ein solcher Glaube auch scheinen mag. Ein

[1]) Rv. I, 110, 3. [2]) Rv. III, 62, 10; cf. I, 159, 5. [3]) Rv. VI. 48. 19.
[4]) Rv. I, 89, 5. [5]) Rv. X. 17, 3 flgd. [6]) Rv. III, 59, 7.
[7]) Rv. III, 59, 8. [8]) Rv. I. 154, 5. [9]) Rv. VI, 69.
[10]) Rv. VII, 99, 2.

Digitized by Google

Gott nach dem anderen wird angerufen. Für den Augenblick wird Alles, was von einem göttlichen Wesen gesagt werden kann, ihm beigelegt. Während der Dichter diese Gottheit vor sich sieht, scheint er keine andere Gottheit zu sehen. Und doch, nicht nur in derselben Sammlung von Hymnen, sondern selbst, in demselben Hymnus, werden andere Götter erwähnt, und auch sie sind durchaus unabhängig, durchaus die höchsten, durchaus göttlich. Die Aussicht des Dichters scheint sich plötzlich zu verändern, und derselbe Dichter, der noch eben nichts als die Sonne als den Herrn Himmels und der Erde kannte, sieht jetzt Himmel und Erde als den Vater und die Mutter der Sonne, ja als die Eltern aller Götter.

Entwickelung allgemeiner Prädicate für das Göttliche.

Es ist schwer für uns, uns in eine solche Phase des religiösen Bewußtseins hineinzudenken, und dennoch können wir sie uns vollkommen verständlich machen, wenn wir nur bedenken, daß eben die Idee der Gottheit, so wie wir sie verstehen, noch gar nicht ausgearbeitet war, sondern sich erst ganz langsam ihrer höheren Vollendung entgegenarbeitete.

Die Dichter legten der Sonne die höchste Macht bei, aber dieselbe höchste Macht legten sie auch anderen Naturerscheinungen bei. Es war ihre Absicht, die Berge, die Bäume, die Flüsse, die Erde und den Himmel, den Sturmwind und das Feuer so hoch als möglich zu preisen, aber es konnte nicht ihre Absicht sein, sie als Götter hinzustellen, aus dem einfachen Grunde, weil sie, als sie ihre ersten Loblieder anstimmten, weder das Wort noch den Begriff für Gott hatten. Sie ahnten und suchten wol in all' den Gegenständen, die sie priesen, Etwas, was sie später göttlich nannten. Zu Anfang aber begnügten sie sich, von ihnen das Höchste und Beste zu sagen, was sie wußten. Nachdem sie es gethan, ja noch während sie es thaten, geschah es, daß einige der Prädicate, die fast allen Gegenständen ihres Lobes und ihrer Verehrung zukamen, einen unabhängigen Charakter erhielten, und mit der Zeit „das erste Wort" und den ersten Begriff für das Göttliche boten. Wenn man von den Bergen, den Flüssen, vom Himmel, von der Sonne gesagt, sie seien unvergänglich (agara), oder unsterblich (amartya), oder leuchtend und hell (deva), so wurden diese Worte, nachdem sie oft wiederholt, zu Namen einer Classe von Dingen und drückten nicht nur aus, was sie bedeuteten, nämlich daß sie nicht alterten oder daß sie leuchteten, sondern bezeichneten einen ganzen Inbegriff von Eigenschaften, die nicht nur diesen oder jenen, sondern den meisten, oder allen Gegenständen ihres Lobes und ihrer Verehrung eigen waren. So wurde der Ausdruck, daß Agni oder das Feuer deva sei, oder zu den Devas gehöre, etwas ganz Anderes, als wenn man zum ersten Male sagte, Agni sei helleuchtend. Zu sagen, daß Dyaus der Himmel, oder Sûrya, die Sonne, amartya, unvergänglich, unsterblich, oder asura, lebendig, seien, fing an etwas viel Höheres zu bedeuten, als wenn man zuerst sagte, der Himmel verfällt nicht, die Sonne bewegt sich und lebt. Diese allgemeinen Prädicate wie agara, unvergänglich, deva, helleuchtend, sagen stets die Einheit in Vielen aus; und wenn die, welche an einem ursprünglichen Monotheismus festhalten, damit zufrieden sein wollten, daß das Prädicat Gott, welches die Sprache

Digitized by Google

sucht und auf verschiedenen Wegen findet, daß die Absicht des Begriffs des Göttlichen seinem Wesen, seinem Ursprung, seiner Entwickelung nach, stets auf eine Einheit hinzielt, so könnte man sich schon mit ihnen verständigen.

Was uns aber jetzt beschäftigt ist die Frage, wie diese Absicht verwirklicht wurde, auf welchen Wegen, und durch welche Worte das Göttliche erreicht wurde. Die Wesen, welche im Veda Devas heißen, sind oft noch nicht einmal das, was die Griechen θεοί nannten; denn die Griechen, selbst schon zu Homers Zeiten, ahnten sehr wohl, daß, so groß auch die Zahl der sogenannten Götter sei, und so verschieden ihr Wesen, es einen Vater der Götter und Menschen, daß es ein Höchstes geben müsse, sei es ein Gott oder ein Schicksal.

Auch im Veda kommt eine solche Ansicht hier und da zum Vorschein, und wir werden sehen, wie sie schließlich zu einer Verneinung und Vernichtung aller Devas führt. Jetzt sind wir noch mit der Genesis der Devas beschäftigt, und müssen begreifen lernen, wie sie, von verschiedenen Keimen ausgehend, neben einander emporwuchsen, unbekümmert um einander, jeder für sich in seinem eigenen Bereich, das für den Augenblick den ganzen Gesichtskreis ihrer Verehrer ausfüllt. Hier liegt eben das Interesse und die wahre Bedeutung der Vedischen Hymnen für ein in die Tiefe des Gottesbewußtseins dringendes Studium; die Schwierigkeit ist nur, die alten Gedanken in neuer Sprache verständlich zu machen. Wenn die alten Dichter des Veda die Berge um ihren Schutz anrufen, wenn sie zu den Flüssen flehen, ihnen Wasser zu bringen, so können sie Berge und Flüsse Devas nennen, aber wenn dieses deva auch schon mehr als blos leuchtend bedeutet, so ist es doch noch weit entfernt von dem, was wir göttlich nennen. Wie sollen wir der alten Sprache gerecht werden? Natürlich waren die Berge und die Flüsse für die Vedischen Dichter dasselbe, was sie für uns sind, nur wurden sie weit mehr als thätig und handelnd aufgefaßt, weil eben die ganze alte Sprache darin bestand, Alles, was überhaupt gefaßt und genannt wurde, als handelnd zu fassen und zu nennen, d. h. in ihm irgend eine Thätigkeit zu erkennen, deren der Mensch sich schon aus eigener Erfahrung bewußt war. Nichts hatte ein Interesse, Nichts existirte überhaupt für die älteste Menschheit, als was als thätig gedacht und genannt werden konnte. Auf diesen Punkt hat zuerst Noiré's Sprachphilosophie ein ganz neues Licht geworfen.

Dann ist aber noch ein langer Weg von der Vorstellung gewisser Naturerscheinungen als thätig zu dem, was wir Personification, oder gar Vergötterung und Apotheose nennen. Selbst wenn die alten Dichter von Sûrya (Sonne) sprechen, als ob er auf einem Wagen stünde, in goldener Rüstung, seine Arme über die Welt streckend, so war dies nichts als eine poetische Auffassung von Vorgängen in der Natur, die sie an ihre eigenen Erfahrungen erinnerten. Vieles, was uns wie ein Uebermaß an Phantasie erscheint, war wirklich Unbeholfenheit in der Auffassung und Armuth der Sprache. Könnten wir Vasishtha oder Visvâmitra, oder irgend einen der alten Arischen Dichter fragen, ob sie wirklich glaubten, daß die Sonne, der leuchtende Ball, den sie am Himmel sahen, ein Mann mit Armen und Beinen, mit Herz und Nieren sei, so würden sie

Digitized by Google

ohne Zweifel über uns lächeln, und uns sagen, daß wir wol ihre Sprache, nicht aber ihren Geist verstehen.

Ein Wort wie Savitṛi, die Sonne, bedeutete ursprünglich nichts, als was es aussagte. Es war von einer Wurzel su gebildet, welche hervorbringen, beleben, bedeutete, und auf die Sonne angewendet, bedeutet das Wort savitṛi eben nichts weiter als die Sonne in ihrer Thätigkeit als hervorbringend und belebend aufgefaßt. Später wurde Savitṛi auf der einen Seite zum Namen eines mythologischen Wesens, von dem gewisse Dinge, die zuerst von der belebenden Sonne galten, erzählt werden konnten, während es auf der anderen Seite zu einem bloßen, nichtssagenden Worte für Sonne herabsank.

Und denselben Vorgang, den wir bei der Sonne als Savitṛi beobachten, können wir mehr oder weniger bei den meisten sogenannten Vedischen Gottheiten verfolgen, obgleich nicht bei allen. Die sogenannten Halb-Gottheiten, Flüsse, Berge, Wolken, Seen, ja selbst Morgenröthe, Nacht, Wind und Sturm, erhoben sich selten oder nie zur Stufe einer höchsten Gottheit. Von Agni aber, dem Feuer, von Varuṇa, dem all-umfassenden Himmel, von Indra, Vishṇu, Rudra, Soma, Parǵanya und anderen, finden wir Prädicate und ganze Beschreibungen, die, unseren Begriffen nach, nur für ein höchstes Wesen oder eine Gottheit passen.

Der Himmel, oder Dyaus als Beleuchter, Ζεὺς πατήρ, Jupiter.

Wir wollen nun noch den Ursprung und die Entwickelung eines anderen Deva's, eines der ältesten Götter nicht nur der Vedischen, sondern der gesammten Arier betrachten, nämlich des Vedischen Dyaus. Sein Name, wie hinlänglich bekannt, ist genau derselbe als der griechische Zeus. Einige Sanskritisten scheinen noch immer im Zweifel zu sein, ob denn eine solche Gottheit wirklich im Veda existire, und sie berufen sich auf die spätere indische Literatur, in der allerdings keine Spur von einem männlichen Gotte Dyaus zu finden ist. Dyaus findet sich dort nur als ein Femininum und bedeutet einfach Himmel. Auch im Veda kommt es in dieser Form und Bedeutung vor. Es hat mir nun aber immer eine der merkwürdigsten Entdeckungen geschienen, die wir dem Studium der Veda's verdanken, daß eine Gottheit in jenen alten Hymnen zum Vorschein gekommen, von der man wußte, daß sie im Griechischen als Ζεὺς πατήρ, im Lateinischen als Jupiter, in der Edda als Tyr, im Altdeutschen als Zio existirte, und von der man sich sagte, daß sie auch im ältesten Sanskrit existirt haben müßte, aber nichtsdestoweniger nirgends zu finden war. Im Veda erschien sie plötzlich, nicht nur als Dyaus, als ein Masculinum, sondern als Dyaush pitâ, als Himmel Vater, in der innigen Verbindung der zwei Wörter, die wir ähnlich im Lateinischen Ju-piter, finden. Dies war wirklich, als ob man mit Hilfe eines mächtigen Fernglases einen lang gesuchten Stern gerade an dem Ort am Himmel gefunden hätte, wo er nach genauer Berechnung sich finden sollte.

Dyaus ist jedoch auch schon im Veda ein verblassender Stern. Das Wort bedeutet nicht sowol Himmel, als der Leuchtende. Es ist von einer alten Wurzel div oder dyu gebildet, die Leuchten bedeutet, und es war eben diese Thätigkeit des Leuchtens und Erleuchtens, die in dem Namen Dyaus ausgesprochen wurde. Wer der Leuchtende sei, wird dabei noch gar nicht gesagt. Später jedoch wurde

Digitized by Google

Dyaus der Mittelpunkt, um den sich viele mythologische Elemente sammelten, während es in der gewöhnlichen Sprache, ganz so wie Savitṛi, der Beleber, zu einem bloßen nichtssagenden Wort für Himmel herabsank [1]).

Dieser Dyaus, dieses Licht, oder dieser Leuchtende am Himmel, war nun ohne Zweifel seiner ganzen Anlage nach sehr geeignet, eine Art von Oberhoheit über die anderen Deva's oder lichte Wesen zu erreichen, und wir wissen, wie vollständig diese Oberhoheit im griechischen Zeus und im römischen Jupiter verwirklicht wurde. Auch im Vedischen Dyaus können wir dieselbe Richtung beobachten, sie wurde aber gehemmt durch die allgemeine Richtung fast aller Vedischen Deva's und Asura's, eine superlative Stellung einzunehmen.

Dyaus, der Himmel, wird oft mit der Erde zusammen angerufen, auch mit dem Feuer. So lesen wir [2]): „Dyaus (Vater), Pṛithivî (Erde), gütige Mutter, Agni (Feuer), Bruder, ihr Vasu's (strahlende), erbarmet Euch unser!"

Dyaus, wie wir sehen, nimmt hier die erste Stelle ein, und dies ist fast immer der Fall in diesen alten Anrufungen. Er heißt feststehend der Vater; z. B. „Dyaus ist Euer Vater, Pṛithivî (Erde) die Mutter, Soma der Bruder, Aditi die Schwester [3])."

Ebenso nennt ihn ein anderer Dichter (Rv. IV, 1, 10)

Dyauḥ pitâ *ganitâ*,
Ζεὺς πατὴρ γενετήρ,
Jovis pater genitor,

Noch häufiger jedoch als für sich allein wird Dyaus zusammen mit Pṛithivî, der weiten, breiten Erde, angerufen, und die beiden Namen bilden in ihrer Zusammensetzung eine Art von dualer Gottheit, Dyâvâpṛithivî, Himmel und Erde. An vielen Stellen des Veda finden wir diese Dyâvâpṛithivî als eine höchste Gottheit aufgefaßt [4]). Sie heißen die Aeltern der Götter [5]), und namentlich die zwei bedeutendsten Götter des ganzen Veda, Indra und Agni [6]), gelten ausdrücklich als ihre Kinder [7]). Sie, Dyaus und Pṛithivî, Himmel und Erde, haben die Welt gemacht [8]), sie schützen sie [9]), ja sie erhalten durch ihre Macht Alles, was existirt [10]).

Aber trotz alle dem, nachdem Himmel und Erde jedes Beiwort erhalten haben, das nur ersonnen werden kann, um ihre Unvergänglichkeit, ihre Allmacht, ihr ewiges Wesen auszudrücken, so hören wir plötzlich von einem geschickten Arbeiter, der Himmel und Erde gemacht oder hervorgebracht hat (*gaganâ*), bald unter ihrem Namen Dyâvâpṛithivî, bald auch Rodasî genannt. An einigen Stellen wird derselbe Indra als Erzeuger [11]) und Erhalter [12]) von Himmel und Erde ge-

[1]) „Si dyaus signifie ciel, ce n'est que par dérivation de signification. Le sens prémier, c'est le lumineux. Zeus est aussi le lumineux, non comme lumière matérielle, mais comme agissant dans la lumière." De Harlez, Des Origines du Zoroastrisme, Journal asiatique, 1878, p. 117.

[2]) Rv. VI, 51, 5. [3]) Rv. I, 191, 6. [4]) Rv. I, 159, 1. devaputre.
[5]) Rv. I, 159, 2. [6]) Rv. IV, 17. [7]) Rv. X, 2, 7.
[8]) Rv. I, 159, 2. [9]) Rv. I, 160, 2. [10]) Rv. I, 185, 1.
[11]) Rv. I, 160, 4. [12]) Rv. IV, 56, 3.

Digitized by Google

priesen [1]), der, wie wir sehen, an anderen gerade als Sohn des Dyaus, oder von beiden Dyâvâprithivî, dargestellt wurde [2]).

Kampf um Oberhoheit zwischen Dyaus und Indra [3]).

Hier zeigt sich uns zum ersten Male ein Kampf zwischen zwei Gottheiten, zwischen dem alten urweltlichen Gott, Himmel, und seiner Frau, Erde, im Gegensatz zu dem jungen und mehr persönlich entwickelten Gott Indra, der ursprünglich ein Gott der Feuchtigkeit und des Regens, ein Jupiter pluvius, war, und der eben durch seinen täglichen und alljährigen Krieg gegen die Mächte der Finsterniß, der Nacht und des Winters, besonders aber gegen die Räuber, welche ihm die Regenwolken entführt haben und die er unter Donnern und Blitzen wieder erobert, seinen heroischen Charakter annahm. Von diesem Indra, obwol er in einem Sinne der Sohn des Himmels und der Erde war, konnte man doch in voller Wahrheit sagen, daß bei seiner Geburt Himmel und Erde zitterten [4]). Ebenso lesen wir von ihm [5]):

„Vor Indra neigte sich Dyaus, der lebendige Gott, vor Indra beugte sich die Erde mit ihren Fluren."

Und wiederum, Rv. 1, 54, 4:

„Du hast den Gipfel des hehren Himmels erschüttert."

Solche Ausdrücke, die eine physische Wahrheit haben, so lange sie auf den Gott des Gewitters bezogen werden, „vor dem das Land erzittert und der Himmel bebet; Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein", nehmen bald einen ethischen Charakter an, und drücken dann die Größe und Hoheit Indra's vor den anderen Göttern aus.

So sagt ein Dichter [6]):

„Die Größe Indra's fürwahr überragt den Himmel, die Erde und den Luftraum."

Ein anderer [7]):

„Himmel und Erde, beide sind nur wie seine Hälfte fürwahr."

Bald mußten dann Gedanken über das gegenseitige Verhältniß dieser Wesen, als Vater und Sohn, entstehen, und schließlich mußte man zugestehen, daß der Sohn, der tapfere Indra, mit seinem Donnerkeil und seinen Blitzpfeilen größer geworden als sein Vater, der helle Himmel, größer als seine Mutter, die unbewegliche Erde, größer auch als die anderen Götter. So sagt ein Dichter [8]):

„Die Götter wurden fortgeschickt, wie (zusammengeschrumpfte) alte Männer; Du, o Indra, wurdest der Allherrscher."

So begreifen wir, wie auch Indra ein neuer oberster Gott wurde. „Keiner, sagt ein Dichter [9]), ist höher als Du, keiner ist besser, Du Vritra-tödter! Keiner ist so wie Du!" Ja man kann wol sagen, daß in den meisten Hymnen des Veda Indra vor allen Anderen der höchste Gott ist, aber doch wieder nicht in dem Sinne, daß wir seine Stellung mit der des griechischen Zeus vergleichen

[1]) Rv. VIII, 36, 4. [2]) Rv. III, 32, 8.

[3]) Diese Mythologeme sind vollständiger in meinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Band II, S. 461 behandelt.

[4]) Siehe Vorlesungen, Band II, S. 461.

[5]) Rv. I, 131, 1. [6]) Rv. I, 61, 9. VI, 30, 1.

[7]) Rv. IV, 19, 2. [8]) Rv. IV, 30, 1.

könnten. Weder sind die anderen Götter ihm stets untergeordnet, noch kann man selbst sagen, daß er stets auf gleicher Stufe mit ihnen steht. Es gibt Stellen, wo eine Anzahl von Göttern zusammengestellt werden, und wo der eine oder der andere, namentlich aber Indra, immer größer als die anderen dargestellt wird. Aber nichtsdestoweniger haben auch die anderen Götter ihren Tag, und so oft sie um ihren Segen angerufen werden, sind keine Worte zu stark, um ihre Macht und Weisheit zu preisen.

Ich werde versuchen, Ihnen wenigstens einen Hymnus an Indra und einen anderen an Varuna in einer Uebersetzung mitzutheilen, woraus Sie sehen werden, was wir unter Henotheismus zu verstehen haben, einer Religionsform, die es möglich macht, daß, während ein Gott nach dem anderen angerufen wird, ein jeder die Attribute eines höchsten, von anderen unübertroffenen Wesens erhält. Sie müssen nur nicht etwa etwas Hochpoetisches erwarten. Um diese Lieder wahrhaft zu würdigen, müssen wir so viel als möglich vergessen, was wir von Jugend auf in unseren Gesangbüchern gelesen und gelernt haben. Für uns sind durch tausendmalige Wiederholung viele ihrer Gedanken und Gefühle gewöhnlich, ja fast nichtssagend geworden. Bei diesen alten Dichtern sieht man aber noch die Qual des Geistes, der nach Worten ringt. Die Menschen wollten Etwas sagen, sie wußten nur nicht wie. Sie haben noch gar keine Zeit für poetische Ausschmückung und dichterischen Glanz. Ihr Dichten ist das Verdichten des nebelhaft aufsteigenden Gedankens zum klaren, leuchtenden Wort; jeder Ausdruck ist bei ihnen ein Ei des Columbus, jedes Lied, so einfach es auch sei, eine Heldenthat, ein wahres Opfer. Das ist der Reiz der alten Poesie, der alten Religion, der alten Sprache. Alles ist einfach, frisch und durch und durch wahr. Die Worte wiegen noch, sie sind schwer, voll, trächtig — wenn ich so sagen darf —; aber eben deshalb auch fast unübersetzbar.

Hymnus an Indra als obersten Gott [1]).

Groß bist du, Indra, gern hat dir die Erde,
Gern auch der Himmel zuerkannt die Herrschaft;
Du schlugst mit Macht den Vritra, und befreitest
Die Ströme, die der böse Wurm verschlungen. 1

Der Himmel bebte, als dein Glanz geboren,
Die Erde bebte vor dem Zorn des Sohnes;
Die starken Berge hüpften, selbst die Wüste
Ward wieder feucht und Wasser strömten nieder. 2

Er riß den Berg entzwei mit Macht hinschleudernd
Den Blitz, und trotzend seine Kraft beweisend;
Aufjauchzend schlug er mit dem Blitz den Vritra,
Die Wasser strömten, ihrer Zwingherrn ledig. 3

Dein Vater Dyaus galt einst als Heldenvater,
Der beste Meister war's, der dich gezimmert;
Dich hoch am Himmel, donnernd, Blitze schleudernd,
Und, wie die Erde, nie vom Platze weichend. 4

Ja Indra, der allein die Welt erschüttert,
Der Menschen König, weithin angerufen,

[1]) Rv. IV. 17.

Digitized by Google

Ihm jauchzen Alle, als dem einzig Wahren,
Die Gaben des allmächt'gen Gottes preisend. 5

Ihm galten immer alle Somatränke,
Zum süßen Rausch dem hohen Gott gespendet;
Schatzmeister warst du stets der besten Schätze,
Und allen Menschen gabst du ihren Antheil. 6

So bald, o Indra, du zur Welt geboren,
Versetztest du in Schrecken alle Menschen;
Du schnittest mit dem Blitz den Wurm in Stücke,
Der quer sich vor die Wasserfluth gelagert. 7

Stets schlagbereit, stets kühn und stark ist Indra,
Groß, unermeßlich, mannhaft, blitzgewaffnet,
Er schlägt den Vritra, bringet heim die Beute,
Macht gibt der Mächtige, der Gnadenreiche. 8

Die Schaaren scheucht er, die sich angesammelt,
Er, der allein im Kampf allmächtig heißet;
Die Beute, die er fing, trägt er von dannen:
Laßt uns, ihm lieb, in seiner Huld verbleiben! 9

Er ist berühmt als Sieger und als Kämpfer,
Er bringt im Kampf die Rinder aus dem Stalle;
Wenn Indra Ernst gemacht mit seinem Zorne,
Erschrickt vor ihm erzitternd alles Feste. 10

Er, der Allmächtige, der Burgenbrecher,
Hat Rinder, Pferde, Schätze sich erbeutet,
Und männerreich durch seine starken Mannen,
Vertheilt er Reichthum, sammelt neue Schätze. 11

Wie viel gedenkt doch Indra seiner Mutter,
Wie viel des Vaters, der ihn einst gezeuget,
Er, der im Nu die eigne Kraft entzündet,
Dem Sturmwind gleich, mit Donnerwolken jagend. 12

Den, der im Hause wohnte, macht er hauslos,
Zu Wolken wirbelt er den Staub zusammen,
Wie Dyaus, der Blitzeschleudrer, bricht er Alles —
Wird er den Sänger wol in Glück versetzen? 13

Erst rollt er fort das Rad des Sonnengottes,
Dann hält er auf das Roß in seinem Laufe,
Sich wendend wirft er dann ihn in den schwarzen[1])
Abgrund der Nacht, den Urquell dieses Luftraums. 14

Wir Sänger ziehn, wie einen Brunneneimer,
Zu uns als unsren Freund den starken Indra,
Nach Kühen, Rossen, Beute, Frauen gierig,
Ihn, der uns Frauen gibt, und steten Segen. 15

Hilf uns, der du als Freund dich oft bezeugtest,
Blick' her auf uns, erbarme dich der Frommen!
Freund, Vater du, der beste aller Väter,
Der Freiheit schafft, und Leben gibt dem Armen. 16

[1]) Auch wenn man krishna statt krishnaḥ liest, bleibt der Sinn dunkel.

Digitized by Google

Beschütz' als Freund, die deine Freundschaft suchen,
Gepriesen schenke Lebenskraft dem Sänger,
Vereint im Bunde brachten wir das Opfer,
Dich, Indra, ehrend hier mit diesen Werken. 18

Allein schlug er die mächtigsten der Feinde,
Drum als Allmächt'ger wird er laut gepriesen;
Ihn, der geliebt in seinem Schutze weilet,
Ihn hindren weder Götter, noch die Menschen. 19

Mög Indra, mächtig, stark und unverletzbar,
Der Männerhort, uns alles dies gewähren!
Der König der Geschlechter bist du, Indra,
Gib uns, was höchster Ruhm und Preis dem Dichter! 20

Wirst du gelobt, gepriesen jetzt, o Indra,
Wie Flüsse, deinem Sänger Labung spenden?
Dein ist dies neue Lied, o Falbenlenker,
Durch dies Gebet laß stets zu Roß uns siegen! 21

Der nächste Hymnus (Rv. II, 28) ist an Varuṇa, dem größten der Âditya, gerichtet:

Hymnus an Varuṇa als obersten Gott.

Dies All gehört dem weisen Fürst, Âditya,
Mög' mächtig alle Wesen er beherrschen!
Für ihn, für Varuṇa, such' ich ein Loblied,
Für ihn, den reichen Gott, dem gern man opfert. 1

Laß uns, die dein gedenkend stets dich preisen,
In deinem Dienst, o Varuṇa, beglückt sein,
Uns, die beim Nah'n der reichen Morgenröthen,
Wir, Allerfreu'r, von Tag zu Tag dich grüßen. 2

Laß, Herr, uns stets in deinem Schutze weilen,
Du reich an Helden, weit und breit gebietend, —
Und all ihr unbesiegten Heldensöhne
Der Aditi, nehmt hin uns als Genossen! 3

Die Flüsse schuf der Ordner, der Âditya,
Sie alle folgen Varuṇa's Gesetzen,
Nie sind sie müd', nie rasten sie im Laufe,
Rasch fliegen sie, wie Vögel, durch die Lande. 4

Wie einen Strick heb' weg von uns die Sünde,
Dann woll'n wir fördern deiner Satzung Urquell;
Nicht reiß' der Faden, wenn mein Lied ich webe,
Nicht vor der Zeit zerfall' die Form des Werkes. 5

Stoß weg von mir, o Varuṇa, den Schrecken,
Sei gnädig mir, o König, Hort des Rechtes,
Nimm weg die Sünde, wie den Strick vom Kalbe,
Kein Augenblick ist mein, wenn du mich lässest. 6

Nicht gegen uns, o Varuṇa, die Waffen,
Die Frevler nur auf dein Geheiß verwunden!
Send' uns nicht dorthin, wo das Licht entschwunden,
Zerstör' der Feinde Schaar und laß' uns leben! 7

Digitized by Google

Wir haben vormals, wollen jetzt und immer
Dein Lob, o starkgeborner Gott, verkünden,
Denn nur auf dir, fest wie der Fels gegründet,
Ruht, Unbesiegter, aller Dinge Satzung. 8

Nimm weg von mir die selbstgethanen Sünden,
Nicht büß' ich, Fürst, was Andere verschuldet: —
Noch mancher Morgen hat sich nicht geröthet,
Gönn' uns auch dann, o Varuṇa, zu leben! 9

Sei's ein Genosse, König, sei's ein Freund auch,
Der mir, dem Bangen, Furcht im Schlafe einjagt,
Sei's Dieb, sei's Wolf, der uns zu schäd'gen nahet,
Du, Varuṇa, beschütze uns vor Allem! 10

Henotheismus, die dialektische Periode der Religion.

Ein griechischer Dichter konnte kaum mehr zum Preise seines Zeus sagen, und dennoch würde es ein Leichtes sein aus dem Veda andere Hymnen beizubringen, in denen dieselben, ja noch stärkere Ausdrücke von Agni, Mitra, Soma und anderen Göttern gebraucht werden. Dies ist eben, was ich durch Henotheismus zu bezeichnen versucht habe, eine neue Phase religiöser Anschauung, die uns in ihrer vollen Klarheit zuerst im Veda gegenüber tritt, obgleich nicht zu bezweifeln, daß auch andere Religionen diese Entwickelungsstufe durchzumachen hatten.

Wir sehen die Spuren davon in Griechenland, Italien, selbst in Deutschland. Wir sehen sie am deutlichsten in dem Zeitraume, welcher der Bildung eines Staates aus kleineren unabhängigen Stämmen, wie der Bildung eines Staatenbundes aus kleineren Staaten vorausgeht. Es ist die dialektische Periode der Religion. Denn wie die Dialekte einer Sprache früher da sind als die Sprache selbst, als das, was wir später die Gesammtsprache eines Volkes nennen, so ist es auch mit den alten Religionen. Sie entstehen am Herde einer Familie. Wenn Familien sich zu einem Stamme heranbilden, wird aus dem einzelnen Herd der Altar eines Dorfes, und wenn verschiedene Stämme sich staatlich vereinigen, so wird aus den Altären (aedes) ein Heiligthum oder ein Tempel (aedes) eines ganzen Volkes. Dieser Vorgang ist natürlich, und deshalb allgemein. Aber nirgends können wir ihn so klar beobachten als im Veda.

In einer Geschichte der alten Sanskrit-Literatur, die im Jahre 1853 erschienen, hatte ich bereits auf diese henotheistische Periode aufmerksam gemacht. „Wenn diese einzelnen Götter angerufen werden," sagte ich, „werden sie nicht dargestellt als beschränkt durch das Machtbereich von anderen, als höher oder niedriger in ihrer Stellung. Im Geiste der Andächtigen ist jeder Gott so gut als alle anderen Götter. Er wird im Augenblicke des Gebets als eine wahre Gottheit, als höchstes, unumschränktes Wesen gefühlt, trotz aller unabweislichen Beschränkungen, welche, unserer Ansicht nach, nothwendig mit einer Mehrheit von Göttern verbunden sind. Alle anderen Götter verschwinden aus dem Sehfelde des Dichters, und nur der Gott, der ihre Wünsche erfüllen soll, steht in

Digitized by Google

klarem Lichte vor den Augen seiner Verehrer. „Unter Euch, ihr Götter, ist keiner der klein ist, keiner der jung ist; ihr seid alle groß fürwahr," — dieses Gefühl, wenn es auch nicht überall so entschieden ausgedrückt ist, als in dem Hymnus des Manu Vaivasvata, durchdringt nichtsdestoweniger die ganze Vedische Poesie. Wenn wir sehen, wie trotzdem die Götter zuweilen als groß und klein, als jung und alt angerufen werden[1]), so ist dies eben nur einer von vielen Versuchen, einen umfassenden Ausdruck für alle Götter zu finden. Nirgends ist ein Gott der Unterthan oder Sklave eines anderen.

Die Oberhoheit verschiedener Deva's.

Einige Beispiele werden dies klar machen[2]). Im ersten Hymnus des zweiten Mandala wird Agni (Feuer) der Regierer des Alls, der Herr der Menschen, der weise König, der Vater, der Bruder, der Sohn, der Freund der Menschen genannt; ja alle Mächte und alle Namen der anderen Götter werden ausdrücklich dem Agni beigelegt. Dieser Hymnus mag zu den jüngeren Bestandtheilen des Veda gehören, aber selbst da, wo Alles gesagt ist, was zum Preise dieses Gottes gesagt werden konnte, finden wir Nichts, was den Charakter anderer Götter irgendwie beeinträchtigen sollte.

Wir haben oben gesehen, was Alles von Indra gesagt werden konnte. In den Hymnen sowol als in den späteren Brâhmanas gilt er entschieden als der stärkste, der heldenmüthigste Gott. Der Refrain in einem der ihm gewidmeten Lieder ist: Visvasmâd Indra uttarah, Indra ist höher als Alles[3]).

Von Soma, einem anderen Gotte, heißt es, daß er stark geboren, daß er Alles besiegt[4]). Er wird König der Welt genannt[5]); er besitzt die Kraft, das Leben der Menschen zu verlängern[6]), ja selbst die Götter verdanken ihm ihr Leben[7]). In einer Stelle nennt man ihn den König Himmels und der Erden, der Götter und der Menschen[8]).

Lesen wir dann die Hymnen, die an Varuna gerichtet sind, so sehen wir bald, wie auch dieser Gott im Geiste des Dichters allmächtig und ein oberster Gott ist. Aber bei alle dem ist er fast stets mit einem anderen Gotte eng verbunden, nämlich mit Mitra, wenn auch ohne irgend welche Andeutung, daß entweder Varuna größer sei als Mitra, oder Mitra größer als Varuna. Und doch was mehr kann menschliche Sprache thun, um die Idee der höchsten, der göttlichen Macht auszudrücken, als was unser Dichter von Varuna sagt: „Du bist König von Allem, von Himmel und Erde"[9]; oder an einer anderen Stelle[10]), „Du bist König von Allen, von denen die Götter, und von denen die Menschen sind." Auch gilt Varuna durchaus nicht blos als der Herr der Natur. Nein, er kennt auch die Gesetze der Natur und hält sie aufrecht; denn dies ist der Sinn seines

---

[1]) Rv. I, 27. 13.

[2]) Mehrere Beispiele finden sich in meiner History of Ancient Sanskrit Literature, p. 532, wie in Muir's Sanskrit Texts, IV. p. 113.

[3]) Muir's Sanskrit Texts, V. 98.

[4]) Rv. IX. 59. 4. [5]) Rv. IX, 96, 10. [6]) Rv. VIII. 48, 7.

[7]) Rv. IX, 87, 2. [8]) Rv. IX, 97, 24. [9]) Rv. I, 25, 20. [10]) Rv. II. 27, 10.

Digitized by Google

Beiwortes dhṛitavrata. Die Vrata's oder die Gesetze der Natur sind nicht zu ändern, und sie sind fest gegründet auf Varuṇa, wie auf einen Felsen. Varuṇa kennt die zwölf Monate, und auch den dreizehnten; er kennt den Lauf der Winde, die Vögel in der Luft, die Schiffe auf dem Meer. Er kennt all' die Wunder der Natur, und blickt nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft. Ja, was noch mehr ist, er wacht auch über die Gesetze des sittlichen Lebens. Ein Dichter beginnt sein Gebet mit dem Bekenntniß, daß er die Werke Varuṇa's versäumt, daß er seine Gesetze gebrochen hat. Er fleht um Verzeihung, er beruft sich zu seiner Vertheidigung auf die Schwäche der menschlichen Natur, er verwahrt sich gegen den Lohn der Sünde, nämlich den Tod. Er hofft den Gott durch seine Gebete zu streicheln und zu besänftigen, wie ein Pferd mit freundlichen Worten besänftigt wird. „Sei gut," sagt er zuletzt, „laß uns wieder mit einander reden." Wer denkt dabei nicht an den Psalm (CIII, 14): denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind.

Dies muß hinreichen, um eine Idee von dem zu geben, was ich Henotheismus oder Glauben an einzelne Götter nenne, ganz verschieden von Monotheismus, dem Glauben an nur einen Gott, mit entschiedener Leugnung der Möglichkeit anderer Götter, und Polytheismus, dem Glauben an viele Götter, die zusammen eine Art von geordnetem Götterstaat bilden.

Weitere Entwickelung des Henotheismus.

Wir müssen nun sehen, wie sich dieser Henotheismus in Indien weiter entwickelt. Zuerst ist leicht zu bemerken, daß mehrere dieser einzelnen Götter, da sie aus ein und derselben Quelle entsprungen, eine Neigung haben, nach einem kurzen Laufe, in ein gemeinsames Bett zusammenzufließen. Dyaus war der Himmel als der stets Leuchtende. Varuṇa war der Himmel als der Alles Umfassende. Mitra war der Himmel als der den Menschen an jedem Morgen Erfreuende. Sûrya war die Sonne als am Himmel scheinend. Savitṛi war die Sonne als Licht und Leben bringend. Vishṇu war die Sonne als mit drei Schritten durch den Himmel schreitend. Indra erschien am Himmel als Regen bringend. Rudra und die Marut's zogen durch den Himmel in Donner und Blitzen. Vâta und Vâyu waren die Winde in der Luft. Agni war Feuer und Licht, wo es sich auch zeigte, sei es als aus dem Dunkel am Morgen hervorsteigend, sei es als am Abend im Dunkel versinkend. Dasselbe gilt von vielen der kleineren Göttergestalten.

So kam es denn, daß was von einem Gotte gesagt wurde, auch von anderen galt; daß dieselben Epitheta von Vielen getheilt wurden, wo dieselben Geschichten und Legenden auf verschiedene Götter paßten.

Nicht nur die solaren Gottheiten, wie Sûrya, sondern auch Indra, der Regen- und Gewittergott, die Marut's, die Sturmgötter, alle hießen Söhne des Dyaus oder des Himmels; und da die Erde als die Frau des Himmels galt, so wurde auch sie zur Mutter aller dieser Götter.

Wenn die Sonne aufging, so sagte man nicht nur, daß sie Himmel und Erde beleuchte, sondern daß sie Himmel und Erde erscheinen lasse, sie offenbare, sie ausbreite, und von da war dann nur noch ein kleiner Schritt und man

Digitized by Google

sagte, daß die Sonne Himmel und Erde zurückgebracht, hervorgebracht, ja für uns geschaffen habe. Ganz dasselbe wurde jedoch auch von Indra, von Varuṇa, von Agni erzählt, von allen Göttern, die mit Licht und Sonne zu thun haben, auch von Vishṇu, der mit seinen drei Schritten die Welt durchmaß.

Von einem anderen Standpunkte aus betrachtet, konnte man auch sagen, daß Agni die Sonne zurück oder herbei bringe, und dieselbe That wurde von anderen Dichtern dem Indra, dem Varuṇa, dem Vishṇu zugeschrieben.

Der große Kampf gegen die Finsterniß und gegen die Wolken wird meistens dem Indra überlassen, doch auch Dyaus schwingt den Donnerkeil, Agni zerstört die bösen Geister der Finsterniß, Vishṇu, die Marut's, Parganya haben Theil an dieser täglichen und jährlichen Schlacht.

Den alten Dichtern entging diese Lage der Dinge so wenig als uns, und sie erklären zuweilen ganz offen, daß ein Gott mit anderen Göttern identisch ist[1]). So lesen wir, daß Agni, der Gott des Feuers, derselbe sei als Indra und Vishṇu, als Savitṛi, Pûshan, Rudra und Âditi; ja der Dichter sagt, Agni sei alle Götter[2]). In einem Verse des Atharva-veda[3]) heißt es: „Am Abend wird Agni zu Varuṇa; er wird Mitra, wenn er am Morgen aufgeht; als Savitṛi geht er durch die Luft, als Indra wärmt er inmitten den Himmel."

Sûrya, die Sonne, wird mit Indra identificirt und mit Agni; Savitṛi mit Mitra und Pûshan; Indra mit Varuṇa; Dyaus, der Himmel, mit Parganya, dem Regengott.

In dieser Weise helfen sich die alten Brahmanen über die große Menge der Einzelgötter hinweg; es währte aber noch lange, ehe sie auf diesem Wege zum Monotheismus gelangten.

Ein anderer Ausweg, den die alten Dichter trafen, und der dem Veda eigenthümlich ist, war die Bildung sogenannter Dual-Gottheiten. Die Namen von zwei Göttern, die gewisse Eigenschaften oder Befugnisse gemeinsam hatten, wurden zu einem Compositum gemacht, diesem Compositum eine Dualendung angefügt, und dies gab den Namen einer neuen Gottheit. So haben wir Hymnen, nicht nur an Mitra und an Varuṇa, sondern an die Mitrâ-Varuṇau, als eine Gottheit; ja zuweilen spricht man von den beiden Mitra's und den beiden Varuṇa's.

Ein dritter Weg, um einen umfassenden einheitlichen Ausdruck für die mannigfachen Götterindividuen zu finden, war eine Anzahl derselben als Visva Deva's, oder Alle Götter zu bezeichnen, und ihnen Hymnen und Opfer unter diesem Namen zu bringen.

Schließlich griff man auch zu dem, was uns das natürlichste Auskunftsmittel scheint, um das Verlangen nach einem Gott mit der nun einmal bestehenden Vielheit der Götter in Einklang zu bringen, man versuchte, wie Griechen und Römer, einen Gott als höchsten über allen anderen anzuerkennen, und so das monarchische Bedürfniß des menschlichen Geistes, das εἷς κοίρανος ἔστω zu befriedigen, ohne doch ganz mit den Traditionen der Vergangenheit zu brechen, und den einzelnen Erscheinungen des Göttlichen in der Natur, nenne

[1]) Siehe Muir, Sanskrit Texts, V, 219.
[2]) Rv. V. 3. [3]) Ath. Veda XIII, 3, 13.

Digitized by Google

man es Hera, oder Athene, oder Poseidon die ihnen lang bewiesene Verehrung aufzukündigen. Man hat wol gemeint, daß das monarchische System nur da in die Götterwelt eingeführt worden sei, wo das Volk selbst eine monarchische Verfassung hatte[1]), und man hat sogar versucht aus dem Fehlen eines Königs unter den Göttern auf die Abwesenheit einer monarchischen Regierung im Volke zu schließen.

Neigung zum Monotheismus.

Sei dem wie wolle, jedenfalls haben die Vedischen Arier wenigstens den Versuch gemacht eine Art von Oberhoheit in ihr Göttersystem zu bringen, wenn auch der Erfolg weniger glücklich war, als in Griechenland und an anderen Orten.

Wir sahen bereits, wie man sich einige Götter, namentlich Savitri, die Sonne, nicht nur so vorstellte, daß sie mit ihrem Licht die Welt offenbarten, sondern als ob sie Himmel und Erde ausgebreitet, oder sogar an's Licht, d. h. hervorgebracht hätten[2]). Sie erhielten demnach auch Beiwörter nicht nur wie visvakakshus, allsehend, visvavyakas, allumfassend, visvavedas allwissend, sondern auch solche wie visva-karman, Schöpfer aller Dinge[3]), Pragâpati, Herr der lebenden Wesen; ja diese beiden letzten Beiwörter entwickelten sich mit der Zeit zu Namen neuer Gottheiten. Wir finden im Rigveda mehrere Hymnen an Visvakarman, den Schöpfer, an Pragâpati, den Herrn, in denen sich nur wenig Spuren des solaren Keimes zeigen, aus welchem diese Götter entsprungen. Sie erinnern uns zuweilen an die Sprache der Psalmen, und man glaubt, daß eine Gottheit wie Pragâpati oder Visvakarman wirklich dem monotheistischen Bedürfniß Genüge leisten und den Endpunkt der Entwickelung des religiösen Bewußtseins der Indier bezeichnen würde. Dies aber sollte nicht sein.

Ich gebe zunächst einige kurze Proben aus diesen gewöhnlich als jünger bezeichneten Hymnen, um zu zeigen, mit welcher Klarheit die Idee des einen Gottes, des Schöpfers und Regierers der Welt, auch schon im Veda zum Ausdruck gekommen ist.

Visvakarman, als Schöpfer aller Dinge.

Zuerst einige Verse an Visvakarman, den Schöpfer (Rv. X, 81, 2 seq.):

Was war die Veste, sagt, was war die Stufe,
Wo war sie, und wie war sie wol beschaffen,
Von wo die Erde zeugte, und den Himmel
Mit Macht entrollte der allseh'nde Schöpfer? 2

Der ein'ge Gott, des Augen, Mund, und Arme,
Des Füße auch, zu schau'n an allen Orten,
Er zeugte sie, mit Armen und mit Flüg'len
Den Himmel und die Erd' zusammenschmiedend. 3

[1]) Aristoteles, Politica, I, 2, 7. „Eben hieraus entspringt ferner die allgemein verbreitete Meinung, daß über die Götter ein König gesetzt sei, weil man nämlich selbst, theils noch jetzt, theils vor Alters, Könige hatte, und die Menschen sich wie die Gestalten so auch die Lebensweise der Götter nach ihrem eigenen Ebenbilde machen." Uebersetzung von Jacob Bernays, Berlin, 1872.

[2]) Rv. V, 85, 5. [3]) Auch Indra ist visvakarman, Rv. VIII, 98, 2.

Digitized by Google

Was war der Wald, was ist der Baum[1]) gewesen,
Aus dem sie Erd' und Himmel fest gezimmert?
Ihr Weisen, forscht danach in eurem Geiste,
Worauf Er stand, als er die Welten stützte. 4

Der Sprache Meister, der das Herz begeistert,
Laßt heute ihn im Kampf zum Schutz uns rufen:
Mög' er sich freuen aller unsʼrer Spenden,
Der Allen wohlthut, Glück und Schutz verleihend[2]). 7

Rig-Veda X, 82, 3.

Der unser Vater, Zeuger und Regierer,
Der alle Ordnung kennt und alle Welten,
Er, der allein den Göttern Namen schenkte,
Nach ihm zu forschen trachten alle Wesen. 3

Weit über diesen Himmel, diese Erde,
Hinaus auch über die lebend'gen Götter,
Welch' ersten Keim empfingen wol die Wasser,
In dem die Götter allesammt erschienen? 5

In dem die Götter alle sich vereinten,
Den ersten Keim empfingen dort die Wasser;
Im Schooß des Ungebor'nen lag das Eine,
Und alle Wesen waren dort geborgen. 6

Ihn, der dies zeugte, werdet nie Ihr kennen,
Denn zwischen ihm und Euch liegt noch ein Andres;
In Lebensfreude wandlen hier die Sänger,
Nur stammlend und wie eingehüllt in Nebel. 7

Pragâpati, der Herr aller Geschöpfe.

Neben Visvakarman, dem Schöpfer aller Dinge, und in vielen Punkten fast identisch mit ihm[3]), steht Pragâpati, der Herr der Geschöpfe, jedoch im Ganzen zu größerer Individualität entwickelt, namentlich in den Brâhmana's. In einigen Hymnen des Rigveda findet sich pragâpati noch, ebenso wie visvakarman, als bloßes Prädicat anderer Götter, wie z. B. des Savitri (Rv. IV, 53, 2):

Des Himmels Träger, Wesenherr der Welten,
Der Weise hüllt sich ein in braunen Panzer;
Durchschauend breitet er und füllt das Weite,
Gott Savitri, das höchste Glück bereitend.

Pragâpati wird oft um Kindersegen angerufen, was bei seinem Namen natürlich ist. Am berühmtesten ist aber ein Hymnus, in dem er als Schöpfer des Alls, als der Erste unter den Göttern, gepriesen wird, und zwar unter den Namen Hiranyagarbha, der goldene Keim oder das goldene Ei. (Rv. X, 121.)

Im Anfang trat hervor Hiranyagarbha,
Herr von Geburt von Allem, was geworden;
Er trug die Erde, trug den Himmel droben —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 1

[1]) Die ὕλη, die Materie, wie wir sagen. cf. X, 31, 7.
[2]) Siehe M. M., Einleitung in die Religionswissenschaft, p. 218.
[3]) Satapatha-brâhmana, VIII, 2. 1. 10. Pragâpatir vai Visvakarmâ.

Digitized by Google

Der uns den Odem gibt, der uns die Kraft gibt,
Des Machtgebot die Götter all' verehren,
Des Schatten die Unsterblichkeit, der Tod ist —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 2

Er, der durch Macht allein zum König wurde
Von Allem, was sich regt, was athmet, schlummert;
Der aller Menschen Herr und des Gethieres —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 3

Durch dessen Macht die Schneegebirge feststehn,
Das Meer, so sagt man, mit dem fernen Strome,
Des Arme sind die Himmelsregionen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 4

Er, der den Himmel stark, die Erde fest schuf,
Den Aether stützte, ja den Ueberhimmel,
Er, der das Licht im Luftraum ausgemessen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 5

Zu dem empor, durch seinen Schutz gefestigt,
Himmel und Erde [1]) blickt, im Herzen schauernd,
Er, über dem die Morgensonn' emporflammt —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 6

Als mächt'ge Wasser kamen, jeden Samen
Verbreitend, und des Blitzes Feuer zeugend,
Da trat hervor der Götter erstes Leben, —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 7

Der hoch auch diese Wasser überschaute,
Die Kraft gewähren und das Feuer zeugen,
Er, der allein Gott über allen Göttern —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 8

Uns thu' kein Leid. Er, der der Erde Vater,
Er, der Gerechte, der den Himmel zeugte,
Der auch die Wasser schuf, die hehren, hellen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer? 10

Prajâpati, kein Anderer als du nur
Hält alles dies Geborne hier umschlungen;
Mög' das uns werden, was wir opfrend wünschen,
Ja, laß uns werden Herrn der besten Schätze. 11

Als solche Ideen einmal im Geiste der Vedischen Dichter entstanden, so sollte man meinen, daß ihre alte Religion sich ganz natürlich zum Monotheismus entwickelt haben würde, zur Verehrung eines einzigen persönlichen Gottes, und daß so auch in Indien jener Ausdruck für das Unendliche erreicht worden wäre, den man, nachdem alle anderen Namen sich als ungenügend bewiesen, für den höchsten und besten hält. Dies trat aber nicht ein. Hymnen, wie die eben angeführten, sind wenig zahlreich im Rigveda, auch nehmen diese Ideen keine festere Gestalt in der nächsten Periode, der der Brâhmana's. Allerdings hat Prâjapati in den Brâhmanas eine weit hervorragendere Stellung als in den Hymnen, aber selbst dort kommt sein ursprünglich physischer und mythologischer

[1]) Ist rodasî statt krandasî zu lesen?

Digitized by Google

Charakter zuweilen sehr stark zum Vorschein, wie, z. B., wo er als Vater des Agni, Vâyu, Âditya (Sonne), Kandramas (Mond) und der Ushas (Morgenröthe) erscheint[1]), namentlich aber in seinem Verhältniß zu seiner Tochter, die ursprünglich die Morgenröthe war, die aber später ein böser Stein des Anstoßes für die Verehrer des Pragâpati wurde.

Zuweilen, wenn man gewisse Capitel der Brahmana's liest, glaubt man wol, daß das Verlangen nach einem einigen, höchsten, persönlichen Gott durch Pragâpati, den Herrn aller lebenden Wesen, endlich seine Befriedigung gefunden habe, und daß all' die anderen Götter vor seinem Lichte verschwinden würden. So lesen wir[2]): „Im Anfang war Pragâpati Alles; er ist Bharata, der Träger, denn er trägt Alles." Pragâpati schuf alle lebenden Wesen. Von seinem höheren Lebensodem schuf er die Götter; von seinem niederen Lebensodem schuf er die Menschen. Später schuf er den Tod, der der Verschlinger aller lebenden Wesen sein sollte. Eine Hälfte dieses Pragâpati war sterblich, die andere unsterblich, und mit der Hälfte, die sterblich war, fürchtete er sich vor dem Tode[3]).

Neigung zum Atheismus.

Hier bemerken wir, daß selbst der Verfasser des Brâhmana etwas Sterbliches an Pragâpati entdeckte, und in einer andern Stelle heißt es sogar, daß Pragâpati in Stücke fiel, daß alle Götter ihn verließen, mit alleiniger Ausnahme des Manyu[4]).

Und dies geschah wirklich, nur in anderer Weise, als es sich seine alten Verehrer gedacht.

Das religiöse Bewußtsein der Indier entwickelte sich, und wurde stärker und stärker. Während es nach dem Unendlichen, dem ewig Unbekannten suchte, hatte es sich zuerst eine Zeit lang durch Berge und Flüsse begnügt gefühlt, deren Schutz verlangt, deren Unermeßlichkeit gepriesen wurde, so sehr man auch merkte, daß sie nur Zeichen von etwas Anderem waren, nach dem man suchte.

Bald darauf richteten unsere arischen Vorfahren ihre Blicke höher, um im Himmel, in der Morgenröthe, der Sonne, die Gegenwart einer Macht zu sehen, die halb offenbart, halb verborgen vor ihren Sinnen lag, während diese Sinne immer Etwas forderten, was jenseits ihres beschränkten Bereiches lag.

Auch hier ruhten sie nicht. Im hellen Himmel erblickten sie einen Erleuchter (Dyaus); im allumgebenden Himmelszelt einen Verhüller (Varuna); im Lärm des Donners und in der Wuth der Blitze fühlten sie die Gegenwart eines Brüllers (Rudra) und toller Schläger (Marutas); und aus dem Regen machten sie einen Indra oder Regner.

Mit diesen letzten Schritten kam jedoch auch der erste Rückschlag, der erste Zweifel. So lange die alten arischen Sänger etwas sinnlich Wahrnehmbares, Faßbares hatten, woran sich ihre Sinne festhalten konnten, so mochten immerhin ihre religiösen Ahnungen die Grenzen des wirklich Gegebenen weit über-

[1]) Sânkhyâyana Brâhmana, VI, 1; Muir, Sanskrit Texts IV, 343.
[2]) Satapatha-Brâhmana, II, 2, 4, 1.
[3]) Satapatha-Brâhmana, VI, 8, 1, 14.
[4]) Satapatha-Brâhmana, IX, 1, 1, 6.

Digitized by Google

schreiten, Niemand aber konnte den Dingen, die sie Deva's nannten, eine gewisse Art von Existenz, einen sinnlichen Vordergrund absprechen. Die Berge und Flüsse waren immer da, um für sich selbst einzustehen, und wenn auch, was man von ihnen sagte, weit über Wirklichkeit und Wahrheit hinauszugehen schien, so konnte dies immerhin zugestanden werden, ohne daß man deshalb die ganze Existenz dieser Deva's in Frage zog. Dasselbe galt auch noch vom Himmel, von der Morgenröthe, der Sonne. Auch diese waren immer da, und wenn man sie auch bloßen Schein oder Erscheinungen nennen wollte, so ist doch nun einmal der menschliche Geist so gemacht, daß er keine Erscheinung, ohne ein Etwas, das erscheint, keinen Schein ohne etwas Wirkliches, Nichts ohne Substanz denken kann.

Wenn wir aber zu der dritten Classe von Deva's oder Göttern kommen, die nicht nur nicht faßbar, sondern auch nicht sichtbar sind, so ändert sich die Lage. Indra, als Einer, der Regen gibt, Rudra, als Einer, der brüllt oder donnert, sind durch und durch Schöpfungen des menschlichen Geistes. Was sinnlich gegeben, war nur der Regen oder der Donner, sonst gab es Nichts in der Natur, das als eine Erscheinung des Gottes betrachtet werden konnte. Donner und Regen galten nicht als göttlich, sondern nur als das Werk von Wesen, die selbst nie zur Erscheinung kamen. Der Mensch sah, was sie gemacht, aber das war auch Alles. Niemand konnte auf die Sonne, oder die Morgenröthe, oder irgend etwas Sichtbares hinweisen, das die Existenz eines Indra oder Rudra bezeugte. Der Unterschied ist etwa derselbe als zwischen dem Finden eines menschlichen Schädels oder eines geschärften Feuersteins, um die Gegenwart menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit in lang vergangenen Zeiten zu beweisen. Wir sahen schon früher, wie Indra, eben deshalb, weil es Nichts in der Natur gab, woran er festhing, Nichts, das sein Wachsthum im Geiste seiner Verehrer aufhalten konnte, sich mehr als andere Götter zu einem persönlichen, dramatischen, mythologischen Wesen entwickelte. Mehr Schlachten werden ihm zugeschrieben, mehr Sagen von ihm erzählt als von irgend einem anderen Vedischen Gotte, und eben dies machte es uns leichter, zu begreifen, wie es kam, daß er einigen der alten Dichter selbst den Dyaus, den indischen Zeus, von seiner Herrschaft gestürzt zu haben schien.

Aber eben dieser Gott, der eine Zeit lang alle anderen überflügelt hatte, den Viele, wenn nicht den höchsten, doch den populärsten Gott des Veda nennen würden, war der erste, dessen Existenz in Zweifel gezogen wurde.

Glaube an Indra, Zweifel an Indra.

Es ist auffällig, daß gerade für Indra, mehr als für irgend einen anderen Gott, in den Vedischen Hymnen Glaube (sraddhâ) verlangt wird. So lesen wir Rv. I, 55, 5:

„Dann glauben die Menschen an Indra, den leuchtenden, wenn er den Blitz zum Schlage schleudert."

Ebenso Rv. I, 102, 2:

„Sonne und Mond wandlen abwechselnd, damit wir hinblicken und glauben mögen, o Indra!"

Digitized by Google

Solche Aufforderungen klingen fast wie ein kosmologischer Beweis, und wir erwarten kaum solche Gedanken in so alten Zeiten zu treffen. Aber auch in der Geschichte des Geistes können wir lernen, wie alles Neue alt, und alles Alte neu ist. Man bedenke nur, wie eng die Welt zusammenhängt, wie alle Gedanken der Menschheit verschlungen sind und sich berühren. Das Wort, das hier gebraucht wird, um die Form des Glaubens auszudrücken, ist sraddhâ, ganz dasselbe Wort, das uns im Lateinischen *credo* wieder begegnet, und das wir noch immer in unserem eigenen Credo gebrauchen. Wo die Römer credidi sagen, sagten die Brahmanen sraddadhau; wo die Römer creditum sagen, sagten die Brahmanen sraddhitam. Dieses Wort und dieser Gedanke müssen also existirt haben, ehe die arische Familie aufbrach, ehe Sanskrit Sanskrit, ehe Lateinisch Lateinisch war. In jener fernen Zeit glaubten die Menschen schon, was weder ihre Sinne erfassen, noch ihre Vernunft begreifen konnte. Und sie glaubten nicht nur, sondern sie hatten sich bereits ein Wort für Glauben gebildet, d. h. sie waren sich dessen, was sie thaten, bewußt, und sie fixirten es in ihrem Bewußtsein, in dem sie es srad-dhâ nannten. Ich kann hier nicht auf Alles eingehen, was in dieser einen wörtlichen Uebereinstimmung verborgen liegt. Ich kann nur im Vorübergehen Ihre Aufmerksamkeit auf die weite Fernsicht hinlenken, welche dieses einzige Wort sraddhâ uns eröffnet, weit hinweg über Alpen und Caukasus bis zu den Gipfeln des Himalaya.

Dieser Gott also, dieser Indra, für den vorzüglich Glaube verlangt wurde, während man die anderen Götter auf bloße Treue hinnahm, er war gerade der erste, der im Herzen seiner Verehrer Zweifel hervorrief. So lesen wir Rv. VIII, 100, 3:

„Bringt Lob dem Indra, wenn ihr Beute wollt; wahres Lob, wenn er wirklich ist. Da sagt wol Einer: Indra ist nicht. Wer hat ihn gesehn? Wen sollen wir preisen?"

In diesem Hymnus tritt allerdings der Dichter hervor, und indem er Indra selbst redend einführt, läßt er ihn ausrufen:

„Hier bin ich, Sänger! Sieh mich hier! An Macht überrage ich alles Geborene."

In einem anderen Hymnus lesen wir aber wieder Rv. II, 12, 5:

„Der Fürchterliche, von dem sie fragen: Wo ist er?, ja von dem sie sagen: Er ist nicht, er nimmt die Habe des Feindes hinweg, wie der Spieler den Einsatz. Glaubt an ihn; er fürwahr ist Indra!"

Sehen wir so, wie der alte Gott Dyaus von Indra verdrängt wird, wie man Indra's Existenz bezweifelt, ja wie selbst Prajâpati in Stücke fällt, sehen wir, wie ein anderer Dichter unverhohlen erklärt, daß alle Götter nur Namen seien, so könnte es wol scheinen, als ob der Strom des religiösen Bewußtseins, das zuerst aus einem Glauben an Berge und Flüsse entsprang, dann weiter zu einer Verehrung des Himmels und der Sonne führte, dann sich zu einer Anbetung unsichtbarer Gottheiten erhob, wie der Mächte, die das Gewitter schicken und Regen bringen, das Ende seines Laufes erreicht habe. Wir möchten in Indien dieselbe Katastrophe erwarten, welche die Dichter der Edda im Norden voraussagten, die Götterdämmerung, welche dem Weltende vorhergeht. Wir scheinen dahin gekommen, wo der Henotheismus, nachdem er sich weder zu einem festen Polytheismus noch zu einem Monotheismus entwickeln konnte,

Digitized by Google

mit Nothwendigkeit in Atheismus, oder Verneinung aller Deva's oder Götter umschlagen muß.

Der wahre und der gemeine Atheismus.

Und so war es auch wirklich. Nichts desto weniger ist Atheismus nicht das letzte Wort der indischen Religion, obgleich es eine Zeit lang in einer Phase des Buddhismus den Anschein hatte, daß es so sein würde. Vielleicht mag das Wort Atheismus nicht an seinem Orte scheinen, wenn wir von indischer Religion sprechen. Die alten Indier hatten weder θεοί, wie die Homerischen Dichter, noch einen θεός, wie die eleatischen Philosophen. Ihr Atheismus würde richtiger Adevismus, oder Negation alles Deva's genannt werden.

Dieses Verneinen aber von dem, was man früher geglaubt hat und was man ehrlich nicht mehr glauben kann, ist durchaus nicht das Ende aller Religion: im Gegentheil es ist ihr wahrster, tiefster Lebensquell. Die alten Arier fühlten von Anfang an, ja im Anfange weit mehr als später, die Gegenwart von einem Jenseit, von einem Ueberendlichen, einem Göttlichen, oder wie wir es nun nennen wollen. Sie wollten es ergreifen und begreifen, indem sie einen Namen nach dem anderen für das Ewig-Unbekannte versuchten. Sie glaubten es in den Bergen und Flüssen, in der Morgenröthe, der Sonne, der Luft, dem Himmel-Vater gefunden zu haben. Aber nach jedem Namen kam das Nein! Das, was sie suchten, war wie die Berge, wie die Flüsse, wie das Frühroth, wie der Himmel, wie der Vater: aber es war doch eben nicht die Berge, nicht die Flüsse, nicht das Frühroth, nicht der Himmel, nicht der Vater [1]). Es war etwas von ihnen allen, aber es war mehr, es war über und jenseit von allem. Selbst solche allgemeine Worte wie Asura und Deva genügten nicht mehr. Es mag Deva's und Asura's geben, sagten sie; aber wir wollen mehr, ein höheres Wort, einen reineren Gedanken. Sie verließen die lichten Deva's, nicht weil sie weniger suchten und glaubten, sondern weil sie mehr suchten und mehr glaubten als die lichten Deva's.

Ein neuer Gedanke wollte sich aus ihrem Innern hervorarbeiten, und der Schrei der Verzweiflung war der Bote einer neuen Geburt.

So war es dort, so ist es überall gewesen. Es gibt einen Atheismus, der ist Tod; es gibt einen andern Atheismus, der das warme Herzblut alles wahren Glaubens ist. Er ist die Macht, das hinzugeben, was wir in den besten, in den ehrlichsten Stunden unseres Lebens als nicht mehr wahr erkannt haben. Er ist die Bereitschaft, das weniger Vollkommene, so lieb und theuer, ja so heilig es uns gewesen sein mag, hinzugeben für das Vollkommenere, so sehr es auch noch von der Welt verurtheilt wird. Er ist die wahre Selbstüberwindung, das wahre Opfer seiner selbst, das wahre Vertrauen auf die Wahrheit, der wahre Glaube. Ohne diesen Atheismus wäre alle Religion lang schon zu einer versteinerten Heuchelei geworden; ohne diesen Atheismus wäre jede neue Religion, jede Reform, jede Reformation unmöglich; ohne diesen Atheismus gäbe es auch für uns kein geistiges Erwachen, kein neues Leben.

[1]) Die psychologische Synonymik von nicht und wie, Sanskrit na, ist in einer früheren Vorlesung besprochen.

Digitized by Google

Wenn wir die Geschichte der Religionen befragen, so werden wir finden, wie Viele Atheisten genannt wurden, nicht weil sie leugneten, daß es irgend Etwas jenseit des Sinnlichen gäbe, noch weil sie meinten, daß die Welt auch ohne einen Gott begriffen werden könne, sondern einfach weil sie von den überlieferten Ansichten über die Gottheit abwichen und nach einer höheren und reineren Vorstellung von der Gottheit verlangten, als die gewesen, welche sie in der Kindheit gehegt.

In den Augen seiner atheniſchen Richter war Sokrates ein Atheiſt, nicht weil er die Götter leugnete, ſondern weil er an etwas Höheres, an ein mehr wahrhaft Göttliches glaubte als an Zeus und Apollon.

In den Augen der Juden galt Jeder, der ſich als Sohn Gottes fühlte, als ein Gotteslästerer [1]); Jeder, der dem Gotte ſeiner Väter „nach dieſem Wege" diente, ein Sectirer [2]). Alle Chriſten hießen bei Griechen und Römern Gottesleugner, Atheiſten, ἄθεοι [3]).

Ja ſelbſt unter den Chriſten hat derſelbe Mißbrauch des Wortes nicht ganz aufgehört. Arius galt als ein Atheiſt, Athanaſius galt als ein Atheiſt, nicht weil der Eine oder der Andere das Daſein Gottes leugnete, ſondern weil der Eine fürchtete, daß heidniſche Irrthümer, der Andere, daß jüdiſche Irrthümer das höchſte Ideal der Gottheit, das ſie ſich gebildet, herabziehen und erniedrigen würden.

Ja ſelbſt in ſpäterer Zeit hat dieſelbe Gedankenloſigkeit des Ausdrucks in theologiſchen Streitigkeiten fortgedauert. Im 16. Jahrhundert wurde Giordano Bruno als Atheiſt verbrannt; im 17. Jahrhundert wurde Spinoza als Atheiſt gebrandmarkt: im 18. Jahrhundert wurde Prieſtley als ein Atheiſt verhetzt, nicht weil auch nur Einer von ihnen die Exiſtenz Gottes geleugnet, ſondern weil Jeder von ihnen die Idee der Gottheit von Allem reinigen wollte, was ihm menſchliche Uebertreibung oder menſchlicher Irrthum ſchien.

In unſeren eigenen Tagen, nachdem wir gelernt haben, was Atheismus wirklich iſt, hütet man ſich wol, das Wort ſo leichtſinnig und gedankenlos zu gebrauchen. Aber dennoch iſt es gut, daß Jeder, ſei er Geiſtlicher oder Laie, der gegen ſich ſelbſt und gegen Andere ehrlich ſein will, nie vergeſſe, wer vor ihnen ein Ungläubiger, Gotteslästerer oder Atheiſt genannt worden iſt. Es gibt Augenblicke in unſerem Leben, wo die, die am ernſteſten nach Gott ſuchen, ſich von Gott verlaſſen meinen; ja wo ſie kaum wagen, ſich ſelbſt zu fragen: Glaube ich denn noch an Gott oder nicht? Sie ſollten nicht verzweifeln, noch ſollten wir hart über ſie urtheilen. Ihr Verzweifeln mag beſſer ſein als viele Glaubensbekenntniſſe.

Laſſen Sie mich zum Schluſſe die Worte eines großen Theologen leſen, der kürzlich verſtorben und deſſen Ehrlichkeit und Frömmigkeit von Niemand in Zweifel gezogen: „Gott," ſagt er, „iſt ein großes Wort. Wer das fühlt und

[1]) Matth. IX, 3.
[2]) Act. Apost. XXIV, 14.
[3]) Ecclesiae Smyrnensis Epist. de St. Polycarpi martyrio, c. 3, 9.

Digitized by Google

erkennt, wird die milder und billiger beurtheilen, die von sich bekennen, sie hätten nicht den Muth zu sagen, sie glaubten an Gott."

Nun weiß ich sehr wol, daß das, was ich soeben gesagt, von Vielen mißverstanden, vielleicht mißgedeutet werden wird. Ich weiß, man wird mir Schuld geben, den Atheismus vertheidigt, ja gepriesen zu haben, indem ich ihn als die letzte und höchste Stufe darstellte, welche der Mensch in der natürlichen Entwickelung seines religiösen Bewußtseins erreichen kann. Mag es immerhin so sein! Wenn nur einige Wenige hier zugegen sind, welche verstehen, was ich unter ehrlichem Atheismus meine, und wie verschieden derselbe vom vulgären Atheismus, ja vom unehrlichen Theismus ist, so bin ich ganz zufrieden; denn ich weiß, wie das Verständniß dieses Unterschiedes uns in unseren dunkelsten Stunden Licht und Stärke bringt. Wir wissen dann, wenn auch rings um uns her die schönen Blüthen, die einst im lichten Frühling unseres Lebens hervorsproßten, zur Erde fallen, ja wenn Alles in uns und außer uns kalt und todt scheint, es doch für jedes warme und ehrliche Herz einen neuen und lichteren Frühling geben muß. Wir haben gelernt, daß ehrlicher Zweifel die tiefste Quelle ehrlichen Glaubens ist, und daß nur der, der verloren hat, finden kann.

Wie nun der indische Geist, nachdem er auf diese Stufe angelangt, mit diesem, dem letzten und schwersten aller religiösen Probleme zu ringen verstand, wie er, gleich einem neuen Laokoon, sich aus den Schlangenarmen des Atheismus losriß, dies wollen wir in unserer nächsten und letzten Vorlesung in Betracht ziehen.

Digitized by Google

Marianne von Willemer.

Von

Hermann Hüffer.

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. Creizenach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1877.

I.

Im September 1857 hörte ich im Frankfurter Theater den „Titus" von Mozart. Beim Heraustreten aus dem Saale wechselte mein Begleiter einige Worte mit einer älteren Dame. „Wie oft glauben Sie wol," fragte sie, „daß ich das Stück gehört hätte? Sagte ich tausendmal, so wäre es zu viel; sagte ich hundertmal, so wäre es zu wenig." Sie äußerte das in so anmuthiger Weise, daß es mir in der Erinnerung geblieben wäre, hätte ich auch nicht erfahren, die Dame, die ich gesehen, sei Frau von Willemer, die Freundin Goethe's und Brentano's, die im „west-östlichen Divan" gepriesene Suleika, ja, die Verfasserin mehrerer Gedichte, die zu den schönsten Blüthen Goethe'scher Poesie gerechnet werden.

Von allem Diesem hörte ich viel eingehender bei einem Ausfluge in den Taunus mit Johann Friedrich Böhmer, im September 1861. Der vortreffliche Mann, gerade von einer schweren Krankheit genesen und nicht weit von der schwereren entfernt, die sein Ende herbeiführte, schien die wenigen noch übrigen Tage mit doppelter Freude zu genießen. Niemals hatte ich ihn so anregend und mittheilsam gefunden. Den langen Weg vom Gipfel des Feldbergs bis zurück nach Oberursel erzählte er beinahe ohne aufzuhören von seinen Freunden Rückert und Brentano, von dem zu früh verstorbenen Bürgermeister Thomas, vor Allem von Marianne Willemer, die gerade ein Jahr vorher, beinahe die letzte eines bedeutenden Kreises, abgeschieden war.

Man wird mir, hoffe ich, diese persönliche Erinnerung zu Gute halten. Sie wurde auf das Lebhafteste geweckt durch den im vergangenen Jahre veröffentlichten Briefwechsel Goethe's mit seiner Frankfurter Freundin. Nicht oft ist eine literarische Gabe mit so großer Spannung erwartet worden. Schon die

Digitized by Google

Briefsammlung und das Tagebuch Boisserée's ließen (1863) eine nahe Beziehung Mariannens zu dem „west-östlichen Divan" erkennen; 1869 hatte ein Aufsatz Hermann Grimm's in den „preußischen Jahrbüchern" auch in größeren Kreisen die Aufmerksamkeit auf die merkwürdige Frau gelenkt, ein Jahr später Heinrich Düntzer in den „Westermann'schen Monatsheften" manches Werthvolle über ihre persönlichen Verhältnisse zusammengestellt. Aber erst die jetzt veröffentlichten Briefe geben ein ganz deutliches Bild ihres Wesens und, wenigstens für die späteren Jahre, ihres Verhältnisses zu Goethe; und man darf es als eine günstige Fügung für unsere Literatur bezeichnen, daß so wichtige Documente nicht allein der schon drohenden Vernichtung entzogen, sondern auch den sorgsamen und geschickten Händen des Professor Creizenach zur Veröffentlichung anvertraut wurden. — Leider ist der verdiente Mann im December vorigen Jahres aus dem Leben abgerufen, gerade als er durch die letzte wohlgelungene Arbeit den Werth seiner Thätigkeit so deutlich an den Tag gelegt und so viele sich verpflichtet hatte.

Der Herausgeber hat mehrere Jahre eifriger Nachforschung sich nicht gereuen lassen, um über Personen und Beziehungen, die in den Briefen Erwähnung finden, genaue Auskunft geben zu können. Eine längere Einleitung, wie sie in der That nicht wohl zu entbehren war, ist dem Briefwechsel vorausgeschickt. In dem ersten Abschnitt erhalten wir noch manche willkommene Nachricht über Johann Jacob von Willemer, der nicht blos als der Mann seiner Frau eine Erinnerung verdient. Als Geschäftsmann und Frankfurter Senator erlangt er Anerkennung, die preußische Regierung ehrt ihn durch den Titel eines Geheimen Rathes, die österreichische durch ein Adelsdiplom; daneben preist man ihn früh und nicht ohne Grund als Gönner und Förderer der Kunst und Literatur. Er selbst hat sich vielfach in schriftstellerischen Arbeiten — poetischen, ethischen, politischen und patriotischen Inhalts — versucht. Schöpferische Gedanken kann man ihm nicht gerade nachrühmen; aber für alles Gute und Schöne zeigt er einen offenen Sinn und ein so thätiges, stets bereites Wohlwollen, daß Freunde manche Seltsamkeiten seines Wesens gern zu Gute halten, und geistig überlegene Männer ihm Achtung und Anerkennung in vollem Maße zuwenden.

Aus zwei Ehen hatte er drei Töchter und einen Sohn; die älteste Tochter, Rosine oder Rosette, heirathete im Juni 1799 den bekannten Kunstfreund Johann Martin Städel. Er selbst wurde schon 1797, erst sechsunddreißig Jahre alt, zum zweiten Male Wittwer. Es geschah zwei Jahre später, daß ihn die Liebe für das Theater zu der Verbindung führte, die seinen Namen auf immer in die deutsche Literaturgeschichte eingebürgert hat.

Marianne Jung, aus Linz an der Donau, war, kaum vierzehnjährig, — ihr Geburtstag ist der 20. November 1784 — im Spätherbst 1798 mit ihrer Mutter an das Theater nach Frankfurt gekommen. Ihr Talent für Gesang und Spiel erregte Aufsehen, ihrem liebenswürdigen Wesen konnten Freunde und Bewunderer nicht fehlen. Neben Willemer ist hier vor Allen Clemens Brentano zu nennen. Lange vor Goethe hat er den Eindrücken, die er durch Marianne erhielt, einen dichterischen Ausdruck gegeben. Auch dem Herausgeber sind diese Beziehungen so wichtig erschienen, daß er ihnen einen eigenen, den zweiten Abschnitt

Digitized by Google

der Einleitung gewidmet hat. Aber meistens und, ich denke, viel zu sehr verneinenden Inhalts; einige Ergänzungen dürfen hier eine Stelle finden.

Brentano hat bekanntlich die spätere Ausgabe von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" der Frau von Willemer zugeeignet. In der Einleitung erzählt er, er sei in jugendlichem Alter, aus seinen poetischen Träumereien unsanft aufgeschreckt, Trost suchend zu Goethe's Mutter gegangen, und die alte Frau Rath habe ihn in's Theater eingeladen. „Ich ging mit," fährt er fort, „und sah etwas Allerliebstes, nämlich ein kleiner Harlekin kroch aus einem Ei und machte die zierlichsten Sprünge. Nicht wahr, sprach sie, das thut seinen Effect? Ich bejahte es und schrieb nachher ein paar Tausend ernsthafte Verse über diese Begebenheit, die Du auch kennst." Brentano hat noch oft, Mariannen und anderen Freunden gegenüber, auf diesen Anfang der Bekanntschaft angespielt. Aber Creizenach hält Alles für eine Fabel. Brentano, meint er, habe sich vom December 1798 bis April 1800, also gerade während der Zeit, als Marianne am Frankfurter Theater thätig war, in Jena aufgehalten; es finde sich keine Spur, daß er damals nach Frankfurt gekommen sei, wahrscheinlich habe er Mariannen auf dem Theater gar nicht gesehen. In Brentano's Jugendgeschichte ist allerdings noch Manches unbestimmt. Viele neue Daten könnte man aus den Originalen der Briefe gewinnen, welche Bettina in dem „Frühlingskranz" (1844) nicht sowol herausgegeben, als in freier Weise bearbeitet hat, so daß sie nun die chronologische Feststellung der Thatsachen mehr erschweren, als erleichtern[1]). Aber schon aus dem „Frühlingskranz" muß man schließen, daß Clemens im Herbst 1798 einige Zeit in Frankfurt verlebt hat. Ausdrücklich erzählt dann Sophie Laroche, Brentano's Großmutter, die im August 1799 eine Reise zu ihrem Jugendfreunde Wieland nach Weimar unternahm, sie habe auf der Rückfahrt im October Clemens in Jena mit seiner Guitarre auf der Straße gefunden und mit nach Frankfurt genommen. Auf diese Zeit würde Brentano's Erzählung, die wir eben mittheilten, recht gut passen, und man brauchte nicht mit dem Herausgeber (S. 18) so übergroßen Anstoß zu nehmen, wenn der Dichter, damals ein einundzwanzigjähriger Student, sich vierzig Jahre später als „Knaben" bezeichnet hätte. Es kommt aber noch hinzu, daß er sich gar nicht als Knaben bezeichnet, sondern im Gegentheil den Vorfall geraume Zeit nach der Kaiserkrönung von 1792 und in ein Alter verlegt, in welchem er so herangewachsen war, daß die Frau Rath ihn nicht mehr „Du" nennen durfte. Seinem Freunde Böhmer erzählte er später, er sei häufig mit Willemer, dem er schon lange befremdet war, in's Theater gegangen, um Marianne zu sehen. An einem Abend, gerade als auch wieder der Harlekin aus dem Ei hervorgekommen war, fragte Willemer: „Was hältst Du denn von der Jung?" — „Ich möchte sie

[1]) Darauf hat schon Guido Görres 1845 aufmerksam gemacht in einem Aufsatz: „Bettina von Arnim und Clemens Brentano" (Historisch-politische Blätter, XV, 481, 487, 732, der noch immer das Beste und Zuverlässigste enthält, was über Brentano's Jugendzeit geschrieben wurde. Auch Görres hat aber, wie mir scheint, durch einige eingerückte Daten verleitet, den ersten Theil der Briefe meistens mehrere Jahre zu spät gesetzt. Einzelnes hat der neueste Biograph Brentano's, Johannes Diel, berichtigt, in Anderem geht er irre, namentlich in dem, was sich auf Frau von Willemer bezieht.

Digitized by Google

heirathen," versetzte Brentano. — Diese Worte haben Willemer, wie er später zuweilen sagte, zuerst zum Nachdenken über den Werth des Mädchens und auf den Gedanken gebracht, sich ganz ihrer anzunehmen. Vor Allem wollte er sich aber versichern, daß sie ein gutes Herz hätte. Er ging deshalb als tiroler Hausirer verkleidet, mit einem großen Stück Atlasseide in das Haus, welches Marianne mit ihrer Mutter bewohnte, und bot seine Waare zum Verkauf. Als er eine ablehnende Antwort erhielt, fing er an zu weinen und eine jämmerliche Geschichte zu erzählen: unglückliche Zufälle hätten ihn an den Bettelstab gebracht; dies Stück sei seine letzte Hoffnung, könne er es nicht verkaufen, so sei er ein verlorener Mann. „Da haben," wenn wir die Worte Brentano's wiederholen dürfen, „die beiden Menschen auch angefangen, bitterlich zu heulen;" der Atlas wurde angekauft, und der Hausirer konnte nicht mehr zweifeln, daß die Hand, die ihm so freundlich aus der Noth geholfen, die Dienerin eines guten Herzens sei. Nicht lange nachher — in dem Jahre 1800, in welchem er auch in die Direction des Theaters eingetreten war — führte er das Mädchen gleich nach einer Vorstellung in sein Haus, nachdem er der Mutter für die Vortheile, die sie aus den Talenten der Tochter zog, eine Abfindung gezahlt und versprochen hatte, Marianne mit seinen Kindern erziehen und ihr eine vollkommene musikalische Ausbildung geben zu lassen. Eine von Willemer's Töchtern pflegte noch in spätem Alter gern zu erzählen, wie die neue Schwester, vom Vater geführt, zum ersten Male zu ihnen in's Zimmer getreten sei und mit dem ersten Anblick auch die Herzen gewonnen habe.

Vielleicht in dieses, wahrscheinlicher in ein späteres Jahr mag eine mündlich oft erzählte Scene gehören. Brentano's lebhafte Aeußerungen über den Werth Mariannens hatten Willemer stutzig gemacht. Eines Abends kam er spät noch auf Brentano's Zimmer und beschwor ihn mit feierlichen Worten, zu gestehen, ob er Mariannen liebe. Brentano, der, seiner Gewohnheit gemäß, in seinen gelben Stiefeln, rauchend und Verse machend auf dem Bette lag, suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er Mariannen nur als Freund verbunden sei. In späteren Jahren pflegte er sein Verhältniß zu ihr überhaupt nur als ein freundschaftliches, ohne jede leidenschaftliche Neigung darzustellen. Dies widerspricht aber den Aeußerungen Mariannens aus einer ganz ruhigen Zeit, und nicht weniger einem seiner eigenen Gedichte, das er 1803 an Marianne richtete und durch seine Schwester Bettina ihr mittheilen ließ. Er schildert darin, wie er die Geliebte in einem hochgeweihten Hause, dem Schauspielhause, als ein freundliches, zierliches Kind zuerst gesehen, und sie später im Dienste eines reichen Mannes mit gebrochenem Herzen wiedergefunden habe. Schon in diesem Gedichte ist jedoch von einer vergangenen Neigung die Rede, wie denn eben damals Brentano wieder ganz Sophie Mereau sich zugewendet hatte, die bald seine Gattin wurde. Zwischen ihm und Willemer scheint aber eine gewisse Reizbarkeit sich erhalten zu haben. Auch war er mit Mariannens Stellung im Willemer'schen Hause nicht zufrieden und äußerte sich wol in diesem Sinne bei dem öfteren Aufenthalt, den er während der nächsten Jahre in Frankfurt nahm. Er gab ihr Unterricht im Spiel der Guitarre, in dem er Meister war. Als sie einmal einen falschen Griff machte, fuhr er in seiner heftigen, bitteren

Digitized by Google

Weise heraus, auch ihre Stellung in Willemer's Hause sei eine falsche; Niemand wisse, was sie eigentlich vorstelle. Das Mädchen brach in Thränen aus, und Willemer, als er von dem Vorfall hörte, äußerte unwillig, er habe sich mit Clemens selbst eine Natter in den Busen gesetzt. Er nahm sich die Sache nicht wenig zu Herzen, und als kurz nachher das Weihnachtsfest herankam, ließ er sich selbst in eine Kiste packen und, um die Größe seiner Zuneigung zu beweisen, mit anderen Geschenken zu Mariannens Füßen niedersetzen. Zur Heirath war es aber noch nicht gekommen, als Brentano, nachdem er die zweite, für ihn so unheilvolle Ehe geschlossen, im Jahre 1808 Frankfurt für lange Zeit verließ.

Ich würde diese Verhältnisse gar nicht berührt haben, wären sie nicht schon mehrmals in den Kreis der Erörterung gezogen, vornehmlich in Folge einiger von Boisserée aufbewahrten Aeußerungen Goethe's, die man zum Nachtheile Mariannens gedeutet und mißdeutet hat. Kein Wunder, daß die Aufnahme einer jungen Sängerin in das Haus eines unverheiratheten Mannes mancherlei Commentare hervorrief. Aber das Wenige, was ich über die Jugendzeit Mariannens noch mittheilen kann, spricht durchaus für die treuen und edlen Absichten Willemer's. Zunächst die nahe Beziehung zu der Brentano'schen Familie, der beständige, ganz vertrauliche Umgang Mariannens mit Bettina und ihren Schwestern. Ein so strenger, christlich frommer Mann wie Franz Brentano, der Bruder, der zugleich Vatersstelle vertrat, würde einen Verkehr, wie er in dem „Frühlingskranz" zum Vorschein kommt, sicher nicht gestattet haben, wäre er nicht in jeder Art unbedenklich gewesen. Dazu kommt eine kaum weniger freundliche Verbindung mit dem großen Bethmann'schen Kaufmannshause. Auch hier waren Vater und Mutter ernste, sittenstrenge Leute, welche die Erziehung ihrer Kinder sich ganz besonders angehen ließen. Es gelang ihnen, dafür einen jungen Mann zu gewinnen, der eben seine Studien in dem berühmten Salzmann'schen Institut zu Schnepfenthal, dann an der Universität Halle beendigt hatte. Carl Ritter, damals neunzehnjährig, trat am 12. October 1798 auf mehr als zehn Jahre als Erzieher in das Bethmann'sche Haus und beschäftigte sich zunächst weit mehr mit pädagogischen Problemen als mit den geographischen Untersuchungen, denen sein Name die Unsterblichkeit verdankt. Schon die Stellung in der Bethmann'schen Familie brachte ihn mit Willemer in Berührung; bald schloß er einen engen Freundschaftsbund mit dem Doctor Mieg, welchen Willemer seinem einzigen Sohne aus zweiter Ehe, Abraham oder Brammy, als Erzieher gegeben hatte. Die beiden jungen Pädagogen waren von der höchsten Bewunderung für Johann Heinrich Pestalozzi erfüllt, dessen aufopferndes Wirken für die im Krieg verwaiste Jugend eben damals in Deutschland wie in der Schweiz mehr und mehr zur Anerkennung gelangte. Willemer hatte schon 1798 über Erziehungswesen geschrieben. Der Leitung des Theaters bald überdrüssig, wandte er sein Interesse mit immer größerer Vorliebe auf pädagogische Gegenstände; und sein Vertrauen zu dem schweizerischen Reformator war so unbeschränkt, daß er im Jahre 1804 seinen Sohn in Begleitung des Hofmeisters dem Institute Pestalozzi's übergab. Auch Ritter setzte sich durch mehrere Schweizerreisen, die er 1807 und 1809 mit seinen Zöglingen unternahm, zu Pestalozzi in die engste persönliche Beziehung, wie er denn sein ganzes

Digitized by Google

Leben hindurch als einer der eifrigsten Förderer des neuen Systems in Deutschland genannt worden ist. Gleichheit der Ansichten und Interessen mußte ihn Willemer noch näher verbinden; aus seinen Tagebüchern und den Briefen an seinen Stiefvater ersieht man, daß er das freundliche Entgegenkommen des älteren Mannes, den Werth seines edlen, wohlwollenden Herzens zu schätzen wußte. Der Verkehr wurde besonders dadurch erleichtert, daß die Familie Bethmann den Sommer auf einer Besitzung in dem Dorfe Oberrad zu verleben pflegte. Ganz in der Nähe, dicht am Main, lag die Gerbermühle, ein altes Lehngut der Stadt Frankfurt, das Willemer gepachtet und zu einem Sommeraufenthalt hergerichtet hatte. Für den eifrigen Freund körperlicher Uebungen durfte eine Vorrichtung zum Baden nicht fehlen, die dann auch von Ritter im Sommer 1800 täglich benutzt wurde. „Mieg, Willemer und ich," schreibt er, „wir wälzen uns jeden Abend wie die Kinder in das Wasser, eine Knabeneinfalt ergreift uns jedesmal, wenn wir in den weichen Fluthen uns wollüstig schaukeln, und gibt uns den Kinderfreuden wieder, denen ich noch der nächste bin. Wir spritzen uns, tauchen und geberden uns wie die Enten, stürzen, jagen, kurz spielen wol stundenlang in dem lauen Element, und schöpfen aus diesen Spielen einen Genuß, der uns jeden Abend zur gewohnten Stunde uns einzustellen zwingt." Auch im Sommer 1809 nennt er Willemer unter seinen vertrautesten Freunden; „er ist immer der alte," setzt er hinzu, „immer gleich liebenswürdig und excentrisch [1])."

Aber es war nicht Willemer allein, der ihm die Gerbermühle werth machte. Zuweilen kann ein einzelnes Blatt über einen Charakter, über ein ganzes Verhältniß Licht verbreiten. Mit wahrer Freude theile ich das folgende Schriftstück mit, welches — den Werth eines gewöhnlichen Albumblattes weit übersteigend — in anmuthiger Weise erkennen läßt, wie sehr der geistvolle, ernste, in jedem Sinne vortreffliche junge Mann einem liebenswürdigen Mädchen Neigung und Verehrung in gleichem Maße zugewendet hatte. Marianne bewahrte es sorgfältig und schenkte es in hohem Alter einem Großneffen Brentano's, meinem werthen Bonner Collegen, Freiherrn von Hertling, der es nebst den später folgenden Documenten freundlichst zur Benutzung mir überlassen hat.

Willemer hatte sich im Sommer 1810 zu einer Reise in die Schweiz und nach Italien entschlossen, auf welcher seine Kinder und Marianne ihn begleiten sollten. Beim Abschiede schrieb ihr Ritter als Gedenkblatt:

Ich freue mich in diesem Augenblicke der Stunde Ihrer Abreise, daß Ihrer so viele Herrlichkeiten unter einem schönern Himmel auf einem classischen Boden unter einem gefühlvollen und geistreichen Volke warten, weil ich die Seele kenne, die von solchen Anklängen höherer Geisterhand harmonisch wiedertönt. Ich freue mich: denn Sie kehren ja wieder, und kehren zurück mit einem erworbenen Reichthum, den die Mitgabe von Hause aus verschönert, erhebender

[1]) Karl Ritter, ein Lebensbild von G. Kramer, Halle 1864, I, 83, 96, 109, 162, 195, 210, 221. Der Verfasser konnte Ritter's Tagebücher und Briefe benutzen, in denen sich wahrscheinlich noch Manches über Willemer, vielleicht auch über Marianne finden würde. Auch mehrere Angaben Creizenach's (S. 7, 12) über Mieg ließen sich aus diesem Buche berichtigen. Mieg war schon 1800 in Willemer's Hause, 1809 in Yverdon und 1810 mit Willemer in Rom.

Digitized by Google

und milde mittheilt. Ich müßte trauern, wenn ich nur an den Verlust des Umtausches von Ideen und Gefühlen dächte, der mir nun durch die Verödung der schattigen Laubgänge am beruhigenden Strome wird, der so sanft und milde an so manchem friedlichen Gespräche vorüberfloß; aber das ist ja das Schicksal der Freuden, die im Schooße der Zeit geboren in ihr wieder untergehen. Das Unvergängliche, die Quelle aller Freuden wird auch mir, wohin das Schicksal mich führen mag, das Andenken an diese schönern Stunden meines Lebens mit hinübertragen in jede Zukunft, die ich vielleicht fern von Ihnen, im Gewirre des Lebens, aber, möge es der Himmel, im kleinen Kreise stiller Wirksamkeit verlebe, in dem Sie glücklich zu seyn und glücklich zu machen, so gut verstehen. Um die Fortdauer Ihres Andenkens bittet Ihr Freund

Frankfurth den 24sten August 1810. C. Ritter.

Creizenach [1]) setzt Willemer's Reise nach Rom zufolge einer mündlichen Ueberlieferung in das Jahr 1808; nach diesem Blatte wurde sie erst zwei Jahre später unternommen, denn die Ausdrücke Ritter's können sich nur auf einen Aufenthalt in Italien beziehen. Zuerst wandte man sich aber in die Schweiz und mit besonderem Interesse nach Yverdon zu Pestalozzi. Dem verdienten Manne war von der helvetischen Regierung das alte, vordem von den berner Landvögten bewohnte Schloß für seine Zwecke eingeräumt. Das Institut hatte die schönste Blüthe erreicht, er selbst — damals im fünfundsechzigsten Jahre — den Höhepunkt seines Strebens; neben ihm wirkte, sechs Jahre älter als er, die Gefährtin seines wechselvollen Lebens, nicht unmittelbar eingreifend, aber nachhaltig durch den Einfluß eines festen, allem Niedrigen entrückten Charakters. Zwei Tage, vom 8.—10. September, verweilten die Reisenden in der anregenden Umgebung, und wieder haben sich zwei Gedenkblätter erhalten:

an Mademoissele Joung

zum angeden[ken] zweier Tage in welchen Sie uns mit Gesang u. Freundschaft erquikten von Ihren in diesen durch vieles gerührten u. dankbaren Freund

Pestalozzi

Wie liebe liebe Sängerin! haben Sie mein Herz erfreut, aber nicht nur ihr Gesang sondern das reine edle Gefühl ihrer Seele daß in ihr äußeres übergegangen, als sie so da saßen u. sungen, hat in mir die Empfindungen rege gemacht, sie herzlich zu lieben. Gott erhalte sie in ihnen, so lange sie der Natur u. Einfalt getreu bleiben, aber die werden ewig bleiben, u. sich immer noch in ihrem guten Herzen bevestnen, u. so erfreuen sie noch Ewig das Herz —

Ihrer mütterlichen Freundin Pestalozzi
Yverdon d. 10. 7bre 1810

Wer mit Pestalozzi's Wirken näher vertraut ist, wird erkennen, wie charakteristisch auch diese wenigen Zeilen den Mann bezeichnen, der weder deutsch noch französisch richtig zu schreiben, auch in keinem Lehrfache selbst zu unterrichten verstand, und doch für jugendliche Bildung neue, noch immer nicht verlassene Wege vorgezeichnet hat. Am meisten erfreut aber auch in diesen Zeilen, wie bei dem Ritter'schen Blatte, das Zeugniß für Marianne. Man sieht, es war nicht ein vereinzelter Zufall, der den größten deutschen Dichter ihr verbunden hat. Alles, was früher oder später in ihre Nähe kommt, wird von der Anmuth ihres Wesens unwiderstehlich angezogen.

---

[1]) A. a. O. S. 256. Die von ihm selbst, S. 22, angeführte Aeußerung Willemer's nennt das Jahr 1810.

Digitized by Google

Brentano — denn ich möchte noch einmal auf ihn zurückkommen — vergaß die Freundin auch in der Ferne nicht. In die „paar Tausend ernsthaften Verse", das heißt in sein episches Gedicht, die Romanzen vom Rosenkranz, hat er seine eigenen Erlebnisse und nahe stehende Personen in manchen einzelnen Zügen verwebt, seinen Schwager Savigny als den Bologneser Rechtsgelehrten Jacopone und, vermittelst einer geschickten Entlehnung aus der römischen Rechtsgeschichte, sogar namentlich als Vertreter der „sabinianischen Lehrmethode" eingeführt. Er selbst erscheint als Student Meliore, Marianne als die Sängerin Biondette, während Willemer der wenig schmeichelhaften Gestalt eines boshaften Zauberers Apone sich anbequemen muß. Aber das groß angelegte Werk blieb unvollendet und ist mit all' seinen glänzenden Vorzügen bis heute wenig bekannt geworden. Ganz verschiedene Interessen zogen den Dichter nach Böhmen, nach Berlin, nach Westphalen. Völlig verändert hat er erst im Sommer 1823 seine Freundin als die Gattin Willemer's wiedergesehen. „Brentano kommt nach siebzehnjähriger" — in Wahrheit nach fünfzehnjähriger — „Abwesenheit nach Frankfurt zurück;" mit diesen Worten kündigte Marianne ihrem Freunde Böhmer eines Abends bei Thomas — dem zweiten Gatten ihrer Stieftochter Rosette — den Besuch des Dichters an. „Ein ganz neues Leben wird in unserem Kreise beginnen, es werden Funken sprühen und Witze regnen. Sie werden einen Mann kennen lernen, der nicht von sich sagen kann: ich besitze Phantasie, sondern: die Phantasie besitzt mich." Bald war das alte herzliche Verhältniß wieder hergestellt, auch zu Willemer, obgleich Brentano seiner Art nach von den gewohnten Spott- und Witzworten nicht lassen konnte, den älteren Freund unterweilen mit einem rothbäckigen Eisbären, oder mit dem großmüthigen Unbekannten in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" verglich, ihm sogar neckend vorwarf, er geize mit seinem Wein und schenke ihm, wenn er ausgetrunken, das Glas nicht wieder voll. Diesen Hintergedanken haben auch die scherzhaften Verse, welche Brentano auf einen Holzspan schrieb, als er mit Böhmer bei einem Besuche der Gerbermühle die Besitzer — sie waren in ein Concert nach Mainz gefahren — nicht zu Hause traf und dann an dem Weinkeller seines Freundes sich schadlos hielt:

Ihr war't bei der Heinesetter,
Uns traf hier das Donnerwetter,
Und wir schrieben auf die Bretter:
Haltet hoch, ihr guten Götter,
So wie wir in Herz und Sinn,
Willemer und die Willemerin,
Deren Weine hier aus Römern
Der Brentano trank mit Böhmern.
Weil hier trank der Herr von Goethe
War'n wir beide auch nicht blöde,
Fragt nur bei der Abendröthe[1]).

Willemer hätte man nicht in besserer Münze bezahlen können; dergleichen

[1]) J. Janssen, Johann Friedrich Böhmers Leben, Freiburg 1868, I. 102, 106, 107, 143, 144. Das Werk ist eine Fundgrube von Nachrichten für das geistige Leben in Frankfurt, welches keineswegs so ärmlich erscheint, wie manche geringschätzige Urtheile es darstellen möchten.

Digitized by Google

geniale Anwandlungen waren ganz nach seinem Geschmack. Marianne mochte an ähnliche Vorfälle denken, wenn sie im September 1823 an Goethe schrieb: „Brentano war auch hier und beschießt die sündhafte Welt mit schwerem Frömmigkeitscaliber; bei seinem Geist und scharfen Witz ist er übel daran; sie reißen seinen himmlischen Schwingen immer die Federn aus". Von seinen früheren Gedichten wollte Brentano damals kaum noch Etwas hören. Die Romanzen vom Rosenkranz lagen seit vielen Jahren unvollendet, beinahe vergessen, es war Böhmer, der treue „Urkundius Regestus", der Brentano bewog, das Manuscript ihm anzuvertrauen, der dann die beinahe unleserlichen Gedichte reinlich abschrieb und dadurch vielleicht vor dem Untergange gerettet hat. Als er aber das prächtig in rothen Saffian gebundene Manuscript dem Dichter nach Coblenz schickte, hatte er wenig Dank. „Wo soll ich damit hin," antwortete Brentano am 3. Juli 1826. . . . „Was soll ich mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend anfangen? — — Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit." Nur schwer ließ er sich bewegen, einer Freundin den „curiosen Rosenkranz, vor fünfundzwanzig Jahren bei Gelegenheit des im Ei versteckten und entdeckten Harlequins geflochten", zur Lectüre mitzutheilen. Als wenig später einige seiner Märchen ohne sein Vorwissen, aber vielleicht nicht ohne Thomas' und Böhmer's Zuthun in einer Frankfurter Zeitschrift, der „Iris", abgedruckt wurden, zeigte sich der Dichter (5. Februar 1827) sehr ungehalten, ließ sich aber von Böhmer besänftigen und war nun zufrieden, daß die ganze Sammlung zum Besten der Armenschule in Coblenz herausgegeben würde. Er bittet Böhmer, den Druck zu besorgen und den Text in Ordnung zu bringen. „Vielleicht," setzt er hinzu, „hilfe der liebe Thomas oder gar Frau Willemer, die so viel Sinn und Talent hat, das wäre ein rechter Liebesdienst." Elf Jahre später (1838) ließ er selbst „Gockel, Hinkel und Gackeleia" in der erweiterten Form erscheinen. In der Vorrede hat er seiner Freundschaft durch die Widmung an das „liebste Großmütterchen" ein schönes Denkmal gestiftet. Im Herbst 1841 weilte er zum letztenmal in Frankfurt. Der Brief, den er am 13. December, sechs Monate vor seinem Tode, aus München an seine Nichte Sophie von Schweitzer schrieb, ist der Abschiedsgruß an die Lieben in der Heimath. „Frau Willemer", heißt es darin, „meinen Dank für alle ihre treue Aufmerksamkeit und Geduld mit mir armen verkehrten Menschen."

So bedeutend er für ihr Leben geworden ist, es bleibt doch durchaus unwahrscheinlich, daß er auf Willemer's Entschluß, sie zu seiner Gattin zu machen, unmittelbar eingewirkt habe. Am wenigsten könnte es, wie zuweilen gesagt worden ist, durch die Drohung geschehen sein, er würde anderenfalls Mariannen selbst seine Hand anbieten. Denn als die Heirath erfolgte, war Brentano bereits sechs Jahre von Frankfurt entfernt und in Berlin mit ganz anderen Angelegenheiten beschäftigt, durfte zudem als geschiedener Katholik gar nicht daran denken, sich mit einer Katholikin zu verheirathen. Wollte man überhaupt nach einem fremden Einfluß suchen, so würde man auf einen Größeren treffen, dem auch das zu Anfang dieser Zeilen erwähnte Buch vornehmlich gewidmet ist.

Digitized by Google

II.

Willemer war mit Goethe in früher Zeit bekannt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, nach Düntzer's Vermuthung, schon auf seiner ersten Hochzeitsreise 1781 in Weimar vorgesprochen habe. Im Jahre 1788 schreibt Goethe seinem Herzog, Willemer sei bereit, dem in großer Verlegenheit befindlichen Freunde Merk 4000 Gulden vorzuschießen, falls der Herzog sich für Capital und Zinsen verbürge. Als Christiane Vulpius 1797, dann, schon mit Goethe vermählt, im Jahre 1808 nach Frankfurt kam, um in seinem Auftrage den Nachlaß seiner kürzlich verstorbenen Mutter zu ordnen, gehörte Willemer zu den nicht eben zahlreichen Personen, die ihr hilfreich und achtungsvoll entgegenkamen, ein Freundschaftsbeweis, den Goethe immer mit besonderer Dankbarkeit empfand. Das älteste Stück der vorliegenden Correspondenz ist ein Brief Goethe's vom 5. December 1808, der „für das viele Gute und den freundlichen Antheil, welchen Willemer bethätigt habe, dem theuren alten Freunde ein Wort des gefühltesten Dankes sagt." Auch aus dem December 1813 haben sich einige Zeilen erhalten, aber ein inniger, dauernder Verkehr begann erst im folgenden Jahre, als Goethe nach siebenzehnjähriger Abwesenheit sich in der Vaterstadt wieder heimisch machte. Wir kennen die Erlebnisse dieser Reise aus den Tagebüchern Boisserée's und aus einem Bericht, welchen Goethe selbst nach der Rückkehr an den Philologen Friedrich August Wolf und andere Freunde sandte[1]). Goethe kam am 25. Juli nach Frankfurt, ging am 29. für einen ganzen Monat nach Wiesbaden und verweilte in der ersten Septemberwoche auf dem schönen Besitzthum der Familie Brentano bei Winkel im Rheingau, um dann wieder vierzehn Tage im Verkehr mit alten Freunden in Frankfurt zu verleben. Ausdrücklich bemerkt er in seinem Bericht, „Willemer habe sein früheres Zutrauen auf jede Weise in hohem Grade abermals bethätigt." Willemer war es auch, der seinen früheren Collegen in der Theaterleitung eine nicht unverdiente Lection ertheilte, weil sie die Anwesenheit ihres berühmten Landsmanns ohne jede Ehrenbezeugung hatten hingehen lassen. Das „Morgenblatt" brachte aus seiner Feder die Beschreibung einer fingirten Goethefeier, so prächtig, wie sie nur Voltaire auf dem Pariser Theater zu Theil geworden war, und die beschämte Direction wagte kaum einen Widerspruch. Erst kurz vor dem Jahresschluß erschien wieder in ironischen Worten eine Berichtigung von Seiten Willemer's, die aber nicht hindern konnte, daß die erste Beschreibung schon damals in zahlreiche Zeitungen und sogar in eine weit überschätzte neuere Biographie des Dichters übergegangen ist. Creizenach hat das Verdienst, den Zusammenhang vollkommen aufgeklärt zu haben; einen Nachtrag bildet der von Uhde in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Nr. 74 vom 15. März 1878 veröffentlichte Brief einer jungen Dame, Katharine Stock aus Frankfurt, die sich schon am 20. October 1814 mit allen Einzelnheiten bekannt zeigt.

Am 24. September reiste Goethe zu Boisserée nach Heidelberg. Drei Tage später schloß Willemer seine Ehe mit Marianne, nachdem er sich durch

[1]) M. Bernays, Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf, Berlin 1868, S. 118.

Digitized by Google

bedeutende Schenkungen an die Armen vom Senat Befreiung von den üblichen Aufgeboten erwirkt hatte. Es ist schon bemerkt, daß von einem Einfluß Brentano's dabei nicht die Rede sein kann. Dagegen pflegte Friedrich Jacobi's Schwester, Helene, die mit den Frankfurter Verhältnissen damals genau bekannt war, zu erzählen, Goethe's Zureden habe auf Willemer's Entschluß wesentlich eingewirkt. Damit stimmen seine eigenen Aeußerungen bei Boisserée wol überein. Mariannens Stellung war, nachdem die Töchter Willemer's sich verheirathet und das väterliche Haus verlassen hatten, mehr als früher ungünstigen Beurtheilungen ausgesetzt, so daß Goethe „die Rettung der jungen Frau" immerhin als „eine große sittliche That Willemer's bezeichnen konnte. Nach der Rückkehr aus Heidelberg am 10. October verweilte der Dichter mehrmals auf der Gerbermühle, sah auch in einem nahen Weinberg die Beleuchtung zur Jahresfeier der Leipziger Schlacht. Sein Verhältniß zu dem neuvermählten Paar war gewiß schon ein sehr vertrauliches, aber ohne daß eine leidenschaftliche Neigung erkennbar würde. Ein Gedicht, das Marianne bald nach Goethe's Abreise (20. October) verfaßte, — es bittet um ein Stammbuch-Blatt — ist durchaus in freundschaftlichem Tone gehalten; von den Liedern, die Goethe zu Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahres für den „west-östlichen Divan" und das „Buch Suleika" dichtete, ist nicht nachweisbar, nicht einmal wahrscheinlich, daß sie eine Beziehung auf Marianne haben. Erst die neue Reise im Sommer 1815 führte die Wendung herbei. Nach längerem Aufenthalt in Wiesbaden kam Goethe am 12. August nach Frankfurt und fuhr sogleich auf die Gerbermühle, wo er bis zum 8. September verweilte. Es waren die goldenen Tage dieses Ortes, und die Feier von Goethe's Geburtsfest gab Mariannen Gelegenheit, ihre zarte, innige Verehrung unter den anmuthigsten Formen an den Tag zu legen. Schwer läßt sich bestimmen, wann Freundschaft in Liebe übergeht; sicher wäre dieser Tag kein übler Anfangspunkt gewesen. Vom 8. bis zum 15. September nahm Goethe in Willemer's Hause in Frankfurt Wohnung. Als Sinnbild des neuen Bundes schickte er an Marianne ein Blatt des im Orient heimischen Baumes Gingo Biloba. „Man weiß nicht," setzt Boisserée in seinem Tagebuch am 15. September hinzu, „ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich verbinden." Offenbar hat der orientalische Selam mancherlei Deutungen in dem heiteren Kreise hervorgerufen, der noch vier Tage, vom 15. bis 19. September, die Besitzer der Mühle mit ihren Freunden vereinigte. Man muß die Einzelnheiten dieses beglückten Zusammenseins in Boisserée's Tagebuche nachlesen. Dinge dieser Art werden gewöhnlich nur von dem, der sie selbst erlebt hat, oder zum erstenmal erzählen kann, gut erzählt. Mariannens dichterische Begabung, bis dahin nur bei geringeren Anlässen gelegentlich erprobt, hatte durch die Nähe des großen Dichters die wirksamste Anregung erhalten. Das Gedicht des Divans, in welchem Hatem über das plötzlich hervorgetretene Talent der Geliebten sein Erstaunen ausspricht, könnte recht wol auf die letzten Tage auf der Gerbermühle oder eine wenig spätere Zeit sich beziehen. Am 19. September machte Goethe sich mit Boisserée über Darmstadt nach Heidelberg auf den Weg; am 23. dichtete Marianne das Lied an den Ostwind. In der älteren, von Goethe noch nicht veränderten und, man darf hinzusetzen, der vorzüg-

Digitized by Google

licheren Fassung spricht sie die Hoffnung aus, schon am Abend zu den Füßen des Freundes zu sitzen. Diese Hoffnung ging wenigstens Tags darauf in Erfüllung. Es folgten noch zwei Tage in Heidelberg, wie sie Goethe selbst in blühender Jugend selten glücklicher, bewegter, anregender zu Theil geworden sind. Am 26. — der Tag kann nicht mehr zweifelhaft sein — traten Willemers die Rückreise an. Marianne dichtete ihr schönstes Lied, das dem Westwind die Leiden der Trennung anvertraut. Sie haben sich niemals wiedergesehen; statt des persönlichen Verkehrs tritt der Briefwechsel ein.

Es sind von diesem Briefwechsel weitgehende, man muß wol sagen zu weitgehende Hoffnungen erregt: als wenn er gleich den großen Correspondenzen mit Frau von Stein, Schiller, Boisserée, Zelter über Goethe's Geistesleben, seine Entwickelung und Thätigkeit während eines beträchtlichen Lebensabschnitts Auskunft geben könne. Dies wird schon durch die Zahl der Briefe ausgeschlossen, welche in einem Zeitraum von vierundzwanzig Jahren neunzig nicht übersteigt. Man findet auch nicht die Suleika, die man nach dem west-östlichen Divan allenfalls erwarten könnte. Von den 56 Briefen Mariannens ist der erste im November 1818, also drei Jahre nach dem Abschied in Heidelberg geschrieben. Von Goethe werden aus den letzten Monaten des Jahres 1815 drei, aus dem Jahre 1816 fünf, aus dem folgenden zwei, aus dem Jahre 1818 sogar nur ein einziger Brief mitgetheilt. Die bei Weitem größere Zahl der Briefe — einzelne sind an Willemer, ungefähr vierzig an Marianne, die meisten an das Ehepaar gerichtet — fällt also nach dem Zeitpunkt, als Goethe bei der Herausgabe des Divans (1819) geschrieben hatte: „Das ‚Buch Suleika' möchte wol für abgeschlossen anzusehen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, die durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahres in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

Sind nicht mehr Briefe geschrieben worden, als die Sammlung mittheilt? Hat Marianne Goethe's Briefe aus den früheren Jahren vernichtet? — Man kann das Eine nicht wahrscheinlich nennen, das Andere nicht mit Gewißheit behaupten. Gewiß ist, daß nicht viele Briefe vernichtet wurden, und sehr wahrscheinlich, daß auch die vernichteten dem, der sie lesen könnte, nicht viel Neues über das eigentliche Wesen des Verhältnisses offenbaren würden. Daß sie etwas enthalten hätten, was dem Gatten verborgen bleiben mußte, wird durch Goethe's und Mariannens Charakter schlechterdings ausgeschlossen. Andererseits konnten aber Beziehungen so eigenthümlicher Art, in Briefen, die an ein Ehepaar gerichtet wurden, nicht wohl zum Ausdruck gelangen. Sie konnten überhaupt nicht wohl in Prosa zum Ausdruck gelangen, nicht einmal in dem gewöhnlichen Kleide der Poesie; sie bedurften durchaus jener phantastischen Verkleidung, welche die orientalische Hülle des „westöstlichen Divans" darbot. Und man darf hier abermals den glücklichen Stern des Dichters preisen. Gerade als er, innerem Drange folgend, dem Orient sich zugewendet hat, fesselt ihn ein Verhältniß, das einerseits durch die neue, selbstgewählte Sprache sich zum Ausdruck bringen ließ, andererseits wieder geeignet war, dem neuen Werke eine Vertiefung zu geben, die jeden Schein einer bloßen Spielerei entfernte.

Unter solchen Umständen möchte es aber nicht weniger für den Biographen

Digitized by Google

wie für den Liebenden erwünscht erscheinen, daß er eine vertraute, allen Betheiligten nahe stehende Person gefunden hätte, um doch Einiges von dem, was so schwer sich ganz zurückdrängen läßt, ihr zu offenbaren. Diese Person fand sich in Willemer's ältester Tochter Rosette, die schon seit 1802 zur Wittwe geworden, erst siebenzehn Jahre später dem trefflichen Senator und Bürgermeister Johann Gebhard Thomas ihre Hand reichte. Goethe hatte die ernste, sinnige Frau überaus lieb gewonnen; zur Feier seines Geburtstages radirte sie ihm jene Ansicht von Frankfurt, die er vervielfältigen ließ und so gern an Freunde versandte. In noch erhaltenen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1814 kann sie nicht Worte genug finden, das Einfache und Liebenswürdige seines Benehmens, seine Güte und Freundlichkeit zu rühmen [1]). Rosette hatte die Eltern nach Heidelberg begleitet und jene drei ereignißvollen Tage miterlebt. An sie, die Mariannen von jeher schwesterlich ergeben und auch der um zwei Jahre jüngeren Stiefmutter die treueste Freundin geblieben war, wandte sich Goethe schon am Tage nach dem Abschied. Der Brief gehört zu den merkwürdigsten von seiner Hand; ich muß ihn, da er wenig Lesern dieser Blätter bekannt sein dürfte, hier einzurücken mir erlauben:

„In Hoffnung, daß Sie den theuren Freunden Alles getreulich ausrichten werden, wovon ich nicht den tausendsten Theil auszusprechen im Stande bin, schreib ich, liebe Rosette, diesen Brief, da ich denn gleich wie bisher mich in die Poesie flüchten und ausrufen muß:

Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die Alles faßten, doch so wars ja so! —

Nachdem uns dann die Freunde verlassen hatten, fingen die bisher nur drohenden Uebel an, förmlich auszubrechen; es entstand ein Brustweh, das sich fast in Herzweh verwandelt hätte, natürliche Folge der Heidelberger Zugluft und veränderlichen Schloßtemperatur, worüber mir ungerufen und ungefragt Herr Dr. Nägeli die genaueste Auskunft gab, so daß ich mit einiger Resignation die gegenwärtigen, mit einiger Vorsicht die künftigen Gebrechen in lauter Heil und Glück umwandeln könnte. In wie fern es gelingt, kann ich vielleicht zukünftig vertrauen. Aus dem Niedergeschriebenen aber ist ersichtlich, daß ich mit grundgelehrten Leuten umgehe, welche sich zwar an dem, was uns mit äußeren Sinnen zu fassen erlaubt ist, gerne ergötzen, zugleich aber behaupten, daß hinter jenen Annehmlichkeiten sich noch ein tieferer Sinn verstecke, woraus ich vielleicht zu voreilig schließe, daß man am Besten thäte, etwas ganz Unverständliches zu schreiben, damit erst Freunde und Liebende einen wahren Sinn hineinzulegen völlige Freiheit hätten. Da jedoch jenes bekannte wunderliche Blatt durch seine prosaische Auslegung einigen Antheil gewonnen, so stehe hier die rhythmische Uebersetzung:

Dieses Baum's Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

[1]) Diese Aufzeichnungen und eine Anzahl von Briefen aus ihrem Nachlaß wurden von ihrem Enkel, Herrn Max von Weißenthurn in Wien, im vorigen Jahre veröffentlicht (Wiener „Presse" 1877, Nr. 166, 171, 185). Sie bilden den werthvollsten Nachtrag zu der Goethe-Willemer'schen Briefsammlung.

Digitized by Google

Solche Frage zu erwiedern,
Fand ich wohl den rechten Sinn,
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Kaum als ich dieses geschrieben, so erfreute mich eine lange Unterredung mit Hofrath Kreuzer, deren Resultat war, es sei am Besten gethan, etwas Faßliches, Begreifliches, Gefälliges und Angenehmes ja Verständiges und Liebenswürdiges vorauszusetzen, weil man viel sicherer sei, alsdann den rechten Sinn herauszufinden oder hineinzulegen."

„Hiermit nun, liebe Rosette (Sie erlauben mir doch diesen zierlichen Namen, daß ich zugleich meine Neigung und mein Vertrauen ausdrücke) überliefere ich Ihnen mit den sämmtlichen Geheimnissen der neuen Philologie auch meine eigenen zu beliebigem Privatgebrauch. Lassen Sie mich bald etwas vernehmen, was den Recepten des Herrn Doctor Nägeli zu Hilfe kommen könnte.

Immer in Ihrer Nähe Angeeignet
Heidelberg den 27. September 1815. Goethe."

Jeder erkennt, daß dies Schreiben unter lauter doppelsinnigen Ausdrücken nur eine Recapitulation der mannigfachen Stimmungen, Deutungen, Aeußerungen ist, welche die „Heidelberger Zugluft und veränderliche Schloßtemperatur" in den letzten Tagen hervorgerufen hatten. Es würde zu weit führen und wird vielleicht niemals gelingen, das Dunkel der einzelnen Anspielungen völlig aufzuklären. Aber von der anderen Seite wirft gerade dies Blatt auf den Charakter des ganzen Verhältnisses ein so deutliches Licht, daß kaum noch ein Schatten übrig bleibt. Man stelle sich nur den Kreis auf der Gerbermühle, die heiteren, engbefreundeten Menschen vor, und man wird den ganzen Hergang sehr begreiflich finden. Zwei so nahe verwandte Naturen, wie Goethe und Marianne, konnten nicht lange miteinander verkehren, ohne sich gegenseitig anzuziehen. Unter andern Scherzworten — er nannte sie, wegen ihres bei aller Bescheidenheit an rechter Stelle rasch entschlossenen Wesens, den „kleinen Blücher" — wird auch das gefallen sein, daß sie der Suleika, die ihn als poetischer Begriff schon lange beschäftigte, die lebendige Form geben solle. Willemer's Charakter entspricht es ganz und gar, auf eine solche Idee mit Eifer einzugehen. Offenbar ist darüber gescherzt und in symbolischen Zeichen, die der westöstliche Divan an die Hand gab, verhandelt worden. Schon die Wahl der Vertrauten beweist, wie wenig dabei zu verheimlichen war. Dies schließt aber nicht aus, daß mit dem heiteren Spiel eine ernste, tiefere Empfindung sich vereinigte, die wol gerade in Heidelberg den Höhepunkt erreichte, den sie nicht mehr übersteigen durfte. Von beiden Seiten mag man dies empfunden, auch beim Abschied nicht verhehlt haben. Es ist nun begreiflich, daß Goethe sich zunächst nicht an Marianne und ihren Gemahl, sondern an eine so liebe, vertrauenswürdige Vertraute wendet, die alle diese geheimnißvoll klingenden Worte sogleich verstehen und derjenigen, für welche sie doch eigentlich geschrieben wurden, mittheilen konnte.

Der Brief entscheidet aber, wenn dergleichen hier eingemischt werden darf, auch eine literarhistorische Frage. Eine jüngere Freundin Mariannens, Emilie Kellner, hat ein kleines Buch: „Goethe und das Urbild seiner Suleika", veröffentlicht, welches bei starken Ungenauigkeiten doch durch die Wärme der Darstellung und nicht unwichtige Einzelnheiten seinen Werth erhält. Sie berichtet darin, Marianne habe ihr im Jahre 1860 im Heidelberger Schloßgarten in

Digitized by Google

lebhafter Erinnerung an die mit Goethe verlebten Tage einen Gingo Biloba gezeigt. „Dies ist der Baum," setzte sie bedeutungsvoll hinzu, „von welchem er mir damals ein Blatt brach und schenkte und mir dann das Gedicht machte und zuschickte." Creizenach weist mit Recht einige irrige, sich selbst widersprechende Zusätze der Nacherzählerin zurück; aber er geht zu weit, wenn er (S. 48, 58) auch die Erzählung Mariannens in Zweifel zieht, weil das Gedicht nachweisbar schon am 15. September von Frankfurt auf die Gerbermühle geschickt sei. Boisserée spricht an der früher angeführten Stelle nicht von dem Gedicht, sondern von dem Blatt des Gingo Biloba, das allerdings in Prosa, aber, wie dieser Brief zeigt, noch nicht in Versen seinen Commentar gefunden hatte. Mariannens Erzählung erweist sich vollkommen richtig. Das Gedicht hat erst in Heidelberg, nach dem Abschied, am 26. oder 27. September seine Form gewonnen. Nur der erste Gedankenkeim gehört nach Frankfurt, und so bietet es die schönste Illustration zu einem anderen, auch in diesen Tagen entstandenen Gedicht, welches die Lieder mit dem Kern der Kastanie vergleicht, der unter der stachlich grünen Schale allmälig reift, um dann plötzlich der Geliebten in den Schoß zu fallen.

Es ist auch kein Zufall, daß Creuzer, der Verfasser der „Symbolik", gerade nach diesem Gedicht so freundliche Erwähnung findet. Er hatte schon im Jahre 1806 Goethe den zweiten Band der von ihm und Daub herausgegebenen „Studien" geschickt, mit einer Abhandlung: „Idee und Probe alter Symbolik". Goethe, der in der Abhandlung erwähnt wird, hatte großes Gefallen daran gefunden und lenkte auch in Heidelberg, als er mit Creuzer einen Spaziergang durch den Schloßgarten machte, das Gespräch auf jene frühere Gabe. War er doch in dem kaum beendigten Gedicht selbst zum Symboliker geworden. Man begreift, daß er sich gern von den „Geheimnissen der neuen Philologie" mit dem überaus wohlwollenden Gelehrten unterhalten mochte. Creuzer selbst spricht in seinen Erinnerungen die Vermuthung aus, es möge eine seiner mündlichen Aeußerungen dem Dichter besonders zugesagt haben. Etwas später erhielt er von Goethe auf einem zierlich geänderten Bogen, eigenhändig geschrieben, das Gedicht, mit dem Zusatz: „Zur Erinnerung an glückliche Septembertage" [1]).

Noch viermal hat Goethe im Jahre 1815 an Rosette geschrieben: am 6. und 10. October, am 15. November und 21. December. Sie hatte seinen Auftrag wohl besorgt. Am 6. October, kurz vor der plötzlichen Abreise nach Weimar, dankt er ihr „für eine gehaltvolle Sendung, die sie nicht hätte abschicken können ohne das sichere Gefühl, daß sie gut angewendet sei". Schwerlich hat man darunter mit dem Herausgeber des Briefes „gedörrtes Obst oder eine andere kleine Liebhaberei Goethe's" zu verstehen, sondern unzweifelhaft jene „Talismane, an welchen", wie er am 10. October schreibt, „das liebe Brieflein so reich war", und die „seinen Gefühlen" nach der Trennung „gar sehr", wol noch besser als

[1]) Aus dem Leben eines alten Professors in Creuzer's „Deutschen Schriften" V, I, S. 111. Genaue Angaben über den Inhalt des Gesprächs nach einer Mittheilung Creuzer's in Gustav Parthey's nur als Handschrift (1871) gedruckten „Jugend-Erinnerungen", II, 362; die hieher bezügliche Stelle ist zum Abdruck gebracht von Uhde in der Augsb. Allg. Ztg. Nr. 238, vom 26. August 1877.

Digitized by Google

die Recepte des Doctor Nägele[1]), „zu Hilfe kamen". In diesem Briefe vom 10. October gibt er aus Meiningen einen schönen Boisserée's Tagebuch noch ergänzenden Bericht über die Rückreise, in welchem man nicht gerade, wie in den Wahlverwandtschaften, „ein Herz, das zu genesen fürchtet", aber den Nachklang eines tiefen und edlen Gefühles erkennen wird. Vielleicht waren ihm bei dem Abschied in Heidelberg jene Stunden in Erinnerung gekommen, als er, auch im September, drei und vierzig Jahre früher in Wetzlar einem anderen geliebten, enge verbundenen Paare Lebewohl sagte. „Adieu den Beiden", schließt der Brief vom 6. October. „Mögen sie vereint bleiben und mir." Noch deutlicher ist der Schluß vom 10. October: „Möchte ich doch zu Hause ein Wort von Ihnen vorfinden! Und wie viele Optative möchte ich nicht noch hinzufügen! Lassen Sie mir die schönste Freude, zwei Wesen unzertrennlich zu wissen, die ich immer so fort vereint mir denken will, und was Alles weiter daraus folgt, wie ich es so gern auf mich beziehe."

Dem Briefe vom 10. October war noch ein Blättchen beigelegt, dessen Inhalt, wenn auch schon längere Zeit bekannt, doch erst jetzt in der neu hervortretenden Verbindung die volle Bedeutung gewinnt. Goethe und Marianne hatten noch in Frankfurt eine Geheimschrift verabredet, Chiffern, freilich von der unschuldigsten Art, wie sie der Dichter selbst in den Anmerkungen zum westöstlichen Divan beschreibt. „Zwei Personen", erläutert er in dem Abschnitt „Chiffer", „verabreden mit einander ein Buch, und indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, sind sie gewiß, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammenfinden werde." Indem er dann bestimmt das von ihm und Marianne gewählte Buch bezeichnet, erzählt er in dem Folgenden sein eigenes Erlebniß: „Liebende werden einig, Hafisens Gedichte" — in der von Hammer 1812 veröffentlichten Uebersetzung — „zum Werkzeug ihres Gefühlswechsels zu legen, sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck, herrlich zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröstliches Ergeben, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken." Zwei solcher, von Goethe's Hand mit Zahlen beschriebenen Blättchen sind uns aufbewahrt, von einem dritten, das Marianne für ihn beschrieben hatte, kennen wir den Inhalt aus der Ueberarbeitung: aus den herrlichen Strophen, die der Dichter unmittelbar nach der eben angeführten Stelle den Anmerkungen zum Divan einschaltete. Von Goethe's Blättern ist das eine ohne Datum, das andere vom 10. October 1815 datirt und unzweifelhaft dem Brief an Rosette Thomas beigelegt worden. Man hat bisher den Inhalt wenig beachtet, denn die individuellen Beziehungen traten

[1]) Goethe schreibt Nägeli, so liest man wenigstens in dem Abdruck des Briefes. Gemeint ist aber unzweifelhaft der bekannte Heidelberger Professor der Medicin, Hofrath Nägele. Auch über diesen, mit Kreuzer nahe befreundeten Mann weiß Parthey aus seiner Studienzeit (1819) Manches zu erzählen (II, 312, 326). Er bestätigt die Vorstellung, die man sich nach der kurzen Bemerkung Goethe's von dem etwas aufdringlich docirenden Wesen des Doctors zu machen geneigt ist.

Digitized by Google

nicht deutlich genug hervor. Aber man lese nur den Brief vom 10. October und dann bei Düntzer oder Creizenach die Auflösung der einliegenden Chiffern und überzeuge sich, wie vollkommen sowol die Absendung solcher Chiffern, als der Inhalt der damaligen Lage und Stimmung des Dichters entsprechend sind:

„Die Einsamkeit ist schön,
Sobald die Freundin meine Freundin ist.
Aus meinem Kopfe geht
Die Sehnsucht deines Aufenthaltes nicht.
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist.
Was brauchet es noch mehr
Vom Herzensbrande einen Commentar?
Er wird ja leicht erkannt
Am Feuer, das in meinen Worten ist. (U. s. w.)

Sehr wahrscheinlich gehört auch das undatirte Blatt in die Zeit unmittelbar nach der Trennung, und ich müßte sehr irren, wenn der Heidelberger Brief an Rosette nicht für uns und wie viel mehr für die Empfängerinnen einen deutlichen Commentar zu den folgenden Anfangszeilen böte:

Leicht ist die Lieb' im Anfang,
Es folgen aber Schwierigkeiten,
Wünschest du Ruhe Hafis,
Folge dem köstlichen Rath:
Willst du das Liebchen finden,
Verlaß' die Welt und laß' sie gehn. (U. s. w.)

Herr von Weißenthurn hat sich, indem er die Briefe an seine Großmutter veröffentlichte, ein großes Verdienst erworben. Sie geben ungefähr den Abschluß dessen, was sich als die Sturm- und Drangperiode dieses Verhältnisses bezeichnen läßt, und gerade das, was man in der Briefsammlung vergebens finden möchte. Zwei Briefe aus dem Jahre 1817 sind unbedeutenden Inhalts; sollten sich noch andere wieder auffinden, so müßten sie gewiß willkommen sein. Nur darf man nicht erwarten, sie würden Geheimnisse an den Tag bringen, wo es gar keine Geheimnisse gibt. Den besten Beweis dafür bildet vielleicht gerade jener Brief Goethe's an Marianne vom 26. Juli 1819, der mehr als die anderen einen vertraulichen Ton anschlägt und einzig unter allen das „Sie" mit dem „Du" vertauscht. Mit Recht wird darin auch „der Freund" erwähnt, „bei dessen treuem Anblick" — Willemer war über Weimar nach Berlin gereist, um für den Mann, der seinen einzigen Sohn im Zweikampf getödtet, die Gnade des Königs anzurufen — „bei dessen treuem Anblick Alles in mir rege ward, was er uns so gut und edel gönnt".

Den Ausdruck einer heftigen Leidenschaft, eines überströmenden Gefühls wird man in dem veröffentlichten Briefwechsel vergebens suchen. Im Uebrigen möchte es schwer sein, Schriftstücken zu begegnen, in denen ein weiblicher Charakter so fein, anmuthig und liebenswürdig hervortritt. Mit echt weiblicher Geschäftigkeit findet Marianne immer neue Veranlassung, dem verehrten Manne eine Gabe, ein Erinnerungszeichen zuzuwenden. Goethe macht es ihr nicht eben schwer. Wie in manchen seiner Correspondenzen nehmen auch in dieser die leib-

Digitized by Google

lichen Subsistenzmittel eine ansehnliche Stelle ein, vorzüglich ein ehrwürdiger, sogenannter Zwölf-Apostelwein und noch häufiger die in den mannigfaltigsten Wendungen gepriesenen „Stachelköpfe" oder „Distelfrüchte", deren Pflege schon der Klosterbruder im Götz von Berlichingen seinem Orden als besondere Zierde anrechnet. Aber wie verständnißvoll geht sie daneben auf die Ideen und Schöpfungen des Dichters ein, wie treffend sind ihre Urtheile über „Wahrheit und Dichtung"! Keine Anspielung entgeht ihr[1]), selbst die Farbenlehre, die meteorologischen Untersuchungen bleiben ihr nicht fremd. Immer zeigt sie eine zarte, weibliche Zuneigung, ohne Aufdringlichkeit, voll Verehrung und doch die eigene Stellung behauptend. In diesen Briefen erscheint sie beinahe ebensosehr der gebende als der empfangende Theil. Einer so frischen, noch jugendlichen Natur gegenüber kann der betagte Freund, besonders wenn er einer fremden Hand sich bedient, zuweilen kalt und förmlich erscheinen. Aber auch Goethe's Briefe enthalten einen so reichen Schatz reifer Lebenserfahrung, so viel schöne, treffende Gedanken, so manche merkwürdige Aeußerung über sein Thun und seine Erlebnisse, daß sie allen Freunden des Dichters und besonders dem Biographen als eine höchst ergibige Quelle erscheinen müssen. Niemand kann anders als mit inniger Freude den reinen Fluß dieser Neigung begleiten, der zwar allmälig sich zur Freundschaft beruhigt, aber immer noch die schönen Bilder glücklicher Tage wiederspiegelt und den Nachklang erhöhter Gefühle in lebhafteren Regungen vernehmen läßt; der niemals auch nur durch eine leise Wolke getrübt wird, bis zu dem Tage, an welchem der herrliche Greis im Gefühle der abgeschlossenen Lebensbahn die sorgfältig aufbewahrten Blätter „in die Hände seiner Lieben, zu den Fingern, die's geschrieben," ein Jahr vor seinem Tode zurücksendet.

Eins könnte sonderbar berühren: daß er so gar Nichts thut, ein Wiedersehen herbeizuführen. Im Juli 1816 macht er sich freilich mit seinem Freunde Meyer nach Frankfurt auf den Weg, aber ein wenig schädliches Umfallen des Wagens ist ihm Veranlassung genug, den Plan zunächst ganz aufzugeben, der dann auch in späterer Zeit, obgleich von den Willemers unabläßig angeregt, niemals zur Ausführung gelangt. Auch in seinem eigenen Wohnort hat er die Freundin offenbar nicht sehen wollen. Wie gern wäre sie, die so weite Reisen nach Italien, in die Schweiz, zu ihrer Mutter nach Linz unternahm, in das wenig entfernte Weimar gekommen! Sie läßt sich niemals eine bestimmte Aeußerung entschlüpfen, aber der Wunsch ist doch deutlich genug, wenn sie klagt, daß so gar Nichts von seiner Umgebung ihr bekannt sei, wenn sie bei der Uebersendung neuer Teppiche in rührenden Worten ihre Freude ausspricht, daß sie nun doch wenigstens den Fußboden seines Zimmers sich vorstellen könne. Aber niemals, so unzähligen fruchtlosen Einladungen gegenüber, der leiseste Wink, daß die Annäherung auch von der Gegenseite erfolgen könne; und so ist jener Abschied in Heidelberg für das Leben der letzte geblieben.

[1]) Unter den wenigen, die von Greizenach nicht schon hervorgehoben wurden, sei hier folgende erwähnt. Goethe datirt einen, viel Erfreuliches berührenden Brief: „Jubilate 1824"; Marianne säumt nicht, nach den „Versus memoriales" zu erwiedern, daß sie den Brief am „Sonntage, der des Menschen Sinn erfreut" (Cantate), erhalten habe.

Digitized by Google

Hier mag aber eine Bemerkung gestattet sein. Goethe ist vielleicht der einzige deutsche Dichter, der in hohem Alter noch Liebesverhältnisse pflegte, ohne jemals läppisch oder aufdringlich zu erscheinen. Der Grund liegt nicht zum wenigsten darin, daß er die Nothwendigkeit, sich zu beschränken und zu überwinden, nicht allein Anderen eindringlich vorgestellt, sondern auch seit früher Jugend sich selbst zur Regel gemacht hat. Es fehlte ihm — und er selbst hat es gefühlt und ausgesprochen — gar sehr die Kraft, sich rasch und bestimmt zu einer entscheidenden That zu entschließen; aber in der Negative, in der Kunst, Etwas nicht zu thun, auf einen Wunsch zu verzichten, war er wie wenig Andere erfahren. Wer weiß, ob er sie nicht auch in diesem Falle mit innerer Ueberzeugung geübt, ob sie nicht auch in diesem Falle ihm und Anderen wesentlich zu Statten gekommen ist? Man mag denken, wie man will, immer schloß eine so nahe Beziehung zu der Gattin eines Freundes Gefahren in sich. Wer weiß, ob es leicht geworden wäre, bei häufigem Wiedersehen den „Uebergang" zu vermeiden, der nach dem Urtheile des Lessing'schen Faust von allen erdenklichen der schnellste sein soll. Geht man auf diesen Gedanken ein, so kann die rasche Umkehr beinahe an den Thoren von Weimar in einem anderen Lichte erscheinen. Es wäre nicht das einzige Mal, daß Goethe ein zufälliges Ereigniß, wie den Sturz eines Wagens, als den Wink einer höheren Macht betrachtet hätte. In keiner Weise hätte der Bund mit den Willemers sich schöner, als es geschehen ist, gestalten können; und wenn einmal die alte, im Nibelungenlied nicht zuerst ausgesprochene Behauptung: daß die Liebe zuletzt immer Leid bringe, in diesem Falle sich nicht bewahrheitet, so darf man diese seltene Gunst allen drei Betheiligten — nicht zum wenigsten dem Ehemann — auch als eine wohlverdiente anrechnen.

Es bliebe ein neues Buch zu füllen, wollte man auf die Einzelnheiten eines so bedeutenden Briefwechsels näher eingehen. Beinahe ein Dutzend kleiner Gedichte von Goethe wird jetzt zum ersten Male bekannt, von anderen — insbesondere von dem schönen Gedichte „an den aufgehenden Vollmond, Dornburg 1828" — die individuelle Beziehung erst verständlich. Für eine kritische Bearbeitung des „west-östlichen Divans" ergeben sich die werthvollsten Aufschlüsse. Zunächst für die beiden Gedichte an den Ost- und den Westwind, die allein Mariannens Namen erhalten könnten, wären sie auch nicht an Goethe gerichtet worden. Ihr Autorrecht wurde in letzter Zeit von J. Frese [1]) nicht ohne Scharfsinn, aber wie der Herausgeber richtig bemerkt, mit unfruchtbarem Scharfsinn bestritten; nach zahlreichen Aeußerungen der Briefe ist es unzweifelhaft. Als Mariannens Eigenthum erscheint ferner nach inneren Gründen und nach ihrer Mittheilung an den befreundeten Maler Moritz von Schwind die antwortende Strophe, mit dem Anfang: „Nimmer will ich Dich verlieren." Auch sonst mag noch Einzelnes im Divan ihr gehören; heißt es doch, „daß Suleika's Lieder auch Hatem's Lieder seien". Creizenach rechnet dahin die schönen Strophen: „Hochbeglückt in Deiner Liebe" u. s. w., die Antwort auf das berühmte vom 12. September 1815 datirte Gedicht: „Nicht Gelegenheit macht Diebe u. s. w". Ich

[1]) Augsburger Allg. Zeitung Nr. 53 vom 22. Februar 1877.

Digitized by Google

glaube mit Recht, obgleich es nicht durch bestimmte handschriftliche oder mündliche Ueberlieferung sich beweisen läßt. Die Aufforderung, den Traum zu deuten: „Als ich auf dem Euphrat schiffte", hat H. Grimm Mariannen zugesprochen. Aber zunächst weiß man Nichts von einem goldenen Ringe, den Marianne von Goethe erhalten hätte; dann ist auch — schon Frese hat es richtig bemerkt — die Zeile: „Finger ab in Wasserklüfte" so wenig passend für eine schüchterne Anfängerin und so durchaus in Goethe's Art, daß man sie nicht ohne das bestimmteste Zeugniß einem Anderen zuschreiben darf.

In Goethe's Werken findet man zwischen den „An Personen" gerichteten, noch ein Gedicht Mariannens unter der Aufschrift: „Mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranz." Goethe hat es mehrfach, besonders in der letzten Strophe verändert und dann die hübsche „Erwiderung" folgen lassen. Marianne pflegte dies Gedicht gern einer ähnlichen Gabe an andere Freunde beizufügen. In einer mir vorliegenden Abschrift, welche im Jahre 1842 den in eine Schreibmappe zierlich eingeklebten Kranz für ihre Freundin Mathilde Boisserée begleitete, lautet es:

An Mathilde.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen,
Und Dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens Fülle,
Sind wie Duft aus Blumenhülle,
Blumen müssen oft bezeugen,
Was die Lippen still verschweigen.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Dir Blumenworte,
Mögen sie vor Deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken.

Hier hat sie von dem ursprünglichen Gedicht die erste Strophe ausgelassen, dagegen eine andere hinzugedichtet und in der vierten die Veränderungen Goethe's aufgenommen. Creizenach und Herr von Weißenthurn theilen noch mehrere Redactionen mit. Von ihren übrigen poetischen Arbeiten verdient ohne Zweifel die erste Stelle ein zu Goethe's Geburtstag im August 1824 verfaßter Gruß an das Heidelberger Schloß, der, in glücklichem Anklange an Goethe's, auf denselben Ort sich beziehende Gedichte, die mit ihm verlebten Stunden wieder heraufruft. Die erste Herausgeberin hat auch dieses Gedicht in sonderbarer Weise mißverstanden; aber doch das Verdienst, in der fünften Strophe die richtige Lesart zu geben:

Durch jenen Bogen trat der rauhe Norden [russische Soldaten],
Bedrohlich unserm friedlichen Geschick.

Die von Creizenach gegebene und schon in neueren Abdrücken wiederholte Form: feindliches Geschick kann nur auf einem Schreib- oder Druckfehler beruhen. Das drollige Gedicht: „Spatz und Spätzin" hat schon Reclamationen hervorgerufen, und scheint einem wenig bekannten Dichter Mayer anzugehören.

Digitized by Google

Nicht allein was es bringt, auch was es anregt und hervorruft, muß man dem Buche als Verdienst anrechnen. Eine zweite Auflage könnte schon durch die bisher erschienenen Nachträge wesentlich ergänzt werden. Daß das Goethe'sche Familienarchiv in Weimar die ohne Zweifel noch aufbewahrten Briefe Willemer's rechtzeitig herausgäbe, ist schwerlich zu hoffen, aber von Goethe's Hand möchte sich an anderen Orten immer noch Einiges auffinden lassen. Zwei Briefe, sogar aus der Correspondenz, um die es sich handelt, darf ich gleich hier folgen lassen. Marianne schenkte sie, wie die früher mitgetheilten Gedenkblätter, dem Freiherrn von Hertling. Der erste ist kurz, und so weit ich sehe, ohne näheren Zusammenhang mit den schon gedruckten Briefen; er lautet:

[An Willemer.]

Ein herrlicher Baum ist glücklich angekommen, dessen nähere Kenntniß mir bisher völlig abging. Darf ich Sie ersuchen, mein Theuerster, den allerbesten Dank deßhalb abzutragen und bei dem prächtigen Sonnenuntergang über Berg, Stadt und Fluß meiner in alter Liebe und Treue zu gedenken. und so fort an

Weimar d. 20. July 1825 J W v. Goethe.

[Die Unterschrift und die Worte: „und so fort an" eigenhändig.]

Den zweiten darf man wol den interessantesten der Sammlung anreihen:

[An Willemer.]

Es ist zwar wohlgethan, mein Theuerster, seinen entfernten Freunden nichts von den unangenehmen Ereignissen zu melden, die uns betreffen; denn bis die Nachricht in die Ferne gelangt, hat sich wohl alles wieder gebessert und hergestellt; allein wenn dies eine Zeitlang dauert, so kommt man in den Fall zu verstummen, untheilnehmend und nachlässig zu erscheinen.

Sie haben mir, wertheste Freund, in diesen letzten Tagen, durch ein wichtiges ausführliches Werk gezeigt, daß Sie sich noch immer mit demjenigen ernstlich beschäftigen, was dem Menschen das Höchste und Wertheste bleibt, mit sittlichen und religiösen Verhältnissen. Hieraus glaube ich nun folgern zu dürfen, daß Sie sich sowohl über eigne Lebensereignisse, welche nicht immer die erfreulichsten sind, sowie über das Schicksal Ihrer Freunde, die denn auch wohl mitunter unsanft vom Tage berührt werden, wie sonst, in gehöriger Fassung erhalten, und, sowohl selbst zu dulden, als mit Andern still zu leiden, in freundlicher Stimmung sind. Vernehmen Sie also:

Nachdem uns Weimaranern vergönnt war, eine Reihe von fünfzigjährigen Jubelfesten, auf eine heitere und dankbare Weise gegen das gute Geschick zu setzern und uns dabei mit Freuden gar mancher Pflicht zu entledigen, so ward unser Zustand durch die Todesnachricht des Kaisers Alexander höchst angreifend erschüttert. Das schöne innere gesellige Verhältniß unserer Fürstlichen Familie war durch die traurigen Folgen dieses Ereignisses auf einmal gestört. Die zunächst sich Anschließenden und von dem Wohlbefinden ihres Fürstenhauses am freudigsten Mitgenießenden wurden auf einmal der gewohnten Unterhaltung und angenehmster Mittheilung beraubt und eine über die ganze Welt sich verbreitende Ahnung trat bei uns als die schmerzlichste Wirklichkeit ein.

Hieran schloß sich denn, wie es zu geschehen pflegt, daß zu gewissen Zeiten ganz und gar unzusammenhängende Uebel in einer Folge herantreten, gleichsam als wenn sie zusammengehörten, manches Unerfreuliche; und so setzten uns Sterbefälle durch bedeutenden Verlust in unangenehme Lagen; wir entbehrten eines vieljährig geprüften Arztes tägliche Theilnahme und auch in Geschäften sahen wir uns hie und da von Beirathenden und Eingreifenden verlassen. Ein schweres fast hoffnungsloses Krankheitsübel ergriff, bey geringem Verkältungsanlaß, meinen vieljährigen Haus- und Kunstfreund, den Hofrath Meyer; und damit es ja an den nächsten Berührungen nicht fehle, so verunglückte meiner Schwiegertochter ein Versuch, durch Reiten ihre Gesundheit zu verbessern, und ich war ganz nahe daran die Rolle des Herzogs in der natürlichen Tochter übernehmen zu müssen. Dieses sind nun die vorzüglichsten Unglücksjuwelen, noch mit manchem kleineren carmosirt und verbrämt, so daß ich glaube genug gesagt zu haben und kaum hinzuzufügen brauche, daß meine eigne Constitution, durch so manches unerwartete Unerfreuliche bestürmt

Digitized by Google

und angegriffen, nicht gehörigen Widerstand leisten konnte, sondern sich aus dem Zustande einer muthigen Gegenwirkung in den eines ausdauernden Duldens versetzt sehen mußte.

Dies alles sey aber nicht geklagt, sondern einem Manne vertraut, der in manchen Stürmen des Lebens aufrecht gestanden und, wie seine fortdauernde Beschäftigung ausweist, sich und Andere zu guter und böser Stunde in sittlich-religiosen Gleichgewicht zu erhalten bemüht ist.

Denken Sie hiebey, wie höchst lästig eine solche Mißstimmung mir in dem Augenblicke seyn muß, da ich so eben die Anzeige der neuen Ausgabe meiner Werke ins Publikum zu bringen und deshalb, was mir an Geistieskräften gegönnt ist, räthlich zusammen zu halten habe.

Lassen Sie daher Sich gedachtes Unternehmen doppelt empholen seyn, denn indem wir auf längere Dauer innerhalb der thätigen Welt Verzicht thun, so ist es ein erquickender Gedanke selbst in den Tagen, die uns nicht gefallen, für das Glück und die Freude der Unsrigen das Möglichste zu wirken. Möge Ihnen in Ihrem weiten und würdigen Wirkungskreise alles zum Besten gedeihen.

treulichst

Weimar den 16 May 1826. Goethe

Vorstehendes lesend wird ja wohl auch die liebe Freundin mit einigen Worten mich zu erquicken geneigt seyn. G

[Unterschrift, letztes Wort, Tageszahl im Datum und die Nachschrift eigenhändig.]

Dieser Brief, der einzige aus dem Jahre 1826, füllt eine wesentliche Lücke der Sammlung aus. Er erklärt das lange Schweigen Goethe's seit Weihnachten des vergangenen Jahres und macht Mariannens Antwort aus dem Mai 1826 erst verständlich. Der kranke Freund, nach welchem sie fragt, ist Meyer; weiter erkundigt sie sich theilnehmend, was denn „der guten Ottilie" eigentlich geschehen sei. Goethe's Schwiegertochter war zu Anfang des Monats mit dem Pferde gestürzt. In einem kurzen Billet an Zelter vom 10. Mai findet sich fast wörtlich, wie in diesem Briefe, der eine Satz: „Beinahe hätte ich die Stelle des Herzogs in der natürlichen Tochter zu übernehmen gehabt."

Das zu Anfang des Briefes erwähnte „wichtige Werk" ist ohne Zweifel Willemer's Schrift: „Von den Vorzügen des christlichen Moralprincips und seinem Einfluß auf Erziehung, ein Buch für wissenschaftlich gebildete Frauen und Mütter", Frankfurt, 1826. Eine zweite wohlfeile Auflage folgte schon zwei Jahre später. Willemer wandte sich um jene Zeit mit großem Eifer derartigen Erörterungen zu. Aus dem Jahre 1828 werden noch „Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge" und eine Schrift „Von der Macht des Glaubens" erwähnt. Allmälig nahmen seine körperlichen und geistigen Kräfte ab, aber die Güte, die aufopfernde Pflege und das Talent seiner Frau erhielten und erheiterten seine Tage. „Marianne hat ein schweres Leben," schreibt Rosette Thomas im Februar 1835 an Boisserée, „aber sie benimmt sich vortrefflich. Wir Kinder können es ihr nicht genug danken, denn niemand als sie kann mit dem Vater zurecht kommen." Zu Anfang der dreißiger Jahre hatte er ihr zu einem schönen Geschenk die Worte geschrieben, welche Mathias Claudius am Tage der silbernen Hochzeit seiner Rebecca widmete[1]). Der 19. October 1838 war sein Todestag.

[1]) Bei Claudius lauten die Worte:

„Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
„Ich war wohl klug, als ich Dich fand,
„Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben,
„So segnet keine andre Hand."

Willemer hat nur ganz Weniges geändert.

Digitized by Google

Marianne überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre, bis zum 6. December 1860. Auch als Wittwe war sie geehrt und geliebt von einem zahlreichen Familien- und Freundeskreise. Ihre kleine, behaglich und sinnig eingerichtete Wohnung zierten Erinnerungsblätter Goethe's und befreundeter Künstler. Zu helfen, zu erheitern, blieb bis zuletzt die Aufgabe ihres Lebens. Selten ist ein menschliches Dasein in so ungetrübtem, so wohlverdientem Frieden hingegangen.

Das Pachtverhältniß in Bezug auf die Gerbermühle war im Frühling 1839 gelöst. Das Haus wechselte mehrmals die Bewohner. Die es jetzt besitzen, wissen den Werth der alten Erinnerungen zu schätzen. Von der Mainbrücke über die Wiesen, den Fluß hinauf, erreicht man in wenig mehr als einer halben Stunde den Ort, wo Marianne die glücklichsten Tage verlebte. Hier kann man wieder die Bemerkung machen, wie einfach und anspruchslos unsere Voreltern noch vor fünfzig Jahren zu leben pflegten. Die Gebäude, ursprünglich den Zwecken einer Mühle dienend, sind sonderbar in einander gedrängt. Durch eine Hinterthür, durch Höfchen und Gänge gelangt man in das Innere, in wohnliche, geräumige, aber niedrige Zimmer, ganz ungeeignet für Prunk oder Luxus, wie ihn ein reicher Kaufherr in unseren Tagen sich wohl gestatten möchte. Dagegen gewährt eine hölzerne Gallerie die anmuthigste Aussicht auf den Main, die Stadt und die schönen, ruhigen Linien des Taunus. Unter den Bäumen, die zu Willemer's Zeiten Luft und Sonne beinahe mehr als billig entzogen, hat man in späteren Jahren stark gelichtet; aber die dicht verschlungenen Buchen am Flusse stehen unversehrt. — Noch immer kann man schreiben, was Marianne vor beinahe sechzig Jahren schrieb: „Der Hain, die Terrasse färben sich wie damals, die Erinnerung belebt die Schatten, und es wandeln Gestalten unter den Bäumen, die dem Ganzen eine wundersame Bedeutung geben."

Bonn im März 1878.

Digitized by Google

Zur Reform unseres höheren Schulwesens.

Von

Professor **Friedrich Kreyssig.**

Die Geschichte des deutschen und besonders des preußischen Schulwesens während des letzten Menschenalters sieht sich an, wie ein verkleinertes Bild der Geschichte des Volks: so enge verwachsen mit unserm Gesammtleben sind unsere Bildungsanstalten, so feinfühlig darum auch für jede Strömung, die unsere nationale Entwickelung im Ganzen und Großen beeinflußt. Die Erschütterungen der vierziger Jahre, der dann folgende, nur zu natürliche Rückschlag, die wechselnden Stimmungen der im Jahre 1859 mit der „neuen Aera" anhebenden Uebergangszeit haben auf anderen Lebensgebieten immerhin geräuschvoller und massiger gewirkt; tiefer empfunden aber hat man ihre wechselnden Einflüsse wol nirgends, als in den scheinbar abgeschlossenen und eng umfriedeten Kreisen, in denen sich die Ueberlieferung unserer Bildung an die heranwachsenden Geschlechter vollzieht. Der bemerkenswerthe Umstand, daß während aller dieser Schwankungen der äußere Entwickelungsgang unseres Schulwesens, und zumal des höheren, sich in ununterbrochen aufsteigender Linie vollzogen hat, daß die Zahl der Anstalten, die der Schüler und der Lehrer, die Ausstattung der Schulhäuser, der jährliche Aufwand beständig schneller als die Bevölkerung gewachsen sind, entspricht eben nur den Grundverhältnissen unseres Staats- und Volkswesens. Die Erschütterungen des zwischen 1848 und 1858 liegenden Jahrzehntes sind im Grunde auf der einen Seite über verfrühte und überstürzte, aber an sich nothwendige und gerechtfertigte Anläufe, auf der andern über unvermeidliche, wenn auch oft krankhaft gereizte Abwehr und versäumte Gelegenheiten nicht hinausgegangen, und, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, ist auf beiden Seiten die ehrliche Hingabe an unsern Staats- und Culturgedanken unerschüttert geblieben. So ging auch im Schulwesen der Hauptsache nach die Arbeit ununterbrochen und rastlos weiter, und nur über die Mittel und Wege erneuerten sich die Vorstellungen unter dem Druck der gespannten Lage. Auf dem Gebiete der Volksschule sahen die Ministerien Raumer und Mühler das Heil in engster Verbindung mit der strenggläubigen Kirche und in großer Vereinfachung des Unterrichts, und auch der Vorbildung der Lehrer. Sie geriethen damit in Widerspruch gegen berechtigte Zeitforderungen, drückten hier und da das Bildungsniveau der Lehrer herab, lieferten selbst, wenn auch unabsichtlich, schlimmen und, wie jetzt Jedermann einsieht, unversöhnlichen Feinden des preußisch-deutschen Wesens bedenkliche

Digitized by Google

Waffen. Aber den Fortschritt unseres Elementarschulwesens in Bezug auf Zahl und Ausstattung der Schulen hat auch dies mit Recht viel beklagte System keineswegs unterbrochen; der Procentsatz der ganz Bildungslosen im Volke hat sich beständig vermindert, und auch die Einwirkung der wirklich undeutschen und culturfeindlichen Elemente ist nicht ganz ohne Gegengewicht geblieben und hat die Lebensorgane des großen Körpers nicht angreifen können. Noch weit günstiger lagen die Dinge auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, von dem hier zunächst die Rede sein wird. Wenn immerhin das Parteileben hier noch unmittelbarer eingriff, so waren mäßigende und ausgleichende Elemente doch auch in Sachen und Personen stärker vertreten; die Ueberlieferungen unserer Gymnasien und Realschulen, der wissenschaftliche Geist der Lehrer und — das unabweisbare Bildungsbedürfniß der Zeit bethätigten sich als selbständige Größen, über welche auch eine gereizte und siegreiche Parteiströmung nicht ohne Weiteres hinweg konnte. Man mußte sich mit halben, zuwartenden Maßregeln begnügen, wie auf allen Gebieten der damaligen Staatseinwirkung. Der Gymnasiallehrplan wurde im Sinne des strengen „Humanismus“ vereinfacht, Naturwissenschaften, Geographie und neuere Sprachen wurden einigermaßen kühl behandelt; die Realschule, deren zunächst berufene Pflegerin, empfand im Verlust mancher Berechtigung die Ungunst der Zeit und erhielt in den Provinzialgewerbeschulen des Herrn v. d. Heydt eine allerdings nicht gefährliche Concurrenz. Schulmänner, welche mit oder ohne Grund in's „schwarze Register“ (damals war es das „demokratische“) gerathen waren, mußten in allerhand Nörgeleien und Zurücksetzungen das Vae victis empfinden. Unterdessen aber wurde ruhig weiter gearbeitet, ohne sonderliche Störung für Den, der sich eben nicht stören lassen wollte, und mit dem Jahre 1859 wichen dann auch nach und nach die krankhaften Symptome der Zeit des Rückschlags, und dem Realschulwesen insbesondere brachte die „Unterrichts- und Prüfungsordnung“ vom 6. October jenes Jahres eine Förderung von weit reichendem, bleibendem Werthe. Es ist gegen diese Verordnung viel Widerspruch erhoben worden, von den Freunden des Realschulwesens, mehr aber noch von dessen unversöhnlichen Gegnern, und nach neuern Kundgebungen aus einflußreichen Kreisen gewinnt es fast den Anschein, als werde dieser Widerspruch in mancher Beziehung für die nächste Entwickelung unseres höheren Schulwesens maßgebend sein. Das mag nun einstweilen dahingestellt bleiben. Undankbar und ungerecht aber wäre es gerade in diesem Augenblick, wenn unter dem Druck der sich vollziehenden Stimmungswandlung die außerordentliche Förderung vergessen würde, für welche die Entwickelung unseres höheren Unterrichtswesens jenem gesetzgeberischen Acte und der an ihn sich knüpfenden Verwaltungsthätigkeit verpflichtet bleibt. Die Unterrichts- und Prüfungsordnung hat die pädagogische Bedeutung der modernen Bildungsrichtung unumwunden anerkannt, sie hat geistige Ebenbürtigkeit des höheren, erwerbenden Bürgerstandes mit der classisch geschulten Büreaukratie als erstrebenswerthes Ziel in's Auge gefaßt, sie hat der Realschule in dem Lehrplan ihrer unteren und mittleren Classen eine gediegene, praktisch durchaus bewährte Grundlage gegeben, und wenn sie für die obersten Classen nicht ebenso glücklich war, so hat sie der organischen Fortbildung doch auch keineswegs unübersteigliche

Digitized by Google

Schranken gesetzt. Sehr mit Recht weist ihr Urheber, Ludwig Wiese, im dritten Theile seiner historisch-statistischen Darstellung des preußischen höheren Schulwesens auf die mannigfaltigen Formen hin, in welchen, unter dem Einflusse seiner Verwaltung, die preußische Realschule sich entwickelt hat [1]), und der Vorwurf übermäßigen Reglementirens, den man oft genug gegen die preußische Schulverwaltung erhebt, ist, was die höhern Schulen angeht, in der That übertrieben. Wenn die natürliche Bewegung durch Einflüsse von oben her gleichwol Hindernisse und Ablenkungen erfahren hat, so sind diese viel weniger auf unmittelbare Einwirkung der technischen Aufsichtsbehörden zurückzuführen, als auf die indirecte Beeinflussung des von den verschiedensten Ressorts ausgehenden Berechtigungswesens, das in seiner jetzigen Gestaltung wol dringend der Reform bedarf. Im Ganzen und Großen wird wahrheitsgemäß gesagt werden dürfen, daß unsere höheren Schulen, wie der ganze Staat, während der sechziger Jahre mehr und mehr wieder in die alten, guten Ueberlieferungen einlenkten, wenn auch nicht unberührt von den immer noch gespannten und verwickelten Verhältnissen jener denkwürdigen Uebergangszeit. Die Stimmung war nicht enthusiastisch (dazu war und ist die Zeit nicht angethan), aber auch nicht verzagt; hohe Wellen aber begann sie erst zu werfen, als die Ereignisse des Jahres 1866 und ihre Folgen auch über das stille Gebiet der Schule die Wogen der Kritik mit ungeahnter Gewalt hereinbrechen ließen, indem sie unsere Bildungsstätten in den Mittelpunkt der deutschen, ja der europäischen Theilnahme rückten. Seitdem hat sich so ziemlich aus allen Gebieten des deutschen und speciell des preußischen Schulwesens der Ruf nach Reformen erhoben. Eine bereits massenhafte Literatur hat sich im Dienste dieser Bewegung entwickelt [2]); in zahlreichen Versammlungen ist sie besprochen worden, und die höchste preußische Verwaltungsstelle hat es für zeitgemäß erachtet, durch Befragung von Schulmännern aller Richtungen ihre Stellung zur Sache vorzubereiten und damit für die Ausarbeitung des nun schon seit 27 Jahren heranreifenden Unterrichtsgesetzes eine eingehende Berücksichtigung der öffentlichen Meinung in Aussicht zu stellen. Wenn Schwarzseher den immerhin auffallenden Umstand, daß der, wie verlautet fertige Entwurf des Gesetzes bis jetzt in den Büreau's zurückgehalten wird, in entgegengesetztem Sinne deuten, so wollen wir nicht so weit gehen. Auf alle

---

[1]) Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung, im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von Dr. L. Wiese, Geh. Ober-Reg.-Rath und vortragendem Rath im kgl. Ministerium der geistl., Unterr.- und Med.-Angelegenh. III. (1869—73. 1874.) Mit einer Schulkarte. Berlin. Wiegandt und Grieben. — Das Werk ist durch zuverlässige Vollständigkeit, gute, durchsichtige Form und Anordnung und ruhige Objectivität eine wahre Zierde unserer pädagogischen und culturgeschichtlich-statistischen Literatur und empfiehlt sich auch gebildeten Nicht-Pädagogen als eine Fundgrube ebenso anregender als gediegener Belehrung. Fachmännern und Verwaltungsbeamten, die mit dem höhern Schulwesen zu thun haben, ist es geradezu unentbehrlich. Der erste Band (1864) umfaßt die ganze ältere Geschichte des preußischen höheren Schulwesens, der zweite (1869) die Jahre 1864—68; der dritte behandelt die seitdem verflossenen Jahre.

[2]) cf. Wiese p. 34—36, 45. Zur Reform des Realschulwesens werden dort aus den Jahren 1869—1874 nicht weniger als 38, zu der der Gymnasien 24 Schriften als „Auswahl" aus größerem Vorrathe genannt.

Digitized by Google

Fälle aber glauben wir Angesichts dieser Reserve der obersten Schulbehörden, und in der Ungewißheit, ob zwischen der endlichen Veröffentlichung des Entwurfes und den entscheidenden Verhandlungen des Abgeordnetenhauses genügender Raum für die publicistische Controverse zu hoffen ist, mit der Veröffentlichung der nachstehenden Erwägungen nicht länger zurückhalten zu dürfen. Dieselben gehen von dem Punkte aus, wo unsere Schulgesetzgebung in die Verhältnisse des praktischen Lebens am Energischsten eingreift: von den Bestimmungen über die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Heeresdienst. Gleichwol ist ihre Tragweite, wie man sehen wird, eine principielle, auf die einzelne Frage durchaus nicht beschränkte.

So lange es Culturstaaten gibt, hat vielleicht noch nie und nirgend eine staatliche Maßregel so nachdrücklich den Hebel in die gesammte Entwickelung der Gesellschaft eingesetzt, als die Jahrzehnte hindurch im Auslande nur getadelte und bespöttelte, jetzt freilich überall nach Kräften nachgeahmte preußische Einrichtung des sogenannten Freiwilligenrechts. Der Staat gewährt seinen Angehörigen nicht nur Sicherheit der Person und des Eigenthums, sondern er allein macht ihnen auch fast alle höheren Güter erreichbar, die dem Leben, dem Eigenthum erst einen Culturwerth verleihen. Somit darf und muß er für das Höchste auch das Höchste verlangen: die Person, das Leben des Einzelnen selbst, wenn es noth thut. Wehrlos — ehrlos, friedlos! Es ist nur der urälteste, innerste Trieb unseres germanischen Stammes, der Grundgedanke unserer ganzen nationalen Rechtsentwickelung, der in der allgemeinen, persönlichen Wehrpflicht wieder zur Geltung kam. Also allgemeine Wehrpflicht, zunächst für den Krieg. Aber nur für diesen? Hat denn auf unserer Culturstufe die Manneskraft im Kriege noch überhaupt einen Werth, wenn sie nicht im Frieden unter Opfern an Mühe, Geld und — vor allem an Zeit die nothwendige Schulung erhielt? Und da trat denn die Schwierigkeit ein. Unmöglich durfte die Zeit des angehenden Gelehrten, Künstlers, Technikers, des höheren Gewerbetreibenden inmitten der entscheidenden Lern- und Entwickelungsjahre so veranschlagt werden, wie die des Arbeiters, des kleinen Landmannes und Handwerkers in einer Lebensepoche, die für ihn auf die Vollendung der Vorbildung folgt und der Begründung der Familie vorangeht, ihm also die denkbar geringste Störung bereitet. Da hätte sich ja das höchste Recht handgreiflich in das höchste Unrecht verkehrt; zumal da dieselbe höhere Bildung, welche die Schwierigkeit bereitet, auch das Mittel zu ihrer Ueberwindung an die Hand gibt. Wer seinen Verstand übte, lernt auch Arm und Bein schneller beherrschen, wird vor Allem mit dem Heeresorganismus schneller und leichter in lebendigem Bewußtsein verwachsen. So bringen wir denn geistige Bildung in Abschlag auf die Zeit der Dressur, kürzen den Friedensdienst Dem, welcher jene erwarb! Das der Gedanke des Gesetzes. Und wie er gewirkt hat, dafür sprechen die Thatsachen.

Gewiß sind die fortschreitenden Zahlenreihen unserer Schulstatistik auf mehr als eine wirkende Ursache zurückzuführen. Die Zunahme der Bevölkerung, des Wohlstandes, aber auch der Concurrenz auf allen Arbeitsgebieten hätte, so hat auch ohne allgemeine Wehrpflicht und Freiwilligenrecht eine beträchtliche Zunahme der höheren Schulanstalten in allen Culturstaaten bedingt.

Digitized by Google

Ergebnisse aber, wie sie bei uns vorliegen, sind doch zu gutem Theil nur durch jene treibende Kraft möglich geworden. Möge ein vergleichender Blick auf die Schulstatistik unserer alten und unserer neuen Provinzen und auf ihre Bewegung während der letzten acht Jahre[1]) das anschaulich machen. Wir fassen, auf die amtlichen Angaben des Centralblattes gestützt, die Frequenz der höheren Schulen in unseren alten und in unseren neuen Provinzen am Ende der Wintersemester 1868, 1872 und 1876 in's Auge. Da bei weitem in den meisten preußischen Schulen der Jahrescursus zu Ostern schließt, stellen die Zahlen das Minimum der Durchschnittsfrequenz dar und sind also geeignet, eine feste Grundlage für die Vergleichung zu geben. Im Anfange des achtjährigen Zeitraums sind anderthalb Jahre seit dem Bürgerkriege und der Annexion verflossen und die Kriegsstörungen überwunden, während die Neuschöpfungen erst beginnen; man darf also, in den alten wie in den neuen Landestheilen, im Großen und Ganzen Verhältnisse voraussetzen, wie die Zeit vor den Annexionen sie geschaffen. Nun ergeben sich folgende Zahlen:

Bevölkerungsverhältniß der neuen zu den alten Provinzen im December 1875: $21^1/_2 : 100$.

Gesammtfrequenz der höhern Schulen im März:		1868:	1872:	1876:	Verhältniß der Schulfrequenz in den neuen Provinzen zu der in den alten, in Proc. ausgedr. 1868 Procent:	1872 Procent:	1876 Procent:
Gymnasien	Alte Provinzen	43037	47638	50367			
	Neue Provinzen	5752	6674	7863	$13^{15}/_{43}$	14	$15^3/_5$
Progymnasien	Alte Provinzen	2217	2656	2972			
	Neue Provinzen	159	206	111	$7^1/_7$	$7^{10}/_{13}$	$3^7/_9$
Humanist. Anstalten überh.	Alte Provinzen	45254	50294	53339			
	Neue Provinzen	5911	6880	7974	$13^2/_{45}$	$13^{17}/_{25}$	$14^{50}/_{53}$
Realschulen 1. O.	Alte Provinzen	16347	18434	19522			
	Neue Provinzen	494	2729	3748	3	$14^7/_9$	$19^1/_6$
Realschulen 2. O.	Alte Provinzen	1504	2120	2526			
	Neue Provinzen	1184	1415	1796	$78^2/_3$	$66^5/_7$	$71^1/_{10}$
Höhere Bürgerschulen	Alte Provinzen	3065	5461	6058			
	Neue Provinzen	598	3003	4501	$19^1/_2$	55	$74^1/_3$
Real-Anstalten überhaupt	Alte Provinzen	20916	26015	28106			
	Neue Provinzen	2276	7137	10045	$10^9/_{10}$	$27^{11}/_{26}$	$35^5/_7$
Höhere Schulen insgef.	Alte Provinzen	66170	76309	81445			
	Neue Provinzen	8187	14017	18019	$12^4/_{11}$	$19^2/_3$	$22^1/_8$

[1]) Der Aufsatz erhielt im Sommer 1877 seinen Schluß.

Die Redaction.

Die neuen Landestheile, wie man sieht, treten in die preußische Staatsgemeinschaft mit einer Schülerfrequenz ihrer höheren Bildungsanstalten ein, die hinter den Bevölkerungs- und Wohlstandsverhältnissen weit zurück bleibt. Ihre humanistischen Schulen sind wenig mehr als halb so stark, ihre realistischen Anstalten nicht einmal halb so stark besucht, wie die der altpreußischen Provinzen. Dabei fehlen die Realschulen erster Ordnung fast gänzlich; und wenn dafür die Realschulen zweiter Ordnung, d. h. die realistischen Lehranstalten ohne Latein und von mehr oder weniger elementarem Zuschnitt allerdings stärker entwickelt sind, so reicht dieser Vorsprung doch nicht aus, um das Zurückbleiben der Gesammtfrequenz der höheren Schulen viel über die Hälfte auszugleichen. Wie ändert sich das aber nach wenigen Jahren! Schon das Jahr 1872 zeigt eine rapide Fortschrittsbewegung zu Gunsten der neuen Provinzen, die um so schwerer in's Gewicht fällt, da sie mit einem ungewöhnlichen Aufschwung des höheren Schulwesens auch in den älteren Landestheilen zusammenfällt. Und nach acht Jahren, im Frühling 1876, sind in der Gesammtfrequenz der höheren Schulen die alten Provinzen bereits um fünf Procent überholt, sie sind in den Realschulen 2. Ordn. und den höheren Bürgerschulen gar um's Dreifache übertroffen, und nur die Realschulen 1. Ordn. bleiben noch um eine Kleinigkeit, die Gymnasien freilich noch ziemlich bedeutend, um ein volles Drittel, hinter den altpreußischen Verhältnissen zurück. Sind diese Zahlen nicht sprechend? Man mag die Hauptstadt zu Gunsten der alten Provinzen gebührend in Anschlag bringen, man mag der Ueberlegenheit der hoch entwickelten Industriebezirke am Niederrhein, in Westphalen, in Sachsen und Schlesien über vorwiegend ackerbauende Landestheile, wie Schleswig-Holstein und Theile von Hannover, sowie dann dem industriellen Aufschwunge der ersten siebziger Jahre auch in Bezug auf die Bildungsstatistik volle Rechnung tragen. Das eigentliche Geheimniß des bis 1868 verhältnißmäßig schlummernden und dann so plötzlich erwachten „Bildungstriebes" der neuen Landestheile hängt bei alledem mit der spontanen Culturbewegung unserer Zeit nur zum kleineren Theile zusammen. Entscheidend wirkt offenbar das preußische, jetzt deutsche, Wehrgesetz mit seinem unerbittlichen „Entweder — Oder". Dies Gesetz füllte die höheren Schulen, spornte den opferwilligen Eifer der Communen und der Privaten, machte uns an einem handgreiflichen Beispiele wieder einmal das eigentliche Geheimniß unserer Ueberlegenheit verständlich: so weit dieselbe eben von bleibenden Factoren und nicht nur von dem Genie unserer gegenwärtigen Führung bedingt wird. Geld läßt sich unter Umständen schnell erwerben, Waffen und Rüstung lassen sich kaufen, Mannschaften lassen sich drillen. Aber eine nahezu unerschöpfliche Reserve von zuverlässigen, einsichtigen Officieren und Beamten, wie Preußen sie der vieljährigen, stillen Wirksamkeit seiner höheren Schulen und seiner Wehrpflicht verdankt, sie ist ebenso schwer zu verlieren als schwer zu erwerben: das Geheimniß der ausdauernden, planmäßigen, durch ein starkes, unentrinnbares Gesetz auferlegten Bildungsarbeit spottet der Nachahmung wie des Verrathes. Und doch — auch hier ist nicht Alles Gold, was glänzt; auch hier droht die Wohlthat, im Drange veränderter, über Nacht gewachsener Verhältnisse, zum Uebel, zur Plage zu werden, wenn nicht die stets wache Für-

Digitized by Google

sorge rechtzeitig dem Mißbrauch wehrt. Man beachte die folgenden Zahlen, welche zeigen, wie in den Winterhalbjahren 1867/8 und 1875/6 die Schüler unserer Gymnasien und Realschulen 1. Ordn. sich in die einzelnen Classen vertheilten und wieviele von ihnen sich nach Absolvirung des vollständigen Cursus im Laufe der beiden Jahre 1868 und 1876 das Zeugniß der Reife erwarben.

Wie bei Berechnung der Abiturienten das Ergebniß des ganzen Jahrganges, so ist auch bei der der Classenfrequenz die Gesammt-Frequenzbewegung während des Winterhalbjahres (nicht nur die Schlußfrequenz am Ende des Semesters) zu Grunde gelegt.

		Abiturienten.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	Alle Classen	Procentverhältniß der Abiturienten.	Procentverhältniß der Secundaner.
Gymnasien	Alte Prov. 1868	1960	4850	7639	11191	8164	7274	7994	47112	$4^1/_6$	$16^2/_9$
	Alte Prov. 1876	2162	5407	9530	13435	9056	9008	9650	56626	$3^5/_9$	$16^4/_5$
	Neue Prov. 1868	328	759	998	1390	1053	1145	1214	6859	$4^5/_6$	$14^1/_2$
	Neue Prov. 1876	421	992	1512	2095	1376	1460	1522	8957	$4^9/_4$	$16^7/_8$
Realschulen 1. Ordn.	Alte Prov. 1868	223	624	2583	4593	3918	3633	3444	19108	$1^1/_6$	$13^2/_3$
	Alte Prov. 1876	420	1144	3238	5911	4174	4089	3794	22350	$1^8/_7$	$14^1/_2$
	Neue Prov. 1868	14	47	125	142	99	117	76	586	$4^1/_4$	$21^1/_3$
	Neue Prov. 1876	103	289	690	1165	786	712	591	4233	$2^5/_7$	$15^1/_6$
Gymnasien der Gesammtmonarchie	1868	2288	5609	8637	12581	9217	8419	9208	53171	$4^1/_{12}$	16
	1876	2593	6399	11042	15530	10432	10968	11212	65583	$3^{13}/_{13}$	$16^6/_7$
Realschulen 1. Ordn. der Gesammtmonarchie	1868	237	671	2708	4735	4027	3857	3596	19604	$1^1/_5$	$13^8/_9$
	1876	523	1433	3928	7088	4960	4800	4385	26595	$1^{25}/_{26}$	$14^{10}/_{12}$

Unsere höheren Schulen haben bekanntlich einen neunjährigen Lehrcursus, dessen Jahrespensa sich so vertheilen, daß je ein Jahr auf Sexta, Quinta und Quarta fällt, je zwei Jahre auf Tertia, Secunda und Prima. Dem entsprechend müßten denn auch, wenn der Lehrplan an allen Schülern oder doch wenigstens an einer Mehrzahl zur Ausführung käme, die drei oberen Classen fast doppelt so stark sein als die drei untern, und etwa ein Zehntel sämmtlicher Schüler müßte sich jährlich das Zeugniß der Reife erwerben. Das ideale Verhältniß der Abiturienten, wenn alle Schüler ihr Ziel erreichten, wäre $11^1/_9$ Procent der Schülerzahl, das der Secundaner $22^2/_9$ Procent. Statt dessen betragen die Gymnasialabiturienten, deren Zeugniß den Zugang zu allen vom Staate abhängigen Laufbahnen ohne Ausnahme eröffnet, die überall officiell mehr oder weniger bevorzugt werden, im Jahre 1868 kaum mehr als ein Drittel, die der Realschulen 1. Ordn. gar nur ein Zehntel dieses Procentsatzes; und wenn dieses letztere Verhältniß im Jahre 1876 eine wesentliche Besserung zeigt, bis zu un-

Digitized by Google

gefähr einem Sechstel der idealen Zahl, so ist der Gewinn für das Ganze auch nur ein scheinbarer. Denn dieser Zunahme der Real-Abiturienten steht eine verhältnißmäßige Abnahme der Gymnasial-Abiturienten gegenüber, und nicht sowol Wachsthum des Bildungsbedürfnisses und der Bildungskraft unserer Jugend, als vielmehr die im Jahre 1870 erfolgte Erweiterung der Berechtigungen der Real-Abiturienten, also wiederum ein gesetzgeberischer Act erweist sich als die treibende Ursache. Auch die Betrachtung der Prima, namentlich in den Realschulen 1. Ordn., doch nicht in ihnen allein, zeigt ein ganz auffallendes Zurückbleiben der wirklichen Ergebnisse des Unterrichtes gegen die idealen Ziele, und erst in der Secunda nähert man sich dem normalen Procentsatz in den Gymnasien auf etwas mehr als zwei Drittel, in den Realschulen 1. Ordn. beinahe genau auf die Höhe dieses Verhältnisses, wobei wiederum die Vergleichung der Bewegung zwischen 1868 und 1876 zu Gunsten der Realschulen 1. Ordn. ausfällt. So erreicht denn nur ein geringer Bruchtheil der Schüler auf unseren höheren Lehranstalten das planmäßig vorgesteckte Ziel, und selbst eine leidliche Annäherung an dies Ziel gelingt auch nur noch einer Minderheit. Weitaus die Mehrzahl dagegen tritt in's Leben über mit einer Bildung, die so ziemlich das gerade Gegentheil des Wünschenswerthen und Zweckmäßigen darstellen möchte, nämlich mit Bruchstücken von allerlei wissenschaftlichen Kenntnissen, die darauf berechnet waren, auf einer höheren Stufe sich zu einem harmonischen Ganzen zusammen zu schließen, in wirkliches geistiges Eigenthum zu verwandeln, in Kraft umzusetzen, und die nun, in ihrer Vereinzelung, nicht nur an sich bald genug verloren gehen müssen, sondern auch noch eine unlustige Erinnerung an erfolglose Mühen, an verworrenes, zielloses Streben hinterlassen; welche für die so nothwendige Fortbildung und spätere Selbsterziehung vielleicht ebenso oft ein Hinderniß sein wird, als eine Hilfe. Man hat von optimistisch-conservativer Seite her darauf hingewiesen, daß es auch für den weniger begabten, lernunlustigen Theil unserer Jugend, auch für jene Sextaner, Quintaner, Quartaner, Tertianer, denen Gymnasium und Realschule nun die Elementarschule ersetzen müssen, immerhin ein Vortheil sei, wenn sie einige Jahre hindurch das Beispiel begabterer, höher angelegter Naturen vor sich haben. „Es geht ein geheimnißvoller, veredelnder Zug durch das ganze Leben einer höheren (namentlich „classischen") Schule, etwas von „dem Geist, der im ganzen Corps thut leben, reißet gewaltig wie Windesweben auch den einzelnen Reiter mit." Allein wer Kinder, oder sagen wir lieber gleich, wer Menschen beobachtet hat, sollte doch wissen, daß die Macht des Beispiels meistens im umgekehrten Verhältnisse zu dem Gegensatze steht, in welchen es sich gegen unsere Neigungen stellt, daß auf eine ideale Natur, die nach oben blickt, immer viele bequeme, gewöhnliche Naturen kommen, welche den Maßstab ihrer Leistungen und Pflichten von dem Schwächeren, Trägeren hernehmen, statt von der ihnen überlegenen Kraft. Nur zu leicht richtet sich das Lehrziel, der Unterrichtsgang (ich meine in Wirklichkeit, nicht auf dem Papier) nicht sowol nach dem, was mit den besseren Schülern erreicht werden könnte, sondern nach dem, was mit den mittelmäßigen und schwachen thatsächlich erreicht werden kann, vollends wenn die Mittelmäßigkeit und Schwäche die große Mehrzahl bildet, und wer

Digitized by Google

sich in die Lage eines gewissenhaften, pflichteifrigen Lehrers setzt, wird denselben in solchen Fällen für das sinkende Bildungs-Niveau der Classe keineswegs verantwortlich machen, vielmehr mit diesem endlosen tragischen Conflict zwischen Ideal und Leben das herzlichste Mitleid empfinden. Es hilft da kein Bemänteln und Ableugnen: „unsere höheren Schulen sind zu sehr großem Theile krank (wenige besonders begünstigte Anstalten vielleicht ausgenommen), sie kranken an dem Mißverhältniß zwischen ihrer idealen Aufgabe und den Kräften, Neigungen, Lebenszielen und Lebensverhältnissen der Mehrzahl ihrer Zöglinge; unter dem Druck dieser Verhältnisse reiben eine Menge trefflicher Lehrkräfte sich vorzeitig auf; die unteren und mittleren Classen, in denen die festen Grundlagen einer gesunden, schöpfungskräftigen Bildung gelegt werden sollen, leiden oft schwer unter einer erdrückenden Last ungeeigneter Schüler, und selbst die oberen Classen, in denen die Blüthe unserer Jugend sich sammelt, haben an den Nachwirkungen jener schädlichen Einflüsse mehr oder weniger zu leiden. Man entgegne nicht, daß alle diese Uebelstände nicht uns allein drücken, daß sie anderwärts vielleicht noch viel schlimmer auftreten. Erstens wäre das an sich kein besonderer Trost: denn nicht ob Andere hinter uns zurückbleiben, haben wir zu fragen, sondern ob wir selbst unserer natürlichen Aufgabe möglichst vollkommen genügen. Ohnehin liegt das ganze Geheimniß unserer Kraft und unserer Zukunft in unserer überlegenen Lern- und Entwickelungsfähigkeit, während in Bezug auf angeborenes, instinctives Geschick, in Bezug auf die Wirksamkeit des „Unbewußten" nicht nur die Romanen, sondern selbst manche slavische Stämme uns übertreffen. Sodann aber haben es unsere höheren Schulen in der That mit einem künstlich geschaffenen Uebelstande zu thun, der kaum anders und in eben dem Maße zutrifft und der, wenn nicht bald Rath geschafft wird, ihre ganze Wirksamkeit ernstlich gefährden muß, wie er schon jetzt eine unverantwortliche Verschwendung von Lehr- und Lernkraft herbeiführt. Ich meine jenes Privilegium, welches das allgemein gesuchte Recht des einjährigen freiwilligen Militärdienstes allen denjenigen jungen Leuten gewährt, die in einem Gymnasium oder einer Realschule I. Ordn. nach dem Urtheil des Lehrercollegiums das erste Jahrespensum der Secunda, oder in einer Realschule 2. Ordn. das der Prima sich „genügend angeeignet haben", während überall sonst die Erlangung jenes Rechtes an ein Examen gebunden ist. Die Beseitigung dieses Privilegiums halte ich für eine der dringendsten Aufgaben unserer Schulgesetzgebung.

Nicht zwar, und das mag zur Vermeidung von „Mißverständnissen" hier gleich vorausgeschickt werden, als ob hier an ein sogenanntes „gehässiges" Privilegium, an eine üble Absicht des Gesetzgebers auch nur entfernt gedacht würde, oder als ob mir die Gründe der Vertheidiger des Gesetzes unbekannt wären oder von mir in ihrer relativen Berechtigung nicht gewürdigt würden. Zunächst (und das hat wol am meisten eingewirkt) erleichtert das bestehende Verhältniß ganz ungemein den Geschäftsgang. Welche Menge „unnützer" (?) Mühe und Kosten, wenn man jährlich neun- bis zehntausend einjährige Secundaner amtlich zu prüfen hätte! Haben wir nicht schon Examen- und Actenwirthschaft genug in Preußen? Und dann: Gibt das Urtheil eines sachverständigen, gewissenhaften Lehrercollegiums, in jahrelanger Beobachtung gewonnen, nicht eine ungleich

Digitized by Google

bessere Gewähr für die Geistesreife eines jungen Mannes, als die oft durch Zufall beeinflußten Ergebnisse einer kurzen mündlichen Prüfung, selbst als der Ausfall einiger, noch so gut beaufsichtigter Clausurarbeiten? Und muß nicht das Vertrauen des Staates in einer so wichtigen Sache das Ansehen des Lehrerstandes heben, dessen Pflichteifer schärfen, ihm die größte Behutsamkeit und die festeste, unbeugsamste Gewissenhaftigkeit und Unabhängigkeit bei Abgabe seines Votums zur ernsten Ehrenpflicht machen?

Wir gedenken hier Niemanden zu verletzen, weder unsere fleißigen, viel geplagten Lehrer, noch unsere gewiß wohlmeinenden Behörden. Aber es wird gegenüber solchen Ausführungen dennoch die Erinnerung nicht zu vermeiden sein, daß in unsern Lehrercollegien nicht abstracte Begriffe sitzen, sondern concrete Menschen, mit der Ermüdung und Aufreizung zugänglichen Nerven, wie eben in andern Collegien auch, und daß die besonderen Verhältnisse ihrer Lebens- und Berufsstellung wahrlich nicht dazu angethan sind, im vorliegenden Falle ihnen die Ueberwindung der menschlichen Unvollkommenheit zu erleichtern. Man versetze sich einmal in die Lage: Wenn zu irgend einem Berufe oder dessen Vorbildungsanstalten sich neben den Berufenen auch die Talentlosigkeit oder die Trägheit drängt, so ist nichts leichter, als sie einfach abzuweisen, und die Leichtigkeit wächst mit der Fülle des Zudranges. „Der junge Mensch hat kein Talent zum Gelehrten, zum Künstler, zum Kaufmann, zum Officier, zum Seemann! Er wähle einen andern Beruf." Nichts ist einleuchtender, wird im Allgemeinen besser verstanden. Nun aber treibt keineswegs der Muthwille oder der Größenwahnsinn, sondern die Furcht vor dem dreijährigen Garnisonsdienst die gesammte Masse der wohlhabenderen Jugend in die höheren Schulen. Um einer vaterländischen Pflicht ohne unerträgliche Opfer zu genügen, nicht aus Vorwitz oder Hochmuth stellt man sich ein; keine controlirte Prüfung steht als heilsames Schreckbild am Ende des Weges; das bloße Urtheil der Lehrer genügt! wird und kann dieses Urtheil den guten, moralischen, äußerlich fleißigen, nur leider denkunfähigen oder denkträgen Sohn einer achtbaren Familie mit so strenger Gerechtigkeit, wie es im Interesse unserer gesunden höheren Bildung zu wünschen steht, von der allerdings unverdienten, aber für ihn vielleicht zur Lebensfrage gewordenen Wohlthat des Gesetzes ausschließen? Es handelt sich nicht entfernt um Bestechlichkeit und Pflichtwidrigkeit im gewöhnlichen Sinne; in dieser Richtung nimmt unser wissenschaftlicher Lehrerstand auch heute noch vollständig seine alte, intacte Ehrenstellung ein. Aber — es wird ja nur das Freiwilligenrecht gewährt, nicht Anwartschaft auf ein Amt; und so wird denn unmerklich die schiefe Ebene der Zugeständnisse, der milden Praxis betreten. Daß dann auch die begabteren Schüler anfangen, es sich möglichst bequem zu machen, daß das Niveau der ganzen Classe sinkt, die Maßstäbe niedriger genommen werden, bedarf für den Einsichtigen nicht der Ausführung und ist ja auch noch kürzlich von dem Nachfolger des Geheimrath Wiese in öffentlich gesprochenen Worten ausdrücklich anerkannt worden. Der Lehrplan unserer Gymnasien und Realschulen erster Ordnung ist ohnehin nur für talentvollere Schüler berechnet, deren Zahl nicht in gleichem Maße mit der Frequenz unserer Lehranstalten gewachsen ist. Der Fortfall des Examens

Digitized by Google

nimmt der Trägheit und Schlaffheit einen mächtigen Sporn, und, was mehr sagen will, er nimmt dem Lehrer eine mächtige Waffe gegen ungerechtfertigte Zumuthungen [1]). Und so haben sich denn die unerfreulichen Zustände gebildet, unter denen ein nur zu großer Theil unserer höheren Lehranstalten gegenwärtig leidet. So lange der Unterricht noch elementar ist und wenig Anforderungen an die Denkkraft stellt, schiebt die bunte Heerde der Schüler sich durch die unteren Classen mit leidlicher Regelmäßigkeit fort. Aber schon in Quarta und Tertia fangen die Geister sich zu scheiden an, und die Untersecunda entwickelt, unter dem Einfluß der jetzt geltenden Lehrpläne, sehr oft Zustände, an denen eine gewöhnliche Menschenkraft erlahmen muß. Den Hauptschaden tragen natürlich die besseren Schüler; sie werden die Opfer eines nachgerade gemeingefährlichen Nivellirsystems, dem Abhilfe geschafft werden muß, wenn wir nicht in den Fall kommen wollen, den Strom unserer nationalen Bildung seicht zu machen, indem wir sein Bette unmäßig erweitern.

Wie nun diese Abhilfe zu schaffen sei, das dürfte sich aus der Natur und Entstehungsgeschichte des Uebels unschwer ergeben. Vor Allem ist die Forderung zu stellen, daß alle Aspiranten des einjährigen Dienstes sich einer gesetzlich geregelten, ernsten Prüfung unterziehen. Das Privilegium des Geldes und der Vis inertiae muß aufhören, thatsächlich auf der Entwickelung unseres höheren Schulwesens zu lasten. Der Sohn wohlhabender Eltern, für den man beliebig lange höheres Schulgeld und Pension zahlt, muß keine Aussicht behalten, durch diese äußeren Leistungen seiner Angehörigen bei einiger Geduld und Beharrlichkeit über die unbequeme Mühe eigener Geistesanstrengung hinweg zu kommen. Und wenn man fragt, wer denn diese massenhaften, neu hinzukommenden Prüfungsarbeiten bewältigen soll, wenn man vor dem dadurch bedingten Zuwachs des Beamtenstandes erschrickt, so geben wir die Antwort: dieser ganze Zuwachs wird sich, bei zweckmäßiger Einrichtung der Sache, höchstens auf die Neuschaffung von ein paar Dutzend Schulrathstellen beschränken und mithin gegenüber der Wichtigkeit der Sache gar nicht in Betracht kommen können. Schon jetzt haben die Secundaner der Realschulen 1. O. beim Uebergange nach Prima eine förmliche, schriftliche und mündliche Versetzungsprüfung zu bestehen. Man dürfte dieses Verfahren nur auf die Gymnasien ausdehnen und das Freiwilligenrecht von dem günstigen Ausfalle dieser Prüfung oder einer Versetzungsprüfung für Obersecunda abhängig machen, so wäre dem Hauptübelstande so einfach als gründlich abgeholfen. Die Prüfungen können natürlich von den resp. Lehrercollegien abgenommen werden, gerade wie in den Realschulen 1. O. schon jetzt, aber der Staat würde sie controliren müssen; nicht aus Mißtrauen gegen die Integrität der Lehrercollegien, sondern um diesen gegen die Zudringlichkeit eines gewissen Publicums einen festen Rückhalt zu gewähren. So würde der Trägheit und Unfähigkeit jede Hoffnung abgeschnitten. Schwarz auf weiß, in den gefertigten Prüfungsarbeiten, in den Protokollen des

[1]) Neuerdings hat die Behörde den an sich sehr dankenswerthen Versuch gemacht, den hier gerügten Uebelständen durch eine Reihe von Vorschriften über die bei Ertheilung des „Berechtigungszeugnisses“ einzuhaltenden Formen entgegen zu treten. Gründliche Abhilfe aber wird immer nur das Examen gewähren.

Digitized by Google

mündlichen Examens würden die Entscheidungsgründe vorliegen, mit Ausschluß jedes Appells an gutmüthige Rücksichtnahme, und es würde endlich dem schweren Uebelstande ein Ende gemacht werden, daß nicht selten gerade die Trägheit und Talentlosigkeit die höheren Lehranstalten aufsucht, um in ihnen mit geringerer Mühe ein Ziel zu erreichen, welches auf jedem anderen Wege nur ernster Arbeit zugänglich ist.

Freilich erhebt sich nun eine zweite Frage: aber ihre Beantwortung, weit entfernt, neue Schwierigkeiten zu enthüllen, führt vielmehr geraden Weges auf diejenige Reform unseres höheren Schulwesens, welche in dem wirren Durcheinander der Meinungen bisher so ziemlich als einzige constante Größe hervortrat, und somit, von allen Seiten her befürwortet, auch wol die nächste Aussicht auf Verwirklichung hat. Wohin, so müssen wir fragen, mit den schwächeren Schülern? Wo bleibt die ganze Masse der jungen Leute, welche bisher nur des Freiwilligenrechtes wegen unsere Gymnasien und Realschulen 1. Ordn. besuchten, zu ernster, gründlicher Aneignung ihres Secundanerpensums aber weder Neigung noch Befähigung haben? Soll denn jeder junge Deutsche mit dreijährigem Militärdienst bestraft werden, wenn er sich nicht geeignet erweist, bis zum sechzehnten Lebensjahre drei fremde Sprachen zu erlernen, und daneben sichere Beherrschung der Elementar-Mathematik, eine gute Uebersicht über die Weltgeschichte, die politische und physische Geographie, die beschreibenden Naturwissenschaften, die Experimentalphysik zu erwerben? Und wenn nicht: soll diese ganze, große Masse den jetzt schon bestehenden Prüfungscommissionen zugesandt werden, zu deren unerträglicher Ueberbürdung? Soll sie sich verurtheilt sehen, aus der Hand fremder, mit ihrem Entwickelungsgange unbekannter Männer eine so wichtige Entscheidung zu empfangen, und vorher die mit Recht von allen einsichtigen Pädagogen perhorrescirten „Freiwilligen-Pressen" bevölkern?

Darauf gibt es nur Eine Antwort: Unsere Schulorganisation zeigt hier offenbar eine Lücke, und diese muß ausgefüllt werden, je eher je lieber. Wir brauchen Schulen, welche auch mäßig befähigten jungen Leuten bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre eine für die heutigen Anforderungen des praktischen Lebens ausreichende Bildung gewähren, ihre Zöglinge, wenn nicht zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit, so doch zur intelligenten Ausübung eines bürgerlichen Berufes mit den nöthigen Vorkenntnissen ausrüsten. Diese Schulen müssen einen einfachen, in sich abgeschlossenen Lehrplan haben, damit auch die mäßige Geisteskraft in ihnen zu jener gründlichen und sicheren Beherrschung eines, immerhin engeren Gebietes gelangen kann, welche allein die Garantien des Fortschreitens, der wirklichen, fruchtbaren Bildung gewährt. Sie werden sich also, im Gegensatze gegen alle gegenwärtig vorhandenen „berechtigten" Anstalten, mit einer obligatorischen fremden Sprache zu begnügen haben, und zwar wird diese selbstverständlich eine lebende Sprache sein, Französisch oder Englisch, je nach dem Localbedürfniß, wobei facultativer Unterricht auch in der zweiten fremden Cultursprache für die befähigteren Schüler nicht ausgeschlossen ist. Die Kenntniß von zwei fremden Sprachen wird künftig nicht mehr von der Gesammtheit unserer einjährigen Freiwilligen verlangt werden dürfen, wol aber wird die

Digitized by Google

neu zu schaffende Mittelschule (sie wird am besten „höhere Bürgerschule“ [1]) heißen) durch gründliche Behandlung des deutschen und des geschichtlichen Unterrichts einen festen Grund aufgeklärten, vaterländischen Bewußtseins zu legen haben; sie wird auf bürgerliches Rechnen, auf die Elemente der Algebra und Geometrie eine ausgibige Sorgfalt verwenden, eine gute, klare Uebersicht über die Elemente der topographischen und politischen Geographie geben, und auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, (Naturbeschreibung, Experimentalphysik, Elemente der Chemie in Verbindung mit Mineralogie) nicht sowol Stoffmassen gedächtnißmäßig überliefern, als zum Sehen, Betrachten, Vergleichen Anleitung geben. Die ästhetischen und hygienischen Uebungen (Singen, Zeichnen, Turnen) werden dabei natürlich, wie in allen deutschen Schulen, zu vollem Recht gelangen. Die Religionslehre würden Viele, Angesichts der heutigen Zeitverhältnisse, lieber ganz fortlassen, wie in allen höheren Schulen. Da ein so radicales Verfahren aber wol so bald keine Aussicht auf Verwirklichung hat, wird wenigstens, hier wie überhaupt in der deutschen Schule, auf Betonung des urchristlichen, humanen, versöhnenden, die Confessionen verbindenden, nicht trennenden Momentes mit aller Sorgfalt zu halten sein, sowie darauf, daß die Belehrung über die kirchlich-religiöse Ueberlieferung sich mit der wissenschaftlichen Objectivität des geschichtlichen und naturhistorischen Unterrichts nicht in verwirrenden Gegensatz bringen darf. Es ist das ein delicater, mit vielem Tact zu behandelnder, aber nicht zu umgehender Punkt.

Für gründliche Bewältigung der hier angedeuteten Aufgaben wird nun eine Gesammtunterrichtszeit von 10 Jahren, vom 6. bis zum 16. Jahre, vollkommen genügen, auch bei Schülern von mäßiger Durchschnittsbegabung, und der Staat wird nur Gerechtigkeit üben, wenn er die so erlangte Geistestüchtigkeit für zwei Jahre militärische Dressur in Rechnung stellt und den Schülern dieser Anstalten das Recht des einjährigen Dienstes gewährt: natürlich unter der Voraussetzung, daß sie in einer ernsten Schlußprüfung über Aneignung des vollständigen Lehrpensums sich ausweisen. Andernfalls bliebe das Hauptübel doch bestehen, und die tadelnswerthe „milde Praxis“ würde sich, unter dem Druck der Verhältnisse, nur auf die neuen Schulen übertragen. Für den Rest junger Leute, die aus irgend einem Grunde das gewünschte Freiwilligenrecht durch regelmäßigen Besuch einer Schule nicht erwerben konnten, würde dann immer noch, wie jetzt, die Prüfung vor einer staatlich bestellten Commission, oder auch die Theilnahme an einer Schulprüfung übrig bleiben. Aber auch hier wird die Schablone der lebendigen Entwickelung weichen müssen, insofern die Anforderungen, welche über die allgemeinen Elementarkenntnisse hinaus reichen, mit Rücksicht auf den Lebensberuf der Examinanden und ihre Vorbildung abzumessen sind. Die Commission wird von dem Techniker nicht Lateinisch und Griechisch, von dem früheren Gymnasiasten nicht Naturwissenschaft und Englisch verlangen. Sie wird den Seemann nicht behandeln wie den Landwirth. Es wird ihr vielmehr genügen

[1]) Gegenwärtig bezeichnet unsere Unterrichtsordnung mit diesem Namen unfertige Realschulen erster Ordnung, denen noch die Prima fehlt (also eigentlich „Pro-Realschüler“), während die von dem Normal-Lehrplan abweichenden Realschulen als „Realschulen zweiter Ordnung“ gelten.

Digitized by Google

dürfen, wenn der zu Prüfende eine gute, feste Elementarbildung besitzt, die Muttersprache fehlerlos spricht und schreibt, geläufig rechnet, mit den Grundzügen der Weltgeschichte, der vaterländischen Geschichte, der Geographie bekannt ist, und darüber hinaus in einer fremden Sprache und in irgend einem, seiner Neigung und Lebensstellung entsprechenden Fache eine solide Grundlage wohl verarbeiteter Kenntnisse nachweist. Nach diesen Grundsätzen würde die Prüfungsordnung zu gestalten sein, und zwar, in Ausführung des Gesetzes vom 4. Mai 1874, unter den Auspicien des Reichs, dem auch die fortlaufende Beaufsichtigung und gleichmäßige Handhabung des gesammten hier in Rede stehenden Berechtigungswesens naturgemäß zu unterstellen wäre. Die Versammlung deutscher Realschulmänner zu Braunschweig (3. und 4. October 1874) hat diesen Ansichten bereits in nachfolgenden Resolutionen Ausdruck gegeben:

V. 1) Das Recht der Meldung zum einjährigen Freiwilligendienst darf nur auf Grund einer Prüfung erlangt werden, welche entweder vor der dazu bestellten Commission oder vor dem Lehrercollegium einer der dazu berechtigten Schulen abzulegen ist.

2) Die Aufsicht über die Prüfungen muß den Reichsbehörden zustehen.

3) Die an die Prüflinge (außerhalb der Schule) zu stellenden Forderungen sind nach dem Maßstabe zu bestimmen, welche für die Leistungen der Abiturienten der höhern Bürgerschule aufgestellt wird.

Um die für alle diese Wünsche leitenden Gesichtspunkte noch einmal zusammenzufassen: Es wird vor Allem Beseitigung eines an sich durch die thatsächlichen Verhältnisse keineswegs gerechtfertigten Privilegiums erstrebt; sodann sollen unsere höheren Schulen durch den Wegfall dieses Privilegiums von einer schweren Last ungeeigneter Elemente befreit werden; endlich wird für diese Elemente selbst die Eröffnung eines Bildungsweges erstrebt, welcher geeignet ist, dieselben, wenn auch auf beschränkterem Wissensgebiete, wirklich geistig selbständig, gesund und fortschrittsfähig zu machen. Ein radicaler, feindseliger Widerspruch der erhobenen Forderungen gegen die bestehenden, historisch entwickelten Verhältnisse ist also durchaus nicht vorhanden, vielmehr handelt es sich lediglich um Beseitigung von Uebelständen, die sich, bei besten Absichten aller Betheiligten, aus dem unerwartet schnellen Wachsthum unserer socialen und nationalen Verhältnisse und Ziele nothwendig ergeben mußten. Und so dürfte denn, zumal in den maßgebenden Kreisen über alle Hauptsachen die Verständigung leicht sein wird, eine Durchführung der so nothwendigen Reform immerhin vielleicht schon von einer nahen Zukunft erhofft werden. Ob dieselbe dann auch der Heilung eines zweiten, eben so bedenklichen Grundübels unserer höheren Schulverhältnisse die Wege bahnen wird? Es wäre vermessen, Angesichts gewisser Kundgebungen von einflußreichster Stelle her, nach dieser Richtung einer ähnlichen Zuversicht Raum zu geben. Doch ist die Frage viel zu wichtig und brennend, als daß sie vor gründlicher Lösung von der Tagesordnung verschwinden könnte, und so sei sie denn hier in der Kürze für die weiteren nicht fachmännischen Kreise signalisirt.

Es handelt sich um Erhaltung, resp. Wiedergewinnung der Sammlung, der Vertiefung, der selbständigen, schöpferischen Kraft bei unserm höheren Jugendunterricht, um Vermeidung schablonenhaften Formelwesens und oberflächlicher

Digitized by Google

Vielwisserei Angesichts der vervielfältigten Anforderungen des zeitgenössischen Lebens.

Daß diese Sammlung vielfach vermißt wird, daß die Klage über zunehmende Oberflächlichkeit und Zerfahrenheit eine allgemeine, in allen Lagern erhobene ist, darf als bekannt und zugegeben vorausgesetzt werden. Unsere ganze pädagogische Zeitliteratur ist in dieser Beziehung so ziemlich einstimmig. Desto weiter gehen freilich die Meinungen auseinander, sobald von der zu suchenden Abhilfe die Rede ist: hängt doch der ganze, nachgerade immer unerquicklicher und aussichtsloser werdende Streit zwischen Gymnasium und Realschule damit zusammen. Wir unsrerseits haben an dieser Stelle keineswegs die Absicht, ihn zu erneuern. Seitdem es in den für den Augenblick entscheidenden Kreisen neuerdings einfach als Dogma ausgesprochen ist, daß die eigenthümlichen Bildungsmittel der Realschule, moderne Sprachen und Naturwissenschaften, mehr zu passiver Receptivität als zu selbständiger, geistiger Regsamkeit erziehen; seitdem an einflußreicher Stelle schroffer als je die Alleinberechtigung der classischen Vorbildung für Universitätsstudien betont wird, hätte es zunächst keinen Zweck, hundertmal ausgesprochene und begründete Ueberzeugungen hier nochmals zu wiederholen [1]). So wollen wir denn hier nicht untersuchen, ob aus der historischen Priorität des classischen Unterrichtssystems seine ewige Alleingültigkeit für akademische Zwecke mit Nothwendigkeit folgt; wir wollen von den Klagen der Universitätsgutachten über die ungenügende Vorbildung der angehenden Mediciner hier keinen Gebrauch machen; die abfälligen Urtheile anderer Facultäten sogar über das Latein der heutigen Gymnasialabiturienten mögen auf sich beruhen. Wir stellen uns entschlossen und resignirt auf den Boden der Thatsachen, lassen es einstweilen gelten, daß die Realschule, ursprünglich ohne Zweifel für die Bedürfnisse der nicht akademischen Lebenssphäre gegründet, eben deshalb der andern Sphäre auch in allen Stadien ihrer Entwickelung fern bleiben müsse, und fragen nur: Wie ist auf diesem gegebenen Boden, unbekümmert um die etwa in Aussicht stehenden Experimente und Wandlungen der Gelehrtenschule, dem wahren und berechtigten, auf gediegene, nicht zersplitternde und verflachende Bildung möglichst weiter Kreise hinarbeitenden Zeitbedürfnisse, besser als jetzt, zu genügen?

Der hochangesehene Gymnasial-Pädagoge, welcher jüngst als Rathgeber der höchsten Verwaltungsstelle die Erbschaft des Vaters unserer Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung antrat, hat sein Programm bekanntlich dahin formulirt [2]), daß neben dem als gelehrte allgemeine Bildungsschule ein für allemal ausschließlich zu privilegirenden Gymnasium nur noch die oben besprochene Bürgerschule, welche ihre Schüler nach siebenjährigem Cursus mit sechzehn Jahren

[1]) Seit der Schlußredaction dieses Aufsatzes, Sommer 1877, scheint die Stimmung in maßgebenden Kreisen sich wieder etwas mehr der Realbildung zuzuneigen, an deren endlichem Durchdringen zu völliger Gleichberechtigung wir unsererseits bei alledem und alledem nie gezweifelt haben.

[2]) K. Bonitz, „Ueber die Reform unseres höheren Schulwesens". Der Vortrag wurde am 16. Januar 1875 in der Berliner Singakademie gehalten und ist nachher in den Preußischen Jahrbüchern erschienen.

Digitized by Google

entläßt, und außerdem gewisse Fachschulen, berechtigt erscheinen. Die jetzige Realschule 1. O. behalte die Schüler viel zu lange, denn nicht mit achtzehn, sondern spätestens mit sechzehn Jahren müsse der Kaufmann, der Gewerbetreibende, der Landwirth in's praktische Geschäft. Außerdem verderbe die Realschule 1. O. einen großen Theil ihrer Zeit mit dem ihr nicht zustehenden Latein; sie habe diesem Luxus ein- für allemal zu entsagen, sich lediglich auf Vorbereitung zu nicht akademischen Berufsarten zu beschränken und so zu ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung zurückzukehren. Als Beweis dafür, daß unsere thatsächlichen Lebensverhältnisse auf diesen Weg hinweisen, wird die Ueberfüllung der mittleren Classen, die geringe Frequenz der Obersecunda und Prima geltend gemacht. Daß als Facit der Rechnung nicht sowol eine Reorganisation, als vielmehr eine Abschaffung der Realschule 1. O. und ihre Ersetzung durch die höhere Bürgerschule (gehobene Elementarschule) herauskommt, mag als darnach selbstverständlich nur mit einem Wort bemerkt werden.

Dem gegenüber ist nun vollkommen zuzugeben, daß in der That das bewußte und praktisch durch freiwillige Opfer anerkannte Bildungsbedürfniß recht weiter Kreise unseres wohlhabenden Mittelstandes über Lesen, Schreiben und Rechnen und etwas Französisch und Englisch, Geschichte, Geographie, Physik und Chemie in der That nicht hinausgeht. Die Schulzustände, welche wir 1866 in den neuen Provinzen vorfanden, lassen darüber gar keinen Zweifel. Nicht mit sechzehn, sondern mit fünfzehn und vierzehn Jahren würden bei uns, wie in England und Amerika und wo sonst noch, selbst viele Wohlhabende ihre Söhne der Schule entziehen und hinter den Ladentisch oder in die Werkstatt schicken, wenn nicht eben der gefürchtete preußische Militärdienst zu erhöhten Anstrengungen zwänge. Aber mit Constatirung dieses thatsächlichen Verhältnisses dürfte die Frage doch kaum für erledigt gelten. Zunächst hat es in Preußen stets für Aufgabe der Regierung gegolten, in Culturfragen nicht hinter der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. den egoistischen Instincten der Masse, her zu gehen, sondern dieselbe durch kräftiges und besonnenes Voranschreiten zu erziehen und zu veredeln. Wie und wann wären wir wol sonst zur bäuerlichen Freiheit, zur bürgerlichen Selbstverwaltung gekommen? Aber auch die bereits thatsächlich erreichte Bildungsstufe unserer unabhängigen Classen fügt sich keineswegs ausnahmslos in das angedeutete niedere Bildungsmaß; ja sie wäre schon jetzt nicht ohne Gewaltsamkeit, die doch natürlich Niemand beabsichtigt, unter dasselbe zurück zu führen. Inmitten des mehr oder weniger rohen Materialismus, der die Niederungen unserer Gesellschaft bedeckt, gibt es doch auch in den materiell erwerbenden Classen schon einen unzerstörbaren Kern höherer, gediegener Intelligenz, der sich über den Werth einer tüchtigen und gründlichen Jugendbildung weniger bescheidene Vorstellungen macht. Ganz abgesehen von der Vorbereitung auf die technischen Hochschulen (die doch nicht etwa auch Gymnasial-Privilegium werden soll?), ganz abgesehen ferner von den dem Realschul-Abiturienten jetzt noch zugänglichen und doch nicht ohne Weiteres wieder zu verschließenden Zweigen des Staatsdienstes, werden die Oberclassen unserer Realschulen 1. O. von einer nicht ganz geringen Zahl künftiger Kaufleute, Landwirthe, Geschäftsleute aller Art besucht. Es gibt in der That, mit

Digitized by Google

oder ohne Erlaubniß der classischen Philologen, es gibt unabhängige Kreise in Deutschland, welche den modernen Studien die Fähigkeit zutrauen, eine wirkliche höhere, selbständige Bildung zu geben, welche diese Meinung durch die thatsächlichen Ergebnisse der Realschulbildung bestätigt sehen, und welche der Ansicht sind, daß der künftige Großhändler, Fabrikant, Großgrundbesitzer sein siebzehntes und achtzehntes Lebensjahr nützlicher bei wissenschaftlichen, seiner Lebensrichtung entsprechenden Vorstudien zubringt, als im Comptoir, in der Werkstatt, auf dem Wirthschaftshof. Die Thatsache, daß seit 1868 die Frequenzzunahme der Realanstalten die der humanistischen weit überflügelte, und daß eine sehr mäßige Erweiterung der Berechtigungen den Procentsatz der Abiturienten und Primaner wesentlich hob, während der der Gymnasien abnahm; der opferfreudige, von oben herab bekanntlich niemals sehr ermuthigte Eifer der Communen gerade in Errichtung und Ausstattung jener Anstalten möchte doch am Ende auch auf einen Zusammenhang mit der gesammten wissenschaftlichen und socialen Zeitbewegung deuten: und die uns bevorstehende Aera einer mächtig erweiterten Selbstverwaltung wird diese Tendenzen wahrlich eher stärken als schwächen. Ein Staat, der sich bereit zeigt, seinen Großgrundbesitzern, Kaufleuten, Fabrikanten die wichtigsten Interessen der Gemeinden, Kreise und Provinzen in die Hände zu geben, der, stark wie er ist, durch einen Beamtenstand von unübertroffener Intelligenz, Arbeitskraft und Redlichkeit, dennoch freiwillig mit dem System büreaukratischer Bevormundung bricht: ein solcher Staat braucht Geschäftsleute, die den Akademikern geistig ebenbürtig sind, ja er setzt sie ausdrücklich voraus. Weit entfernt, sie für überflüssig zu halten, wird er sie heranzuziehen suchen, und seine Schulbehörden werden sich der Einsicht nicht ernstlich verschließen, daß für die zur Mitregierung berufene Elite der erwerbenden Stände eine mit dem sechzehnten Jahre abschließende Schulbildung nicht ausreicht. So wird denn die moderne höhere Bildungsanstalt, neben der classischen, auch die gegenwärtige, ihr nicht günstige parlamentarische und administrative Strömung wol überdauern, mit oder ohne Berechtigungen. Ihre Freunde und Arbeiter aber werden gut thun, die den Nichtprivilegirten der Natur der Sache nach immer gestattete freiere Bewegung, von aller unnützen Polemik absehend, vielmehr zu eigener Vervollkommnung auszunutzen.

Und da ist es denn an der Zeit, einmal ernstlich einem Uebelstande näher zu treten, mit welchem eine an sich ohne Zweifel wohlgemeinte Fürsorge unser Realschulwesen in der That heimgesucht hat. Wir meinen jene Zersplitterung der Kraft, welche für einen nicht geringen Theil unserer gereiftern Schüler die nur zu natürliche Folge der an sie gestellten Forderungen ist. Bekanntlich verlangt die Prüfungsordnung von dem Realabiturienten die Lieferung eines deutschen und eines französischen resp. englischen Aufsatzes (nach jedesmaliger Bestimmung des K. Commissarius), und eines lateinischen sowie eines französischen, resp. englischen fehlerfreien Exercitiums. Er muß ferner Aufgaben aus der höheren Elementarmathematik (incl. Geometrie der Neuern und Kegelschnitte), aus der Mechanik, der mathematischen Physik, der Chemie selbständig lösen, und dann in der mündlichen Prüfung über Dogmatik und Kirchengeschichte, Profangeschichte

Digitized by Google

und Geographie, Mathematik, Physik und Chemie eine Menge keineswegs ganz leichter Fragen beantworten, auch sich geübt zeigen, einen leichtern lateinischen Autor (Sallust, Livius, Ovid, Vergil) sowie beliebige schwerere Stellen französischer und englischer Dichter ohne Vorbereitung geläufig und richtig, mit grammatischem und sachlichem Verständniß zu übersetzen. Endlich wird eine gewisse Uebung im mündlichen Gebrauch beider moderner Sprachen verlangt, sowie eine gute Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen der vaterländischen, der französischen und englischen Literatur. Daß achtzehn- bis neunzehnjährige Jünglinge solchen Anforderungen häufig nur äußerlich und auf Kosten ihrer geistigen Frische genügen, daß bei mittelmäßigen Talenten dabei leicht oberflächliche Vielwisserei und Receptivität an die Stelle des selbständigen Denkens tritt, wird dann gern der modernen Bildungsrichtung an sich in die Schuhe geschoben. Viel eher sollte man sich wundern, daß trotz alledem der dem Studium der modernen Sprachen und der Naturwissenschaften zustrebende Geist der Zeit immer noch so viele tüchtige und selbständige Kräfte ungeknickt aus diesem Gedränge übertriebener Anforderungen hervorgehen läßt. Unsere Prüfungsordnung geht mit dem „non multa, sed multum", dem gefeierten Lieblingssatze unserer pädagogischen Theoretiker, in der Praxis eigenthümlich genug zu Werke. Es wird da in der That endlich Rath geschafft werden müssen, wenn der Ruf nach Vertiefung, nach Erziehung schöpferischer, selbständiger Kräfte nicht eben ein frommer Wunsch bleiben soll.

Stellen wir uns ganz bescheiden auf den Boden der Thatsachen, nehmen wir die Ausschließung der Realabiturienten von den Universitäten, die Unnahbarkeit der gymnasialen Organisation einstweilen hin und fassen wir einfach unsere künftigen Kaufleute, Techniker, Landwirthe in das Auge, denen wir ausgibige Vorkenntnisse ohne unverantwortliche Opfer an geistiger Elasticität und Frische zuführen möchten. Da werden wir uns denn daran erinnern dürfen, daß die Schüler der obersten Classe nicht mehr Knaben, sondern Jünglinge sind, daß die Leitung, unter welcher sie stehen, nur noch als planmäßige und zweckentsprechende Vorbildung und Ueberführung zur Selbstbestimmung ihre Berechtigung hat, daß diesem Alter Nichts (die Zügellosigkeit ausgenommen) gefährlicher wird, als die starre Schablone. Und unter dem Eindruck dieser Erwägung denken wir auf eine angemessene Combination fester Führung mit freier Bewegung. Schon jetzt, wie jeder erfahrene Realschulmann zugeben wird, zerfällt die Prima meistens thatsächlich, wenn auch nicht officiell, in eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe. Alle bekommen zwar denselben Unterricht, an Alle werden dieselben Anforderungen gestellt, aber Wenige nur sind geneigt und im Stande, in allen Fächern volle Arbeit zu leisten. Die Natur wehrt sich eben gegen das System, und das Ergebniß ist eine Art von mehr oder weniger „milder Praxis" mit allen deren verstimmenden und entnervenden Einflüssen. Wie anders, wenn wir entschlossen den Weg der Natur gingen, wenn wir während der letzten Schuljahre darauf verzichteten, Alles über einen Kamm zu scheeren! Es ist ja wahr, die Gesammtheit unserer Bildung kann keinen Gegenstand unseres Lehrplans missen, weder die alten noch die neuen Sprachen, weder die Geschichte und Geographie noch

Digitized by Google

die Mathematik und Naturwissenschaften. Aber es ist weder nöthig noch nützlich, die ganze Masse der überhaupt nützlichen Kenntnisse in jedem einzelnen Kopfe zusammen zu stopfen. Es ist kein Gewinn dabei, wenn der angehende Kaufmann sich widerwillig mit höheren mathematischen und naturwissenschaftlichen Aufgaben plagt und darüber ein Stümper im Französischen und Englischen, ein halbgeübter Rechner, ein Ignorant in der Volkswissenschaftslehre bleibt; einem künftigen Techniker, Architekten, Fabrikanten seinerseits kommt es weder fachmännisch noch menschlich zu Gute, wenn er sich in den letzten, entscheidenden Jahren seiner Vorbildung, gegen Talent und Neigung mit Anfertigung lateinischer Exercitien, französischer und englischer Aufsätze quält. Vielmehr gewähre man während der letzten Schuljahre so zu sagen eine vorsichtige Propädeutik jener Selbstbestimmung, deren Freuden und Leiden das Leben nachher ja doch einem Jeden gewährt oder auflegt. Nicht, daß unsere höheren Lehranstalten, wie man wol entgegnet hat, sich deshalb sämmtlich in Fachschulen verwandeln sollten. Das Wesen der Fachschule beruht darauf, daß sie ihren Lehrplan ohne Berücksichtigung allgemeiner Bildungszwecke im Dienst des praktischen Bedürfnisses gestaltet, wobei allerdings zufällige Förderung auch der allgemeinen Bildung immer noch sehr möglich ist. Was hier vorgeschlagen wird, ist lediglich eine Berücksichtigung der Neigung, des Talents, des künftigen Lebensberufs bei der Auswahl unter lauter an sich vollkommen berechtigten allgemeinen Bildungsstudien. Die Realschule, wenn sie den künftigen Kaufmann sich auf neuere Sprachen, Geographie, Geschichte, Volkswirthschaft, Rechnen, Chemie concentriren läßt, wird darum so wenig Fachschule wie das Gymnasium, wenn es den künftigen Theologen und Juristen vorzugsweise mit Latein und Griechisch beschäftigt: denn sie treibt Nichts, was der allgemeinen Bildung nicht dienen kann und soll, und sie treibt Alles in bildender Methode. Und da liegt der Schwerpunkt. Es ist hier übrigens noch auf den bisher viel zu wenig beachteten Umstand hinzuweisen, daß eine neue Wissenschaft, die Volkswirthschaftslehre, immer dringender an die Pforten unsrer höheren Schulen klopft und ihre Ausschließung sicherlich nicht mehr lange ertragen wird. Wir haben nicht nur eine erdrückende Concurrenz auf dem Weltmarkt zu bestehen, täglich steigenden Lebensanforderungen die Spitze zu bieten, sondern auch die Grundlagen unserer Gesittung und unserer Rechtsverhältnisse gegen eine scrupellose Demagogie und gegen verblendete Massen zu vertheidigen. Sollen unsere jungen Leute unter solchen Umständen auch ferner noch in's Geschäftsleben eintreten, ohne die geringste Anleitung zu volkswirthschaftlichem Beobachten und Denken, ohne Kenntniß der einfachsten volkswirthschaftlichen Grundbegriffe? Sollen die beschämenden Erfahrungen der Milliarden- und Gründerepoche, die verhängnißvollen Verirrungen der socialistischen Secten sich periodisch bei uns wiederholen? Mögen die gewerbsmäßigen Widersacher jeder Neuerung noch so weise Gegenrede erheben; dennoch werden unsere höheren Schulen zunächst, später auch wol die mittleren und die Fortbildungsschulen, sich ganz gewiß der Volkswirthschaftslehre öffnen müssen; aber nur das System der freien Bewegung kann und wird die dafür nothwendige Zeit und Kraft gewähren. So würde denn die Realschule 1. O., nach unserem Vorschlage (den bereits die deutsche Realschulmänner-Versammlung

Digitized by Google

in Braunschweig am 3. October 1874 zu dem ihrigen machte) ihren Mathematikern und Physikern in Obersecunda und Prima den fremdsprachlichen Aufsatz; ihren für sprachliche Studien beanlagteren, meist nach höherer kaufmännischer Vorbildung strebenden Obersecundanern und Primanern aber die Lösung schwerer mathematischer, mechanischer, physikalischer, chemischer Aufgaben zu erlassen haben. Sie wird sich auf jener Seite, was die Sprachen angeht, mit dem Nachweis der Befähigung zu wissenschaftlicher Lectüre, auf dieser, so weit Mathematik und Naturwissenschaft in Frage kommen, mit gründlichen und klaren *elementaren* Kenntnissen begnügen müssen, und das Latein würde sie auf den obersten Classen nur *facultativ* lehren. Dafür aber würde sie auf der einen Seite eine gründliche mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung, auf der andern wirkliche Sicherheit in der Behandlung der modernen Culturssprachen, wirkliche fruchtbringende Einführung in ihre Literaturen, eine wirklich gediegene Grundlegung historischer, geographischer, volkswirthschaftlicher Kenntnisse erreichen können. Für die sehr berechtigte Forderung aber, daß über dem allen die Einheit des menschlichen und nationalen Bewußtseins nicht verloren gehe, daß Gymnasiasten, Realschüler aller Art und Zöglinge der Fachschulen die geistige Fühlung, die Möglichkeit der Verständigung nicht einbüßen, wird auf andere Weise zu sorgen sein, als durch schablonenhafte Lehrpläne. Die geistige Einheit der höheren Schule liegt nicht im Lehrstoff„ sondern in der Methode. Daß diese eine wissenschaftliche, auf zusammenhängende, sichere Erkenntniß gerichtete sei, das ist in alle Wege die Hauptsache. Die sittliche Einheit aber beruht auf der Pflege des religiösen Pflichtgefühls, der Humanität, der Vaterlandsliebe. Da darf und wird es keine Verschiedenheiten geben. Und auch an äußeren, Geist und Gemüth ansprechenden Trägern dieses gemeinsamen Lebens wird es ja unseren höheren Lehranstalten, unbeschadet aller Freiheit der Bewegung, niemals fehlen können. Eine feste Grundlage gemeinsamer historischer, geographischer, naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und gemeinsamer sittlicher und ästhetischer Anschauungen bedingt in der modernen Gesellschaft die Möglichkeit der Verständigung unter Gebildeten: so wird denn auch *keine* Schule der Pflicht sich entziehen können, diese Grundlage zu schaffen. Die heimische Sprache und ihre Literatur ist das Palladium unsers nationalen Bewußtseins: sie wird also den Brennpunkt, die Blüthe jedes humanen, höheren Unterrichts bilden. In der Hingebung an das Ideale, in der Liebe zum Vaterlande, in der unerschütterlichen Ehrfurcht vor den ewigen Grundlagen der Ordnung und der Gesellschaft möge unsere Jugend sich einig fühlen; in der Befähigung zu selbständigem, wissenschaftlichem Urtheil, in der Schulung zur geistigen Arbeit möge sie das Standeszeichen der „Gebildeten" sehen. Dann wird es wenig verschlagen, ob ein lateinisches oder griechisches Citat von Allen oder nur von einem Theile verstanden wird, ob der Eine seine Kenntniß der Griechen aus dem Urtext, der Andere sie aus Uebersetzungen und aus Lessing, Schiller, Goethe, Wilhelm v. Humboldt geschöpft hat. Wir werden dann für alle Bedürfnisse sorgen können, ohne die Einheit daran zu geben. Wir werden höhere Bürgerschulen haben für die breite Masse des Mittelstandes; unsere Gymnasien, da sie einstweilen an ihren Vorrechten noch entschlossen festhalten, werden zuzusehen haben,

Digitized by Google

wie sie sich mit den naturgemäß steigenden Anforderungen der medicinischen und der philosophischen Facultät abfinden, ohne sich ihrerseits zu zersplittern und zu verflachen, Realschulen einer neuen, kaum verbesserten Ordnung zu werden. Die Realschulen 1. O. endlich werden die in gewissen Grenzen gewährte freie Bewegung sich zu Nutzen machen, um an ihrem Theile einen der Bureaukratie geistig ebenbürtigen, jeder Concurrenz gewachsenen höheren Bürgerstand heranziehen zu helfen. Sie werden auf dem soliden Unterbau der jetzigen Organisation, ihre oberen Classen, je nach localen Bedürfnissen, den Interessen der kaufmännischen oder der industriellen höheren Kreise anpassen; entweder, bei starker Frequenz, in durchgeführter Zweitheilung der Secunda und Prima; oder einfach durch Hinzufügung resp. Erlassung einiger facultativer Lehrstunden und entsprechende Modificirung der Anforderungen. Hier und da werden diese getheilten Oberclassen sich dem Charakter von Fachschulen nähern können, ohne nach ihrem inneren Wesen aus der Reihe der höheren Bildungsanstalten zu treten [1]). Der Staat wird natürlich überall, wo man „Berechtigungen" von ihm verlangt, in Bezug auf Zielleistungen, Prüfungen, äußere Ausstattung ein entscheidendes Wort mitsprechen und das Aufsichtsrecht üben. Die überzeugten Freunde der Realschule aber werden zunächst wohl thun, über der Wiederholung ihrer an sich vollkommen gerechtfertigten Forderungen und Beschwerden die Hauptsache, nämlich das energische Streben nach Vervollkommnung ihrer Anstalten [2]) nicht zurücktreten zu lassen. Daß früher oder später auch die Universitäten denjenigen Realschulabiturienten, welche neben tüchtigen mathematisch-naturwissenschaftlichen, resp. neusprachlich-historischen, auch solide lateinische Kenntnisse nachweisen, sich öffnen werden und müssen, bleibt dabei unsere feste Ueberzeugung.

Der springende Punkt (um die Hauptsache noch einmal zusammen zu fassen), ist für uns: die dringliche, schon im Reichstage in bestimmte Aussicht genommene Regulirung des Freiwilligenrechts. Dieselbe wird dann demnächst zur Herstellung der höheren Bürgerschule in unserem Sinne führen, über deren Nothwendigkeit officielle, officiöse und unabhängige Wortführer aller Parteien principiell einig sind. Unsere Wünsche und Vorschläge für die Realschule 1. O. endlich rechnen durchaus mit allen bestehenden Einrichtungen, Ueberzeugungen, selbst Vorurtheilen; sie nehmen vor der Hand Nichts in Anspruch als freie, vorsichtige Bewegung innerhalb bescheidener Grenzen und überlassen die Berechtigungsfrage, so unendlich wichtig sie an sich ist, der Zukunft und der Logik der Dinge.

[1]) Hier kann der Verfasser dieses Aufsatzes bereits aus eigener Erfahrung sprechen. Die durch ihn organisirte, jetzt städtische, höhere Handelsschule in Frankfurt a. M. ist seit Ostern 1877 in der Art mit einer Realschule 1. O. verbunden, daß die Handelsclassen Abtheilungen der Obersecunda und Prima bilden, die in 23 wöchentlichen Lehrstunden den regelmäßigen Unterricht dieser Classen mitgenießen, während 13 Lectionen ihren besonderen Zwecken dienen. Es wird dabei in den Handelsclassen die höhere Geometrie, die mathematische Physik, sowie Religionslehre und Zeichnen ganz fortgelassen, dadurch aber Raum für Volkswirthschaftslehre, Handelslehre, Handelsrecht, kaufmännisches Rechnen, gründlichere Uebungen im englischen und französischen Ausdruck gewonnen. Latein wird für die Handelsschüler facultativ; Deutsch, französische und englische Lectüre, Geschichte, Geographie, Algebra, Chemie, Singen und Turnen bleibt ihnen mit den Realschülern gemeinsam.

[2]) Die, beiläufig bemerkt, den Gymnasien ganz ebenso nöthig ist.

Digitized by Google

Das Ober-Engadin.

Von

Dr. J. M. Ludwig in Pontresina.

I.

Jäh und stolz über der Erde Italiens sich erhebend, aber tief in seinen Himmel ragend umzinnen die höchsten rhätischen Alpen das höchste Culturthal Europa's, das Ober-Engadin. Es ist die eisbepanzerte Berninagruppe, die dort auf der südöstlichen Grenze der Schweiz Wache hält. Auf ihrer Südseite führen steile enge Thäler raschen Laufes hinunter in das rebenumrankte Veltlin; auf der Nordseite senkt sich der Gebirgsstock viel allmäliger zu der 1800 m hohen Thalsohle des Ober-Engadins, gewaltige Eisströme in dessen Seitenthäler ergießend. Das 3—4 km breite und etwa 37 km lange Hochthal zieht sich zwischen demjenigen Gebirgszug, dem die 4052 m hohe Berninaspitze den Namen gegeben, und der Julierkette von SW. nach NO. In seiner ganzen Länge senkt es sich blos um 150—160 m. Zwischen den Anfängen der beiden Bergketten verbindet es der 1811 m hohe Malojapaß mit Italien; es ist dies der niedrigste Paß der Centralalpen, nicht höher als die Thalsohle selbst.

Das Hauptthal ist durch eine hügelige Quermauer unterhalb St. Moritz in zwei ziemlich gleich große, jedoch wesentlich verschiedene Theile getheilt. Wer über den Julier in den oberen, südlicheren dieser beiden Theile gelangt, dem muß das Herz im Leibe frohlocken, wenn er, kaum den todten Steinhaufen des Passes entkommen, unten im Thale den blauen Himmel und die kahlen Felsenhäupter in friedlichen Seen widergespiegelt sieht, die, von dichten Arvenständen und kleinen Hügelchen beschattet, mit ihren malerischen Inselchen und Landzungen ein Bild ergeben, das nur einmal im reinen Sonnenlicht gesehen zu werden braucht, um sich für alle Zeiten ein Plätzchen in der Erinnerung zu erobern.

Die andere, nördlichere Hälfte des Thales mag seiner Formation nach früher auch ein Seebecken gewesen sein; heute unterbricht blos der geschlängelte Lauf des Inn den breiten, großen Wiesenteppich — es ist ein einförmigeres Bild, dessen Ernst durch den freien Blick auf die majestätischen Eisberge des Berninastockes noch erhöht wird.

Die beiden südöstlichen Einschnitte der oberen Thalhälfte, die Seitenthäler Fex und Fedoz, sind von saftigen Wiesen und Weiden und im Hintergrund von blendend weißen Gletschern ausgekleidet. In Fex liegt 1984 m ü. M. Cresta mit seinem kleinen Kirchlein, eines der höchsten Dörfchen Europa's, die während des ganzen Jahres bewohnt werden. Es ist eine Filiale des an der Mündung des Fexthales hinter Wald und Hügeln still gelegenen Sils-Maria; zu diesem gehört auch Sils-Kirche, eine kleine Häusergruppe drüben auf der anderen Seite des Thales, an der Poststraße, die aus Italien und Bergell, über den Maloja

Digitized by Google

kommend, sich den malerischen Buchten des Silser Sees anschmiegt. Dieser ist $4_{,8}$ km lang und $1_{,4}$ km breit. Europa trägt keinen zweiten auch nur annähernd so großen See so hoch über dem Meere.

Die Poststraße führt in einer Stunde theils an altem Seegrund, theils am Silvaplaner See vorbei nach Silvaplana, der ersten Ortschaft, die man über den Julierpaß erreicht. Ueber das schmale Band, das den Silvaplaner mit dem Campfèrer See verbindet, führt eine hölzerne Brücke hinüber nach Surlej, dessen Trümmer und Schutt noch von den Verheerungen eines wilden Bergbaches erzählen, eines jener Bächlein, die in gewöhnlichen Zeiten so harmlos ihr krystallhelles Wasser bald in bläulichen Becken sammeln, bald in silbernen Schaum auflösen, um plötzlich, nach einem Unwetter, zum reißenden Strom heranzuwachsen und vernichtende Steinblöcke und endloses Geschiebe vom Berg in das Thal zu führen. Eine kalte Gipsquelle bei Surlej, in ihrer Zusammensetzung derjenigen von Weißenburg sehr ähnlich, ist in jüngster Zeit zum Trinken gefaßt worden und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Von Silvaplana zieht die Straße längs dem Campfèrer See nach Campfèr, wo sie sich theilt; die obere sucht einige hundert Fuß über der Thalsohle den Wald, die untere den Inn auf, mit dem sie gemeinschaftlich zum Curhaus, den Bädern und dem See von St. Moritz eilt. Der Letztere hat an Ausdehnung ebenfalls bedeutend verloren; alle jene großen Bauten, die den Mittelpunkt des St. Moritzer Badelebens bilden, liegen auf ehemaligem Seegrund. St. Moritz selbst (1856 m ü. M.) liegt so regellos malerisch oben an der Thalwand, daß man glauben möchte, die Engel hätten dort dem heiligen Mauricius zu Gefallen eine Schachtel Spielzeug ausgeleert. Im Dorf vereinigen sich die getrennten Straßen wieder, um gemeinschaftlich jenen bewaldeten Querwall zu überschreiten, der, wie bereits angedeutet, das Thal in zwei Hälften theilt.

Auch der Inn, nachdem er sich zum vierten Male in tiefen weiten Becken angestaut hatte, als ob es ihm schwer würde, das schöne Land seiner Kindheit zu verlassen, stürzt sich jetzt in jugendlichem Sprung aus dem St. Moritzer See hinaus auf seine weite Wanderung zum Schwarzen Meere. Während der muntere Geselle sich einen eigenen Weg durch den Hügelwall gebahnt, mußte sich die Straße drei starke Krümmungen gefallen lassen, um zum Zwillingsdorf Cresta-Celerina und weiter zur „Hauptstadt" Samaden zu gelangen, dem Mittelpunkt des Ober-Engadiner Handels und Verkehrs. Von Samaden gelangt man thalabwärts nach Bevers und Ponte-Camogask am Fuße des Albulapasses. Dieser ist im Sommer, trotz der schmaleren Straße, weit schöner und romantischer als der Julier, im Winter jedoch windiger und gefährlicher. Wer beide Pässe sehen will, thut am besten, über den Julier zu kommen und über den Albula zu gehen.

Die nächste Ortschaft, Madulein, erweckt durch ihre ehrwürdige Burgruine Quardaval, in die sich jetzt eine Sommerwirthschaft eingenistet, unser Interesse. Die Burg soll im 15. Jahrhundert von den anwohnenden Bauern verbrannt worden sein. Dem letzten Vogt, das ist der kurze Inhalt der Sage, gefiel eine junge Tochter in Camogask so überaus gut, daß er sie auf der Burg haben wollte. Der Vater des Mädchens, Adam, erbat sich Zeit, seine Tochter ge-

Digitized by Google

ziemend zu kleiden. Im Brautschmuck führte er sie, begleitet von seinen festlich gekleideten Landsleuten, nach der Burg. Der ungeduldige Vogt eilte ihnen entgegen und wie er das unschuldige Opfer umarmen wollte, stieß ihm Adam den Dolch in's Herz. Die bewaffneten Festgenossen vollendeten das Strafgericht an der Besatzung und der Burg selbst.

Die zwei letzten Ortschaften sind Zuz, der ehemalige Vorort des Ober-Engadins, und Scanfs, mit dem zwar noch nicht genau geographisch, aber social, klimatisch und sonst in jeder Beziehung das obere Engadin aufhört und das untere beginnt.

Der bemerkenswerthen Seitenthäler gibt es auf jeder Seite zwei. In der Julierkette führt ein Einschnitt unterhalb Scanfs für Fußgänger und Saumpferde über den Scalettapaß nach Davos. Das Thal enthält ein kleines, zu Scanfs gehörendes Dörfchen Sulsanna, nach dem es auch benannt wird. Ein zweiter Einschnitt, das Beverser Thal, ist wegen seiner romantischen Scenerien bekannt und besucht, hat aber die böse Eigenschaft, kalte Nordwinde aufzufangen und den an seiner Mündung wohnenden Beversern zuzusenden. In der Berninakette öffnet sich, Ponte gegenüber, das lange Camogaskerthal mit der gleichnamigen Ortschaft an seiner engen Mündung; es enthält die schönsten Ober-Engadiner Alpen. Das zweite, von allen sechs genannten das breiteste Seitenthal, ist dasjenige von Pontresina — eigentlich ein Stück Hauptthal, eine südöstliche Ausbuchtung desselben. Von Celerina sowol als von Samaden zweigen Poststraßen dorthin ab, die, noch im Hauptthal vereinigt, nach zweistündigem Lauf sich zum Berninapaß erheben und über diesen eine bequeme Verbindung mit Puschlav und dem Veltlin herstellen. Längs dieser Straße, an der Sonnenseite des Seitenthales, liegt Pontresina, 1828 m ü. M., am Fuß des steil ansteigenden Languardstockes, der das Thal gegen NO. begrenzt. Die andere, südwestliche Seite des Thales bilden die Ausläufer des Berninastockes, die zwischen sich abermals zwei Thäler, Roseg und Morteratsch, mit den größten Gletschern Graubündens einschließen.

Indem wir nun ein möglichst gedrängtes und übersichtliches Bild der geologischen Verhältnisse geben, benützen wir die Untersuchungen Theobald's, des verstorbenen Lehrers der Naturwissenschaften in Chur. Er kannte unsere Berge wie Keiner; immerhin ist für Andere noch genug Raum für weitere Forschungen geblieben.

Die höchsten Spitzen des Berninastockes, Bernina, Zuppo, Morteratsch, Scerscen, Roseg, bestehen aus Syenit-Diorit; ihre Hauptmasse, den Gehängen und Ausläufern nach zu schließen, aus Granit. Hinter dem Piz Roseg beginnt auf dem Sellapaß Talk-, Glimmer- und Chloritschiefer, aus dem die Spitzen im Hintergrund des Rosegthales, Sella, Glüschaint, Chapütschin, sowie der Corvatsch aufgebaut sind. Die Ausläufer der plutonischen Centralmasse gegen den Berninapaß, sowie dieser selbst sind krystallinische Uebergänge: Gneiß und Casannaschiefer. Wesentlich aus Gneiß besteht auch der Piz Languard mit seinen Trabanten. Auf der Südseite des Languard streicht von West nach Ost eine Kalkauflagerung, die auf dem mehrfach genannten Querwall des Hauptthales beginnt, durch den Gneißuntergrund Pontresina's unterbrochen wird,

oben im Languardthal wieder zu Tage tritt und, nachdem sie prächtige Schiefer gebildet, sich in's Heuthal hinuntersenkt.

Zwischen Languard und dem Innthal stehen noch einige weniger hohe Diorit- und Granitberge.

Das Camogaskerthal trennt die Languardgruppe von einer langen, nur aus Kalkfelsen gebildeten Bergkette. Diese zieht sich von NW. nach SO., durchkreuzt einerseits das Heuthal, um den Piz Alv („weiße Spitze") zu bilden, eine auffallende Erscheinung dicht neben dem krystallinischen Urgestein; andererseits überschreitet die Kalkformation das Innthal, um als Piz Albula die granitene Julierkette zu unterbrechen. Denn ganz nahe am Albula, nur durch den Paß von ihm getrennt, steht schon der Granitkamm Crasta mora und weiter in der Bergreihe gegen SW. folgen Piz Ot und Piz Julier, die vorzüglich aus Juliergranit bestehen, einem schönen, grobkörnigen, durch grünen Oligoklas ausgezeichneten Gestein. Vor dem Piz Ot steht wieder ein Dolomitberg, Piz Padella, der seine Gesteinsart bis unter die oberen Häuser Samaden's und in die Nähe des Dorfes St. Moritz vorschiebt. Kalkfelsen finden wir ferner in Fex und bei Sils, dem ein kleiner Dolomithügel ergibigen Schutz gegen Winde gewährt.

Die Thalmulde des Ober-Engadins besteht von Maloja bis Scanfs wesentlich aus krystallinischem Schiefer, auf welchem meist mit Culturboden bedecktes Alluvium (Geschiebe) liegt. Die Ortschaften sind fast ausnahmslos auf grobem Bergschutt aufgebaut, der seinerseits auf stark geneigtem Felsen ruht. Ansammlungen von Grundwasser, mithin auch die so gefürchteten Schwankungen des Grundwasserspiegels, werden dadurch unmöglich; der bewohnte Untergrund des Ober-Engadins entspräche also dem heutigen Ideal der öffentlichen Gesundheitspflege.

Die geologische Entwickelungsgeschichte unserer Berge und Thäler schilderte Theobald 1863 in der schweizerischen Naturforscher-Versammlung zu Samaden folgendermaßen:

„Es gab eine Zeit, wo diese Gegend Meeresboden war; dies beweisen die Schichten von Sedimentgestein, welche Versteinerungen von Meerespflanzen und -Thieren enthalten. In dieser Zeit lagerten sich die geschichteten Gesteine in der Meerestiefe ab, und da die Liasbildungen die oberste Stelle einnehmen, so muß nach ihrer Ablagerung der Boden trocken gelegt worden sein. Dies geschah durch allmäliges Aufsteigen desselben.

„Dann, durch Umwandlung der Gesteine in der Tiefe wurden die ältesten Sedimentbildungen, die silurische, devonische u. s. w. zu krystallinisch-schiefrigem Gestein, zu Gneiß, Glimmerschiefer, Casannagestein u. s. w. Sie nahmen dabei an Volum zu und bildeten in Folge dessen wellenförmige Rücken, die sich über das Meeresniveau erhoben. Da die Spannung immer größer wurde, so zerrissen die Rücken zum Theil, und es wurde das oberste Sedimentgestein, welches diese Ausdehnung nicht erfahren, in Muldenform zusammengedrückt. Es entwickelten sich daraus Formen, wie wir sie jetzt noch an den Languard- und Casannagebirgen sehen. In diese lange Zeitperiode fallen die Erhebungen des Serpentins, Diorits und Spilits, welche die Regelmäßigkeit der metamorphischen Erhebung vielfach gestört haben. Es sind diese älter als der Julier- und

Digitized by Google

Berninagranit, da wir sie wol von diesem durchbrochen und überschoben sehen, nie aber den umgekehrten Fall. — Es folgte nun die letzte mächtige granitische Erhebung der Centralstöcke, welche das schon vorhandene Gebirg noch höher hob, die Decke vielfach sprengte, die oberen Sedimentgesteine völlig zerriß oder noch mehr zusammendrückte und dem Ganzen der Hauptsache nach seine jetzige Form gab."

Auswaschungen und Anschwemmungen haben seither große Veränderungen bewirkt. So sind namentlich die Spuren der Eiszeit, der Periode, in welcher ungeheure Gletscher das ganze Engadin ausfüllten, unverkennbar und lassen sich wegen der Nähe der gebliebenen Gletscherreste, wie wir die heutigen Eismassen im Hinblick auf ihre Vergangenheit nennen müssen, besonders deutlich bis auf die Wirkungen der letzten Jahre verfolgen.

Die Natur hat ihre stolzesten Werke dem Untergang geweiht: auf den Spitzen und Abhängen unserer Bergkolosse setzen Luft, Regen, Schnee und Eis im härtesten Gestein ihr längst begonnenes Zerstörungswerk unerbittlich fort und wir fühlen ein stilles Weh bei dem Gedanken, daß die zauberhaften Riesenbauten mit Allem, was sie uns lieb gemacht, niedergerissen werden sollen, um die herrlichen Thäler mit Trümmerhaufen auszufüllen und als elender Schlamm an fernem Gestade liegen zu bleiben.

Mit den zerstörenden Kräften ringt der Mensch um die untergehende Heimath; obschon mit ungleichen Waffen, wird der Kampf doch nicht erfolglos gekämpft: viele der wilden Rüfebäche, die als Handlanger der Zerstörung den Schutt wegführen, sind mitten in ihrem Lauf durch sogenannte Thalsperren unterbrochen worden. Es sind dies starke Quermauern, die den Bach zu einem kleinen See anstauen, das Geschiebe zurückhalten und die steilen Ufer fester, widerstandsfähiger machen. Eine solche Thalsperre wehrt im Camogasker Thal dem verderblichen Element. Sils hat drei gewaltige Steinwälle im Bett des Fexerbaches aufgeführt und Celerina hält mit nicht weniger als neunzehn Quermauern den Schlatteinbach im Zaume. Ebenso hat Silvaplana dem Zerstörer von Surlej hoch oben am Bergabhang durch eine Thalsperre die alte Bahn gänzlich verlegt und ihm den kürzesten Weg in den See gewiesen. Im Thale selbst haben die Eindämmungen des Inn und seiner Zuflüsse schon große Summen gekostet.

Dank den rühmlichen Anstrengungen der Einwohner, den namhaften Unterstützungen seitens des Cantons und des Bundes und den großen natürlichen Schuttsammlern, den Seen, ist daher zerstörter, mit Geröll bedeckter Culturboden nur in der Nähe der Gletscher und in ganz geringer Ausdehnung längs den Flußcorrectionen bemerklich und heute sieht das Ober-Engadin noch nicht aus, als ob es wirklich im Kampf um sein Dasein stände.

II.

Derjenige Theil der Vegetation, der den Bergbewohner mehr als alle kostspieligen Werke schützt, der Wald, ist wie fast überall lange blos als unerschöpflicher Holzspender angesehen und behandelt worden. An die Stelle der Raubwirthschaft sind strenge Forstgesetze und methodische Anpflanzungen getreten.

Digitized by Google

Das Ober-Engadin hat gegenwärtig noch 6000 ha bewaldeten Boden. Obgleich hier und da auch Laubholz vorkommt, bildet dies doch keine eigenen Bestände, so daß sämmtlicher Wald Nadelholz ist. Davon ist etwa die Hälfte immergrün: Fichten, Bergföhren, gemeine Kiefern, am zahlreichsten aber Arven. Die Arve, pinus cembra, ist der beliebte Nußbaum der Engadiner; sie reift in ihren Zapfen die schmackhaften Zirbelnüßchen. Die nur im Sommer grünen Bäume sind Lärchen.

Der Landbau hat sich fast ausschließlich auf Wiesencultur beschränkt. Früher pflanzte man ziemlich viel Roggen, Hafer und Gerste. Seitdem die Früchte der Niederungen nicht mehr auf dem Saumpferde herbeigeschafft werden müssen und der starke Sommerverkehr eine große Zahl Pferde nothwendig macht, läßt man auf dem ehemaligen Ackerboden Gras wachsen. Immerhin trifft man noch vereinzelte Kornfelder. In den Gärten gedeihen Rüben, Salat, Spinat, auch Spargeln und Blumenkohl ganz gut. Die Zierpflanzen verlangen eine sorgsame Pflege; dafür entfalten sie eine wundervolle Farbenpracht. Letzteres gilt nicht minder für ihre wildwachsenden Schwestern auf Wiesen und Weiden, im Wald und auf unnahbaren Felsen.

In der Fauna gebührt der Gemse der erste Platz. Es ist dieselbe, die überall in den Alpen gesehen — oder auch nicht gesehen wird; sie weiß ja nicht den harmlosen Alpenstock des Touristen vom tödtlichen Stutzer des Jägers zu unterscheiden. Im Winter wird sie zutraulicher. Große Rudel erscheinen dann in der Nähe der Ortschaften, und es ist allerliebst zu sehen, wie die Einen den Schnee wegscharren, um Nahrung zu finden, die Andern in der Sonne liegend ihre zierlichen Köpfchen nach allen Richtungen drehen; weder Glockengeläute noch der frohe Lärm der Jugend, die aus dem Schulhaus zum Mittagessen herausstobt, vermag sie zu verscheuchen, wie wenn sie wüßten, daß sie unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Im Canton Graubünden ist gegenwärtig die Jagd auf Hochwild nur noch im Monat September gestattet, zudem sind anno 1875 drei „Freiberge" bezeichnet worden, in deren Gebiet während eines Zeitraums von fünf Jahren sämmtliche Jagd untersagt ist. Einer dieser Freiberge ist im Ober-Engadin: das Rosegthal ist sein Centrum, der Morteratschgletscher, der Flatzbach, die Seen und der Ferbach sind seine Grenzen. Jeden Freiberg durchstreift ein vom Staat besoldeter Wildhüter, dem auch allein die Jagd auf Raubthiere zusteht. Der Wildhüter unseres Freiberges, ein echter Naturmensch aus dem Prätigau — für Anstrengungen und Kälte gleich unempfindlich, karg und sparsam lebend, ein scharfer, begabter Beobachter, gewandter Jäger und äußerst gewissenhafter Wächter des Gesetzes — erzählte mir, daß er im October und November der letzten beiden Jahre auf seinen Streifzügen täglich Hunderte von Gemsen, Rudel bis 60 und 70 Stück, gesehen habe, ein Beweis, daß sie noch nicht ausgestorben sind, wie der Steinbock, den man schon seit vielen Jahrzehnten nicht mehr gesehen.

Hirsche und Rehe haben wir nicht. Ein Versuch, Rennthiere einzubürgern, wurde im Jahre 1866 gemacht, schlug aber fehl. Bock und Kuh gediehen zwar vortrefflich, blieben aber ohne Nachkommenschaft. Die Kuh soll schon in höheren Jahren gestanden haben. — Der Bär, wie die meisten Bergbewohner, ein fauler,

Digitized by Google

gutmüthiger Geselle, der gern gut frißt und im Winter viel schläft, ist nur im Unter-Engadin eingebürgert, stattet jedoch nicht selten unseren Schafherden seinen unwillkommenen Besuch ab. Er hat noch nie einen Menschen angegriffen, geht ihm sogar aus dem Wege, wie folgende Historie beweist: Im Camogasker Thal begegneten sich plötzlich und unerwartet ein Kaminfeger und ein Bär; auf beiden Seiten Todesangst, ganze Wendung und wilde Flucht. Der Kaminfeger konnte erst in Ponte vom Weiterlaufen zurückgehalten werden.

Füchse sind zahlreich. Sie leben wie überall von Raub und Mord, so lange es geht, nehmen aber im Winter auch mit Arvennüßchen vorlieb. Unser Wildhüter glaubt, daß sie bald nach Neujahr in tiefere Gegenden auswandern, wo mehr zu rauben sei und daß sie erst, nachdem der Schnee geschmolzen, zu uns zurückkehren. Er behauptet auch, daß den Engadiner Füchsen schlechter beizukommen sei, als denjenigen im Prätigau; jene seien „feiner". Und er muß das wissen; er liegt im Winter manche Nächte auf der Lauer und zwar im Freien, in einer sargartigen Kiste, gleichviel ob das Thermometer 20 oder mehr Grade unter Null steht.

Der Steinmarder, welcher meist Reinecke's Spuren im Schnee folgt, weil sie ihn am ehesten zu einem Schmause führen, ist häufig; ebenso der Iltis und das Wiesel. Letzteres sieht man oft auf dem Piz Languard (3260 m ü. M.) mit der gelbschnabeligen Bergdohle sich um Proviantabfälle streiten. Dort oben kommt auch die Schneemaus noch vor, unten im Thal die Wald-, Feld- und die unvermeidliche Hausmaus. Fledermäuse haben wir in sechs verschiedenen Arten. Die bekannten Nager, das Eichhörnchen und das Murmelthier, sind sehr häufig. Letzteres legt sich um den 8.—10. October 6—7 Monate schlafen.

Unter den großen Raubvögeln sind der Steinadler und die Ohreule häufig, der Lämmergeier sehr selten. Im Ganzen nisten 76 Arten Vögel im Ober-Engadin; im Herbst und Frühjahr zeigen sich außerdem 68 Arten Zugvögel. Landammann J. Saratz in Pontresina hat alle diese Arten gezählt und beschrieben, zum großen Theil auch geschossen und ausgestopft. Derselbe hat schon öfter junge Steinadler aus fast unerreichbaren Horsten geholt.

Zahlreiche Frösche, Kröten und Molche vertreten die Classe der Amphibien. Die Kreuzotter (Vipera berus) findet sich häufig an sonnigen, steinigen Stellen. Zum Glück ist sie träge und feig, flieht also, wenn man ihr nahe kommt. Daher sind Vipernbisse trotz der Häufigkeit dieser Giftschlange sehr selten. Seit Menschengedenken sollen überhaupt blos zwei Fälle vorgekommen sein, die noch dazu gut verliefen. Blindschleichen und Eidechsen, die bis 2700 m hoch leben, gibt es in ziemlicher Anzahl.

Von Fischen kommen nur drei Arten vor, wovon zwei der Forellenfamilie angehören. Die Forellen sind in den Flüssen und Seen des Engadins heimisch und wären in ungeheurer Menge vorhanden, hätten sie nicht das Unglück, so schmackhaft zu sein. Die Karpfen im Statzer See (am Fußweg zwischen Pontresina und St. Moritz) erklärt Prof. Giebel[1]) nur als schwarze Spielart

[1]) S. dessen Aufsatz: „Acht Wochen in Pontresina im Ober-Engadin" im „Correspondenzblatt des naturwissenschaftl. Vereines in Halle". 1877. IX. X.

Digitized by Google

der norddeutschen Plötze oder Rothfeder. Er hält es für unzweifelhaft, daß Menschenhand sie dorthin verpflanzt habe.

Von den Käfern sagt der bekannte Hallenser Zoologe in dem eben citirten Aufsatz: „Mit der Fauna des europäischen Nordens, mit Norwegen und Lappland verglichen, erscheint die Zahl der Engadiner Arten nahezu doppelt so groß, weil in ihr viele Vertreter der Berg- und Hügelregion vorkommen, welche im Norden fehlen. Lappland und das Ober-Engadin haben gemeinsam 33 Arten und zwar nur solche, welche der alpinen Region ausschließlich angehören. In den zwischenliegenden Ländern kommen dieselben nicht vor oder nur auf dessen höchsten Gebirgskämmen, wie dem Riesengebirge; die Brücke, welche einst beide Faunengebiete verband, war die sogenannte Eiszeit, in der der größte Theil Europa's vergletschert war und ein gleichmäßigeres Klima, dem der alpinen Region ähnliches herrschte. Mit dem Zurückgehen der Gletscher in ihre gegenwärtigen Grenzen blieben nur auf einzelnen geeigneten Stationen einige Arten dieser nordischen Fauna zurück. Oswald Heer hat dieses Verhältniß auch für die Schweizer Flora der Gegenwart und der Eiszeit überzeugend nachgewiesen."

An Heuschrecken haben wir nicht selten Ueberfluß. Sie fraßen z. B. in Pontresina während längerer Zeit jährlich für etwa 20,000 Fr. Gras weg. Die Gemeinde ernannte 1874 eine Heuschrecken-Commission, welche die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit hatte, das richtige Mittel zu wählen und richtig anzuwenden. Sie ließ aus dem nahen Italien zwar nicht den Kapuziner kommen, der sich unentgeltlich angeboten hatte, wol aber 800 junge Hähnchen, die in den Frühjahren 1875 und 1876 den furchtbarsten Vernichtungskrieg führten, den die Geschichte kennt. Man ist seither die Landplage los.

Einer allgemeinen Aufmerksamkeit erfreut sich der nicht beißende Gletscherfloh, der einzige Vertreter thierischen Lebens auf todtem Eis. Er gehört zu den Poduren oder Springschwänzchen und trägt den schönen Namen Desoria glacialis, weil ihn Desor 1841 zuerst gefunden. Man trifft ihn auf allen Gletschern, am häufigsten unter Moränesteinen, jedoch auch auf dem freien Eis, immer in großer Gesellschaft. Er ist nach Giebel zwei mm lang, am walzenförmigen, schwarzen Körper sowol als an den Beinen und Fühlern dicht mit gleichlangen Borstenhärchen bekleidet. Vermittelst einer am Bauch befestigten Springgabel führt er seine lustigen Sprünge aus, nicht mit den Beinen, wie sein Namensvetter. Eine Art Panzer befähigt ihn zu dem rauhen Leben, hindert aber zugleich die Untersuchung seines Körperinnern. Man weiß daher noch Nichts über seine Nahrung, Entwickelung und Fortpflanzung.

Weder der Boden, noch die Pflanzen und Thiere des Ober-Engadins sind bisher einer solchen Beachtung gewürdigt worden wie das Klima. Wir wollen hier nur die wichtigsten Ergebnisse langjähriger sorgfältiger Beobachtungen gemeinverständlich mittheilen, ohne die gefürchteten Zahlenheere als Beweismittel beizubringen.

Jeder weiß, daß die Luft kälter wird, je höher man sich über das Meer erhebt; in den Alpen sinkt die Temperatur mit je 180 m Erhebung etwa um 1° C. So beträgt die mittlere Jahrestemperatur bei uns nur 1,75° C.; in etwas abgerundeten Zahlen auf die Jahreszeiten vertheilt: im Frühling 1°, im

Digitized by Google

Sommer 11°, im Herbst $2\frac{1}{2}$° und im Winter — $7\frac{1}{2}$°; das Jahresmittel der drei täglichen Beobachtungen ist 7 Uhr Morgens — $1_{,4}$°, Mittags 1 Uhr $6_{,3}$° und Abends 9 Uhr $0_{,4}$° C. Diese Zahlen sehen schrecklicher aus, als sie wirklich sind. Sie sind wie überall aus den vierundzwanzigstündigen Tagesmitteln gewonnen. Die vierundzwanzig Stunden setzen sich aber bei uns zusammen aus einem im Verhältniß zum Tiefland wärmeren Tag und einer relativ kälteren Nacht. Die Wärme, welche die Erde im Laufe des Tages von der Sonne empfängt, strahlt in der Nacht in den freien Himmelsraum aus. Die Lufthülle des Erdballes tritt dieser Ausstrahlung entgegen; sie ist ein Mantel, der die Erde warm hält. Bei uns, wo schon 1800 m der dichtesten Luftschichten fehlen, der Mantel also wesentlich dünner geworden ist, findet auch eine stärkere Abkühlung statt — daher die kälteren Nächte. Daß der Tag relativ wärmer ist, hat noch einen anderen, directen Grund: unsere Atmosphäre ist dünner und trockener, mithin diathermaner als im Tiefland, läßt also die Wärmestrahlen der Sonne ungeschwächter zur Erde gelangen — mit einem Wort: in der Höhe ist die Sonne wärmer als im Tiefland. Darin liegt das Geheimniß unseres so eigenthümlichen Klima's: ohne diese höhere Sonnenwärme wäre Davos kein weltberühmter Curort geworden und das Ober-Engadin eine öde, wilde Gebirgsgegend geblieben, die höchstens Herden Nahrung und Hirten Wohnung böte, das liebliche Fex ruhte unter Schnee und Eis und da, wo heute Pontresina lacht, läge der schuttbeladene Morteratschgletscher. Von den vielen directen Messungen der Sonnenwärme sei nur eine erwähnt. Prof. Frankland hat das gleiche Thermometer (Maximalthermometer mit schwarzer Kugel in einer luftleeren Glasflasche) am 21. December 1873 auf Davos und am 4. April 1874 in St. Leonard's (England) der Sonne ausgesetzt. Beide Tage waren wolkenlos und windstill. In Davos, das dem Ober-Engadin geographisch und klimatisch gleich nahe steht, stieg das Quecksilber am kürzesten Tage auf 45° C.; an der englischen Küste brachte es die Frühlingssonne blos auf $42_{,3}$° C.

Wie die Wärme, so gewinnt auch das Licht der Sonne an Kraft: die Blumen entfalten eine wundervolle Farbenpracht; die entferntesten Berge sind scharf gezeichnet und erscheinen näher gerückt, der Unerfahrene ist beständigen Täuschungen unterworfen. Die Photographen sagen uns, daß sie ihre Platten weit kürzere Zeit dem Licht auszusetzen brauchen als im Tiefland und trotzdem ein Bild erhalten, das die Landschaft ausführlicher wieder gibt.

Bei einer so verschwenderischen Licht- und Wärmespenderin ist es von höchstem Interesse zu wissen, wie oft und auf wie lange ihrer Wirksamkeit Hindernisse in den Weg treten. In engen, tief eingeschnittenen Thälern gibt es Ortschaften, auf die jährlich während mehrerer Monate nicht ein einziger Sonnenstrahl fällt. Unserem Hochthal nehmen die anstehenden Berge selbst am kürzesten Tage nur $2\frac{1}{4}$ Stunden lang die Sonne weg. Diese bescheint nämlich am 21. December durchschnittlich 6 St. 5 Min. lang unsere Ortschaften; wohnten wir in gleicher Breite auf ringsum flachem Lande, so könnten wir sie an diesem Tage nicht länger als 8 St. 20 Min. haben. Rauch und Staub haben bei uns die Sonne noch nie verdunkelt. Nebel sind so selten und kurzlebig, daß sie kaum in Betracht kommen. Die mittlere Bewölkung beträgt $4_{,0}$ Zehntel des sichtbaren Himmels,

Digitized by Google

d. h. unser Himmel ist durchschnittlich etwas mehr als zur Hälfte wolkenlos. Verglichen mit den übrigen meteorologischen Stationen der Schweiz — nebenbei gesagt hat deren kein Land der Welt so viele im Verhältniß zum Flächenraum — ist unsere Jahresbewölkung um ein Fünftel geringer; blos der italienische Himmel der südlich der Alpen gelegenen Stationen wetteifert mit dem unsrigen, alle übrigen weisen in allen Jahreszeiten mehr Wolken auf.

Aus den Wolken fallen jährlich etwa 830 mm Wasser, theils als Regen, theils als Schnee. Venteli hat schon vor Jahren nachgewiesen, daß im Flußgebiet des Inns die jährliche Menge des Niederschlages die geringste aller schweizerischen Flußgebiete ist. Gegenüber den meteorologischen Stationen der Schweiz überhaupt sind wir in allen Monaten mit Ausnahme des Juli im Vortheil — ein Vortheil, auf den der Landwirth vielleicht gerne verzichten würde.

Die relative Feuchtigkeit erreicht im Jahresmittel 75%, d. h. die Luft könnte durchschnittlich noch ein Drittel des Wasserdunstes, den sie schon enthält, aufnehmen, bis sie damit gesättigt wäre. Wie bei der Temperatur, so gibt auch hier die fast ungeschwächte Kraft der Sonne ungewöhnliche Verhältnisse. Die Nacht ist gegenüber dem Tag viel feuchter als im Tiefland. Bei heiterem Wetter nimmt die Feuchtigkeit der Luft nach Sonnenaufgang ebenso rasch ab, als die Temperatur zunimmt. Im Sommer ist die Luft am Mittag durchschnittlich 30 bis 36%, an einzelnen Tagen bis 70% trockener als am Morgen des gleichen Tages. Während der Mittagsstunden weist überhaupt keine meteorologische Station der Schweiz, mit einziger Ausnahme des uns nahe verwandten Davos, eine so geringe relative Feuchtigkeit auf wie das Ober-Engadin. Wir müssen daher unser Klima als ein trockenes bezeichnen; in seiner Wirkung auf den menschlichen Organismus ist dies in erhöhtem Maße der Fall: die im Winter eiskalte und selbst im Sommer meist kühle Luft wird beim Einathmen stark erwärmt und dadurch noch viel trockener.

Theils in Folge der trockenen Luft, die begierig Wasserdampf in sich aufnimmt, wo sie ihn findet, theils aber auch wegen des geringen Luftdruckes verdunstet das Wasser viel schneller als im Tiefland. Am mittelländischen Meere hält die Luft einer Quecksilbersäule von 760 mm die Waage; in Bevers steht dagegen das Barometer nur noch auf 613, in Sils auf 621 und in Pontresina auf 611 mm. Der Luftdruck ist also im Ober-Engadin etwa um ein Fünftel schwächer als an der Meeresküste. Wir können daher Wasser in einem offenen Gefäß nie auf 100° C. erwärmen, es siedet schon bei $94_{,3}$° C. Die Barometerschwankungen sind der leichten Luft und der geringen Dunstmenge entsprechend klein.

Die internationalen Winde, wenn wir die aequatorialen und polaren Strömungen so nennen dürfen, werden durch die Bergketten theils abgelenkt, theils geschwächt. Die Julierkette hält von den meisten Ortschaften den NW. zurück. Gegen den NO. sind Fex, Sils und namentlich Pontresina vollständig geschützt. Von den localen Winden fehlt der Föhn, der zu seiner Entwickelung enger, steil abfallender Thäler bedarf, fast ganz; die „eiskalten, gefährlichen Gletscherwinde", die sich zu Thal stürzen sollen, wehen blos in der Einbildungskraft unkundiger Schriftsteller. Einen eigenthümlichen localen Wind zeigt die wärmere Jahreszeit. Er kommt nur an sonnigen Tagen zu Stande und zwar dadurch, daß die Sonne

Digitized by Google

die Thalsohle und diese die Thalluft stark erwärmt. Letztere steigt in die Höhe und an den Bergabhängen herunter gleitet die kältere Luft, um den freigewordenen Raum einzunehmen. Dieser „Thalwind" dauert etwa von Ende Mai bis Mitte October; am stärksten weht er im Sommer, wo er zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags beginnt, um 2 Uhr seine beste Kraft erreicht und gegen Abend allmälig verschwindet. Er bläst nur im Hauptthal, in der Richtung von Maloja nach Scanfs. In den Seitenthälern bemerkt man ihn kaum.

Versuchen wir in diese allgemeinen Umrisse mit einigen Zügen die vier Jahreszeiten hineinzuzeichnen. Der Sommer hat trotz seiner heißen Sonne eine äußerst behagliche Lufttemperatur; es ist nie schwül, die Nächte sind stets frisch. Die 11° C. durchschnittlicher Temperatur sind das Mittel aus etwa 8° Morgen-, 15 bis 16° Mittags- und 9 bis 10° Abendwärme. An den wärmsten Tagen steigt das Thermometer bisweilen auf 20 bis 25, in Bevers einmal (Juli 1872) auf $28{,}5°$. Eine solche Wärme kommt selten und bleibt höchstens zwei bis drei Stunden. Andererseits kann das Thermometer auch einmal zum Gefrierpunkt und sogar darunter sinken und sich mitten im Juli oder August eine saubere Schneedecke auf Wald und Wiesen legen. Diese ist fast vergänglicher noch, als alles Irdische sonst, und wird als sichere Vorbedeutung guten Wetters von den Einwohnern nicht ungern gesehen. Im Verhältniß zu den übrigen Jahreszeiten fällt im Sommer weitaus am meisten Niederschlag; nicht etwa, daß es sehr oft oder anhaltend, wol aber daß es sehr ergibig regnet. Das beweist der Juli, welcher nebst dem September unter allen zwölf Monaten der sonnigste ist und dennoch nebst dem August die größte Regenmenge hat. Im Juni prangen die Wiesen im Thale in der schönsten Blumenpracht; dem Botaniker, der höher zu suchen pflegt, bietet der Juli die reichste Ausbeute.

Anfangs September, meist schon im August, meldet schlechtes Wetter den Uebergang des Sommers zum Herbst. Es regnet und weht; der kalte Nord krystallisirt den Regen bald zu Schnee, jagt Wolken auf Wolken am Himmel und den Bergen entlang und wirft hartgefrorene Graupenkörner auf die Erde. Wer es nicht schon erfahren, ahnt nicht, welche Ruhe dem Sturm, welch' liebliche Sonne der Kälte folgt. Ist doch der September weitaus der sonnigste Monat des Jahres, in der Regel beinahe zu zwei Drittel wolkenlos. So kommt es, daß die Wärme um Mittag durchschnittlich noch immer auf 13° steigt, obgleich sie am Morgen nicht mehr als $4^1/_2$ und Abends $7^1/_2°$ beträgt. Auch ein Theil des Octobers ist stets schön und angenehm warm. Vom November läßt sich das nur ausnahmsweise sagen; er gehört mehr zum Winter als zum Herbst: am 14. November pflegt die Thalsohle mit Schnee bedeckt zu sein, der bis zum 1. Mai bleibt. Dies sind die mittleren Daten aus Krättli's siebenundzwanzigjähriger Beobachtung; sie können sich in den einzelnen Jahrgängen um mehrere Wochen davon entfernen.

Die unrichtigste Vorstellung macht sich der Tiefländer vom Hochgebirgswinter. Er wird nur mit Frösteln lesen, daß die Luft durchgehends am Morgen etwa auf — 11, Mittags — 4 und Abends — 9° C. abgekühlt wird; ja, daß in einigen Ortschaften das Thermometer nicht gar so selten auf 20 bis 25, ausnahmsweise sogar auf 32° C. unter Null heruntergehen kann. Letzteres kam

Digitized by Google

thatsächlich einmal in Bevers vor. Es ist wieder die Sonne, die auch den eisigen Winter erträglich macht. Sie erwärmt einen schwarzen Körper selbst im December und Januar in freier Luft auf 30 bis 40° C., ja auf 50° und höher, wenn ein diathermaner Schutz, wie z. B. Glas, die kalte Luft vom Körper fernhält. Wie schon früher gesagt, halten die Berge auch an den kürzesten Tagen nur wenig Sonnenschein fern; Nebel sind ihm fast nie, Wolken nur selten im Wege; denn unter den Jahreszeiten hat der Winter die geringste Bewölkung. Was die Kälte auch weniger fühlen läßt, ist die große Windstille, die gerade an den kältesten Tagen nie fehlt. Wir sehen oft im Winter den Schnee auf den Bergspitzen von heftigen Winden aufgewirbelt wie Silberstaub in der Sonne leuchten, während sich im Thale kein Lüftchen regt. Auf die Schneedecke haben die warmen Sonnenstrahlen keinen Einfluß, außer an Abhängen, die senkrecht von ihnen getroffen werden. Von Mitte November bis in den April hinein dient daher der Schlitten dem Engadiner als Beförderungsmittel; so auch der Post über die Bergpässe. Von diesen werden zwei früher als alle sonstigen Schweizer- und die meisten Alpenpässe überhaupt für das Rad geöffnet: der Julier durchschnittlich am 10. Mai, der Maloja sogar am 25. April. Schon im December sind sämmtliche Seen zugefroren und bleiben es ein halbes Jahr lang; die harte Eisdecke leistet der Sonne längeren Widerstand als der lose Schnee und im Frühjahr finden wir die noch übereisten Seen schon von lebendigem Grün umgeben. Am 4. Mai 1799 fuhr französische Artillerie über den hartgefrorenen Silser See! Im Winter fahren auch die gelben Schlitten der eidgenössischen Post über den gleichen See, um einigen kleineren Lawinen auszuweichen.

Den Frühling im Hochland hat noch kein Dichter besungen. Langsam geht die harte Schlittenbahn ihrer Auflösung entgegen. Letztere ist eine ungleiche: die Seiten, die den Schlitten tragen, sind meist noch fußhohe Schneewälle, wenn die Mitte schon ganz zu Wasser geworden ist. In diesem schwimmt der aufgethaute Pferdekoth des ganzen Winters. Der Verkehr von Dorf zu Dorf wird zeitweise beinahe unmöglich. Endlich gelingt es, den Wagen durch die aufgeweichten Straßen und über die an schattigen Stellen gebliebenen Schneehaufen fortzuschleppen; da macht ein neuer Schneefall für einige Zeit den Schlitten wieder nothwendig. Zwei Monate lang dauert dieser Kampf mit dem Winter und es wird Mai, bevor die Erde von ihrem abgetragenen Wintergewand vollständig befreit ist. Ehe dies recht geschehen, hat die Sonne, die jetzt hoch am Himmel steht, schon das herrlichste Frühlingskleid hingezaubert; fast ohne Uebergang ist aus Winter Sommer geworden. Wollte man den Begriffen gerecht werden, die der Tiefländer unserer Breitegrade von den vier Jahreszeiten hat, so müßte man sagen: Wir haben nur drei Jahreszeiten, einen soliden langen Winter von Mitte November bis Ende April, einen Frühling bis Ende August und einen $2^1/_2$ Monate langen Herbst — der Sommer mit den reifen Gaben der Ceres und den Hundstagen fehlt.

Eine Vergleichung unseres Klimas mit demjenigen eines Bergabhanges oder einer Bergspitze gleicher Höhe und gleicher nördlicher Breite zeigt wesentliche Unterschiede. Der freistehende Berg erhält vom Tiefland mehr Feuchtigkeit, hat

Digitized by Google

daher mehr Wolken und Nebel; die Wärme vertheilt sich gleichmäßiger auf Tag und Nacht, auf Sommer und Winter. Unser abgeschlossenes Hochthal ist dagegen trockener und sonniger; im Winter kälter, weil die warmen äquatorialen Strömungen wirkungslos über der kalten Thalluft wegziehen; im Sommer wärmer, weil die breite, eingefaßte Thalsohle von der Sonne stärker erwärmt wird als der freie Berggipfel. Nur durch diesen relativ wärmeren Sommer läßt es sich erklären, warum Fauna und Flora im Ober-Engadin eine so hohe Entwickelungsstufe erreichen. Bewährte Naturforscher haben die Höhenlage unseres Thales um 3—400 m unterschätzt, so lange sie dieselbe nur nach der Vegetation beurtheilten. Der Wald hört selbst in den Pyrenäen und im Kaukasus schon in geringerer Höhe auf; umgekehrt liegt dort der ewige Schnee bis zu 300 m tiefer. Bei Pontresina werden 1900 m hoch über dem Meere noch Kartoffeln gepflanzt, die meist zur Reife gelangen und recht schmackhaft sind. In Samaden reifen Wildäpfel; in Sils und Campfér hie und da einmal Kirschen. Von der Thierwelt sagt Giebel: „Sie kommt in einzelnen Classen mit einer durch Arten wie Individuen im Verhältniß zur Höhe erstaunlichen Gestaltenfülle zur vollen Entwickelung". Ferner: „Ebenso bunt, reich und mannigfaltig wie die Blüthenpracht ist die von ihr wesentlich abhängige Insectenwelt. Die Insectenfauna des Ober-Engadins ist eine reichere als sonst in der alpinen Region, weil sie eine erhebliche Anzahl von Arten der nächst tieferen Regionen enthält."

III.

Das Ober-Engadin ist nicht nur geographisch und klimatisch ein Unicum, sondern auch social. In solcher Höhe über dem Meere pflegt man sonst nur einzelne zerstreute Weiler, armselige Zufluchtsstätten für Mensch und Vieh anzutreffen; hier aber leben über 4000 Einwohner in vierzehn schmucken Ortschaften. Und sie leben gut! Es wird, abgesehen von der Höhe, wenige ländliche Districte und noch weniger Gebirgsthäler geben, die sich eines solchen Wohlstandes erfreuen. Dieser hat mit dem starken Fremdenverkehr Nichts zu thun; im Gegentheil, vordem war das Engadin im Verhältniß zur Einwohnerzahl reicher als jetzt. Der Fremdenverkehr hat nicht Viele wohlhabend, nur Wenige reich, wol ebenso Viele arm gemacht und zudem eine Menge unbemittelter Arbeiter hergelockt; er hat ein Anlagecapital von vielen Millionen verschlungen, die erst nach einer langen Reihe guter Jahre wieder eingebracht sein können. In ihrer Heimath sind die Engadiner auch früher nicht reich geworden, einige Dutzend Weinhändler ausgenommen, die es meisterhaft verstanden und noch verstehen, aus den Veltliner Trauben Wein und Gold herauszupressen. Das Thal hat zudem keine Bergwerke, keine Industrie; sein Boden erzeugt nicht einmal genug Heu für den eigenen Bedarf. Es waren auch keine Raubzüge aus „schwarzen Bergen" in viehreiche Gefilde — es war ehrliche Arbeit in fremden Landen, was den Engadiner reich gemacht. Als Knaben zogen sie aus, arm wie die Kirchenmäuse, nur mit der Wissenschaft einer Dorfschule im Kopf, aber einem redlichen Herzen in der Brust. Durch Fleiß und Ausdauer arbeiteten sie sich, meist im Geschäft eines Landsmannes, zur selbständigen Stellung empor, arten und sammelten, um nach einigen Decennien mit Gütern beladen zur

Digitized by Google

trauten Heimath zurückzukehren und in ungestörtem Behagen das sauer Verdiente zu genießen. Fast in allen größeren Städten des Festlandes treffen wir Engadiner als Inhaber der verschiedensten Geschäfte, größtentheils als Zuckerbäcker und Kaffeewirthe. Wer kennt z. B. in Deutschland nicht die Namen Clavuot, Frizoni, Gilly, Jenny, Josty, Möhli, Perini, Steiner, Stoppany, Zamboni u. s. w.? Durch die beständigen Nachzügler aus der gleichen Ortschaft kam es, daß fast jede ihr eigenes Californien hatte. So holten sich die Pontresiner ihre Renten meist in Frankreich, die Celeriner in Italien, die Beverser in Deutschland. Der Engadiner muß Polyglott werden. Seine ersten Worte lallt er romanisch; in der Schule muß er deutsch lernen; deutsch spricht auch der größte Theil des Cantons, dem er angehört. Viele genießen Unterricht im Englischen und Französischen. Das nahe Italien sendet Fruchthändler, Mähder und Dienstboten herüber, mit denen er italienisch reden muß. Dazu kommen noch die aus Polen, Rußland, Holland und Spanien Zurückgekehrten — und die wichtigsten europäischen Sprachen sind in dem hohen, abgelegenen Thale vertreten und können gelegentlich an einem Sonntag oder Donnerstag Nachmittag zu gleicher Zeit im Café Bernina in Samaden gehört werden. An diesen Tagen fährt nämlich bei schönem Wetter das ganze Ober-Engadin in angeblichen und wirklichen Geschäftssachen nach der Hauptstadt.

Die eigentliche Landessprache, das Romanische, hat durch die zahlreichen Niedergelassenen aus deutschen Cantonstheilen starke Einbuße erlitten. Es ist eine Tochter des Lateinischen, enthält jedoch nach den Untersuchungen Palliоppi's, eines Bürgers von Celerina, viele celtische Reste. Unter den lebenden Sprachen soll die spanische der romanischen am ähnlichsten sein. Sprachforscher behaupten, das Romanische sei früher bis zum Boden- und Walenstadter See und weit in's Tyrol hinein gesprochen worden; heute sprechen es nur noch 30—40,000 Graubündner, und zwar in zwei wesentlich verschiedenen Mundarten. Die Sprache hat auch ihre Literatur. Lechner[1]) zählte 1865 etwa 150 romanische Bücher, meist religiösen Inhalts; das erste, ein Katechismus, wurde 1552 gedruckt. Von den vier romanischen Wochenzeitungen, die heute bestehen, wird der „Fögl d'Engiadina" in Samaden, der „Engiadinais" in Pontresina gedruckt. Palliоppi hatte auch ein Wörterbuch begonnen; er starb, bevor er sein Werk vollenden konnte.

Eine gute, freundliche Wohnung ist das Erste, wonach der heimgekehrte Rentier trachtet. Entweder macht er den väterlichen Herd wohnlicher, oder er baut sich ein schönes neues Haus, dessen Grundplan wol schon der Phantasie des auswandernden Knaben vorschwebte. Die älteren Häuser, die noch immer in der Mehrheit sind, zeigen ganz eigenartige Form und Einrichtung. Aeußerlich fällt der Mangel jeglichen Gleichmaßes auf. Das hölzerne Dach — nach einem guten neueren Gesetz dürfen die Dächer bei Neubauten und Umänderungen nur noch aus nicht brennbarem Material gefertigt werden — ruht auf einem gewaltigen Dachstuhl und deckt Wohnung und Vorrath für Mensch und Vieh.

[1]) Piz Languard und die Berninagruppe. Ein Führer durch das Ober-Engadin. Leipzig, Engelmann.

Digitized by Google

Eine große, für Pferd, Wagen und Heuladung berechnete Hausthüre öffnet einen sehr geräumigen Flur; in diesen münden Stube und Küche, beide einige Stufen erhöht, die Scheune mit dem duftenden Heu und eine Rumpelkammer. Die Stube ist klein und ganz für den langen Winter eingerichtet: die schwere Thüre schließt hermetisch; der gemauerte Ofen füllt den vierten Theil des Zimmers aus; die Wände sind mit zwei- bis dreifachem Arvengetäfel bedeckt; mit der Außenwelt, mit Luft und Licht, unterhalten kleine Fenster die Verbindung; sie sind mit so kleinen Schiebern versehen, daß oft nur Minderjährige den Kopf hinausstecken können. Die Fensteröffnungen erweitern sich in den burgartig dicken Mauern nach außen, so daß sie von Allen, die meines Wissens über das Ober-Engadin geschrieben haben, mit Schießscharten verglichen wurden. Da man bei solchen Fensterchen nicht wissen kann, was auf der Straße vorgeht, so sind an vielen Häusern kleine Erker angebracht worden, die vorzüglich dem Interesse dienen, das der gute Christ für des Nachbars Thun und Lassen hat.

Vom unteren Festungsviereck führt hinter dem Ofen, auf dem im Winter stets einige alte Weiber liegen, eine nur für Geübte gangbare Treppe hinauf in das obere, das noch kleinere Schießscharten hat und als Schlafzimmer dient. Es ist nicht immer so hoch, daß ein Erwachsener aufrecht darin stehen könnte. Die Wände sind ebenfalls mit Arvenbrettern bekleidet.

In einem Gemach neben dem Schlafzimmer, über der Küche, hängt die „charn crüa", das berühmte rohe Fleisch, das in der kühlen, wasserarmen Luft eintrocknet, auch wenn keine Räucherung vorausgegangen ist. Es enthält selbstverständlich sämmtliche Nährstoffe des Fleisches, ist auch leicht verdaulich und schmackhaft, wenn man es nicht zu alt und zu trocken werden läßt. Die Fenster dieses Gemaches, sowie die der Küche bleiben gewöhnlich offen. Um jedoch geflügelte und ungeflügelte Besucher fern zu halten, sind außen eiserne Gitter mit prächtig geschmiedeten Verzierungen angebracht.

Unter Wohnstube und Küche überwölbt starkes Gemäuer zwei Kellerräume; im einen liegen die Speisevorräthe, im anderen der Wein. Der Engadiner trinkt fast nur Veltliner. Dieser, von Fremden oft „vin de pays"(!) genannt, hat die Eigenthümlichkeit, neu, selbst ein bis zwei Jahre alt, nicht gut zu sein, ausgenommen für Gaumen, denen Tannin ein Genuß ist. Mit dem Alter bessert er sich, wird in etwa sechs bis sieben Jahren mild wie Milch und bekommt eine vorzügliche Blume. Er wird nirgends, selbst in seinem Vaterlande nicht, so gut getrunken wie in Graubünden, weil er sich im Tiefland nie so gut macht. Die feinsten Sorten, Grümello und Sassella, wachsen dicht bei Sondrio. Noch höher wird von Vielen der weit stärkere, aber etwas süßliche Sforzato gepriesen, auch Strohwein genannt, weil er nur aus Beeren zubereitet wird, die vor dem Keltern auf Stroh getrocknet wurden.

Aus dem Keller treten wir in einen Gang, der uns in den Stall führt. Dieser befindet sich unter der Scheune und ist in der Regel musterhaft reinlich gehalten. Er wird, seiner angenehmen Wärme wegen, im Winter oft zum Kartenspiel, auch zum Lesen und Schreiben benützt. Man findet daher immer einen Tisch mit Bänken und Stühlen, oft auch mit Schreibzeug und einer kleinen Bibliothek in der Nähe des Rindviehes. Die Viehzucht steht auf einer ansehn-

Digitized by Google

lichen Stufe; man hält auf schönen Schlag und verwendet Geld und Mühe mit Erfolg dafür. Besonders schön sind die Kühe, denen man in der That das saftige, reichliche Futter sowol, als die gute reinliche Behandlung ansieht. Der Pferdeschlag ist ein sehr gemischter. Luxuspferde gibt es des Klimas wegen wenige, dagegen viele gute Läufer. Großen Werth legen besonders die Fuhrleute darauf, daß ein Pferd im hohen Schnee gut fortkomme. Der starke Sommerverkehr erheischt viele Hundert Pferde, die im Winter theils müßig sind, theils in das St. Galler Rheinthal in Pension gegeben werden. Letztere kostet für jedes Pferd etwa 100 Franken, ohne die Auslagen der Hin- und Rückreise. Während ziemlich viele Schafe gehalten werden, sind die Ziegen, diese vorzüglichen Milchspender der Armen, dem sprossenden Wald zuliebe fast gänzlich verbannt.

So emsig und fleißig der Engadiner in der Fremde erscheint, so unthätig ist er zu Hause. Er betrachtet seine Lebensaufgabe als erfüllt und hält sich zum gemüthlichen Ruhen für berechtigt, gleichviel ob er 45 oder 60 Jahre zählt, bevor er sich als kleiner Rentier auf die Ofenbank legen darf. Er füttert etwa aus Langeweile sein Vieh, ißt und trinkt gut und viel, sitzt nach dem Essen lange im Café und Abends noch länger in der „Zunft", wie er seine rauchende Gesellschaft in der Stammkneipe nennt. Im Sommer läßt er sich von Tyrolern und Italienern das Heu einbringen und hilft dabei mehr spielend als arbeitend mit. Im Herbst versucht der Eine oder Andere, sich einige Forellen aus dem Inn oder den Seen zu holen, oder er legt sich, wohl verproviantirt, hinter einem kleinen Steinhaufen in die Sonne, um stundenlang zu warten, bis das verkrochene Murmelthier sich sicher glaubt und aus seinem Loche herauskommt. Die trefflichen Gemsjäger, deren es nicht wenige gibt, haben auch ihre Jugend im Engadin verlebt; in späteren Jahren lernt man das Klettern und Schießen nicht mehr. Der berühmteste Gemsjäger, der je gelebt, war G. M. Colani in Pontresina; er starb 1837, nachdem er einige Tausend Gemsen geschossen hatte. In seinem Jagdbezirk war er der gefürchtete Alleinherrscher; denn er überragte seine Mitmenschen nicht nur als Schütze und Jäger, sondern auch an Witz und Verstand und spielte ihnen so manchen Schabernack, daß sie glaubten, er stehe mit finstern Mächten im Bunde.

Die Engadiner Jugend freut sich der Erfolge, welche die Eltern im Auslande gehabt. Während die Söhne nach einer guten Vorbildung zum großen Theil außer Landes im väterlichen oder einem fremden Geschäfte thätig sind, und nur ab und zu im Sommer einige Wochen zur Erholung oder zur Beweibung heim kommen, bleiben die Töchter zu ihrem großen Leidwesen meist zu Hause — sitzen. Den langen Winter sucht sich die Jugend durch allerlei Unterhaltungen abzukürzen.

Nach Neujahr wird die schöne Schlittbahn öfters zu gemeinschaftlichen Ausfahrten, sogenannten „schlittedas", benützt, in schönem Schlitten, das Pferd mit altmodischem Geröll und Federbusch geziert; und während der Fastenzeit wird die einfache „schlitteda" leicht zum fahrenden Maskenzug.

Gesang und Musik werden an den langen Winterabenden eifrig gepflegt; es gibt fast in jeder Ortschaft einen gemischten, einen Männerchor und Musik-

Digitized by Google

vereine. In vier Ortschaften sind ständige Dilettantenbühnen. Theater, Schlittedas, Concerte, Hochzeiten, Märkte, ja die einfachsten Wurstessen enden stets mit Tanz.

Aber nicht allen Einwohnern ist es beschieden, auf diese Weise sich die Zeit zu vertreiben. Zur „arbeitenden" Classe gehören im Sommer die Hotelbesitzer so gut wie ihre Angestellten, ebenso die Kaufleute und Handwerker; den größten Theil bilden jedoch die Pächter, Niedergelassene aus deutschen Thälern des Cantons, welche die Wiesen der Reichen und Landesabwesenden in Zins haben und jene alten kleinen Häuser bewohnen, die wir oben beschrieben. Ihre Frauen und Töchter sind im Sommer als Wäscherinnen und Kellnerinnen, im Winter mit Stricken und Flicken, oder als Taglöhnerinnen beschäftigt. Sie selbst, die Pächter, thun im Sommer Kutscher- und Führerdienste; im Winter besorgen sie, neben der Viehzucht, den Transport des Veltliner Weines, der größtentheils über den Berninapaß zu uns kommt. In Zügen von zwanzig, dreißig und mehr Schlitten — jeder Fuhrmann hat zwei Schlitten mit je einem Pferd — ziehen die Engadiner mit leeren Fässern nach dem Hospiz, wo sie mit den Puschlavern, die auf der anderen Seite des Passes volle Fässer heraufgeholt haben, ihre Ladung tauschen. Bei guter Bahn und schönem Wetter ist das ein Vergnügen: in einer eiskalten Luft, aber in den Strahlen einer warmen Sonne, meist bei völliger Windstille gleitet der Schlitten durch die feierlich ruhende Einöde gefahrlos dahin, nur das Auge muß gegen den unerträglichen Glanz des Schnees geschützt werden. Nach einem starken Schneefall jedoch, oder gar in einem Schneesturm, ist es eine der härtesten Arbeiten, die der Mensch kennt. Wie in der Sahara der Sand, so rast hier der aufgewirbelte Schnee durch die Lüfte, verwischt im Nu hinter jedem Schlitten die Spur, thürmt sich hie und da klafterhoch auf, und hüllt Alles in eine so dichte Wolke, daß der hinter dem Schlitten watende Mann oft sein Pferd nicht mehr sieht. Alte, geübte Pferde finden im schlimmsten Wetter mit Huf und Nase die betretene Bahn heraus; durch hohe Schneewälle arbeiten sie sich mehr schwimmend als watend durch und gleichen Neptun's Rossen im Wellenschaum, wenn der Schnee über ihrem Rücken zusammenschlägt. Bei ungewohnten Thieren kommt leicht ein Fehltritt vor; sie versinken dann selbst an ungefährlichen Stellen mit Schlitten und Faß im tiefen Schnee, und die zusammengerufene Mannschaft muß mit eigener Muskelkraft Pferd und Ladung wieder auf die Straße heben — trotz heulendem Sturm und grimmiger Kälte. — Jeder Fuhrmann bekommt in seiner „Trinketta" — einem kleinen, länglichen Holzgefäß — etwa 1½ l Wein gratis mit auf die Reise. Das hält ihn jedoch nicht ab, den besseren Wein der Transportfässer zu kosten; diese werden angebohrt und die Bohrlöcher, nachdem sie ihren Dienst gethan, mit Holzstiften wieder dicht gemacht. Alte Fässer sollen bisweilen inwendig wie Stachelschweine aussehen. Wenn einmal das große Loch im Gotthard fertig ist, so werden nicht mehr so viele kleine auf dem Bernina gebohrt und unsere Pässe im Winter viel stiller werden.

Dem gemeinen Mann kann im Allgemeinen das Zeugniß der Biederkeit und Ehrlichkeit ausgestellt werden. Wenn er sich bei harter Arbeit am fremden ein versündigt, so handelt er mehr nach einem alten Brauch und ist sich des

Digitized by Google

Unrechtes nicht bewußt. Der Graubündner gilt für weniger derb als die übrigen Schweizer; immerhin aber läßt er sich gerade im Verkehr mit Fremden seine Würde als freier Mann nicht mit Geld abkaufen. Der wohlhabende Engadiner ist höflich und zuvorkommend, wohlthätig gegen Arme und in hohem Grade gastfreundlich. Er ist wortkarg, hält aber das gegebene Wort. Die allgemeine Bildung könnte eine sehr gute sein. Die Volksschulen sind vorzüglich; der größere Theil der Jugend besucht auch auswärtige höhere Bildungsanstalten. Trotzdem täuschen die Einwohner im näheren Umgang die Erwartungen, die ihr Aeußeres vielleicht hervorrief. Daran ist einerseits der lange eintönige Winter, andererseits der eigenthümliche Lebenslauf schuld, welcher den Sinn der Meisten in jüngeren Jahren ausschließlich auf den saueren Erwerb, und in späteren auf den Genuß des Erworbenen lenkt.

Obgleich Viele von ihnen in den großen Städten des Auslandes lebten und trotz des lebhaften Fremdenverkehrs im Sommer ist das Engadin doch ein sittenreines Thal geblieben. Dazu mag die Abgeschlossenheit während eines großen Theiles des Jahres, das kalte Klima und die Kleinheit der Dörfer beigetragen haben, wo jeder Lebenswandel von hundert Argusaugen bewacht wird; der Schwerpunkt der guten Sitten liegt jedoch in dem glücklichen Umstand, daß das darbende Proletariat ebenso fehlt wie der raffinirte Luxus.

Boden und Klima im Verein mit dem allgemeinen Wohlstand verlängern den Ober-Engadinern das *Leben* und erhalten sie in guter *Gesundheit*. Von tausend Einwohnern sterben jährlich nur achtzehn bis neunzehn, oder einer von je vierundfünfzig. In anderen Ländern ereignen sich durchschnittlich die Hälfte aller Todesfälle vor dem 20. Lebensjahre, im Ober-Engadin 47.4 %, also noch nicht ganz die Hälfte vor dem 50. Lebensjahre! Diese ausnahmsweise günstigen Verhältnisse sind besonders durch die geringe Sterblichkeit der Kinder in der ersten Zeit ihres Daseins bedingt. Letzteres, ein Ergebniß der Statistik, ist auffallend, wenn man bedenkt, was für eine Zimmerluft die Kleinen während des langen Winters einathmen müssen. Die trotzdem geringe Sterblichkeit der Kinder ist zum Theil in der relativ geringen Zahl jährlicher Geburten begründet, sodann in der guten Muttermilch, hauptsächlich aber darin, daß die Kinder als Sprößlinge gesunder, kräftiger Eltern lebensfähiger zur Welt kommen und äußeren Schädlichkeiten mehr Widerstand entgegensetzen.

Die Jugend und die auf sie folgende Zeit der besten Kraft kennen jene Geißel der Menschheit, die Schwindsucht, kaum, die in anderen Ländern die Altersclassen vom 15. bis 35. Jahre decimirt. Von der im Alter von 20 bis 30 Jahren stehenden Bevölkerung kann man fast buchstäblich sagen, daß sie nicht stirbt, wenn sie nicht todt geschlagen wird, denn in dieser Lebensperiode wird ein Drittel sämmtlicher Todesfälle durch äußere Gewalt veranlaßt. Nach dem 50. Lebensjahre werden Schlaganfälle, Lungenentzündungen, Krebse relativ und absolut häufige Todesursachen. — Was die Vertheilung der Todesfälle auf die Jahreszeiten anbelangt, so steht so viel fest, daß im März und April am meisten, im September am wenigsten Leute sterben.

Aeußere Verletzungen pflegen sehr leicht zu heilen, was in einer Luft, in welcher man rohes Fleisch ohne Weiteres zum Trocknen aushängt, nicht auffallen

Digitized by Google

kann. Einer historisch-medicinischen Arbeit des Dr. Lorenz in Chur entnehmen wir die interessante Kunde, daß „das Engadin überhaupt von allen Landestheilen (des Cantons) am wenigsten von epidemischen Krankheiten zu leiden gehabt". —

IV.

Große Veränderungen hat in den letzten zwei Jahrzehnten der Fremdenverkehr hervorgerufen. Manche Ortschaft ist vollständig umgebaut, zum Theil zwei- bis dreifach größer geworden. Im Sommer rollen endlose Wagenreihen über die Straßen; bei den Klängen der St. Moritzer Curmusik bringt eine fremde Welt ihre Herrlichkeiten zur Schau; Hunderte durchkreuzen die ewigen Eisfelder oder klettern über zerklüftete Felsen auf die kahlen Gipfel, die den blauen Himmel tragen. Etwa 10,000 Vertreter aller Nationen überfluthen jährlich das früher so stille Thal und finden, je nach Wunsch, im bescheidenen Wirthshaus oder im palastähnlichen Hotel Unterkommen und Verpflegung. Letztere ist bei den großen Entfernungen der Bezugsquellen mit mancher Schwierigkeit verknüpft: Obst und Gemüse kommen aus dem Veltlin, aus Tyrol und vom Bodensee; Chur, St. Gallen und Zürich liefern Fleisch, Geflügel und Delicatessen; Fische werden von Lecco und Venedig, vom Rhein und von Zürich bezogen u. s. w. Die Fracht ist sehr theuer; von der nächsten Eisenbahnstation (Chur) wird im Sommer der Centner Waare als Eilgut nicht unter 9 Frs. nach dem Ober-Engadin geführt. Vergleichsweise sei hier beigefügt, daß von Zürich nach Persien die Fracht für den Centner nur 7 Frs. ausmacht, von Hamburg nach Newyork gar nur 3 Frs. — Trotzdem ist die Verpflegung im Allgemeinen vortrefflich und nicht viel theurer, als in den meisten Städten des Tieflandes.

Die Saison beginnt Mitte Juni und schließt Ende September; bis unter das Dach voll sind die Gasthäuser jedoch nur etwa sechs Wochen, von Mitte Juli bis Ende August. Der September, wie früher bemerkt der schönste Monat des Jahres, findet seit einiger Zeit immer mehr Liebhaber. Wenn auch die meisten Ortschaften des Ober-Engadins mehr oder weniger Fremde beherbergen, so bilden doch St. Moritz mit seinen 2000 und Pontresina mit seinen 800 Fremdenbetten die beiden Mittelpunkte des Sommerverkehrs. In St. Moritz fängt die Saison meist etwas früher an, wogegen sie in Pontresina länger dauert; dort sind alle Völker stark vertreten, hier fast nur Engländer, Deutsche und Schweizer. Während in St. Moritz ein steifes prunkhaftes Badeleben Platz gegriffen und die Gemüthlichkeit sich in einige kleinere Pensionen zurückgezogen hat, haben die vielen großen und kleinen Bergsteiger in Pontresina einen ungekünstelten Ton aufrecht erhalten. Ihnen schreibt keine Mode den Anzug vor: mit kurzen Hosen, schweren, benagelten Schuhen und sonnverbrannten Gesichtern setzen sie sich zur Tafel und verrathen durch ihren Durst, Hunger und Humor die frischen Eindrücke der Natur.

Es ist erstaunlich, wie rasch der Fremdenbesuch in kurzer Zeit eine solche Höhe erreichte. Noch im Jahre 1861 hatte eine englische Dame während eines dreiwöchigen Aufenthaltes in Pontresina nur einmal Gelegenheit mit einem zufällig von St. Moritz herübergekommenen Engländer in ihrer Muttersprache zu verkehren! Die unerhörte Zunahme des Sommerverkehrs war die Wirkung ver-

Digitized by Google

schiedener Ursachen. Zum Ersten fiel sie in die Jahre, wo Viele glaubten, reicher zu sein, als sie es waren. Als dann die rauhe Wirklichkeit den größern Theil dieses Reichthums in den Papierkorb warf, nahm zwar der Fremdenverkehr nicht ab, wol aber hörte sein rapides Wachsthum plötzlich auf. Einen noch größern Einfluß auf den Fremdenandrang hatten die mannigfachen Erleichterungen des Verkehrs. In den Jahren 1858 und 1859 wurde Chur Endstation einer Eisenbahn, die es mit Zürich und dem Bodensee verband. Im Canton selbst wurden Straßen in das harte Gestein gesprengt, schwindelerregende Abgründe überbrückt, Lawinen, Wildbäche und rutschende Halden ungefährlich gemacht und so für den bequemen eidgenössischen Postwagen nach allen Richtungen hin Bahn gebrochen. Das hat ein kleines armes Gebirgsvolk von 90,000 Köpfen gethan, das fast ohne alle Industrie dünngesät auf wenig ergibigem Boden von der Landwirthschaft lebt. Obgleich auch der Bund Beiträge geleistet hat, und den einzelnen Gemeinden fast die ganze Last der Straßenunterhaltung aufgebürdet ist, hat der cantonale Staatshaushalt doch noch jährlich 120,000 Frs. für Straßenbauten und Abzahlung der Straßenschuld vorzusehen, was bei einem jährlich durch Steuern zu deckenden Ausfall von 4 bis 500,000 Frs. schwer in die Wagschale fällt. Die besten Verkehrswege hätten jedoch nicht vermocht, den Fremdenstrom nach dem Ober-Engadin zu lenken, hätte das Hochthal nicht in seiner Natur, seinem Klima und seinen Mineralquellen so gewaltige Magnete besessen.

Anfänglich waren es die Letztern, die St. Moritzer Eisensäuerlinge, deren Anziehungskraft weit über die Grenzen des Landes hinaus wirkte. Die lehrreiche Geschichte[1]) dieser Quellen beginnt mit dem 16. Jahrhundert. Damals besuchte sie P. A. Theophrastus Paracelsus; in seinen Werken widmete er ihnen ein Lob, das so bombastisch klingt, als ob er dort Curarzt gewesen wäre: es sei der Sauerbrunnen, den er allen anderen in Europa vorziehe; wer ihn trinke, erlange volle Gesundheit, werde nie am Stein, an Gicht oder Podagra leiden u. s. w. In die gleiche Zeit fällt wahrscheinlich die älteste Fassung der heutigen Badequelle, wie man sie bei den neuesten Ausgrabungen fand. Nachdem im gleichen Jahrhundert die Quellen durch Ueberschwemmungen verschüttet und vergessen, dann wieder getrunken und gelobt worden, legte die Gemeinde St. Moritz erst um das Jahr 1670 Hand an die zweite Fassung. Auf einer Marmortafel wurde damals eine lateinische Inschrift des Silvaplaner Pfarrers Büsin verewigt, die Const. v. Flugi folgendermaßen übersetzt hat:

> Rauhem Gestein entsprudelt der Heilquell, welchen Du aufsuchst —
> Leblos starrender Fels nährt den belebenden Boden.
> Rühmt mir immer der Ceres Geschenk und die Gaben des Bacchus,
> Eigene Schätze verlieh jeglichem Land die Natur.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts genossen die Quellen ein bedeutendes Ansehen, zumal in Italien, von dem sie ja über den Maloja so leicht zu erreichen waren. Im Jahre 1697 kam Herzog Victor Amadeus von Savoyen, und zwei

[1]) Ausführlicheres gibt Husemann, Der Curort St. Moritz und seine Eisensäuerlinge. Zürich, Orell, Füßli u. Co. 1874.

Digitized by Google

Sommer später Herzog Franz Farneſe von Parma nach St. Moritz — Beide, um ihre irdiſchen Hüllen zu ſtählen und dauerhafter zu machen. Die neue Faſſung des Brunnens, welche die Gemeinde im Jahre 1740 veranſtaltete, wurde beſchuldigt, das Waſſer geſchwächt zu haben; 113 Jahre lang ließ man ſie hierauf unberührt, aus Furcht, eine abermalige Aenderung könnte den Schaden noch größer machen. Dennoch gedieh der Curort, bis die franzöſiſche Revolution und die darauf folgenden Kriege ſeine Blüthen knickten und eine zopfige Bürgerſchaft unthätig dem gänzlichen Verfall der Quellen zuſah. So floß z. B. der Inn noch im Jahre 1814 ungehindert in großem Bogen hinüber gegen den Roſatſch, die jetzige „neue" Quelle ſah man nur noch in ſeinem Bette ſprudeln und der „alten" war er ſchon in drohender Nähe. Im darauf folgenden Jahre benützten die jüngeren und einſichtigeren Bürger die Abweſenheit ihrer Alten auf dem Markt zu Tirano (Veltlin), um einen Gemeindebeſchluß durchzuſetzen, der dem Inn eine unſchädlichere Richtung gab. Dem Beſchluß folgte die That und als die älteren Herren vom Markte zurückkehrten, ſahen ſie ſchon eine Menge Arbeiter dem Inn dasjenige Bett graben, das er bis heute nicht verlaſſen hat. Obgleich durch dieſe Verbeſſerung eine ordentliche Verbindung mit dem Dorfe und eine ungehinderte Benützung der Quellen ermöglicht war, wollte es doch nicht vorwärts gehen. Eine Actiengeſellſchaft wagte im Jahre 1831 ein Capital von 13,600 Frs., baute einen Trinkſaal, eine Reſtauration, ſechs Badezimmer und nannte das ein Curhaus, obgleich es nicht ein einziges Wohnzimmer für Gäſte enthielt.

Erſt 1854 begann ein neuer Tag zu dämmern: zum erſten Male wurde die zweite „neue" Quelle gefaßt; man taufte ſie Paracelſusquelle und beſtimmte ſie als die gehaltreichere zum Trinken. Im gleichen Jahre erfuhr auch die alte Quelle ihre vierte Faſſung, wobei man in der Tiefe auf zwei rieſige, ausgehöhlte Lärchenſtämme ſtieß, die wol ſeit des Paracelſus Zeiten das Waſſer geſammelt und nach oben geleitet hatten. Man ließ die Stämme, wie ſie waren und verſtärkte ſie in ihrer Wirkung durch angefügtes Holzwerk. Im Jahre 1854 bildete ſich die jetzige Actiengeſellſchaft, welche mit der Gemeinde einen äußerſt vortheilhaften Pachtvertrag abſchloß und das „alte" Curhaus mit achtzig Wohnzimmern baute. Dieſes erwies ſich bald als zu klein; man ging muthig an neue Werke und ſeit 1866 ſtehen die heutigen ausgedehnten Gebäulichkeiten da, die etwa 300 Gäſte beherbergen können. Im Dorf wurde man auch rege, und während die Gemeinde anno 1840 umſonſt in den Zeitungen demjenigen, der bei den Quellen ein Hotel errichte, den Boden koſtenfrei und das Bauholz zu ermäßigten Preiſen angeboten, wirkten jetzt die Dividenden der Badactien wie Inductionsſtröme, der Bauſchwindel erfaßte die bisher mißtrauiſchen Einwohner, Hotels und Villen ſproßten, wie Safran im Frühlinge aus dem Boden, die Bauplätze erreichten unſinnige Preiſe — kurz, man machte auch hier die Gründerperiode in allen Einzelnheiten mit.

Das Eiſen, das die Heilquellen enthalten, iſt zwar nicht in beſonders großer Menge, jedoch in einer leicht verdaulichen chemiſchen Verbindung vorhanden. Man weiß, daß es dem weiblichen Geſchlecht oft an Stahl gebricht; es wallten daher Mädchen und Frauen in großer Zahl zum heiligen Mauritius.

Digitized by Google

Das starke Geschlecht ist meist durch Solche mit schwachem Magen vertreten. Das Wasser ist nämlich überaus reich an Kohlensäure, welche getrunken wohlthätig auf den Magen und im Bade als mächtiger Hautreiz wirkt. Fast alle Leidenden, die in St. Moritz Heilung suchen, sind blutarm, jedoch nur in des Wortes medicinischer Bedeutung. Ganz Unbemittelte sind übrigens in den Statuten der Actiengesellschaft gebührend berücksichtigt.

Die Ersten, die auch das Klima würdigten, waren der Zürcher Stadtphysikus Scheuchzer, der anno 1703 Höhenmessungen anstellte und auf den Werth der Höhenlage aufmerksam machte, und der Bündner Arzt Dr. J. A. Graffi von Purtein, der 1747 die heilsame Wirkung der verdünnten Luft hervorhob. Zu Heilzwecken wurde das Höhenklima an und für sich schon lange von den Bewohnern der tieferen schweizerischen Thäler gebraucht. Aus Chur und dem Rheinthal pflegten im Sommer Leidende aller Art auf diese oder jene Alp zu ziehen. Ebenso kehrten viele im Auslande erkrankten Engadiner vertrauensvoll in die „bessere" Luft ihrer Heimath zurück. Unter den Fremden hat die Klimacur erst vor 10 oder 12 Jahren mehr durch zufällig beobachtete Erfolge Wurzeln geschlagen. Aber wie neue Mittel und neue Aerzte mit etwas Glück bald berühmt werden können, so geschah es auch dem Ober-Engadiner Klima, das jetzt jährlich von Tausenden zur Stärkung und Heilung aufgesucht wird.

Die Erfahrungen, die man bisher über die klimatische oder „Luftcur" gemacht hat, sind in Kurzem folgende: Am zahlreichsten sind die Patienten, deren Nervensystem durch lange schwere Krankheit, Ueberanstrengung und heftige Gemüthserregungen geschwächt wurde. Sie sind meist mißgestimmt, launisch, leiden an Neuralgieen und Verdauungsstörungen, klagen über schlechten Schlaf und fühlen sich weder zu körperlicher noch geistiger Arbeit fähig. Solchen Leuten bekommt der Aufenthalt im Ober-Engadin ausgezeichnet. Sie müssen aber ängstlicher als andere Patienten hauptsächlich zwei Regeln beobachten: erstens durch einen mehrtägigen Aufenthalt auf einer Zwischenstation, in einer Höhe von 1000 bis 1200 m, den zu raschen Uebergang vom Tief- zum Hochland mildern; zweitens in der Höhe alle jene Anstrengungen vermeiden, zu welchen die Natur so verführerisch lockt. Wenn Mißerfolge vorkamen, so waren sie stets der Vernachlässigung eines dieser Gebote zuzuschreiben. — Zum Theil in die gleiche Kategorie gehören auch die mannigfachen Schäden, welche Sumpffieber, Typhus, Diphtherie, bedeutende Blutverluste und Eiterungen im Körper zurücklassen. Die merkwürdigsten Erfolge sieht man bei Leuten, deren Gesundheit ein langjähriges Sumpffieber völlig und scheinbar für immer untergraben hatte.

In dritter Linie kommen die Scrophulösen und Schwindsüchtigen. Bei den Ersteren kann die Klimacur in allen Stadien begonnen werden, nicht so bei der Schwindsucht. Diesen heimtückischen Feind kann man sich in mehrfacher Hinsicht durch geeignete Lebensweise vom Leibe fern halten: Sprößlinge, welche von ihrer nächsten Verwandtschaft zu Erben der Schwindsucht eingesetzt wurden, entgehen ihrem Schicksal eher, wenn sie jährlich einige Zeit in [illegible] im Hochgebirg — es braucht nicht immer das Ober[illegible]hin zu sein [illegible]. Hat die Krankheit begonnen, so erfordert die vollständige Genesung [illegible] von mehreren Monaten. Sind die Lungen [illegible] größer

griffen, so berechnet sich die Curzeit nur noch nach Jahren. Solche, bei denen schon Cavernen oder hohes Fieber eingetreten ist, bleiben besser vom Engadin fern, obgleich ausnahmsweise noch in späteren Stadien Stillstände und sogar Schrumpfungen erfolgt sind. Wo Kehlkopf- oder Darmtuberculose besteht, hilft das Klima nicht nur gar Nichts, sondern es macht den Zustand des Leidenden noch unerträglicher. —

Eigentliche Patienten — wir sehen hier von den Vergnügungsreisenden ab — sollten in der Regel nicht vor Mitte Juni nach dem Ober-Engadin kommen. Dagegen ist der September, bisweilen auch der October für manche Patienten sehr empfehlenswerth. Der Hochgebirgswinter wird seit 1865 auf Davos von Lungenkranken zur Cur benützt. Sein Ruf ist so rasch gestiegen, daß gegenwärtig etwa 500 Fremde dort überwintern. Nun bemüht man sich auch im Ober-Engadin, Wintergäste zu bekommen; so ist z. B. neulich in Samaden ein Curhaus für den Winter eingerichtet worden. Klimatisch ist das ganz gerechtfertigt. Dagegen ist die Reise von der nächsten Eisenbahnstation sehr lang und wir glauben, daß schon ernstlich Erkrankte besser thun, ihr Heil auf Davos zu suchen, wo die Einrichtungen vorzüglich sind und eine zahlreiche Curgesellschaft den langweiligen Winter eher verkürzt. Wer dagegen nur leicht krank ist, hat im Ober-Engadin den Vortheil einer großartigeren Natur und sieht dort keine Schwerkranken um sich.

Eine ganz eigene Art Wintercuranden, wie sie wol kein anderer Curort hat, kommt zu Millionen aus Italien nach dem Ober-Engadin. Es sind die kleinen eiförmigen Larven der Seidenwürmer, mit welchen eine Gesellschaft in Bergamo vor etwa sechs Jahren in Celerina Ueberwinterungsversuche anstellte. Diese gelangen so gut, daß jetzt jeden Herbst Larven im Werthe von etwa einer Million Franken von Bergamo nach Celerina und den Frühling zurück geführt werden. In der trockenen Kälte sollen ihrer weniger zu Grunde gehen als in Bergamo.

Es erübrigt noch, diejenigen menschlichen Leiden zu nennen, auf welche das Ober-Engadiner Klima einen nachtheiligen Einfluß hat. Es sind dies hauptsächlich Krankheiten des Herzens und der größeren Gefäße (Aneurysmata) sowie übermäßig ausgedehnte Lungen (Emphyseme). Die Träger dieser Leiden werden, zumal wenn sie den Klimawechsel vom Tiefland herauf rasch bewerkstelligt haben, fast immer bergkrank. Die Bergkrankheit, die auch Gesunde befallen kann, ist wol Manchem ein fremd klingendes Wort [1]). Der Spanier Joseph Acosta (Ende des 16. Jahrhunderts) war der Erste, der die Krankheit nach seinen Beobachtungen in Peru näher beschrieb und ihr den Namen gab. Seither ist sie auf den hohen Bergen aller Erdtheile empfunden und von vielen Reisenden geschildert worden, am ausführlichsten von Tschudi. Auf den Anden Südamerika's, wo bei 3 bis 5000 m ü. M. noch große Städte stehen, erfährt der von der Meeresküste Kommende ganz gewaltige Veränderungen: Schwindel, Ohnmachten, fliegenden Puls, Congestionen, mitunter sogar Schlaganfälle. Die Berichterstatter schreiben selbst Todesfälle der Bergkrankheit zu.

[1]) Wer über dieselbe Ausführliches erfahren möchte, findet in einer Schrift des Dr. C. Meyer-Ahrens („Die Bergkrankheit." Leipzig, Brockhaus. 1854) reichliche Belehrung.

Digitized by Google

So schlimm sieht es nun bei uns zum Glück nicht aus. Es fehlen zwar keine wesentlichen Symptome, nur treten sie in weit milderer Gestalt auf. Zuerst und am häufigsten zeigen sich auch bei sonst Gesunden Störungen des Schlafes; ferner Herzklopfen, Athembeklemmungen, Kopfschmerzen, sehr häufig ein Druck auf den Scheitel, Mangel an Appetit, Durst ꝛc. Mitunter kommen auch Schwindel und Ohnmachten vor.

Die Behandlung der Bergkrankheit ist leicht; sie pflegt bei einem geeigneten Verhalten bald zu weichen. Ist dagegen ein Körperleiden vorhanden, für das sich erfahrungsgemäß das Höhenklima nicht eignet, so hilft nur die Abreise nach einem tiefer gelegenen Punkt. Kaum ist der Patient dort angelangt, so verlassen ihn die kleinen Quälgeister und mit diesen die Besorgniß, die bei ängstlichen Leuten das unbedeutendste Unwohlsein zu einer lebensgefährlichen Krankheit ausmalt.

Wir haben bisher die Natur des Ober-Engadins nur beiläufig als mächtige Anziehungskraft erwähnt; wir wollen ihr auch jetzt nicht den schlechten Dienst erweisen, sie mit vielen Worten zu schildern, uns vielmehr darauf beschränken, die mannigfaltigen leicht und schwer erreichbaren Naturgenüsse nur anzudeuten [1]).

Wer sich körperlich gar nicht anstrengen darf oder will, der kann im Wagen das ganze Thal entlang, auch hinauf auf vier Pässe und in sechs Seitenthäler fahren, ja, ohne den Fuß auf die Erde zu setzen, dicht an die größten Gletscher gelangen. Die zu Spazierfahrten am meisten benützten Pässe sind der Bernina und der Maloja. Beide Paßhöhen sind Mittelpunkte reizender Ausflüge, worunter derjenige nach der Alp Grüm, vom Bernina-Hospiz zu Pferd oder zu Fuß bequem erreichbar, wol der besuchteste ist. In nächster Nähe hängt dort der Palügletscher hoch vom Berge herunter, mitten in die grüne Weide hinein, während 12 bis 1300 m unter unseren Füßen ein liebliches Thal mit hübschem See herauflacht, das Puschlaver Thal, wo schon Tabak und Wein wachsen und italienische Zungen reden, aber noch immer Schweizerherzen schlagen.

Wer sich ein Stündchen Steigen gefallen läßt, für den sind viele herrliche Aussichtspunkte zugänglich gemacht worden: bei Sils der Marmoré, ein Felskopf, der uns das Fexthal mit seinem Gletscher sowol als die Seen und schmucken Dörfer des Ober-Engadins zu Füßen legt; bei Silvaplana mitten im Thal der dicht von Arven besetzte Hügel Crest'alta in einer leichten halben Stunde zu erreichen; zwischen St. Moritz-Dorf und Celerina die Alp Laret, die uns von St. Moritz bis Scanfs sämmtliche Ortschaften zeigt; ähnliche Punkte bei Samaden; zwischen Celerina, Samaden und Pontresina die Muottas Muragl (2 Stunden), die uns vom Maloja bis Bevers alle Seen, Hügel und Dörfer vor Augen führt. Diese Bilder sind immer wieder anders, obgleich es stets derselbe freundliche Thalgrund ist, der sie gibt. Erwähnen wir zum Schluß

[1]) M. Caviezel in Pontresina hat mit vielem Fleiß und gutem Erfolg versucht, dem Wanderer mit seinem Buch „Das Ober-Engadin" einen Führer an die Hand zu geben; nur ist das Gebiet zu reichhaltig, um in einem Rahmen gezeichnet zu werden. Localführer gibt es nur einen für „Pontresina und seine Umgebung"; er ist dieses Jahr in zweiter Auflage bei Engelmann in Leipzig erschienen. Unter den Reisehandbüchern gibt Tschudi's „Tourist" das Ausführlichste und Zuverlässigste.

Digitized by Google

noch bei Pontresina den Schafberg mit seinem wundervollen Blick in das Rosegthal und die Alp ota, wo der Mensch demüthig zu den himmelanstrebenden Bergkolossen hinaufsieht, die in überwältigender Nähe vor ihm stehen, und schweigend die ungeheuren Eisströme anstaunt, die wie flüssiges Silber dem Aether entquellen und schuttbeladen unten im Thale endigen.

Wer noch höher steigen will und kann, dem bietet das Ober-Engadin eine reiche Auswahl großartiger Aussichtspunkte und wundervoller Gletscherwanderungen. Durch Fußwege zugänglich und zum größten Theil reitbar gemacht worden sind: der Piz Languard bei Pontresina, der „rhätische Rigi", der uns vom Mont Blanc bis zum Großglockner die zahllosen Gipfel und Zacken der Alpen zeigt; sein Nebenbuhler P. Ot bei Samaden, P. Nair bei St. Moritz und Campfér, P. Surlej bei Silvaplana und sogar der früher nur für Kletterer genießbare P. Julier — alles 3000—3400 m hohe Spitzen, die von den anliegenden Ortschaften aus in 3—4 Stunden erstiegen werden können. Wir sind ja schon im Thale 1800 m über dem Meere, was dem Bergsteiger viel Zeit und Mühe erspart. Unter den vielen Gipfeln, die zwar keinen Fußweg haben, aber auch von dem Ungeübten keine große Anstrengung erfordern, gebührt dem P. Corvatsch die Palme. Er kann von Silvaplana in vier, von Pontresina in fünf Stunden erstiegen werden und bietet an Ausdehnung, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Aussicht mehr als irgend ein anderer uns bekannter Berg gleicher Höhe. Unter den Gletscherwanderungen ist mit Recht die Diavolezzatour die beliebteste: zu Hunderten lustwandelt dort jeden Sommer selbst das schwache Geschlecht in den märchenhaften Wundern des ewigen Schnees. Aber auch für den kühnen Bergsteiger ist gesorgt, den es reizt, an Wagnissen seinen Muth, an schweren Hindernissen Kraft und Willen zu erproben. Er findet an steilen Eiswänden, auf unsichern Brücken ungeheurer Gletscherschrunden, auf schmalen Gräten und an gähnenden Abgründen Lebensgefahr in beliebiger Auswahl. Die Gipfel, deren Ersteigung die größte Anstrengung und Uebung erfordert, sind Crasta Güzza, P. Roseg, P. Bernina und Monte di Scerscen, der letztbezwungene Riese der Berninagruppe. Dr. Paul Güßfeldt mit dem Führer Hans Graß und dem Träger Capatt waren es, die am 12. September vorigen Jahres zum ersten Male das stolze Haupt betraten, das bis dahin für unerreichbar galt. Damit ist die noch junge Geschichte erster Besteigungen im Ober-Engadin vollendet. Coaz begann sie im Jahre 1850, wo er sich gleich an die höchste Spitze, die Bernina machte. Man findet in Lechner's oben erwähntem Buch seine ergreifende Schilderung dieses gefährlichen Unternehmens, das zwanzig Stunden angestrengter Arbeit kostete. Wie sehr sich die Zeiten auch für die höchsten Spitzen der Alpen geändert haben, beweist ein 1838 erschienenes Buch „Der Canton Graubünden" von Röder und Tscharner, wo es bei der Beschreibung der Berninagruppe wörtlich heißt: „Der bündnerische Anwohner hat für diese ragenden Wolkenstühle keine Eigennamen". Gegenwärtig werden außer dem Scerscen alle Gipfel jährlich mehrmals erstiegen; am 3. October vorigen Jahres hat allein Hans Graß zum fünfundvierzigsten Male Fremde auf den Piz Bernina geführt.

Digitized by Google

Verwaltungsreorganisation und Unterrichtsgesetz.

Von

Friedrich von Sybel, Landrath.

Die Reformen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung haben einen Entwickelungsgang genommen, welcher in erfreulichster Weise den modernen staatsrechtlichen Anschauungen und den Wünschen der öffentlichen Meinung entspricht. Der unabhängigen und freien Theilnahme des Staatsbürgers an der Verwaltung der größeren und kleineren Communalverbände ist der weiteste Spielraum gewährt, ja die Anforderungen an die Selbstthätigkeit der Staatseingesessenen sind so umfassender Art, daß noch ein großes Stück Unselbständigkeit des inneren und ein gutes Theil Trägheit des äußeren Menschen abgestreift werden muß, ehe die neuen Einrichtungen so ganz lebendige Wurzel fassen werden. Das im constitutionellen Staate kaum entbehrliche Verwaltungsstreitverfahren vor unabhängigen Richtern findet im vollsten Umfange Anwendung und bietet Gewähr für fernere gesunde Ausbildung und Entwickelung. Möge daher bald der Augenblick nahen, welcher die Ausdehnung der Reform in gleichem Geiste für die ganze Monarchie bringt; möge dann aber auch ein kundiges Auge darüber wachen, daß der Einheit des Verwaltungsinteresses und dem allgemeinen Zweck der Verwaltung überhaupt mehr als bei den bisher erlassenen Reformgesetzen Rechnung getragen werde.

Gleichviel ob eine Verwaltung ausschließlich von besoldeten Berufsbeamten oder unter Mitwirkung des Laienelementes geführt werden soll, gewisse Anforderungen in technischer Hinsicht werden immer dieselben bleiben; ja manche dieser Anforderungen müssen im gesteigerten Maße Geltung erlangen, wenn innerhalb der Verwaltung die Arbeit der Berufsbeamten gegenüber dem Laienelement mehr und mehr zurücktritt. Die Organisation muß klar und übersichtlich aufgebaut sein, sodaß die Verwaltung unter möglichster Einschränkung der Kosten und gerechtester Vertheilung der Lasten mit sicherem Gange und einer Jedermann erkennbaren Weise zu arbeiten vermag. Während in dieser Beziehung die früheren Einrichtungen allen billigen Wünschen entsprachen, hat man leider bei der Reorganisation diese Gesichtspunkte allzusehr außer Acht gelassen. Mit einer fast particularistischen Tendenz hat man ohne Berücksichtigung des allgemeinen Verwaltungsinteresses den Verwaltungsorganismus zersplittert, die Ueberantwortung der Verwaltung an eine Menge größerer oder kleinerer Communalverbände angebahnt, die Zahl der Behörden und Instanzen ungemein vermehrt und einen Verwaltungsapparat so unübersichtlicher und compl[illegible]er Natur geschaffen, daß sich kaum noch erfahrene Berufsbeam[illegible] in demselben [illegible] finden wissen. Neben und über dem Gemeindevorstand u[illegible] Gemeindevertr[illegible]ngirt der Amtsvorsteher und der Amtsausschuß; im Kre[illegible] wir außer [illegible]h

und dem Kreistage den Kreisausschuß, die Kreiscommission, einen Kreissyndicus und das Kreisverwaltungsgericht in Thätigkeit; neben und mit dem Regierungspräsidenten und der Bezirksregierung amtirt der Bezirksrath und das Bezirksverwaltungsgericht; der Oberpräsident ist vom Provinzialrath umgeben, dazu kommt der Provinziallandtag, der Landtagsmarschall, der Provinzialausschuß, die Provinzialcommissionen und schließlich nicht als der Letzte der Landesdirector mit seinen Landesräthen, technischen Räthen und unzähligen unteren Provinzialbeamten. Und nicht genug, daß neben der Ministerialinstanz noch ein Oberverwaltungsgericht in Berlin fungirt, auch den bürgerlichen Gerichten ist die bisherige Zuständigkeit über streitige Verwaltungssachen fast ungeschmälert geblieben. Selbst in der Rheinprovinz, in welcher doch nur die ersten Anfänge des Reformwerks Eingang gefunden, machen sich die nachtheiligen Folgen solch complicirter Verwaltungseinrichtungen auf das Deutlichste bemerkbar. Bisher war in jedem Kreise ein staatlicher Kreisbaumeister domicilirt; dieser Beamte hatte die Staatsstraßen und sonstigen Staatsbauten zu verwalten, sowie die Baupolizei zu handhaben und die staatliche Aufsicht über die Gemeindebauten zu führen; daneben blieb demselben Zeit, auch die Projectirung und Ausführung von Gemeindebauten zu übernehmen und für Private thätig zu sein. Diese Einrichtung war insbesondere für ländliche Bezirke, in denen sich selten qualificirte Baumeister niederlassen, von großem Vortheil. Nach Anstellung besonderer Provinzialbaumeister für das Straßenwesen ist es nothwendig geworden, die Geschäftsbezirke ungemein zu vergrößern, sodaß gegenwärtig der Kreisbaumeister ebenso wie der Provinzialstraßenbaubeamte nicht mehr einen Kreis, sondern zwei oder drei zu übernehmen hat. Für die betreffenden Beamten ist natürlich die Geschäftsführung ungemein erschwert, vor Allem aber leidet das Publicum darunter, daß es statt mit einem, jetzt mit zwei Beamten zu verkehren hat, welche meist in weiter Entfernung, vielleicht auch an verschiedenen Orten wohnen. Und die Gemeinden müssen häufig dazu übergehen, besondere Communalbaumeister anzustellen, wenn sie für ihre Bauten noch einigermaßen auf technische Hilfe rechnen wollen; selbstverständlich müssen sich auch hierbei mehrere Gemeinden und Kreise wegen des Kostenpunktes zusammenthun und pflegt daher auch der Communalbaumeister in Folge der großen räumlichen Ausdehnung auf kaum überwindliche Schwierigkeiten zu stoßen.

Zu wahrhaft komischen Dingen hat die Verwaltungsreform auf dem Gebiete des Cassenwesens geführt. Bekanntlich bezieht die Rheinprovinz aus dem Ertrage der Staatssteuern eine Rente, welche zum Unterhalt der Chausseen dienen soll; wenn hierzu die Rente und das sonstige Einkommen aus dem Provinzialvermögen nicht ausreicht, so werden besondere Steuern auf die Gemeinden umgelegt und kreisweise gesammelt an die Centralcasse der Provinz abgeführt. Es entwickelt sich nun folgender Geldumlauf. In der Kreisstadt X. z. B. wohnt ein königlicher Steuerempfänger, welcher eine Mark als Staatssteuer erhebt und an die Regierungshauptcasse abliefert; von dieser geht das Stück durch die Generalstaatscasse als Theil der Rente an die Centralcasse der Provinz und, wenn in X. Wegebauten zu bezahlen sind, an die Provinzialwegebaucasse, welche in X. von dem königlichen Steuerempfänger im Nebenamt verwaltet wird. Schreibt nun die Provinz für den ferneren Bedarf Steuern aus, so zieht der Communalempfänger, welcher in X. mit dem königlichen Steuerempfänger ein und dieselbe Person ist, das ausgegebene Stück wieder ein und führt es an die Kreiscasse ab, welche er gleichfalls im Nebenamt verwaltet; die ganze Kreisumlage geht sodann an die Centralcasse der Provinz und von dieser, wenn in X. weitere Wegearbeiten zu bezahlen sind, an die Provinzialwegebaucasse zu Händen des bezeichneten vielseitigen Beamten zurück. Und wozu alle diese Irrgänge? Blos damit ein in X. als Steuer erhobenes Markstück in der Nähe von X. für Klopfen und Aufwerfen einiger Chausseesteine gebührende Verwendung finden kann. Ein wie bequemes Dasein führte doch früher ein schlichtes preußisches Achtgroschenstück! In X. als Steuer erhoben wurde es sofort an Ort und Stelle, wenn Wegebauten zu bezahlen waren, verausgabt; das Uebrige ergab sich aus der Abrechnung mit der

Digitized by Google

Regierungshauptcasse. In X. verläuft der jetzige Geschäftsgang noch verhältnißmäßig einfach, weil bei der Kleinheit der Cassen die Verwaltung mehrerer Cassen durch einen Beamten ermöglicht ist; bei stärkeren Cassen wird eine solche Combination mehr und mehr unzulässig und müssen daher alle Ueberführungen in Wirklichkeit gemacht werden; wie sich dies aber im einzelnen Falle gestalten mag, unter allen Umständen wird der Cassenbeamte bei der Uebertragung einer Summe aus einer Casse in die andere die ihm zustehende Hebegebühr vorweg nehmen.

Wenn in Folge der Zersplitterung der Organisation die Kosten der Verwaltung für Besoldungen und sachliche Ausgaben ungemein vermehrt worden sind, so hat sich dagegen die Möglichkeit erheblich verringert, die Umlagen der verschiedenen Steuerverbände auf die Steuerzahler in gerechter und zweckmäßiger Weise zu vertheilen und jedem Verwaltungsorgane die erforderlichen Einnahmequellen soweit wie nöthig zur ausschließlichen Benutzung zuzumessen. War dies schon schwierig, so lange im Wesentlichen nur der Staat und die Ortsgemeinden getrennte Haushaltungen führten, so werden sich die Hindernisse noch unendlich steigern, wenn statt zweier Steuerverbände in Zukunft deren vier bis fünf neben-, über- und durcheinander wirthschaften und ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler mit immer erneuten Forderungen hervortreten. Die verschiedenartigen Verbände haben unter sich keinen organischen Zusammenhang und können daher beim besten Willen kaum die erforderliche Rücksicht auf ihre Finanzlage gegenseitig nehmen; die Verwaltung kann nicht stille stehen und wenn keine frischen Quellen zur Verfügung sind, so bleibt eben kein anderer Ausweg übrig, als die bereits übermäßig in Anspruch genommenen Kräfte immer und immer wieder anzuspannen.

Die an sich schon reformbedürftigen Zustände des Communalsteuerwesens haben also durch die Verwaltungsreorganisation nicht nur keine Besserung erfahren, sondern sie sind gerade umgekehrt noch mehr in's Arge gerathen; dabei läßt sich kaum noch ein Ausweg entdecken, um die bei der Steuerumlage entstandenen Härten und Ungerechtigkeiten auszugleichen und zu beseitigen. Nicht genügend ist im Auge behalten worden, daß jede Veränderung im Verwaltungsorganismus ihre Rückwirkung auf die Steuerverhältnisse ausübt und daß mit allen Verwaltungsreformen die entsprechenden Modificationen in der Finanz- und Steuerverwaltung Hand in Hand gehen müssen. Allerdings ist den Amtsbezirken, Kreisen und Provinzen eine staatliche Dotation durch Gewährung einmaliger Zuwendungen, sowie Feststellung jährlicher Renten gegeben worden; für manche Provinzen, z. B. die Rheinprovinz, hat man diese Zuschüsse jedoch zu knapp bemessen und so müssen die Eingesessenen der Provinz zur Ergänzung der staatlichen Dotation eine besondere Steuer auf sich nehmen, welche in vielen Gemeinden schon mehr als den zwanzigsten Theil der Communalsteuer ausmacht. Und für die Zukunft ist eher eine Steigerung als eine Verminderung dieser Umlage zu erwarten!

Bei weiterer Ausdehnung der Verwaltungsreform wäre daher auf möglichste Einfachheit der Organisation Bedacht zu nehmen, vor Allem aber für genügende finanzielle Ausstattung der mit neuen Aufgaben belasteten Gemeindeverbände Sorge zu tragen. So möchten wir wünschen, daß man bei der bevorstehenden Reform des Elementarunterrichtswesens den z. B. bei dem Straßenwesen befolgten Organisations- und Dotationsmodus verließe und von Kreis und Provinz als Trägern dieses Verwaltungszweiges wenigstens in der Hauptsache ganz abstähe. In zweckmäßigster Weise könnte gleichzeitig sowol für die Dotation der Volksschule als auch für die Herabminderung der Gemeindeabgaben gesorgt werden, wenn der Staat sich entschlösse, unter entsprechender Vermehrung der Staatseinnahmen aus indirecten Abgaben den Ertrag der Grund- und Gebäudesteuer zur Dotirung der Volksschule, und zwar vorzugsweise zu Gunsten der Lehrergehälter, zu verwenden.

Die Lehrerbesoldungen wurden bisher der Hauptsache nach von den Gemeinden selbst aufgebracht, der Staat trat nur zur Hilfe ein, indem er aus der für das Elementarschulwesen bestimmten Summe von 13½ Millionen Mark in bedürftigen

Digitized by Google

Gemeinden Beiträge zur Erreichung des gesetzlichen Minimalgehaltes gewährte und außerdem verdienten Lehrern Gratificationen und Alterszulagen zuwandte. Dieses Verhältniß könnte in der Weise umgedreht werden, daß der Staat den Haupttheil des Gehaltes aus der Staatscasse bezahlte und die Gemeinden dagegen die Completirung der Gehälter bis zum gesetzlichen Minimalsatze, sowie die Gewährung persönlicher Zulagen übernähmen. Der Staat würde aus dem Ertrag der Grund- und Gebäudesteuer für jede ordentlich besetzte Lehrerstelle einen das Normalgehalt ungefähr erreichenden festen jährlichen Beitrag zahlen; dieser Beitrag könnte selbstverständlich nicht für alle Gemeinden der gleiche sein, sondern er würde in eine Anzahl Dotationsstufen je nach dem Verhältniß zwischen dem Flächenraum einer Gemeinde und deren Gesammtaufkommen an Grund- und Gebäudesteuer abgetheilt werden müssen. Je nach der Höhe des in einer Gemeinde auf den Hektar entfallenden Durchschnittsertrages an Grund- und Gebäudesteuer wäre ein größerer oder kleinerer Dotationssatz festzustellen. Das Moment der Bevölkerungsdichtigkeit käme dabei ganz von selbst zu dem gebührenden Einfluß; denn gegenüber dem von der Staatsregierung überall festgehaltenen Grundsatz, daß in keiner Schulclasse mehr als achtzig Kinder sitzen sollen, wird sich ein sehr regelmäßiges Verhältniß zwischen Bevölkerungszahl und Anzahl der Lehrerstellen herausgebildet haben; man wird allenthalben annehmen können, daß auf etwa 500 Seelen eine Schulclasse von 80 Kindern entfällt. Mit der Dichtigkeit der Bevölkerung muß also die Zahl der dotirten Stellen für eine Gemeinde wachsen; aber auch der Dotationssatz wird steigen, da bei Zunahme der Bevölkerung der Nutzungswerth der Gebäude und der Ertrag der Gebäudesteuer sich zu erhöhen pflegt, also auch ein Aufrücken in der Dotationsstufe erfolgen muß. Daß in stark bevölkerten Districten höhere Dotationssätze zur Anwendung kommen sollen, rechtfertigt sich in genügender Weise dadurch, daß das Geld einen geringeren Werth dort hat, wo große Mengen von Menschen eng zusammen wohnen und daß daher solche Orte für dieselben Leistungen des Lehrers weit höhere Summen auswerfen müssen als weitausgedehnte Landgemeinden.

Das Interesse der Schule wird dabei in der auskömmlichsten Weise gewahrt sein. Während des Jahres 1875 sind für Lehrergehälter rund 50 Millionen Mark verausgabt worden, von welcher Summe der Staat $5^1/_2$ Millionen, die Gemeinden $44^1/_2$ Millionen aufgebracht haben, außerdem sind vom Staat noch über 6 Millionen Mark für persönliche Zulagen und Pensionszuschüsse verwandt worden. Seitdem haben sich die für Besoldung des Lehrpersonals bestimmten Summen Dank dem Entgegenkommen der Staatsregierung und der Opferfreudigkeit der Gemeinden nicht unbeträchtlich vermehrt; während z. B. im Jahre 1874 das durchschnittliche Einkommen eines Lehrers 948 Mark, das einer Lehrerin 747 Mark betrug, kann dasselbe gegenwärtig für einen Lehrer vielleicht auf 1050 Mark geschätzt werden. Auch die großen Verschiedenheiten in der Höhe der Gehaltssätze sind in den letzten Jahren bedeutend ausgeglichen worden, während im Jahre 1874 die Einkommenssätze zwischen 150 bis über 3000 Mark schwankten und nur die Hälfte der Gehälter in die Stufen von 750 bis 1200 Mark fielen, würde eine gegenwärtig aufgestellte Uebersicht gewiß eine sehr viel größere Anzahl von dem Durchschnittssatze nahestehenden Gehältern nachweisen. Voraussichtlich würde der gegenwärtige Ertrag der Grund- und Gebäudesteuer von 55 Millionen Mark ausreichen, um für die im Staate vorhandenen 52,500 Lehrerstellen den Ortsgemeinden eine dem gegenwärtigen Durchschnittsgehalt der Lehrer ungefähr gleich kommende mittlere Jahresdotation auszuwerfen. Die Mehrerträge, welche die bevorstehende neue Veranlagung der Gebäudesteuer voraussichtlich liefern wird, dürften genügen, um damit die in den nächsten Jahren noch zu gründenden Lehrerstellen auskömmlich zu dotiren. Die Gemeinden hätten im Allgemeinen nur geringe Zuschüsse zu machen, um den vom Staate gegebenen Gehaltstheil zu dem Betrage des gesetzlichen Normalgehaltes zu completiren und älteren Lehrern Alterszulagen zu gewähren. Dabei bliebe es den Gemeinden, welche ein lebendiges Interesse für ihre Schulen haben, freigestellt, durch Bewilligung höherer Gehaltszulagen tüchtige

Digitized by Google

Lehrer anziehen und dauernd an sich zu fesseln. Um die Lehrer nicht in zu große Abhängigkeit von den Gemeinden kommen zu lassen, empfiehlt es sich, das System der Vertheilung von Gratificationen, wie es jetzt als Nothbehelf vom Staate in so weitem Umfang gehandhabt wird, möglichst zu verlassen und statt dessen die regelmäßigen Einkünfte auf eine auskömmliche Höhe zu bringen. Für das Ansehen des Lehrerstandes wird dies nur zuträglich sein. Andererseits hat man nicht zu fürchten, daß die hier vorgeschlagene Dotation dazu führen werde, aus dem Lehrerpersonal ein im Solde des Staates stehendes Beamtenheer zu machen; denn einmal soll Anstellung und Berufung der Lehrer den Gemeinden verbleiben und dann wird gerade das Moment, welches persönlichen Einfluß gewährt, die Disposition über Zulagen und Gratification aus der Hand des Staates in die der Gemeinde übertragen. Auch erhalten nicht die Lehrer, sondern die Gemeindecassen die staatliche Dotation, sodaß sich die ganze Einrichtung eigentlich als eine Prämiirung derjenigen Gemeinden darstellen würde, welche ihr Schulwesen am meisten den Anforderungen des Staates entsprechend einzurichten bestrebt sind. Nicht ganz zu übersehen ist im Augenblick, ob die Dotation der Elementarschule durch den Ertrag der staatlichen Grund- und Gebäudesteuer genügen würde, um das Gleichgewicht in den Communalhaushaltungen wieder herzustellen und die übermäßige Anspannung der directen Steuerarten durch die Gemeinden zu beseitigen. Denn es fehlt zur Zeit noch immer an einer auskömmlichen statistischen Nachweisung über die Steuerverhältnisse sämmtlicher Ortsgemeinden des Staates. Die in früherer Zeit gemachten Zusammenstellungen sind in mehrfacher Hinsicht unvollständig und zum Theil auch gänzlich veraltet; in neuester Zeit hat Herr Geh. Regierungsrath Herrfurth in der Zeitschrift des statistischen Büreau eine sehr werthvolle Arbeit veröffentlicht, die eine Fülle interessanten Materials enthält und im hohen Grade lehrreich ist; Anspruch auf die wünschenswerthe Vollständigkeit erhebt aber der Herr Verfasser selbst nicht, er klagt vielmehr in seinen „Beiträgen zur Statistik der Gemeindeabgaben in Preußen" wiederholt über den Mangel an verwendbarem Stoff. Sowol im Interesse der Verwaltungsreorganisation als der Steuerreform wäre es dringend wünschenswerth, daß sobald als möglich mit der Anfertigung einer umfassenden Statistik über die Steuerbelastung unserer Ortsgemeinden vorgegangen würde. Für die gegenwärtig schwebenden gesetzgeberischen Aufgaben genügt es nicht je nach dem augenblicklichen Bedürfniß Zusammenstellungen einmal über die Staatssteuer, dann über die Gemeindesteuer u. s. w. getrennt zu machen, sondern nothwendig wäre eine vollständige Uebersicht über die Steuerlage innerhalb aller städtischen und ländlichen Ortsgemeinden. Die verschiedenartigen Communalverbände haben im Wesentlichen kein eigenes Steuersystem, sie benutzen nicht gesonderte Steuerquellen, sondern sie sind in der Hauptsache darauf angewiesen, sich an die verschiedenen directen Staatssteuern anzuschließen und zu denselben nach den vom Staate angewandten Grundsätzen Zuschlagsprocente zu erheben.

Das Communalsteuersystem ist also mit dem Staatssteuersystem so eng verknüpft, daß eine Uebersicht über das eine System nur dann zu vollem Verständniß der Sachlage führt, wenn sie mit einer Uebersicht über das andere verbunden wird. Wenn z. B. unsere Stadtgemeinden darüber klagen, daß sie 500—600 Procent Zuschlag zu den Staatssteuern erheben müssen, so folgt hieraus nicht mit Nothwendigkeit, daß wirklich eine übermäßige Anspannung der directen Steuern vorhanden sei, wie nach der Höhe des Zuschlagssatzes vielleicht erwartet werden könnte. Erst wenn man weiß, welchen Flächenraum und welche Einwohnerzahl eine Gemeinde besitzt, wie der Flächenraum vorzugsweise nutzbar gemacht wird, ob durch Industrie oder durch Ackerbau, zu welchem Einkommen die Einwohner geschätzt sind und welche Steuersumme vom Staat, der Provinz, dem Kreise, dem Amtsbezirk, der Civil- und Kirchengemeinde durch die einzelnen Steuergattungen erhoben werden, erst dann wird man mit einem gewissen Grade von Sicherheit entscheiden können, ob eine übermäßige Anspannung gewisser Steuerkräfte vorhanden ist und ob eine andere Vertheilung der Steuerquellen unter die verschiedenen Steuerverbände nothwendig erscheint. In dem

Digitized by Google

Werke von Herrn Herrfurth tritt die Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte unzweifelhaft hervor, sie hat jedoch zum Theil wegen Mangel an Material nicht vollständige Durchführung erfahren. Wir entnehmen hier, um den Erfolg der vorgeschlagenen Schuldotation einer schätzungsweisen Prüfung zu unterwerfen, die Notiz, daß die Ortsgemeinden der ganzen Monarchie im Jahre 1876 139 Millionen Mark und zwar mit Ausnahme eines unbedeutenden Betrages durch directe Abgaben erhoben haben; mit Hilfe des Ertrages der Grund- und Gebäudesteuer von rund 55 Millionen Mark könnte also der Gesammtbetrag der directen Gemeindesteuern um etwa 40 Procent herabgesetzt und somit ein bedeutender Fortschritt zur Wiederherstellung geregelter Steuerverhältnisse innerhalb der Gemeinden gemacht werden. — In dem Kreisorte X. z. B. welcher bei vorwiegend ländlichen Verhältnissen und einem nicht unerheblichen Fabrikbetrieb auf einem Flächenraum von 4000 Hektaren 7100 Mark an Grund- und Gebäudesteuer für den Staat aufbringt, sind für die Bevölkerung von 5000 Seelen 10 Lehrer mit einem Gehalte von 1200 Mark angestellt. Als Communalsteuer sind umgelegt 43000 Mark für die Civilgemeinde, 51000 Mark für die Provinz- und 5500 Mark für die beiden Kirchengemeinden, im Ganzen also 53600 Mark in gleichmäßigen Zuschlägen auf die Classen-, Einkommen-, Grund- und Gebäudesteuer. Bei Gewährung eines Dotationszuschusses von 1100 bis 1200 Mark für jede der 10 Lehrerstellen würde die Gesammtumlage eine Herabminderung von 22, die specielle Umlage der Civilgemeinde eine solche von 28 Procent erfahren; es würde möglich sein, den größten Theil des als Zuschlag zu der Grund- und Gebäudesteuer erhobenen Betrages von 14100 Mark außer Erhebung zu lassen und somit die übertriebene Anspannung dieser an sich schon eine Doppelbesteuerung bildenden Steuergattungen zu beseitigen. Nur ein geringer Betrag würde auf der anderen Seite der Gemeinde behufs Completirung der Gehälter und Gewährung von Alterszulagen zur Last fallen.

Daß der Staat gerade für die Schule so große Opfer bringen soll, erscheint nicht mehr als billig; denn die Elementarschule ist nicht, wie so oft gesagt wird, das Schoßkind der Gemeinde, sondern sie ist so recht das Pflegekind des Staates. Der Staat erzieht das Lehrpersonal, gibt die Normen für den Lehrplan und übt ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die äußeren und inneren Schulinteressen aus. Der Staat verlangt, daß jedes Kind vom 6. bis zum 14. Lebensjahre die Schule besuche, daß kein Schulzimmer mehr wie achtzig Kinder aufnehme und daß jedes Kind im Schulzimmer 6 Quadratfuß Bodenfläche für sich finde. Wer so hoch gespannte Anforderungen stellt, ist auch in erster Linie verpflichtet, für die Aufbringung der nöthigen Mittel Sorge zu tragen. Die Uebernahme der Dotation der Gehälter hat aber vor der Tragung sachlicher Kosten in verschiedener Beziehung Vorzüge; zunächst empfiehlt sie sich dadurch, daß sie wegen ihres Umfanges in ausgibiger Weise auf die materielle Steuerreform hinzuwirken geeignet ist; sodann kann sie in allen Gemeinden mit annähernder Gleichmäßigkeit zur Anwendung gebracht werden, weil eben in allen Theilen des Staates in ziemlich gleichartigem Umfange die dauernde Verpflichtung, Lehrer anzustellen und zu besolden, obwaltet. Es wäre gar nicht möglich, irgend welchen sachlichen Kosten des Schulwesens, z. B. die Baukosten in so gleichmäßiger Weise von den Gemeinden auf größere Verbände zu übertragen, wie dies bei den Lehrergehältern der Fall ist. Abgesehen davon, daß einzelne Gemeinden schon weiter in der Herstellung der nöthigen Schulhäuser fortgeschritten sind als andere, so sind die Baukosten in den verschiedenen Theilen der Monarchie so verschieden je nach der üblichen Bauart, der Beschaffenheit der Baumaterialien und dem Vorhandensein von Communicationsmitteln, daß sich ein gerechter Maßstab für eine Schulbaudotation aller Gemeinden nur sehr schwer wird herstellen lassen. Die Rheinprovinz hat in dieser Hinsicht bei Vertheilung der Straßenbaudotation die ungünstigsten Erfahrungen gemacht.

Die Erbauung von neuen Schulhäusern fällt allerdings ärmeren Gemeinden sehr schwer; indeß wird doch in nicht allzuferner Zeit der Neubau von Schulen sich auf

Digitized by Google

einen viel geringeren Umfang beschränken, und es würde daher ausreichend sein, wenn die Staatsregierung wie bisher ärmeren Gemeinden nach Prüfung der localen Verhältnisse aus Staatsfonds Zuschüsse zu Neubauten nach freiem Ermessen der Verwaltungsbehörden zutheilte. Die dem Staate für die Dotation der Lehrergehälter zugemutheten Opfer sind weder bezüglich ihres Umfanges noch ihrer Form von sehr beschwerlicher Natur. Statt des bisher für Lehrerbesoldungen ausgeworfenen Betrages von 7—8 Millionen wird die Summe von 55 Millionen Mark — also die Erhöhung des Schulbudgets um 48 Millionen Mark oder 16 Millionen Thalern — verlangt. Es kann nicht schwer fallen, diesen Mehrbedarf durch stärkere Anspannung der indirecten Abgaben zu decken. Von Wichtigkeit ist, daß der Finanzleitung des Staates die unmittelbare Ausnutzung so constanter Steuerquellen wie Grund- und Gebäudesteuer verbleibt, und daß die Gemeinden nicht genöthigt werden, zur Ausbeutung dieser Steuergattungen noch besondere Communalkatasterbeamte und Immobiliarsteuerbeamte anzustellen. Die Grund- und Gebäudesteuer hat eigentlich nur den Maßstab für Bestimmung der Höhe der ganzen Dotationssumme und die Abgrenzung der Dotationsstufen zu geben. Sollte es nicht möglich sein, gleich im ersten Jahre den Mehrbedarf des Staatshaushaltes ganz aufzubringen, so steht kein Bedenken im Wege, zunächst mit der theilweisen Zahlung der Dotationssätze zu beginnen und deren vollständige Gewährung erst im Laufe mehrerer Jahre durchzuführen. Eine dem Abgeordnetenhause bei der Etatsberathung vorzulegende genaue Uebersicht über die in den einzelnen Gemeinden der ganzen Monarchie von Staat, Provinz, Kreis, Civil- und Kirchengemeinden sowie sonstigen Steuerverbänden erhobenen Umlagen würde die Grundlage für die Entscheidung darüber abzugeben haben, ob und in wieweit die Ausdehnung der Dotation in einem jeden Jahre geboten erscheint oder nicht.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

B. ten Brink's Geschichte der englischen Literatur.

Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Erster Band. Bis zu Wiclif's Auftreten. Berlin, Oppenheim. 1877.

Der Verleger dieses Buches hat die lobenswerthe Absicht, eine Sammlung von Geschichten der modernen Literaturen, für ein größeres Publicum bearbeitet, herauszugeben. Den Reigen eröffnet das vorliegende Werk, welches aber laut der Vorrede nicht blos diesem Zwecke dienen, sondern auch „das historische Verständniß der englischen Literatur überhaupt fördern" will. Und in der That, darf man sogleich sagen, hat es den einen wie den anderen Zweck mit Erfolg erstrebt, wenn auch bei der Verbindung dieser zwei verschiedenen Ziele das zweite nicht in demselben Grade als das erste erreicht worden ist.

Im Allgemeinen verdient das Werk große Anerkennung: es ist die erste englische Literaturgeschichte in deutscher Sprache, die von einem gelehrten Kenner ebenso der sprachlichen als der literarischen Entwickelung Englands unternommen ist, der befähigt war, von dem Standpunkt, welchen die Wissenschaft heute fordert, die Literaturgeschichte zu behandeln, und doch in einer auch das größere Publicum ansprechenden Weise vorzutragen. Denn der Stil zeichnet sich durch eine leichte Ausdrucksweise und eine einfache Eleganz aus, und die mitgetheilten metrischen Uebersetzungen des Verfassers sind auch formell vortrefflich. Wir bedauern, daß er bei der Wiedergabe angelsächsischer Poesie keine eigene, sondern die zwar sehr getreue, aber mitunter selbst bis zur Unverständlichkeit harte Uebertragung Grein's gegeben hat.

Die Basis der Erzählung, sowie den steten Hintergrund bildet die Darlegung der allgemeinen geschichtlichen, namentlich culturgeschichtlichen Verhältnisse Englands, wobei denn die lateinische Literatur desselben, sowol die wissenschaftliche als die schöne, und nicht minder seit der Eroberung des Landes durch die Normannen die französische, mit Recht besonders berücksichtigt werden; denn diese Literaturen haben den größten Einfluß auf die Nationalliteratur Englands ausgeübt[1]). Sie gerade fordert von selbst schon ihren Geschichtschreiber auf, einen solchen universellen Standpunkt einzunehmen, wie ihn heute die wissenschaftliche Behandlung der Literaturgeschichte überhaupt verlangt. Die englische Literatur des Mittelalters ist zwar nicht Weltliteratur geworden, wie die französische, sie hat wenig andere Literaturen beeinflußt; dagegen

[1]) Nur ist die französische Literatur der Normannen mitunter in Verhältniß zu ausführlich behandelt, wogegen die lateinische wieder zu kurz; dies gilt namentlich von den Schriftstellern der Renaissance unter Heinrich II., wo nachzuweisen gewesen wäre, wie der englische Nationalcharakter sich schon in diesen lateinischen Werken zeigt.

Digitized by Google

hat sie aber desto mehr Einwirkungen von andern erfahren. Der Einfluß der französischen Literatur, die auf den Boden Englands selbst durch die Normannen verpflanzt wurde, ist nicht minder groß gewesen, als der der lateinischen Weltliteratur, und zu ihnen gesellt sich dann später noch der der italienischen Dichtung. Trotz alledem aber hat die englische Literatur, und das gibt ihrer Geschichte einen besonderen Reiz, auch im Mittelalter eine Originalität in hohem Grade sich bewahrt, die allerdings eine gewisse Einseitigkeit zeigt: dafür entschädigt uns aber wieder eine merkwürdige, auch in Sprache und Vers sich abspiegelnde Verschiedenheit der einzelnen Stufen ihres Entwickelungsganges.

So beeinflußt vom Ausland die Literatur Englands in der Folge erscheint, ebenso originell steht sie in der ersten Periode, die wir zur sicheren Unterscheidung noch immer die angelsächsische nennen mögen. England hat den Ruhm, vor allen anderen Völkern des Abendlandes zuerst (schon seit dem siebenten Jahrhundert) eine Nationalliteratur ausgebildet zu haben, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß andere germanische Stämme eine Volkspoesie nicht ebenso früh besessen. Obgleich die angelsächsische Literatur, gleich allen anderen neueren, unter dem Einfluß der christlich-lateinischen Weltliteratur sich entwickelt hat, so zeigt sie doch selbst in den Gattungen und Arten der Dichtung, wo diese ihr die directen Vorbilder lieferte, eine so große nationale Selbständigkeit, und zwar von Beginn an, wie kaum eine andere. Die Energie des nationalen Genius den fremden Stoffen und Formen gegenüber hatte sich bereits in den lateinischen Werken der Angelsachsen bewährt: in den von ihnen in der Muttersprache verfaßten wurde aber der Ausdruck der Originalität noch wesentlich unterstützt durch den aus der Volkspoesie beibehaltenen eigenthümlichen epischen Stil und den nationalen Vers der durch Alliteration gegliederten Langzeile. Diese Periode der englischen Nationalliteratur, in welcher sich wieder verschiedene Epochen unterscheiden lassen, findet ein gewaltsames Ende erst durch die normännische Eroberung.

Es folgt nun eine Uebergangszeit von etwa anderthalb Jahrhunderten, in welcher die von dem herrschenden Volke gepflegte französische Literatur in England dominirt; mit ihr concurrirt die lateinische, namentlich seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, indem damals ganz vorzugsweise Engländer sich in ihr auszeichneten und zwar gerade auch in Bezug auf die Form sowol der Prosa als der Poesie; man braucht nur an einen Johannes von Salesbury, Walter Map, Alexander Neckam, Josephus Iscanus, Gervasius von Tilbury als die bekanntesten Autoren zu erinnern. Die englische Schriftsprache und Literatur tritt dagegen ganz in den Hintergrund, beide befinden sich in einem Stadium der Umbildung: unter dem Einfluß der mittellateinischen und der französischen Dichtung wird in die Poesie eine neue Rythmik und der Reim eingeführt, aber nur wenige sind der erhaltenen Denkmäler.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt ein ganz frischer Aufschwung der englischen Literatur; dieser geht Hand in Hand mit der Neubildung des englischen Nationalcharakters durch die Assimilation des normännisch-französischen Elements. Die Literatur zeigt eine weit größere Mannigfaltigkeit und einen universelleren Charakter, sie tritt aus den Schranken des heimischen Stilllebens, um sich an der Weltliteratur zu betheiligen, wenn dies auch zunächst vornehmlich nur durch Bearbeitung, dann durch freiere Nachahmung französischer Dichtungen geschieht. Den zwei bestimmenden Elementen des Nationalcharakters entsprechend zeigen sich auch zwei Strömungen in der Literatur, die bald getrennt für sich, bald gemischt erscheinen. Dies tritt auch in der Versform zu Tage, und in der Sprache, die in den einen Werken mehr, in den anderen weniger aus dem französischen Wortschatz sich bereichert.

So wird allmälig das Zeitalter Chaucer's vorbereitet, bis über dessen Schwelle uns schon der Verfasser führt; der folgende Band wird wol unmittelbar mit der Betrachtung dieses großen Genius beginnen. Man darf von der Fortsetzung die besten Erwartungen hegen, nicht blos weil der Verfasser schon durch frühere Arbeiten als einen Kenner Chaucer's sich bewährt hat, sondern auch deshalb, weil die Dar-

Digitized by Google

stellung in dem vorliegenden Bande, je mehr sie sich dem Ende nähert, um so eingehender und vollkommener wird.

Was die Ausführung im Einzelnen angeht, so zeigt sich der Verfasser überall mit den neuesten Forschungen vertraut, wie sich dies auch nicht anders von ihm erwarten ließ; aber in den späteren Partien erscheint er doch in seinem Urtheil selbständiger und sicherer, als in der angelsächsischen Periode, wo er, unseres Erachtens, öfters zu rasch und unbedenklich den zuletzt aufgestellten Behauptungen gefolgt ist. Zugleich hat der Verfasser aber auch manche neue und feine Beobachtung auf Grund eigener Specialuntersuchungen eingewebt. Besonders anzuerkennen ist noch die geschickte Andeutung, beziehungsweise auch ausführliche Angabe des Inhalts der Werke, sowie die sorgfältige Berücksichtigung des Versbaues.

So lobenswerth uns hiernach im Ganzen das Buch erscheint, so haben wir doch noch einige allgemeinere Ausstellungen zu machen, deren Abänderung in den folgenden Bänden uns sehr wünschenswerth, wenn nicht nothwendig, dünkt. Diese Mängel scheinen zum Theil eine Folge von Concessionen zu sein, die der gelehrte Verfasser dem größeren Publicum, aber wol mit Unrecht, machen zu müssen glaubte. Einmal wünschten wir, die Composition anlangend, eine schärfere Begrenzung der Perioden, d. h. die unterscheidenden Merkmale in einem Resumé in kurzen, festen Zügen zusammengefaßt, ferner bei zweifelhaften literargeschichtlichen Angaben und Ansichten stets ein Bedenken geäußert zu sehen, was hier nicht selten gar nicht der Fall ist; nach der glatten, eleganten Darstellung der angelsächsischen Literatur in diesem Buche wird dem Laien nicht eine Ahnung davon kommen, auf welchem schwankenden, unsicheren Boden sie sich bewegt, da eine ganze Anzahl der wichtigsten Fragen noch ungelöst sind. Kurze Andeutungen davon könnten immerhin selbst in Anmerkungen gegeben werden. Ebendort wären aber vor Allem die besten Ausgaben und die Werke und Monographien, auf welche der Verfasser seine Darstellung gründet, anzuführen; das Erstere ist nur ganz ausnahmsweise, das Letztere gar nicht geschehen. Der Verfasser vertröstet zwar wol auch in dieser Beziehung auf einen Grundriß zur Geschichte der englischen Literatur, den er später in demselben Verlag herausgeben will. Aber eine so klaffende Lücke ist etwas wenigstens auch in dem Buche selbst auszufüllen; man ist dies den Lesern desselben schuldig, auch dem größeren Publicum. Wer von diesem eins der Werke lesen oder über dasselbe oder seinen Autor noch genauer sich unterrichten will, wird ja ganz rathlos gelassen. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Es ist geradezu ein Unrecht, der Forscher nicht mit Einem Wort zu gedenken, auf deren Untersuchungen zum großen Theil ein solches Buch sich aufbaut. Dies gilt namentlich von den Verfassern der Monographien. So findet sich z. B. in dem langen Abschnitt über Cynewulf der Name Dietrich's nicht ein einziges Mal angeführt, so oft und so sehr auch — ja mehr als der Referent wünschte — der Verfasser ihm gefolgt ist. Diesem Mangel wäre vor Allem abzuhelfen.

A. Ebert.

Digitized by Google

Das Leben des Generals von Clausewitz.

Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geborene Gräfin Brühl, in Briefen, Tagebüchern, Aufsätzen und anderen Schriftstücken von Karl Schwartz. (Mit 2 Porträts.) 2 Theile. Berlin, F. Dümmler's Verlag. 1877.

Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes ein großes Verdienst erworben — wol war Clausewitz's Name in weiten Kreisen bekannt, seine Auffassung des Krieges war längst die herrschende im preußischen Heere geworden, ihm wird indirect ein Antheil an den siegreichen Kriegen von 1866 und 1870/71 zugeschrieben; aber seine Persönlichkeit wie seine Lebensschicksale waren wenig bekannt. Und diese mit Wärme geschriebene Biographie — wenn diese Sammlung von Briefen und Aufsätzen den Namen beansprucht — lehrt uns zugleich den Menschen lieben und verehren, wo wir nur den geistesklaren Schriftsteller bewunderten; sie gibt in dem Briefwechsel von Clausewitz mit seiner Braut und späteren Frau das Bild eines Geistes- und Herzensbundes, wie ihn die deutsche Literatur nicht wieder darbietet. Die größtentheils bisher noch unbekannten Aufsätze aus Clausewitz's Nachlaß sind von großer Bedeutung und zeigen seinen eminenten Scharfblick in allen historischen und politischen Verhältnissen. Sein Lebenslauf und seine Entwickelung unter zuerst sehr ungünstigen Bedingungen sind von hohem Interesse. Die Art, wie beide Liebende — die das Leben einander äußerlich so fern gestellt — sich fanden, ist sehr eigenthümlich; die erste Anknüpfung des Verhältnisses erinnert an die Intrigue eines Lustspiels.

Karl von Clausewitz war der Sohn eines Accisecinnehmers in Burg; er wurde 1780 geboren. Der Vater war im siebenjährigen Kriege schwer verwundet worden und erhielt diese schwach dotirte Civilanstellung. In Burg hatte Cl. nur die Stadtschule besucht, dann trat er im zwölften Jahr, als Junker, in das Regiment Prinz Ferdinand, das in Neu-Ruppin stand, ein. Während der Rheinfeldzüge wurde er Officier, suchte sich nach dem Frieden fortzubilden, und besuchte von 1801 an die durch Scharnhorst umgestaltete Kriegsschule in Berlin. Seine Vorbildung war ungenügend, kaum konnte er den Vorträgen folgen, und fast wollte er verzagen, aber Scharnhorst erkannte in dem schüchternen, jungen Officier einen ernsten, ihm verwandten Geist, er wurde sein Lehrer, sein Freund, und gab ihm Muth und Selbstvertrauen zurück. Der sittliche Ernst, die Arbeitskraft, der nüchterne, praktische Blick, der ideale Schwung der Seele gingen vom Lehrer auf den Schüler über. 1803 wurde Clausewitz auf Scharnhorst's Empfehlung als Adjutant zum Prinzen August commandirt, nahm in dieser Stellung am Feldzug 1806 Theil, wurde mit dem Prinzen nach der glänzenden Vertheidigung des von diesem geführten Grenadierbataillons bei Prenzlow gefangen genommen, und bald darauf nach Frankreich geschickt. Erst nach dem Frieden von Tilsit kehrten Beide nach Preußen zurück. Clausewitz wurde 1809 als Büreauchef im Kriegsministerium angestellt, wo er unter Scharnhorst's persönlicher Leitung arbeitete, hielt Vorträge an der allgemeinen Kriegsschule, und ertheilte 1810—12 dem Kronprinzen Unterricht in den militärischen Wissenschaften. 1810 hatte er sich mit der Gräfin Marie von Brühl vermählt, die er schon vor dem Kriege, in seiner Stellung als Adjutant des Prinzen August kennen gelernt hatte. Durch Scharnhorst's Vermittelung war er in den Jahren der Fremdherrschaft den Männern nahe getreten, die eine Befreiung und Erneuerung des Vaterlandes hofften und vorbereiteten, namentlich Gneisenau, Boyen und Grolmann. Als Preußen eine Alliance mit Frankreich schloß, nahm Clausewitz den Abschied und trat in russische Dienste, war zuerst Adjutant des General Phull, dann Quartiermeister des Grafen Pahlen, und zuletzt Diebitsch's Avantgarde zugetheilt; hier leitete er die Verhandlungen mit York, die zur Convention von Tauroggen führten. 1813 war er Chef des Generalstabes in Wallmoden's Corps, 1814, noch immer als russischer Oberstlieutenant, im Hauptquartier Blücher's, erst 1815 wurde er wieder als Oberst in der preußischen

Digitized by Google

Armee angestellt und war während des Krieges Chef des Generalstabes im 3. Corps (Thielemann). In diesem Verhältniß blieb er nach dem Frieden bei dem Generalcommando am Rhein, in Coblenz. 1818 wurde er zum Generalmajor und zum Director der allgemeinen Kriegsschule in Berlin ernannt; in dieser Stellung fand er Zeit zur Ausarbeitung seiner Werke, die, seinem Willen gemäß, erst nach seinem Tode erschienen und von der Wittwe, unterstützt von Freunden, herausgegeben sind. 1830 wurde Clausewitz als Inspecteur zur 2. Artillerie-Inspection nach Breslau versetzt, aber schon im December desselben Jahres zum Chef des Generalstabes der vier Corps ernannt, die unter Feldmarschall Gneisenau zum Schutz der östlichen Grenze in Posen zusammengezogen wurden. Wie kurz vorher Diebitsch, wurde Gneisenau, dem Clausewitz innig befreundet war, im August ein Opfer der Cholera. Kneseбeck übernahm den Befehl über das Observationscorps, das bald aufgelöst wurde. Clausewitz kehrte nach Breslau zurück und starb dort, bald nach seiner Ankunft, am 16. November 1831 an derselben Krankheit, der Gneisenau erlegen war.

Der bedeutendste Theil des vorliegenden Werkes ist die fünfundzwanzigjährige Correspondenz der beiden Gatten, am lebendigsten in der Zeit der Verlobung und während der späteren Feldzüge. Wie Clausewitz war auch die Braut und spätere Frau vor Allem durch die Idee des Vaterlandes bewegt; aber der geistige Verkehr so zart und tief bewegter, vielseitig gebildeter Menschen berührt alle Interessen des Lebens. Beide lebten in Berlin, wie am Rhein, im Umgang mit hochstehenden Männern, ich nenne nur Gneisenau, Schenkendorf, den Grafen Bernstorf — Clausewitz, selbst ein Conversationstalent, hatte viel Sinn für geistreiche Geselligkeit. Im Gespräch belebten und erheiterten sich die sonst ernsten Züge; in der Discussion, die er liebte, zeigte sich die Ueberlegenheit seines dialektischen, immer logisch denkenden Geistes, der bei seiner Schärfe höchst empfänglich für das Lächerliche war. In der eigenen Häuslichkeit, deren Glück er innig empfand, im Umgang mit gleichgesinnten Freunden, zeigte sich die Einfachheit, ungetrübte Heiterkeit und unbedingte Wahrhaftigkeit seiner Seele, die Wärme und Güte seines Herzens am liebenswürdigsten. So zeigt er sich auch in dem Briefwechsel mit der Braut und Gattin; die Briefe aus Frankreich während der Gefangenschaft, und später aus der Schweiz, enthalten sehr interessante Urtheile über den französischen Volkscharakter, über Natur, Baukunst, Gemälde und über das französische Schauspiel. Die Schärfe des Urtheils und geistige Selbständigkeit des noch jungen Mannes, dessen bisheriger Entwickelung diese Gebiete fern gelegen, offenbart sich überall. Oft erscheint die Braut hier als die überlegene, feiner empfindende Natur; aber die folgenden Jahre, der Umgang mit bedeutenden Männern, und die große Zeit reisten ihn mächtig, und namentlich in den späteren Jahren blickt sie verehrend und liebevoll zu ihm hinauf. Die Wittwe schrieb in der Vorrede der von ihr, als Vermächtniß des vielgeliebten Verstorbenen, herausgegebenen Werke, daß Beide „in der glückseligen Ehe, nicht allein Freud und Leid, mit einander theilten, auch jede Beschäftigung; jedes Interesse des täglichen Lebens" — sie hatte dessen Geistesarbeit mit lebendigster Theilnahme begleitet, viele Abschnitte der nachgelassenen Werke sind von ihrer Hand geschrieben, und Clausewitz's Briefe wie die übrigen enthalten charakteristische Urtheile über die Männer, mit denen er verkehrte. Frau von Clausewitz durfte nach seinem Tode sagen: „War ich einundzwanzig Jahre lang hoch beglückt an der Hand eines solchen Mannes, so bin ich es auch noch, trotz meines unersetzlichen Verlustes, durch den reichen Schatz meiner Erinnerungen und Hoffnungen, durch das Vermächtniß von Freundschaft und Theilnahme, das ich dem geliebten Verstorbenen verdanke, durch das erhebende Gefühl, seinen seltenen Werth so allgemein und so ehrenvoll anerkannt zu sehen."

Clausewitz hatte seine theoretischen und kriegshistorischen Werke während seiner Stellung als Director der Kriegsakademie geschrieben; als er 1830 nach Breslau versetzt wurde, nahm er Abschied von der ihm liebgewordenen Arbeit, versiegelte seine Manuscripte, um sein Werk, das er für unfertig hielt, später zu vollenden, woran ihn sein früher Tod verhinderte. Daraus erklärt sich das Fragmentarische einzelner

Digitized by Google

Abschnitte des Werkes „vom Kriege". Seine Wirkung ist wesentlich negativ gewesen, weil es zunächst galt, die herrschenden geometrischen Anschauungen, die Ueberschätzung des Terrains, die auf Lloyd, Bülow, den Erzherzog Karl und Andere zurückgeführt werden können, zu zerstören. Mit seiner Klarheit des Geistes, mit scharfem, überlegenem Hohn zerriß er die leeren, aller Kriegserfahrung widersprechenden Abstractionen wie Spinngewebe; die Capitel über Basis, dominirendes Terrain, Schlüsselstellungen, über Verpflegung, die Wirksamkeit der Festungen und ihre Grenze, sind leuchtende Beispiele seines streng logischen Geistes und seiner reichen, auf das Praktische gerichteten Kriegserfahrung. Ganz falsch hat man ihn als einen Analytiker bezeichnet, — das war er keineswegs; im Gegentheil war er ein systematischer Kopf. Eine Theorie des großen Kriegs „der sogenannten Strategie" hielt er keineswegs für unmöglich oder unnütz, sie war das Ziel seines Strebens, das er noch nicht erreicht zu haben bekannte. Er sagt selbst in der Vorrede: „System ist in dieser Darstellung auf der Oberfläche gar nicht zu finden, und statt eines fertigen Lehrgebäudes sind es nichts als Werkstücke. Die wissenschaftliche Form liegt in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen." Für die Kriegführung gibt es keine Gesetze, aber Grundsätze, Regeln, Methoden, namentlich für die Tactik; je weiter die Thätigkeit hinuntersteigt, desto mehr wird die Methode zunehmen, nach oben hin nimmt sie ab, bis sie sich in den höchsten Stellen ganz verliert. Daher ist sie mehr in der Tactik als in der Strategie zu Hause, denn der Krieg in seinen höchsten Bestimmungen besteht nicht aus einer großen Menge kleiner Ereignisse, sondern aus einzelnen großen, die individuell behandelt sein wollen. Für den Feldherrn ist daher Klarheit des Geistes und Energie des Charakters das Entscheidende. Der wichtigste Theil der Strategie liegt im Gebiete des Willens. „Bilden sich," sagt Clausewitz, „aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, von selbst Grundsätze und Regeln, schießt die Wahrheit von selbst in diese Krystallform zusammen, so wird die Theorie diesem Naturgesetze des Geistes nicht widerstreben, sie wird vielmehr, wo der Bogen in einen solchen Schlußstein endet, diesen noch mehr hervorheben." Vielfach ist eins seiner Worte falsch citirt worden; in dem Abschnitte über die Wirkung der Gefechte, „wo die materiellen Erfolge zu Motiven werden, und man es nur mit der geistigen Natur zu thun hat", sagt er, „hier soll die Theorie keine Lehre, nur eine Betrachtung sein". Er redet also von einem einzelnen Falle; es widerspricht seinem Werke „vom Kriege" und der Natur seines Geistes in demselben Maße, wenn man meint, er habe eine theoretische Darstellung des Krieges und eine Lehre desselben für unmöglich gehalten. Ebenso mißverstanden ist sein Satz, daß die Vertheidigung die stärkere Form des Krieges sei. Er ist weit davon entfernt, sie zu empfehlen; er sagt nur, sie ist die stärkere Form, die der Schwächere oder sich schwächer Glaubende seit ältester Zeit gewählt hat, weil sie die Anlehnung an das Terrain, den Schutz durch dasselbe, und die Wahl desselben gestattet, weil der Vertheidiger den Gegner kommen sieht und Gegenmaßregeln ergreifen kann. Aber die stärkere Form hat den negativen, die schwächere Form, die Offensive, den positiven Zweck. Wer stark genug ist, den positiven Zweck verfolgen, auch der schwächeren Form sich bedienen zu können, der soll die Offensive wählen; wer zu ihr zu schwach ist, wähle die stärkere Form, die geringere Resultate bietet. Clausewitz's Anschauung beruht durchaus auf den Napoleonischen Feldzügen und den Freiheitskriegen; wie könnte er, Gneisenau's Freund und Vertrauter, die Defensive empfehlen! Wer seine strategischen Betrachtungen über Gustav Adolph, die Kriege Ludwig's XIV. und Friedrich's II. liest, kann den Irrthum unmöglich theilen. Friedrich des Großen durchaus offensive Kriegführung zeigt sich in den beiden ersten schlesischen Kriegen und in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges; als er seinen, an Zahl weit überlegenen, Gegnern nicht mehr gewachsen war, griff er zur stärkeren Form, nämlich zur Defensive, um, sobald eine günstige Gelegenheit sich bot, wieder zur Offensive überzugehen.

Einer der fruchtbarsten Grundgedanken in Clausewitz's Schriften ist der, daß der

Digitized by Google

Krieg die Fortsetzung der Staatspolitik mit anderen Mitteln sei; er zieht sich wie ein rother Faden durch alle seine Schriften, und bestimmt namentlich seine kriegsgeschichtliche Anschauung. Der Krieg ist keine Abstraction; jeder einzelne will individuell betrachtet sein, jeder ist bedingt durch die geographischen und politischen Verhältnisse der Staaten, den Charakter der Völker, die Persönlichkeit der Fürsten und Feldherren, die Organisation des Heeres; vom Operationsplan an wirken alle diese und andere Momente auf jeden Act des Krieges bis auf's Schlachtfeld ein. Das Ziel des Kampfes ist, den Feind wehrlos zu machen, seine materiellen und moralischen Streitkräfte zu vernichten; die Mittel lassen sich alle auf eins zurückführen: das Gefecht, die Schlacht. „Die moralischen Größen sind die Geister, die das ganze Element des Krieges herrschend durchdringen, und die sich an den Willen, der die Masse der Kräfte in Bewegung setzt, — also an den Feldherrn, — anschließen und mit ihm in Eins zusammenrinnen." Nicht an elementar-tactische Formen, an die Behauptung oder den Gewinn wichtiger Terrainpunkte, an gelehrte strategische Combinationen, sondern an die moralische und intellectuelle Ueberlegenheit des Feldherrn über die Plan- und Entschlußlosigkeit des Gegners, an den Muth, die Disciplin und Ausbildung der Truppen, an die Sorge für ihre Bewaffnung und Ernährung ist der Sieg geknüpft. Die Wissenschaft soll daher kein speculatives System der Kriegführung, keine Recepte für den Gewinn der Schlacht ersinnen, die Kriegsgeschichte soll nur die Erfahrungen der Vergangenheit klar legen und mit denen der Gegenwart vergleichen. „Nur wenige Grundsätze gibt es, die so fest eingeprägt werden müssen, daß sie die Gewalt der Anschauung erlangen", — bei den immer geänderten Verhältnissen fordert jeder Fall seine besondere Regel, die nicht in der Studirstube, sondern nur „in der Atmosphäre der Gefahr" gefunden werden kann.

Seine Stärke und Eigenthümlichkeit zeigt Clausewitz's Genie besonders in den kritischen Betrachtungen der Kriegsgeschichte — er unterscheidet in der Kritik, erstens die geschichtliche Ermittelung, die Feststellung zweifelhafter Thatsachen, zweitens die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen, drittens die Prüfung der angewandten Mittel, die eigentliche, Lob und Tadel enthaltende Kritik. Seinem leitenden Grundsatze gemäß zeigt er die Kriege als Fortsetzung der Politik und deren Einfluß auf die Entschlüsse des Feldherrn; überall zeichnet er mit glänzendem Talent der Charakteristik die Persönlichkeit des Feldherrn, selbst die seiner einflußreichen Umgebung; denn die Motive des Handelns und damit die Schicksale des Heeres liegen oft in der starken oder schwachen Seele des Feldherrn.

Schwartz veröffentlicht noch mehrere Memoiren von hohem Interesse, die den Umfang und die Schärfe von Clausewitz's Geist auch auf anderem Gebiete zeigen; ich will hier nur auf seinen Bericht „über die politischen Umtriebe in der Rheinprovinz" hinweisen, der 1818 geschriebene, staatswirthschaftliche und politische Anhauungen enthält, die seinen damaligen Studien fernablagen, und seinem reichen nd tiefen Geiste, die Resultate späterer Forschungen anticipirend, wie unmittelbar enbar geworden sind. Das Manuscript über den Feldzug von 1806, das Höpfner : seiner Geschichte jenes Feldzuges benutzt hat, konnte bei seinem Umfang nicht ertheilt werden; wenn auch spätere Forschungen Einzelnes in Clausewitz's Anngen der politischen Verhältnisse von 1805 und 1806 modificiren, so ist seine ung im Ganzen doch vom höchsten Interesse. Die Charakteristik von sechußischen Generalen und Staatsmännern ist so scharf als treffend, und es zu beklagen, wenn dies werthvolle Manuscript für immer im Staube eines in irgend einem Familienschrank begraben bleiben sollte.

F. von Meerheimb.

Digitized by Google

Holtzendorff's Englischer Landsquire.

Ein Englischer Landsquire. Von Franz von Holtzendorff. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1877.

Der berühmte Rechtslehrer zeigt sich in diesem Büchlein als ein feiner Beobachter von Land und Leuten, als ein vortrefflicher Schriftsteller auch in der leichteren Gattung der Literatur und — woran wir übrigens niemals gezweifelt — als einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Einen neuen Zug haben wir an ihm entdeckt, welchen wir in keiner seiner andern Schriften bisher wahrgenommen: nämlich den Humor. Freilich wäre dafür in Werken über Strafgesetzgebung und Gefängnißreform nicht der geeignete Platz gewesen. Aber wie Sir John von sich gesagt, daß er selber nicht nur witzig, sondern auch Ursache sei, daß andere Leute Witz haben: der Humor liegt in der Luft von England; und dann ist der englische Landsquire, mit welchem die gleichen humanen Bestrebungen Herrn von Holtzendorff bei Gelegenheit des socialen Congresses in Dublin (1861) zusammengeführt, ein so munterer Edelmann, als nur jemals einer in einer englischen Grafschaft gefunden worden. Nur scheint ihn, als er den deutschen Professor auf seinen Landsitz nach Gloucestershire einlud, die Liebe zu seiner schönen Heimath ein wenig zu weit geführt zu haben, wenn er unter den Vorzügen derselben auch anmerkt, daß Milton daselbst sein „verlorenes Paradies" gedichtet habe. Allerdings verließ der blinde Dichter London, als dort im Mai 1665 die Pest ausbrach; aber nicht nach Gloucestershire wandte er sich, sondern, wie wir aus den Memoiren Thomas Ellwoods's wissen, nach Buckinghamshire. Dort, in Giles Chalfont miethete der junge Quäker ein kleines Landhaus für den verehrten Freund und dort, bald nach dessen Ankunft, stattete er ihm einen Besuch ab, um ihn auf dem Lande zu bewillkommnen. „Nachdem einige allgemeine Gespräche zwischen uns gewechselt worden waren, verlangte er nach einem seiner Manuscripte, welches er, nachdem es gebracht worden, mir übergab, indem er mich bat, es mit nach Haus zu nehmen, und es nach meiner Bequemlichkeit zu lesen; und wenn ich so gethan hätte, ihm dasselbe zurückzubringen, mit einem Urtheil darüber. Als ich heimgekehrt und mich niedergesetzt hatte, um es zu lesen, fand ich, daß es das herrliche Gedicht sei, welches er betitelt: „Das verlorene Paradies" [1]).

An den übrigen Reizen seines Shires, landschaftlichen und gesellschaftlichen, soviel der Landsquire davon aufzählt, zweifeln wir indessen nicht; und wenn auch unser Professor seine Einladung mit den Worten annimmt, daß er, wenn er Alles genauer erforschen wolle, was jener als Merkwürdigkeit seiner Grafschaft bezeichnet, so lange in seinem Hause bleiben müsse, bis die Frau Professorin einen Ehescheidungsproceß wegen böslicher Verlassung oder der Cultusminister eine Disciplinaruntersuchung einleiten lassen würde — so bleibt er doch lang genug, um zu sehen und uns sehen zu lassen, von was für einer Art solch ein altenglischer Edelsitz und was für ein bewegtes, reiches und nützliches Leben das dieser englischen Country-Gentlemen sei. Wiewol eine Stätte der edelsten und in einem für continentale Begriffe kaum glaublichen Umfange geübten Gastlichkeit, ruhen doch auf der Herrin und noch mehr auf dem Herrn eines solchen Hauses Pflichten, welche darum nicht weniger ernst und schwerwiegend, daß die meisten von ihnen freiwillig übernommene sind. Nicht nur ist es de rigueur, daß die Familie sechs Wochen während der „season" in London und ebenso viele zur Zeit des „grouse"-Schießens in Schottland zubringt; nicht nur ist, auf seinem eigenen Revier, der Squire berühmt dafür, den Fuchs zu hetzen, das Feldhuhn zu jagen und die Lamprete zu angeln: zwischen all' diesen Anforderungen der Gesellschaft und des Sportes findet er noch hinreichend Muße, ein Friedensrichter, ein Magistrat, ein Armenpfleger, und mehr noch als alles Dieses, ein Philantrop zu

[1]) Keightley, John Milton, p. 64.

Digitized by Google

sein, der eine Besserungsschule für jugendliche Verbrecher aus eigenen Mitteln gegründet hat und erhält, der praktisch mit Hand angelegt zur Reform des Grafschaftsgefängnisses in Gloucestershire und als Redner auftritt vor dem Arbeiterverein in Stroud, um die Leute über das Wesen einer rationellen Armenpflege zu unterrichten. Ein Hochconservativer, sowol in politischen, als in kirchlichen Dingen, aber beseelt von der Liebe zu seinen Mitmenschen und dem glühenden Verlangen, sie besser, glücklicher, freier zu machen; ein Landjunker, aber nicht zu stolz, mit dem geringsten seiner Arbeiter zu fühlen und um das Vertrauen von Gaunern und Dieben zu werben. Herr von Holtzendorff beklagt, gelegentlich eines Gefängnißbesuches, die Unsicherheit dessen, was man „das richterliche Ermessen" nennt. „In der Wagschaale der Themis", sagt er, „mißt jeder mit einem an sich richtigen, aber doch ungeaichten Gewicht; der Eine hat die kleinsten Medicinalgewichte, der Andere verwendet das alte Pfund, ein Dritter hantirt wiederum mit verschiedenen Gewichtstheilen." Worauf der Landsquire erwidert, daß die Kenntniß von Büchern, Paragraphen, Theorien, Principien, Systemen, Controversen für das Civilrecht wol unentbehrlich sei, für das Strafrecht jedoch nicht ausreiche. „Sehr gegen meine Gewohnheit", sagt er, „muß ich uns, die ungelehrten Richter, in diesem Stücke loben. Wir gehen beinahe wöchentlich in die Strafanstalten, verkehren täglich mit der Polizei, sehen stündlich die Menschen, die der untersten Classe angehören, unter unsern Arbeitern und bemühen uns, für entlassene Strafgefangene ein Unterkommen zu finden. Wir kennen den Verbrecher, wie er gewesen, wie er ist und wie er sein wird." ... Wollte Gott, wir hätten in Deutschland auch solche Landsquires! Mit Recht hat ein alter Historiker sie „the might of the realm" genannt, die Substanz des Landes, den wahren Kern der englischen Nation. Sie waren es, sie sind es noch heute, die nicht nur den Reichthum und die Unabhängigkeit derselben repräsentiren, mehr als die großen Adelsgeschlechter; sondern auch, durch ihren localen Einfluß und das starke Gefühl der Verantwortlichkeit für dieselbe, von der höchsten Wichtigkeit für die sociale und politische Fortentwickelung Englands erscheinen.

Einen Typus dieser Art hat uns Herr von Holtzendorff in seinem englischen Landsquire geschildert. Das Vergnügen, mit welchem wir sein hübsches Buch lesen, ist nicht frei von einer leisen Anwandlung des Bedauerns, vielleicht des Neides, daß wir in all diesen Stücken so weit hinter unsern Vettern jenseits des Wassers zurückstehen, nicht so sehr in dem materiellen Genusse des Lebens, als in der Stabilität und Sicherheit, mit der es auf althergebrachten Grundlagen ruht. Nur wem das eigene Haus keine Sorge mehr macht, kann sich um das Wohl und Wehe seines Nachbars bekümmern. In Deutschland hat ein Jeder noch so viel mit sich selber zu thun! Es fehlt auch bei uns sicher nicht an Landedelleuten, — und ich selber bin so glücklich, deren einige zu kennen — welche sich an Gemeinsinn wol mit Herrn von Holtzendorff's Landsquire messen könnten. Aber zum eigentlichen Standesbewußtsein unserer begüterten Landeigenthümer als einer Classe gehört eine derartige uneigennützige Thätigkeit noch keineswegs. „Unsere Landedelleute", sagt Herr
on Holtzendorff mit Recht, „sind tüchtige, tapfere, unübertreffliche Officiere in der
rmee, sie sind gute Familienväter und oft auch verständige, erfolgreiche Landwirthe.
er bei jedem Uebelstande, der sie drückt, rufen sie die Gesetzgebung um Abhilfe
In den Jahrhunderten absoluter Fürstenmacht verlernten sie es, für öffentliche
e selbstthätig einzugreifen und beschweren sich über unerträgliche Unbequemlich-
wenn sie alle zwei Jahre einmal zu einer Schwurgerichtssitzung auf vierzehn
erufen werden". Vielleicht ist in dieser Hinsicht gegen eine nicht weit hinter
de Vergangenheit bereits ein Fortschritt zu bemerken; wenn „öffentlich,
& und uneigennützig arbeitender Gemeinsinn" auf das Engste zusammen-
lbstverwaltung, so darf angenommen werden, daß aus der Durchführung
erade für den Landedelmann Anforderungen erwachsen, denen er sich,
ien Wohle, nicht wird entziehen können. Ebenso ist der Einfluß nicht
welchen das parlamentarische Leben auf die Bereitwilligkeit Seitens

Digitized by Google

unserer großen Grundbesitzer zur Uebernahme von Pflichten übt, die, wenn sie ehrenvoll sind, doch auch einen beträchtlichen Aufwand an Geld, Zeit und persönlichen Opfern aller Art involviren. Endlich ist in Betracht zu ziehen der allgemeine Zug unserer Zeit und Gesellschaft, welche, vor eine Menge der wichtigsten socialen Probleme gestellt, schon aus dem Triebe der Selbsterhaltung nicht unthätig bleiben darf. Ueberall, in den Städten und auf dem Lande, regt sich neuerdings eine Vereinsthätigkeit, wie sie, zur Erreichung von menschenfreundlichen, dem Gemeinwesen zu gute kommenden Zwecken, in diesem Umfange bisher bei uns in Deutschland nicht gekannt worden ist; und es muß gesagt werden, daß die Anregung und das Beispiel der hohen Frau, welcher — sie selber eine Tochter Englands — Herr von Holtzendorff sein ansprechendes Bild englischen Lebens gewidmet, in dieser Richtung ungemein fördernd gewirkt hat. Wir sind, auch hier, auf gutem Wege. Doch kann es sicherlich nur freudig begrüßt werden, wenn ein Mann, welcher sich — theoretisch und praktisch — um das eigene Volk so verdient gemacht, wie Herr von Holtzendorff, uns im Spiegel eines fremden zeigt, was wir in diesen — und manchen andern Dingen — noch zu lernen haben. Julius Rodenberg.

Henle's anthropologische Vorträge.

Anthropologische Vorträge von J. Henle. 1. Heft. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn. 1876.

Gelegentlich der Anzeige dieser Publication, welche zu den werthvollsten populärwissenschaftlichen Schriften der jüngsten Zeit gehört, mögen einige Bemerkungen über diese ganze Art von Veröffentlichungen gestattet sein. Den Ruf nach Popularisirung der Naturwissenschaft hört man überall seit zwei Jahrzehnten. Es ist vor Allem der Anblick der großartigen praktischen Ergebnisse der neueren Wissenschaft, welcher dieses Verlangen erweckt; aber nur Wenige sagen sich, daß der Einblick nur Demjenigen möglich sein kann, der seine Sinne dafür mühsam geübt und sein Denken in denjenigen Methoden geschult hat, welche die erste Bedingung für die Erkenntnisse der Wissenschaft sind. Viel eher ist ihr eine zusammenhängende Darstellung ihrer Resultate möglich; allein auch für die Aufnahme dieser genügt nicht der Besuch einer Vorlesung, welcher, wie jede organisch angeordnete Gedankenreihe, einen ungleich höheren Grad von Aufmerksamkeit und Ausdauer erfordert, als der gewöhnliche Hörer ihr zu widmen pflegt. Am allerwenigsten aber kann das Publicum, wie es oft geschieht, erwarten, daß ihm in einzelnen zerstreuten Vorlesungen ganze wissenschaftliche Complexe beigebracht werden. Derlei Vorlesungen haben, namentlich wenn sie von theoretisch und pädagogisch erprobten Größen der Wissenschaft, wie Henle, dem Nestor der deutschen Anatomie, mit sorgfältiger Sichtung des Stoffes geboten werden, vielmehr den Zweck anzuregen. Sie suchen den Laien an das eigenthümliche Denkverfahren der Wissenschaft zu gewöhnen und ihn vertrauter zu machen mit ihrer verfeinerten, präcisen Sprache, die selbst zu den Errungenschaften der Wissenschaft gehört und durchaus nicht aus vornehmer Abschließung eine andere ist, als die des gewöhnlichen Lebens. Wenn diese Erkenntniß sich mehr als bisher verbreitet, dann wird man einsehen lernen, daß auch zum Verstehen populärer Darstellungen, wenn sie wirklichen Wissenswerth besitzen, eine ernste Lernarbeit gehört, und daß der Vorwurf, zu schwer, zu gelehrt zu sein, den man gegen sie erhebt, sich lediglich gegen den Hörer oder Leser wendet.

Die Schrift, welche wir hier anzeigen, bringt in sechs, von einander ganz unabhängigen Vorträgen auf dem engen Raume weniger Bogen eine seltene Fülle von

Digitized by Google

von Lebenskraft und Fülle strahlende Dichter sein Bestes gethan hat, um dem von schwerem Schicksale so hart getroffenen, hochbegabten Italiener in würdigster Weise zu seinem Rechte zu helfen. Heyse's deutsche Bearbeitung Leopardi's, durch die biographische Novelle „Nerina" so schön eingeleitet, wird nachdenklichen, für gute Form empfänglichen Lesern ein liebes Geschenk sein. Dem Culturhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts aber bringt sie eine werthvolle Bereicherung seines Rüstzeugs.

Die Sammlung der italienischen Novellisten verdankt dem Herausgeber, so weit man bis jetzt sehen kann, vornehmlich nur die recht glückliche Auswahl des Stoffes. Die bis jetzt vorliegenden Uebersetzungen sind von O. Borchers (Ippolito Nievo, ein Engelsherz und Erinnerungen eines Achtzigjährigen), von Carl Reißer (Barrili, Bal d'Oivi; Salvatore Farina, Vertragenes Gold), von Dorosa (E. Castelnuovo, der Schwager und Schwägerin, Greaia Pierantoni-Mancini, Haus versteckt, aber verliert Nichts) und A. Dulck (E. Castelnuovo, ein Sonnenstrahl). lesen sich sämmtlich sehr gut. Aus Heyse's Feder ist nur eine sehr warm geschriebene Skizze Nievo's, des leider zu früh zu gegangenen, der ertrank 1861, neun und Jahre alt, auf der Rückkehr von Garibaldi's Zuge) Patrioten und hochbegabten Dichters. Eingehen auf die in diesen Dichtungen schlossene Welt italischen zeitgenössischen und Empfindens müssen wir uns vorläufig sei das schöne Unternehmen ben Leserwelt bestens empfohlen.

neral Graf Chasot. Zur Geschichte s des Großen und seiner Zeit. Von von Schlözer. Zweite Auflage. B. Herz. 1878.

hasot, geb. 18. Februar 1716 zu 4. August 1797 zu Lübeck, anfangs n, dann in preußischen Diensten, ließ, um Commandant der Reichsswerden, entstammte einem alten eschlechte, dessen ursprüngliche d war. Dasselbe verzweigte s vorigen Jahrhunderts nach und dann nach Preußen und Die von Gansauge, von cabow, von Bredow, von Reitenmit den Chasots verwandt. Egmont von Chasot wurde der Festung Philipsburg kriege mit dem damaligen von Preußen bekannt. sich nach Berlin und Friedrichs Vertrauten Leibhusarenregiments gehörte. ung gekommen war, Dragonerregiment, Schlacht bei Mollganz besonders erz aus, in der erwarb. Nach nach eine Geauf und viel der ebens in zogen

Digitized by Google

rührung des schmeckbaren Stoffes verbunden ist. Worin liegt in allen diesen Fällen der Beweis der Objectivität? In nichts Anderem als in der Unwahrscheinlichkeit, daß sich durch das bloße Spiel der Phantasie, ohne gemeinschaftliche Ursache zu der einen Empfindung eine andere hinzugesellen sollte." Ebenso unwahrscheinlich sei auch das gleichzeitige Phantasiren desselben Sinnes bei verschiedenen Individuen. Die Wahrnehmbarkeit der Wahrnehmungen durch Viele ist ein weiterer inductiver Beweisgrund für ihre Realität, und schließlich weise ihre unendliche Mannigfaltigkeit darauf hin, die Ursache der normalen Sinnesempfindungen außer uns zu suchen.

Uebrigens ist sich Henle wohl bewußt, daß auf diese Weise der absolute Idealismus nicht widerlegt ist, ebensowenig wie die Erkenntniß der materiellen Bedingungen des Seelenlebens ihn hindert, das Mangelhafte unserer Einsicht in der Seele zu bekennen. „Gestehen wir," sagt er sehr schön hierüber, „daß sie ein Geschöpf der Reflexion ist, die hypothetische Ursache der Functionen des Erkennens, Fühlens und Wollens, die wir erfahrungsmäßig in uns entdecken. Aber vergessen wir nicht, daß wir uns der Materie gegenüber in derselben Lage befinden; daß auch der Stein, den wir in den Händen zu wiegen meinen, nur eine Hypothese ist zur Erklärung des Complexes innerlicher Wahrnehmungen, die die Empfindung der Last begleiten, und daß zuletzt das Dasein der Körperwelt durch nichts gesichert ist, als durch die Folgerichtigkeit unserer Logik."

Wir sehen, daß Henle sich überall auf dem rein empirisch-inductiven Wege der heutigen Forschung befindet, und es hat dabei auch nichts zu sagen, daß er das Causalitätsgesetz doch für etwas Angeborenes, Apriorisches ꝛc. hält. Wenn er trotzdem in der Frage nach einer letzten Ursache sich für die nothwendige Annahme einer solchen, also einer Gottheit erklärt, wer will, wer kann darum mit ihm rechten? In diesem ewigen Zwiespalt des menschlichen Denkens, wie ihn schon Kant's erste und vierte Antinomie feststellt, scheint eben nur eine willkürliche Entscheidung jedes Einzelnen möglich zu sein und es hilft kein Räsonniren, wenn sich der Eine im Sinn der These für eine letzte Ursache „durch Freiheit", der Andere gegen eine solche entscheidet. Genug, daß dieser Theil außerhalb des Erfahrungsmäßigen liegt und kein ernster Gelehrter, wie er auch sonst hierin denken mag, im Gebiet der Erfahrung lediglich seine Sinne und die causale Verknüpfung der ihnen zugänglichen Erscheinungen gelten läßt.

Die Ethik berührt Henle in dem anziehenden Essay „Geschmack und Gewissen", an welchem wir auszusetzen haben, daß er nur die Analogie zwischen dem sinnlichen und dem sittlichen Wohlgefallen ausführt, während er eigentlich zu dem Schluß kommen müßte, daß sie im letzten Grunde ein und dasselbe sind. In einer monistischen Erklärung der Erscheinungswelt kann auch das sittliche Behagen nur auf die Empfindung physischer Lust und Unlust zurückgehen. Eine solche Ethik würde freilich auf einen geläuterten Egoismus hinausführen, eine sittliche Anschauung, die vielleicht dem sich oft verrathenden zartsinnigen Gemüth des Verfassers der Vorträge widerstrebt, während wir kein Bedenken tragen, uns zu ihr als einer unabwendbaren Consequenz des Sensualismus zu bekennen. — Jedenfalls dürfte das Gesagte genügen, auf den hohen Werth dieses „ersten" Heftes, das hoffentlich nicht lange allein bleiben wird, hinzuweisen als einer Sammlung von Darstellungen, die nicht nur durch die Menge des Thatsächlichen, sondern auch durch eine formvollendete Darstellung einen hohen Reiz bieten, welcher stellenweise noch durch jenen feinen Humor erhöht wird, wie ihn nur die Kundgebungen überlegener, auf den Höhen des Denkens stehender Geister aufzuweisen pflegen. E. S.

Digitized by Google

× **Giacomo Leopardi.** Deutsch von Paul Heyse. 2 Thle. Berlin, Wilhelm Herz. 1878.

Italienische Novellisten. Herausgegeben von Paul Heyse. Bd. I—VI. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1877—78.

Mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen wir die energischen und intelligenten Vermittelungsversuche zwischen deutscher und italienischer Bildung, welche, als literarische Ergänzung des politischen Umschwunges, das letzte Jahrzehnt erfüllen und an denen hervorragendste Kräfte beider Nationen sich eifrig betheiligen. Nicht daß wir uns in Bezug auf „herzliches Einverständniß“ oder gar „zuverlässiges Bündniß“ allzu sanguinischen Hoffnungen hingäben. Die Politik ist egoistisch, der Patriotismus desgleichen, und die Italiener werden, bei aller Achtung vor deutschem Wissen und Können, ihren Racenstolz als Erstgeborene der abendländischen Cultur ebenso wenig aufgeben, wie bei uns, so Gott will, das Kraftbewußtsein des deutschen, protestantischen Geistes sich jemals ganz in den Cultus romanischer Formschönheit vertiefen wird. Aber zwischen diesen innersten Verschanzungen der beiden Nationalitäten dehnt sich ein weites neutrales Gebiet, auf welchem sie einander besuchen, mit einander verkehren, an einander ihre Freude haben und lernen können, ohne sich Etwas zu vergeben; und wer auf diesem Gebiete neue, bequeme Verkehrswege, freundliche Sammelplätze einrichtet, der wird den Dank der Gutgesinnten verdient haben. Die treffliche Dienste, welche Hillebrand's „Italia“ dem deutschen Publicum in dieser Richtung leistet, sind an diesem Orte nach Gebühr gewürdigt worden. Auf dem Gebiete künstlerisch-ästhetischer Vermittelung reihen sich die oben genannten Unternehmungen Paul Heyse's jener umfassenden und vielseitigen Darlegung der italienischen zeitgenössischen Culturarbeit erfreulich und würdig an. Die Leopardi betreffenden Veröffentlichungen, den Lesern der „Rundschau“ zum Theil schon von ihrem ersten Erscheinen her bekannt, behandeln mit wärmster Liebe und mit der ganzen Virtuosität Heyse'scher Formbeherrschung den italienischen „Pessimisten“, welchen Schopenhauer seltsamer Weise als seinen Geistesverwandten begrüßte. Wir sagen mit gutem Bedacht „seltsamer Weise“. Denn wahrlich, zwischen Leopardi's schwermüthigen Klagen und zwischen Schopenhauer's theoretischer „Verneinung des Willens zum Leben“ liegt die ganze unausfüllbare Kluft, welche den glühend patriotischen Sohn eines schmählich gemißhandelten Volkes vom behaglich betrachtenden und genießenden Kosmopoliten, den von der Mißgunst der Natur gequälten, schwärmerisch liebenden Dichter von dem klaren, kühlen, scheidig scharfen und tief selbstsüchtigen Denker trennt. Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß wir das hochgespannte Pathos der Leopardi'schen Gedichte und den geistreich pointirten Stil seiner Gespräche, der Schopenhauer'schen Klarheit, Schärfe und wunderbar reichen Welt- und Menschenkenntniß unbedingt vorzögen. Wenn Heyse aber für seinen Liebling den Vorzug der im besten Sinne vornehmeren Natur in Anspruch nimmt, so wird man ihm Recht geben, und man wird hinzufügen dürfen, daß der deutsche optimistische, von Lebenskraft und Fülle strahlende Dichter sein Bestes gethan hat, um dem von schwerem Schicksale so hart getroffenen, hochbegabten Italiener in würdigster Weise zu seinem Rechte zu helfen. Heyse's deutsche Bearbeitung Leopardi's, durch die biographische Novelle „Nerina“ so schön eingeleitet, wird nachdenklichen, für gute Form empfänglichen Lesern ein liebes Geschenk sein. Dem Culturhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts aber bringt sie eine werthvolle Bereicherung seines Rüstzeugs.

Die Sammlung der italienischen Novellisten verdankt dem Herausgeber, so weit man bis jetzt sehen kann, vornehmlich nur die recht glückliche Auswahl des Stoffes. Die bis jetzt vorliegenden Uebersetzungen sind von O. Borchers (Ippolito Nievo, ein Engelsherz und Erinnerungen eines Achtzigjährigen), von Carl Reißer (Barrili, Val d'Olivi; Salvatore Farina, Vertragenes Gold), von S. Dorosa (E. Castelnuovo, der Schwager und die Schwägerin, Greaia Pierantoni-Mancini, das Haus versteckt, aber verliert Nichts) und von A. Dulck (E. Castelnuovo, ein Sonnenstrahl). Sie lesen sich sämmtlich sehr gut. Aus Heyse's eigener Feder ist nur eine sehr warm geschriebene Lebensskizze Nievo's, des leider zu früh zu Grunde gegangenen (er ertrank 1861, neun und zwanzig Jahre alt, auf der Rückkehr von Garibaldi's Siegeszuge) Patrioten und hochbegabten Dichters. Näheres Eingehen auf die in diesen Dichtungen uns erschlossene Welt italischen zeitgenössischen Lebens und Empfindens müssen wir uns vorbehalten. Vorläufig sei das schöne Unternehmen der deutschen Lesewelt bestens empfohlen.

vr. **General Graf Chasot.** Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Zweite Auflage. Berlin, W. Herz. 1878.

Graf Chasot, geb. 18. Februar 1716 zu Caën, gest. 24. August 1797 zu Lübeck, anfangs in französischen, dann in preußischen Diensten, die er 1752 verließ, um Commandant der Reichsstadt Lübeck zu werden, entstammte einem alten französischen Geschlechte, dessen ursprüngliche Heimath Burgund war. Dasselbe verzweigte sich anfangs des vorigen Jahrhunderts nach der Normandie und dann nach Preußen und Norddeutschland. Die von Gansauge, von Röder, von Grabow, von Bredow, von Reitzenstein u. a. sind mit den Chasots verwandt. Graf Isaak Franz Egmont von Chasot wurde im Jahre 1734 vor der Festung Philippsburg im polnischen Erbfolgekriege mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Preußen bekannt. Derselbe nahm ihn mit sich nach Berlin und nach Rheinsberg, wo er zu Friedrichs Vertrauten und zu den Rittern des Bayardordens gehörte. Als Friedrich zur Regierung gekommen war, trat Chasot in das Baireuther Dragonerregiment, rettete dem Könige in der Schlacht bei Mollwitz das Leben, zeichnete sich aber ganz besonders in der Schlacht bei Hohenfriedberg aus, in der er sich den Orden pour le mérite erwarb. Nach dem Frieden hielt er sich, so oft sich eine Gelegenheit bot, in Berlin oder Streitz auf und entzog sich auf diese Weise möglichst viel der Stille und Einförmigkeit des Garnisonlebens in Treptow an der Tollense. In Streitz zogen

Digitized by Google

ihn die Feste und Vergnügungen an, welche die Herzogin Sophie Dorothea veranstaltete, und noch von Lübeck aus kam er wiederholt an ihren Hof, den sie später nach Schöneberg in der Nähe der alten Reichsstadt verlegte. Nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Dienst — welches erstlere Zerwürfniß mit Friedrich d. Gr. dazu geführt hat, wissen wir nicht — vermählte sich Chasot mit der schönen Camilla Torelli, der Tochter des Malers Stefano Torelli, die ihm zwei Söhne gebar, welche später in die preußische Armee eintraten. Der älteste, Friedrich Ulrich, starb unvermählt im Jahre 1800 als pensionirter preußischer Rittmeister. Der zweite, Ludwig Friedrich Adolf, vermählte sich 1786 mit Eleonore von Gansauge; er wurde 1804 Flügeladjutant Friedrich Wilhelm's III., nahm 1807 an der Expedition Blüchers nach Rügen Theil und erhielt den Orden pour le mérite. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er Commandant von Berlin, 1809 aber, als Schill von dort ausgezogen war, zur Untersuchung gezogen und verabschiedet. Drei Jahre später trat er als Oberst in russische Dienste und erhielt bald den Auftrag, die russisch-deutsche Legion zu organisiren. Mitten in seiner Thätigkeit wurde er von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und starb in Pleskow am Peipus-See am 13. Januar 1813.

Die Schlözer'sche Schrift, welche in zweiter umgearbeiteter und vermehrter Auflage vor uns liegt, ist ein überaus anziehender Beitrag zur Geschichte Friedrich's d. Gr. Sie stützt sich durchweg auf archivalisches Material und die besten größeren Arbeiten, welche über die Zeit des großen Königs erschienen sind. Der Verfasser behandelt in dem engen Rahmen von 208 Seiten die köstliche Rheinsberger Zeit, führt uns in die Einzelnheiten der schlesischen Kriege, in die Geschichte des Baireuther Dragonerregiments ein, geleitet uns zu den großartigen Festlichkeiten, die Friedrich 1750 zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, veranstalten ließ, und läßt an uns die letzten Jahre des großen Königs in interessanten Details vorüberziehen. Dabei fehlt es nicht an einer Reihe anziehender Episoden. Besonders erwähnenswerth ist der auf S. 179 ff. abgedruckte Reisebericht eines Lübecker Kaufmanns, Namens Wilken, der von Mecklenburg nach Berlin und Potsdam kam und die Erlebnisse dieser Reise aufgezeichnet hat.

In einer größeren Zahl von Anmerkungen und Zusätzen documentirt der Verfasser den Fleiß und die Sorgfalt, womit er gearbeitet hat. Niemand wird die höchst anerkennenswerthe Schrift ohne Befriedigung aus der Hand legen.

λ. **Ueber den Traum.** Von Binz. Nach einem 1876 gehaltenen öffentlichen Vortrag. Bonn, Marcus. 1878.

Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den psychischen Alienationen. Von Spitta. Tübingen, Fues. 1878.

In kurzer, fesselnder Darstellung gibt Binz das wenige Positive, welches man zur Zeit über die Natur der Geistesfunctionen im Schlafe weiß, und seine Behandlung des leicht zur Speculation verleitenden Gegenstandes macht durch den Verzicht auf metaphysische Hilfsmittel einen sympathischen Eindruck, wenn schon sie sich nicht auf ein bloßes Referiren des objectiv Feststehenden beschränkt hat.

Viel umfassender ist die Aufgabe, welche sich Spitta gestellt hat, aber mit dem Vorrechte des Philosophen, die eigene Subjectivität in die Reihe der Argumente als vollwichtiges Glied einzusetzen, gelingt es ihm leicht, die Auflösung zu finden: der continuirliche Zusammenhang des Seelenlebens im Schlafe und Traum mit den Zuständen des Wachens einerseits, sowie mit den psychischen Alienationen andererseits. ist zwar keine neu constatirte Thatsache, aber die vorliegende klare und von einem speculativ geschulten Autor herrührende Darstellung bildet eine dankenswerthe Bereicherung des Materials, welches Philosophen und gebildeten Laien, die jener Frage näher treten wollen, geboten wird. Wie jene Leser das umfassende, gründliche Werk von Spitta, so wird die populäre Abhandlung von Binz gerade die, „die es angeht", das ärztliche Publicum, insonderheit die Physiologen befriedigen.

λ. **Die Insecten.** Von Graber. I. u. II. Th.

Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. Von Mayr.

Die Naturkräfte in den Alpen. Von Pfaff.

Die Erhaltung der Energie. Von Krebs. München, R. Oldenbourg. 1877.

Vorstehend genannte Schriften bilden den 21.—25. Band der „Naturkräfte", jener in großem Maßstabe angelegten und mit Umsicht und in zweckmäßiger Weise bisher durchgeführten naturwissenschaftlichen Volksbibliothek, die im Verlage von R. Oldenbourg in München erscheint und die im besten Sinne populäre Wissenschaft jährlich um eine Reihe werthvoller Werke bereichert. Der Jahrgang 1877 steht den früheren sowol an Reichhaltigkeit als an Gediegenheit nicht nach.

λ. **Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur.** Von Pflüger. Bonn, Cohen & Sohn. 1877.

Das von einem der geistreichsten Physiologen aufgestellte teleologische Causalgesetz:

„Die Ursache jeder Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Ursache der Befriedigung des Bedürfnisses"

stellt einen geschickten Versuch dar, die zwar nicht absolute, aber unter bestimmten Voraussetzungen existirende Zweckmäßigkeit der Functionen des organischen Lebens dem Standpunkte der modernen Wissenschaft entsprechend zu erklären.

Die vom Urheber dieses Gesetzes gegebene Erläuterung desselben ist wegen ihrer Einfachheit und Klarheit durchaus geeignet für einen weiteren Leserkreis und dürfte daher namentlich auch den Freunden naturwissenschaftlicher Lectüre eine erwünschte Gabe sein.

φ. **Gedichte von Otto von Leixner.** Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

Wenn wir sagen, daß die Stärke des Herrn von Leixner der Spruch, das Spruchartige und das Epigramm sei, so haben wir damit auch die Grenze seines Talentes angedeutet, welches mehr kritischer, als eigentlich productiver Natur zu

Digitized by Google

sein scheint. Nichts, als ob unter den „Gedichten“ sich nicht manch' eines fände, welches durch den Ausdruck einer tiefen und reinen Empfindung ansprüche; mehr als ein Lied ist ihm gelungen, welches, an den Volkston anklingend, durch seine Einfachheit reizend wirkt. Allein die Reflexion ist es doch, welche den Dichter zumeist beherrscht, und die Muse, die er anruft, ist ernst, nachdenklich; eher philosophisch, als naiv dichterisch gestimmt.

„Sei Du selbst Dir
Ein Erlöser.
Schaffe, muthig
Vorwärts strebend,
Dir im Geiste
Deine Welt.“

Leixner urtheilt mit großer Selbständigkeit über die Welt der Erscheinungen, und spricht sich mit Schärfe, aber ohne Bitterkeit über die Fragen der Zeit aus. Seine Bemerkungen über gewisse Moderichtungen in Kunst und Literatur sind die eines vernünftigen, unabhängigen Mannes und wir erkennen in ihnen die Principien wieder, die Herrn von Leixner's kritische Thätigkeit leiten. Seine Kritiken über bildende Kunst, Theater und Literatur werden mit Recht geschätzt, und wir freuen uns, daß unsere gute Meinung in diesen „Gedichten“, die sich vor Allem durch Ernst und Ehrlichkeit der Gesinnung auszeichnen, ihre Bestätigung findet.

Dr. **Polens Auflösung.** Kulturhistorische Skizzen aus dem letzten Jahrhundert polnischer Selbstständigkeit. Von Ernst v. d. Brüggen. Leipzig, Veit & Co., 1878. 417 S. in 8°.

Unter diesem bescheidenen Titel verbirgt sich ein Abriß der polnisch-littthauischen Geschichte, der dem Leser die Entwickelung dieses Staats- und Volkswesens vom sechszehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorführt. Die „Culturgeschichtlichen Skizzen“, nach denen das Buch seinen Namen führt und die den Kern desselben bilden, haben es allerdings nur mit dem achtzehnten Jahrhundert, den Männern und Frauen zu thun, welche die königliche Republik ihrem Untergange entgegenführten; die vier Einleitungsabschnitte und die Schlußbetrachtung machen uns dagegen mit den Grundlagen der gesammten staatlichen und gesellschaftlichen Organisation des lechischen Stammes und mit den Consequenzen bekannt, zu welchen dieselben schließlich geführt haben. Damit ist zugleich gesagt, daß die Gesichtspunkte, nach welchen der Verf. seinen Stoff (auch den rein culturgeschichtlichen) auswählt und gruppirt, wesentlich politische sind und daß die vor uns ausgebreiteten Schilderungen des bunten gesellschaftlichen Treibens der polnischen Auflösungsperiode es nicht sowol auf die Unterhaltung als auf die Belehrung des Lesers absehen. Die Charakteristik der Radziwill, Branicki, Potocky, Czartowsky und Stanislaus Poniatowski, welche den Schilderungen des „langen Reichstages“ der „Warschauer Gesellschaft“ und der Zustände zur Zeit der „ersten Theilung“ und des Zustandekommens der „Verfassung vom Mai 1791“ vorausgeschickt ist, umfaßt zu- eine eingehende Darstellung der Verhältaus welchen diese Männer hervorgegangen und die Bildungsgang und Wesen bestimmt hatten; die Einzelheiten, in welche der Verf. sich absichtslos zu verlieren scheint und die die Geheimnisse des Salons und Boudoirs ebenso eingehend erörtern, wie diejenigen des Cabinets und der Landtagsstube, schieben sich dadurch zu einem einheitlichen Gesammtbilde von wirklich tragischer Wirkung zusammen. Der moralische Bankerott des polnischen Staates ist zugleich als Bankerott der polnischen Gesellschaft nachgewiesen und der Schuldentheil der einzelnen Factoren dieser unglücklichen Entwickelung im Einzelnen festgestellt.

Der Verf. ist an seine Arbeit gegangen, nachdem er das Studium der Geschichte und neueren Literatur Polens so eingehend behandelt hatte, wie sonst nur in wissenschaftlich-geschichtlicher Absicht zu geschehen pflegt. Er hat für seine Darstellung die Form „culturgeschichtlicher Skizzen“ gewählt, weil er diese für der Natur des Gegenstandes besonders angemessen hielt und damit einen durchaus richtigen Griff gethan. Die diplomatische Geschichte der drei Theilungen Polens ist, soweit der gegenwärtige Stand der Quellen- und Actenkunde es gestattet, so eingehend und so wiederholt geschildert worden, daß neue Bearbeitungen derselben erst am Platze sein werden, wenn neues archivalisches Material der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht worden: die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände, welche das Intriguenspiel der Theilungsmächte möglich machten und die eigentliche Erklärung dafür abgaben, daß einer der ausgebreitetsten und ältesten Staaten des Welttheils ohne erhebliche äußere Kraftaufwendung seiner Feinde aus den Fugen getrieben werden konnte, sind dagegen bis heute in ihren Einzelheiten nicht bekannt geworden, obgleich gerade diese das reichste menschliche und psychologische Interesse und den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß des Ganzen bieten. Dem Historiker wird das vorliegende Buch darum ebenso reichliche Ausbeute bieten, wie dem unzünftigen Freunde vergangener Dinge, der den bunten Verschlingungen nachgeht, in welche die Carnevalserscheinungen dieser Männer und Frauen sich verloren, in deren Hände das Geschick eines zahlreichen, tapferen und begabten Volkes niedergelegt war.

q. **Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten zur Magellan's-Straße und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren.** Von J. G. Kohl. Mit acht Karten. Separatabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. IX. Band. Berlin 1877. Dietrich Reimer.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Entdeckungen und der erste Versuch in der deutschen geographischen Literatur, die Entdeckungen der Meerengen, Inseln und Halbinseln des gegen den Südpol auslaufenden Amerika's, gesondert und hauptsächlich zu behandeln, gibt die sorgfältig gearbeitete Schrift, auf Grund chronologisch geordneter Reiseberichte und übersichtlich gruppirt ein Umrißbild der geographischen Expeditionen, die mit dem bearbeiteten Stoff in Verbindung stehen, und zwar von 1492 bis um 1700. Im Schlußcapitel resumirt Kohl in Kürze über das, was von 1700—1876 für die Geographie der magellanischen Länder und Meere bemerkenswerth geworden ist.

Digitized by Google

φ. **Dramaturgische Blätter.** Eine Zeitschrift für die Interessen der deutschen Bühne. Herausgegeben von Otto Hammann und Wilh. Henzen. Leipzig 1878. A. Mentzel. Jährlich 24 Hefte, Mk. 15.

Was uns so lange fehlte: ein würdiges, gediegenes Theaterjournal, das der Reclame nicht unterthan und dem Dilettantismus nicht offensteht, die Begründung der „Dramaturgischen Blätter" hat es geschaffen. Die neue Zeitschrift erscheint bereits seit Anfang vorigen Jahres, früher in monatlichen, jetzt in halbmonatlichen Heften, die dem Theaterleben der Gegenwart, wie allgemeinen dramaturgischen Fragen, historischen Abhandlungen zur Theater- und Musikgeschichte, auch Literaturberichten gewidmet sind. Den Hauptinhalt bilden Theaterbriefe aus den ersten Theaterstädten, meist die Aufführung von Novitäten besprechend und dadurch den Entwickelungsgang der dramatischen Literatur zeichnend. Die Literaturberichte und eine stehende Rubrik „Zeitgeschichtliche Mittheilungen", die knapp aber erschöpfend aller sachlichen und persönlichen Vorgänge seit Erscheinen jedes letzten Heftes gedenken, schließen sich den Theaterbriefen ergänzend und ausfüllend an. Eröffnet wird jedes Heft mit den schon angedeuteten allgemeinen Aufsätzen. Die bedeutenderen mit dem Theater sich beschäftigenden deutschen Schriftsteller sind fast ausnahmslos in der Liste der Mitarbeiter verzeichnet und sichern in Gemeinschaft mit den verständnißvollen Redacteuren die Erreichung des Zieles der jungen Zeitschrift, welche die Bühne von einem idealen Standpunkt betrachtet und schon darum nachdrückliche Förderung und Unterstützung verdient.

φ. **Geographie des Welthandels.** Mit geschichtlichen Erläuterungen von Karl Andree. Erster Band. Zweite, ergänzte Auflage von Richard Andree. Stuttgart 1877. Julius Maier.

Das umfangreiche, vielbenutzte Werk des großen, 1875 verstorbenen Geographen Karl Andree hat in der vorliegenden zweiten Auflage von Seiten des Herausgebers Richard Andree keine neue Bearbeitung, wol aber eine sehr gewissenhaft ausgeführte Ergänzung resp. Aenderung erfahren, die keine Entdeckung der rasch fortschreitenden geographischen und historischen Wissenschaft ungenutzt läßt. Völlig neu bearbeitet ist das dritte Capitel „Geld- und Werthmesser". Karl Andree hat die Grenzen seiner Aufgabe sehr weit gesteckt und in seinem Buch nicht nur ein praktisches Handbuch für den Großhändler, sondern durch das Einbeziehen der Ethnologie ein Werk von allgemeinster Bedeutung geschaffen. Der erste Band, dem zwei weitere folgen werden, handelt in acht Capiteln von dem Kaufmann als Vermittler des Verkehrs, von den verschiedenen Arten des Handelsbetriebes, Geld- und Werthmesser, Dolmetsche und Handelssprachen, weiter von den Messen und Märkten, dem Karawanenhandel wie dem Welthandel auf dem Ocean, und endlich von der geographischen Verbreitung der wichtigsten Handelserzeugnisse.

σx. **Manuali Hoepli. Letteratura italiana di Cesare Fenini.** Mailand, Hoepli 1878. kl. 16°. VI u. 200 S.

Ein Büchlein, das man mit Spannung liest und zuletzt doch ganz unbefriedigt aus der Hand legt. Es ist nicht, wie man zu erwarten berechtigt wäre, ein Compendium der italienischen Literaturgeschichte, ein solches wollte der Verfasser auch nicht schreiben. Wie er uns selbst belehrt, hatte er bei der Abfassung seiner Arbeit einen doppelten Zweck im Auge. Er wollte nämlich zeigen, einmal, daß es in der Geschichte nur Gesetz, aber keinen Zufall gibt und sodann, daß die politische und die Literaturgeschichte nur Ein untrennbares und organisches historisches Ganzes bilden. Wir können durchaus nicht einräumen, daß es ihm wirklich gelungen wäre, dies irgendwie überzeugend darzuthun. Die zehn Capitel, aus welchen das Büchlein besteht, enthalten nichts als zum Theil wirklich geistvolle, zum Theil aber auch nur geistreich sein wollende Raisonnements über die italienische Literaturgeschichte von ihren ersten Anfängen bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. So hart es auch klingen mag, es muß doch ausgesprochen werden, daß Herr Fenini die Literatur seines Vaterlandes und deren Geschichte jedenfalls nur sehr oberflächlich kennt. Hiefür nur Ein Beleg. Auf S. 91 berührt er zwar den Streit über die dem Dino Compagni fälschlich zugeschriebene Chronik, zugleich aber redet er von den „cronache fiorentine" (sic!) des „Ricordano Malaspini" als von einem Werke, dessen Echtheit weder jemals bestritten worden sei, noch auch irgend einem Zweifel unterliege. Die gesammte Literatur über diese Frage ist also für Herrn Fenini einfach nicht vorhanden. Offenbar kennt er weder das Werk selbst, noch hat er von den darüber gepflogenen Verhandlungen je etwas gehört, noch auch weiß er etwas davon, daß man seit Scheffer-Boichorst's zermalmender Kritik auch in Italien nach und nach erkannt hat und ganz allgemein einräumt, das den beiden Malespini zugeschriebene Geschichtswerk sei eine grobe Fälschung.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 5. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alarcon. — Ausgewählte Novellen von Pedro Antonio de Alarcon. Aus dem Spanischen übersetzt von Lili Lauser. Mit einem biographischen Vorwort von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Verlag von Gebrüder Kröner. 1878.

Argumenta Bucerl pro et contra. Original-Manuscript Bucer's, die Gründe für und gegen die Doppelehe des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen de anno 1539, veröffentlicht durch v. L. Cassel, Verlag von Th. Kay. 1878.

Averbeck. — Die Verfälschung der Nahrungs- und Genußmittel. Von Heinrich Averbeck, Dr. med. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1878.

Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. Bd. 7. 8. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1878.

Bockel. — Franz Bockel's ausgewählte Gedichte. Für die Freunde dieses Volksmannes herausgegeben von Wilhelm Röseler. 1. Band. Plattdeutsche Gedichte. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 1879.

Boettcher. — Ueber die sogenannte Einheitsschule. Ein Beitrag zur Lösung der Realschulfrage. Von Carl Boettcher. Düsseldorf, Verlag der Schaub'schen Buchhdlg. 1878.

Brunier. — Elisa von der Recke. Von Ludwig Brunier. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1879.

Brunier. — Caroline Bauer. (Gräfin Broel-Plater.) Ein Lebensbild aus ihren Briefen von Ludwig Brunier. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1879.

Brunier. — Eine mecklenburgische Fürstentochter. (Helene, Herzogin von Orleans.) Von Ludwig Brunier. Mit dem Portrait der Herzogin Helene von Orleans. 2. Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1878.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1701. A. Poetry book. (First Series.) The Elder Poets. Selected and arranged by Aurelia B. Edwards. Vol. 1745. 46. Seaforth by Florence Montgomery. In two volumes. Vol. 1749. 50. Friend ship by Ouida. In two volumes. Vol. 1758—60. Russia by D. Mackenzie Wallace, M. A. In three volumes. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

Darwin. — Gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Lfg. 80—85. (Schluss des Werkes.) Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. 1878.

Eckenbrecher. — Die schöne Magelone von Gustav von Eckenbrecher. Leipzig, Verlag von H. Schultze. 1878.

Giese. — Frans Elfink. Sin Leben un Driben as ott Münsterſch Kind von Franz Giese. 3. Aufl. Mit einem Vorwort von Klaus Groth. Braunschweig, Verlag von H. Bruhn. 1878.

Glagau. — Der Bankerott des Nationalliberalismus und die „Reaction". Von Otto Glagau. 5. Aufl. Berlin, Verlag von Friedr. Luckhardt. 1878.

Güssfeldt. — Erste Ersteigung des Monte Rosso di Scerscen. (13. September 1877.) Piz Kesch. Von Dr. Paul Güssfeldt. Bern. 1878.

Haeckel. — Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat." Von Ernst Haeckel. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagshdlg. 1878.

Handtmann. — Der Slavismus im Lichte der Ethik. Sociale und ethische Bilder in politischem Rahmen von E. Handtmann. Gotha, Verlag von Friedr. Andr. Perthes. 1878.

Handzeichnungen deutscher Meister. Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober & Bäckmann. Lfg. 5. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

Hausschatz, Humoristischer, für's deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. 4. Band. Leipzig, Verlag von R. Eckstein. 1878.

Herrig. — Mären und Geschichten. Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt. 1878.

Hoenig. — Die politische und militärische Lage Belgiens und Hollands in Rücksicht auf Frankreich — Deutschland. Eine Studie von Fritz Hoenig. Mit 2 Plänen. Berlin, Verlag von Friedr. Luckhardt. 1878.

Jagor. — Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den europäischen Arbeitsmarkt von F. Jagor. Berlin, Verlag von Jul. Springer. 1878.

Irving. — Washington Irving's Skizzenbuch. Uebersetzt, mit Biographie und Anmerkungen herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, Verlag von Ph. Reclam jun.

Kirchner. — Lehrbuch der evangelischen Religion. Für den Unterricht auf höheren Schulen und zum Selbststudium von Dr. Friedr. Kirchner. I. Theil. Cöthen, P. Schettler's Verlag. 1878.

Knorr. — Epigramme von Karl Knorr. Lpz. Emil Wiebe. 1878.

Kulke. — Erinnerungen an Friedrich Hebbel von Eduard Kulke. Wien, Verlag von C. Konegen. 1878.

Lazarus. — Ideale Fragen in Reden und Vorträgen behandelt von Prof. Dr. M. Lazarus. Berlin, A. Hofmann & Co. 1878.

Liebler. — Deutsche Geschichte für Schulen, sowie zum Selbstunterricht. Nebst Tabellen zu Gedächtnißübungen. Von P. A. Liebler. 23. durchaus verbesserte Auflage. Mit Vorwort von Geh. Hof- und Archivrath Prof. Brückner in Meiningen. Frankfurt a. M., Verlag von W. Rommel. 1878.

Lorm. — Intimes Leben. Novelletten von Hieronymus Lorm. 2. Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1879.

Monatsschrift, Baltische. Herausgegeben von August Deubner. XXVI. Band. 1. u. 2. Heft (Juni u. Juli). Riga, Verlag von J. Deubner. 1878.

Müllensiefen. — „Weißt Du nicht, daß Gottes Güte und Gottes Ernst Dich zur

Digitized by Google

Buße leitet?" Predigt von Prediger Dr. J. Müllensiefen. Verlag von C. Habel. 1878.

Müller. — Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von Eduard Müller. I. Theil. Lfg. 1—4. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, P. Schettler's Verlag 1878.

Muller. — Catalogus van het Museum van Oudheden door Mr. S. Muller Fz. Gemeente-Archivaris. Utrecht, J. L. Beijers. 1878.

Naturkräfte, Die. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Band XXVI. XXVII. Die menschliche Arbeitskraft. Von Dr. Gustav Jäger. Mit 12 Holzschnitten. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.

Nicolay. — Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Rödbedoe. Erzählung von Nicolay. Nach der dritten Auflage des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. 2. Aufl. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1878.

Oetker. — Lebenserinnerungen von Dr. Friedrich Oetker. 2. Band. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1878.

Petermann's Geogr. Mittheilungen. 1878. Heft 8. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petersen. — Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 30. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 1878.

Putlitz. — Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. 39. Aufl. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1878.

Rehder. — Twee Lustspeelen von Franz Rehder. Kiel, Verlag von Lipsius & Tischer. 1878.

Rüffer. — Land und Leute von Bosnien und der Herzegowina. Nach den besten Quellen bearbeitet von Eduard Rüffer. Prag, Verlag von C. Bellmann. 1878.

Sacher-Masoch. — Harmlose Geschichten aus der Bühnenwelt von Sacher-Masoch. Leipzig, Verlag von Joh. Fr. Hartknoch. 1878.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIII. Serie. Heft 298—302. Berlin, Verlag von C. Habel. 1878.

Sanctis. — Die Wissenschaft und das Leben. Inauguralrede von Francesco de Sanctis. Mit einem Vorwort von Carl Goldbeck. Berlin, Verlag von Friedberg & Mode. 1878.

Scharling. — Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von E. Duncker. 2. Aufl. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1878.

Scherr. — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Kulturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 29. 30. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1878.

Schmeidler. — Das Russische Reich unter Kaiser Alexander II. Von Dr. W. F. Carl Schmeidler. Lfg. 4—9. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1878.

Schrullen vom Verfasser von Adam contra Eva. Breslau, Verlag von Ed. Trewendt. 1878.

Stavenow. — Aus allen Kreisen. Humoresken von Bernhard Stavenow. 2. Aufl. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1878.

Streckfuß. — Die von Hohenwald. Roman in 6 Büchern und 3 Bänden von Adolf Streckfuß. Berlin, Verlag von B. Brigl.

Strohecker. — Die Krystallisation des Wassers und der Cellulose. Zwei Abhandlungen für das weitere naturwissenschaftliche Publicum von Dr. Jonas Rudolph Strohecker. Bern, Verlag von E. W. Krebs. 1878.

Sulzberger. — Les Beaux-Arts à l'exposition universelle internationale de 1878 à Paris par Max Sulzberger. Bruxelles, Lebègue & Cie. 1878.

Sulze. — Ueber Büchner's Schrift „Stoff und Kraft" und gegen den Materialismus. Vortrag von Dr. E. Sulze. Dresden, Verlag von C. Weiß.

Torpedos und Seeminen, Die, in ihrer historischen Entwickelung bis auf die neueste Zeit. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Berlin. Verlag von Friedr. Luckhardt. 1878.

Universal-Bibliothek 1037. Vertauscht. Novelle von Alfred Friedmann. Leipzig, Verlag von Ph. Reclam jun. 1878.

Vigny. — Soldatenschicksal. Von Alfred de Vigny. Nach der 13. Auflage des französischen Originals übertragen von Johannes Karsten. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1878.

W. — Siegfried. Eine Mär in Gesängen von W. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1878.

Wanderbilder, Illustrirte. No. 5. Die Wädensweil-Einsiedeln-Bahn. Von J. J. Binder. Mit 20 Illustrationen. No. 6. Thun und Thuner-See. Mit 23 Illustrationen und 1 Karte. — No. 7. Interlaken. Von Gerber. Mit 20 Illustrationen und 1 Karte. Zürich, Verlag von Orell, Füssli & Co. 1878.

Wasielewski. — Geschichte der Instrumentalmusik im XVI. Jahrhundert. Mit Abbildungen von Instrumenten und Musikbeilagen von W. J. v. Wasielewski. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1878.

Weinholz. — Erinnerungen aus dem Leben eines Briefträgers. Ernste und heitere Erzählungen von A. Weinholz. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1878.

Wille. — Stillleben in bewegter Zeit. Von Eliza Wille. 3 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. IV. Band. 2. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.

Zeitung, Illustrirte, für kleine Leute. Band VII. Heft 1—7. Band VIII. Heft 1. Leipzig, Verlag von W. Opetz. 1878.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

DEC 3 0 1993

OCT 1 0 1993

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1900
RECEIVED

Digitized by Google